This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

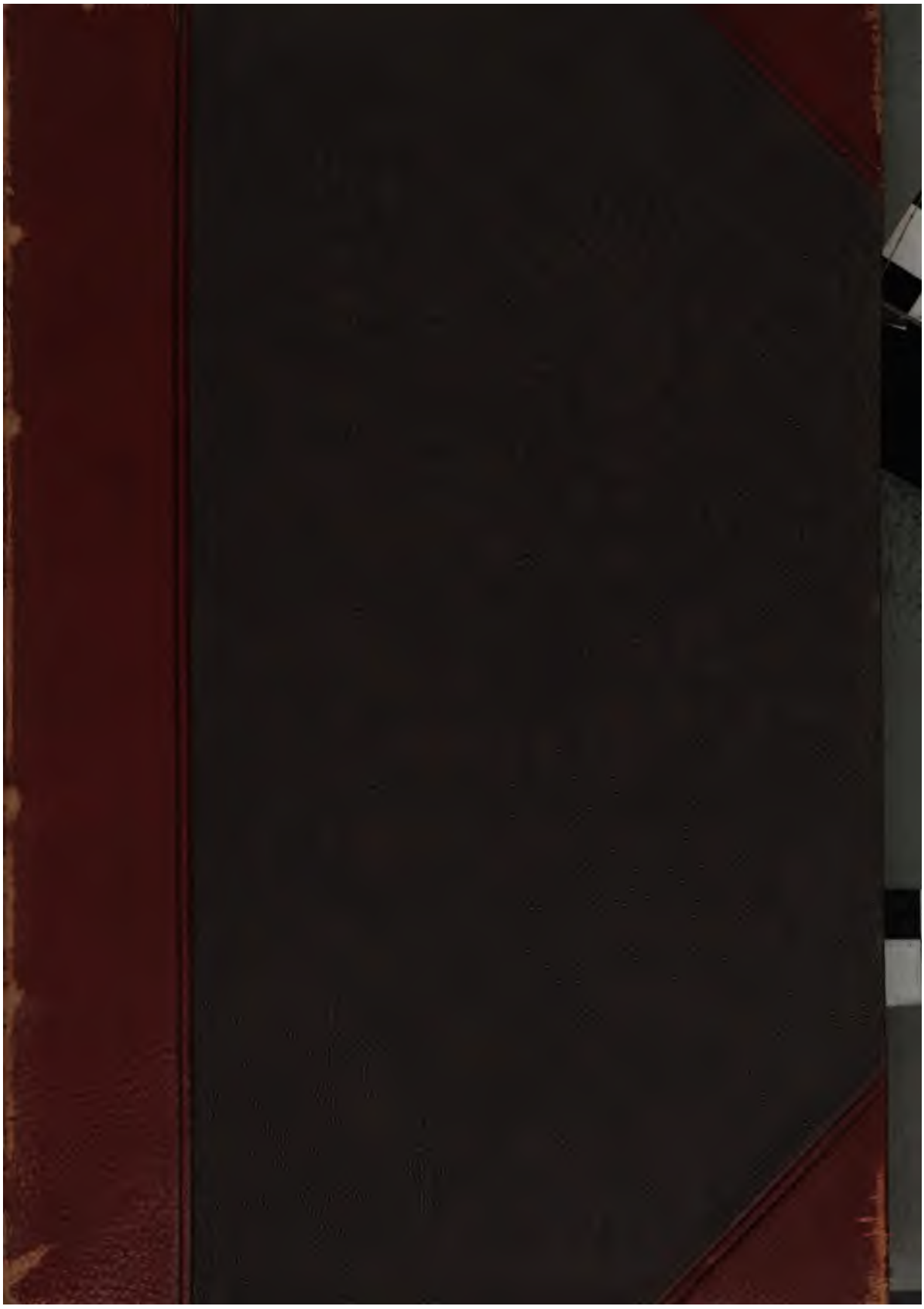
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

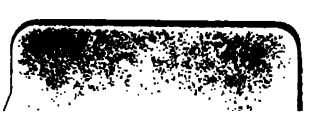
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



600039056T



Sagenbuch

der

Bayerischen Lande.

Aus dem Munde des Volkes, der Chronik und der Dichter

herausgegeben von

A. Schöppner.

Neue Volks-Ausgabe

in 3 Bänden.

1. Band.

München, 1874.
M. Rieger'sche Universitäts-Buchhandlung.
(Gustav Himmer.)

Die Bände werden nicht einzeln abgegeben.

Sagenbuch

der

Bayerischen Lande.

Sagenbuch

der

Bayeriſchen Lande.

Aus dem Munde des Volkes, der Chronik und der Dichter

herausgegeben von

A. Schöppner.

Neue Volks-Ausgabe

in 3 Bänden.

I. Band.

München, 1874.

M. Rieger'ſche Univerſitäts-Buchhandlung.

(Guſtav Himmer.)

Einleitung.

„In seinen Sagen vererbt jedes Volk einen großen Theil seines Lebens, Glaubens und seiner Dichtung auf die Nachkommen.“

A. Rodnagel.

1. Vorwort.

Seine Majestät Maximilian II., König von Bayern, gewährten mir allerhuldvollst Gelegenheit, dieses Buch, das bei der beschränkten Muße des Lehramtes nur äußerst langsam gedeihen mochte, in verhältnißmäßig kurzer Frist zu Stande zu bringen. Dafür sei dem erhabenen Förderer vaterländischer Forschung inniger Dank gesagt.

Sodann erfordert nicht nur Dankespflicht, sondern einfache Ehrlichkeit, die Namen jener Männer bekannt zu geben, welche mich durch schätzbare Mittheilungen gefördert haben. Da jedoch die Zahl derselben noch zur Stunde, da ich dieses schreibe, im Zunehmen begriffen ist, so will ich erst am Schlusse des Werkes einer mir angenehmen Pflicht genügen*).

Es ist hier nicht der Ort, mit einer Abhandlung über Sagenforschung und Sagenpoesie hervorzutreten, einmal weil ich mir bei diesem Buche nicht Zwecke der Forschung, sondern vorerst der Sammlung und Erweiterung des Materials gesetzt habe; zum andern, weil die Bedeutung der Sagen für mythische und geschichtliche Forschung, Sitten- und Literaturgeschichte, Kunst und Poesie schon längst durch eine hinreichende Zahl von Beispielen dargethan ist. Ich beschränke mich daher, auf etliche Andeutungen und Bemerkungen, welche zur Rechtfertigung, zum Verständniß und zum Gebrauche dieses Buches nothwendig scheinen.

2. Literatur und Quellen bayerischer Sagenkunde.

Die Bedeutung der Volkssagen neuerdings zum Bewußtsein geführt zu haben, muß als gemeinsames Verdienst der Romantiker und Germanisten bezeichnet werden. Man hatte vordem alle diese Dinge, welche das gutmüthige Volk als Sagen, Märchen und Legenden im Munde führte, von Seite der kritischen Meister als eitel Lug und Trug, Aberglauben und Fabelwerk gebrandmarkt. Wenn Geschichtsforscher des vorigen Jahrhunderts, wie der ehrliche J. H. v. Falkenstein, dergleichen Lappalien ja noch der Aufzeichnung werth hielten, so geschah es nur mehr, um den Lesern hie und da einen Spaß zu machen, nicht ohne männigliche Verwahrung von wegen anzumutender Leichtgläubigkeit. Ein späteres Geschlecht — jener Periode, da man mit dem Aberglauben zugleich den Glauben austrieb — hielt solcherlei Dinge nicht mehr der Rede werth. Das hat ein halbstädtischer Bauer gar treffend gesagt: „Der alte Fritz hat die Zwerge verjagt, aber Napoleon hat allen Spuk aus dem Lande vertrieben“ **). Gerade um diese

*) Jede weitere Mittheilung von Sagen aus dem Volksmunde wird mir willkommen sein; Sagen aus gedruckten Quellen waren mir großentheils bekannt und so leider vergebens mitgetheilt.

**) A. Kuhn und W. Schwartz Nordeutsche Sagen ꝛc. S. XVIII. Ebendaselbst liest man, wie die Gensdarmen „dem Aberglauben zu Leib gegangen.“

Zeit des Napoleon erfuhr die deutsche Literatur einen raschen und seltsamen Umschwung durch die Romantiker. An die Stelle der französischen Verstandeseinseitigkeit trat eine bis an Fieberhitze grenzende Gefühlsinnigkeit. Nun ward das Mittelalter und mit ihm das alte romantische Land der Märchen und Sagen betreten. Dichter, Sprach- und Geschichtsforscher wanderten gemeinsam dahin und brachten Vieles, was vordem der Verachtung Preis war, in der Wissenschaft wie beim Volke zu Ehren. Von diesem Zeitpunkte schreibt sich ein eifriges Streben, jene einfältigen, von Poesie durchhauchten, Klänge der Sage aus dem Munde des Volkes zu erlauschen und für Zwecke der Forschung wie der Unterhaltung zusammen zu bringen. Die Dichter fanden nämlich, daß in diesen verachteten Kleinigkeiten ein reichhaltiger Fond urfrischer Begeisterung verschlossen liege. Den Naturforschern ging eine neue Welt auf: man denke nur an Grimm's Mythologie. Die Geschichtsschreiber bemerkten, wie die Sage oft wunderbaren Beleg für anderweitig Erkanntes oder Fingerzeige und Wege zu erfolgreicher Weiterforschung oder Einblicke in den Geist der Zeiten gewähre. Als nun die beiden Grimm nach unbedeutenden Vorgängern den ersten Versuch machten, die deutschen Sagen mit Ausnahme der größeren Heldensagen in einer dem Volke mundgerechten Sammlung an's Licht zu stellen, war der Anstoß zu einer ganzen Literatur gegeben; denn nun setzten sich allerorts in Deutschland die literarischen Bergleute in Bewegung, stiegen nieder in Gruben und Schachte, in Grüfte und Klüfte, zu den Zwergen und Wichtlein, den Kobolden und Elfen, und förderten das edle Metall der Sagen klumperweise zu Tage. Es wurde gesammelt in allen Gegenden Deutschlands mit mehr oder weniger Treue, mit mehr oder weniger Vollständigkeit. Heutzutage ist diese Literatur dergestallt angewachsen, daß eine bibliographisch-kritische Ueberschau zu wünschen wäre. Vielleicht liefert sie A. Nodnagel in Darmstadt, der sich seit Jahren mit einer deutschen Sagenkunde beschäftigt. Mir, der ich zunächst Bayern vor Augen habe, kann es nur gestattet sein, die das bayrische Sagengebiet berührenden neueren Schriften namhaft zu machen.

Der Erste, welcher um jene Zeit der wiedererwachenden Studien des germanischen Mittelalters zu einer Sammlung der Sagen von Bayern aufforderte, ist Radlof gewesen. Sein Aufruf scheint indessen, gleichwie ein solcher von Docen, überhört worden zu sein*). Eine dritte Mahnung erging aus dem Munde eines Ungenannten in den Bayrschen Annalen 1833. Auch diese Aufforderung scheint wie die früheren keine sichtbaren Früchte getragen zu haben. Warum? Ich deute das so. Einmal bietet das Volk selbst, in welchem die Sage lebt, die größten Hindernisse der Erforschung, denn es verhält sich dem Gebildeten gegenüber scheu und schweigsam in Mittheilung seiner Spinnstubengeheimnisse aus begründeter Furcht von den „studierten Herren" des Aberglaubens willen verspottet oder verlacht zu werden. So sagen- und märchenreich die Spinnstube ist: in dem Augenblicke, wo ein Studierter eintritt, verstummt sie. Zum Andern scheint der Gewinn aus Mittheilung noch unbekannter lebender Sagen zu hoch angeschlagen worden zu sein. Ein großer Theil der Sagen findet sich in Zeit- und Reise-

*) K. bayr. Intelligenzblatt von 1814, S. 30. — Aus Docens Aufrufe geht hervor, daß er nicht sowohl die Ortssagen, als die geschichtlichen Heldensagen vor Augen hatte, indem er folgende, als von ihm bereits bearbeitete Sagen namhaft macht: die Anklänge bayrischer Heldensage im Nibelungenlied, die Sagen von Adelger, Amelger, Wolfrat von Tengelingen, Theudelinde (nach Füterer), Karl d. G., Herzog Naymes und Ernst von Bayern.

büchern, Landes- und Ortsbeschreibungen, belletristischen, Unterhaltungs- und andern Blättern bereits aufgezeichnet, so daß es nicht sowohl einer Reise durch das Land, als durch die Literatur des Landes bedarf, um eine sehr große Anzahl jener Sagen kennen zu lernen. So fand ich viele Sagen, welche mir als neue und unbekannte warm aus dem Volksmunde mitgetheilt wurden, bereits in Schriftquellen aufgezeichnet; daher ich vermuthe, daß die Herausgabe einer bayerischen Sagensammlung auch darum hinausgeschoben wurde, weil man zuviel von Originalmittheilungen erwartete, und immer vergebens wartete. Es soll damit nicht im Geringsten verkannt werden, welcher Schatz von Sagen noch aus dem Volke zu erheben sei; man will nur andeuten, auf welchem Wege wenigstens ein Anfang gemacht werden konnte. Denn es war eine schöne und verdienstliche Arbeit, wenn man einstweilen die geschichtlichen Sagen des Landes gesammelt hätte. Die Gebrüder Grimm hatten ein Beispiel gegeben. Unter 951 von ihnen gesammelten Sagen sind schwerlich dreißig nicht aus Schriftquellen geschöpfte. Deßgleichen — um etliche Beispiele zu bringen — sind die märkischen Sagen von A. Kuhn, die preußischen von Lettau und Temme, die deutschen von J. W. Wolf beinahe ausschließlich aus Schriftquellen gesammelt.

Den Vorwurf, welcher überhaupt wegen der Aufnahme von Sagen aus Chroniken gemacht werden könnte, hat bereits Temme (die Volkssagen von Pommern und Rügen. Berlin 1840 S. VIII.) zurückgewiesen. Nicht der Chronikschreiber hat die Sage erfunden und gemacht; sie existirte vielmehr im Volke, der Chronikschreiber fand sie schon vor und theilte sie nur weiter mit. „Es ist hiernach also die Aufnahme der Sage in die Chroniken gerade ein Beweis für ihre Echtheit als Sage; denn das Volk hatte sie sich so ganz und gar zu eigen gemacht, daß selbst der gelehrte Chronikant sie gläubig, als Wahrheit mittheilte. Rührte aber auch die Sage wirklich von dem Chronikanten als dessen Erfindung her, so würde sie auch hierdurch nichts von ihrem Charakter verlieren. Denn auch die echteste Volkssage ist, sofern sie nicht einen geschichtlichen Boden hat, zuerst von Einem, gläubig oder ungläubig, aufgenommen und weiter erzählt, und so zur Sage geworden. Ob dieses ursprüngliche Erzählen von Einem aus dem Volke oder von einem Chronisten ausgegangen ist, bleibt gleichgültig, denn die Sage ist nur dadurch geworden, daß das Volk sie in sich aufnahm, sie als einen denkwürdigen Theil seines Lebens betrachtete, als solchen sie zu seinem Eigenthum machte und sie weiter erzählte. Auch das läßt dieser Gattung der Volkssagen sich nicht zum Vorwurfe machen, daß sie nicht mehr im Volke leben, sondern nur noch in den todten Büchern stehen. Es genügt, daß sie einmal als Sage des Volks wirklich gelebt haben."

Haben wir nun seit den Aufrufen von Radlof und Docen auf eine das Königreich Bayern umfassende Sagensammlung vergebens gewartet, so ist dagegen für einzelne Gebiete und Oertlichkeiten mitunter Erhebliches geschehen. Einer der ersten Versuche dieser Art waren die Sagen und Legenden der Bayern in einer Reihenfolge von Romanzen und Balladen. Von Adalbert Müller und Franz X. Müller. Regensburg 1833. Die wenigen (27) hier mitgetheilten Sagen sind poetisch behandelt und gehören nur der Oberpfalz, Ober- und Niederbayern an. Auf Quellen wird nicht verwiesen. Uebrigens sind die Herausgeber treue Erzähler und begabte Dichter, leider — was Süddeutschen oft widerfährt — *) nicht der verdienten Beachtung gewürdigt. —

*) Nicht ohne Schuld ihrer süddeutschen Brüder.

Ein neuer Versuch wurde in den Geschichten, Sagen und Legenden des Bayerlandes von B. Mertel und G. Winter gemacht. Die Herausgeber dieser seit 1845 zu Nürnberg ohne Verlagsangabe in vier Bändchen erschienenen Sammlung haben die Sagen keineswegs in ihrer Einfachheit und Treue belassen, sondern auf unverantwortliche Weise umgestaltet, erweitert, in Erzählungen und Novellen verwandelt. Das Gleiche geschah in einem früheren Buche: Bayerische Volkssagen von H. Willing. Nürnberg 1826. 2 Bdchen., worin von „Volkssagen" in der That keine Spur zu finden. Dieser Art sind manche der schönsten und gehaltvollsten Sagen von unverständigen Schreibern für Unterhaltungsblätter bearbeitet, zugestutzt, entstellt und vernichtet worden. —

Nach solchen Verirrungen mußte F. Panzer's Beitrag zur deutschen Mythologie. München 1848, allen Freunden vaterländischer Sagenkunde willkommen sein. Der Verfasser hat sich indessen nur das Feld der mythischen Sage und auch da wieder die Sage von den drei Schwestern zur besonderen Aufgabe gesetzt, so daß seine Schrift nicht als Sagensammlung von Bayern, sondern als eine Monographie zur deutschen Sage, geschöpft aus bayerischen Quellen, zu gelten hat. — Außerdem ist mir kein Buch bekannt geworden, das sich mit dem Sagengebiete von ganz Bayern beschäftigte. Unter den Monographieen stehen die unterfränkischen von Ludwig Bechstein (die Sagen des Rhöngebirges und des Grabfeldes, Würzburg 1842) und Adalbert von Hertlein (die Sagen des Spessarts, Aschaffenburg 1851) oben an. Beide Schriften enthalten zwar Vieles eher der Geschichte als der Sage Angehöriges, Bechstein's Sammlung außerdem eine große Anzahl außer Bayern fallender Thüringischer Sagen; jedoch haben beide das Verdienst, die Sagen treu und volkstümlich erzählt zu haben, so daß ich nur wünschen wollte, es möchten sich alle Gauen des Vaterlandes so vollständiger Monographieen als die Rhön und der Spessart zu erfreuen haben. Quellen sind in beiden Schriften leider nicht verzeichnet.

Ein sogenannter Sagenschatz von Oberfranken von Bernhard Görwitz, Bayreuth 1846, aus vier sehr mageren Heftchen bestehend, enthält außer wenigen, theilweise entstellten und verblümten Sagen, noch Geschichten, Novellen, Reiseschilderungen, Humoristika *).

Sagen der Pfalz in Gedichten sind erschienen von Fr. Baader, L. Mooris und Fr. Otte, Stuttgart 1842. Die Mehrzahl dieser Gedichte haben außer poetischem Werthe das Verdienst, den Kern und das Wesen der Sage treuer gewahrt zu haben, als die sogenannten Sagen von Mertel, Winter, Willing u. A., von welchen ich für meine Sammlung fast gar keinen Gebrauch machen konnte.

Bamberger Legenden und Sagen von Dr. A. Haupt, Bamberg 1842, lassen als Gedichte Manches zu wünschen übrig; deßgleichen die von Dr. Th. Mörtl fleißig gesammelten Bilder aus dem Bayerwalde. Straubing 1848, und Lieder und Sagen. Straubing 1846.

Dieser Art sind auch die Ausburgischen Sagen in der Augusta von F. Oldenburg. Augsburg 1846. Gelungener nenne ich G. Neumanns Erinnerungen an die fränkische Schweiz. Nürnberg 1842.

*) Daß ich diesem Buch nicht Unrecht thue, kann Ein Beispiel statt vieler zeigen. S. 55 wird die Sage auf die Loosburg verlegt, welche nicht dem Fichtelgebirge, sondern Schlesien angehört, wie zu ersehen in Henelii ab Hennenfeld Silesiographia renov. c. 11 §. 13 und Ausführl. Beschreib. des Fichtelbergs, Leipzig 1716 S. 59.

Eine gute Anzahl Sagen der Oberpfalz und Nachbarschaft enthalten die Gedichte in altbayerischer Mundart von J. A. Bankofer. 2 Bände. München, Kaiser. 1846. Die schlichte und naive Weise der Mundart, welche der Verfasser vortrefflich handhabt, ist auch den Sagen gut zu Statten gekommen. — Ein Regensburger Sagenbuch desselben ist nur unter Freunden des Verfassers bekannt geworden. Nächst diesen von Dichtern gelieferten Beiträgen zur bayerischen Sagenkunde sind etliche Monographieen in Prosa zu nennen.

Ein Schriftchen über die Sagen vom Untersberg von Dr. H. F. Maßmann, München 1831 hat meines Wissens keine Fortsetzung erfahren. Dafür hat L. Steub in seinen Skizzen: Aus dem bayerischen Hochlande, München 1850, Nachbarsagen des Untersbergs treu und volksthümlich mitgetheilt. Das Gleiche ist zu rühmen von der Schrift: Alterthümer, Inschriften und Volkssagen der Stadt Rotenburg von H. W. Bensen, Ansbach 1841; nur Schade, daß der Verfasser keine Quellennachweise liefert. —

Sagen schwäbischer Städte hat ein Ungenannter (L. Mittermaier) treu und fleißig gesammelt: Sagenbuch der Städte Gundelfingen, Lauingen, Dillingen, Höchstädt und Donauwörth. Augsburg 1849 und Sagen- und Geschichtbuch von Burgau, Günzburg, Gundelfingen, Dillingen und Wertingen, 1851 ohne Druckort und Verleger *).

Das ist nun meines Wissens Alles, was seit Grimms Anfängen deutscher Sagenforschung in besonderen Schriften für bayerische Sagenkunde geschehen. Kleinere Beiträge finden sich zerstreut in einer Masse der verschiedenartigsten Schriften, geschichtlichen, topographischen, belletristischen Inhalts, dann in Landes-, Provincial- und Lokalblättern: eine sehr bunte und bändereiche Literatur, deren Beschreibung hierorts erlässlich ist, weil die Quellen vor jeder Sage verzeichnet stehen. Dabei habe ich nutzlosen Etatatenprunk absichtlich gemieden. Oft hätten sich die genannten Schriftquellen um eine stattliche Zahl von Namen vermehren lassen, allein es kam mir mehr darauf an, das Vorkommen einer Sage zu erweisen, als ihre Literaturgeschichte zu liefern. Ein Buch wie Maßmanns Schriftchen über die Untersbergssagen mag einen Gelehrten erbauen; für das Volk, d. h. die Gebildeten unter dem Volke ist es umsonst geschrieben. Dennoch glaube ich, die Ansprüche derjenigen, welchen Sagenerforschung nur für wissenschaftliche Zwecke Werth hat, im Ganzen befriedigt zu haben. Kenner werden noch manche Quellennachweise vermissen, indessen erwäge man, was es heiße, nur die Literatur einer einzigen Stadt, z. B. Nürnbergs, geschweige denn die Literatur von Bayern, Schwaben, Franken und Pfalz bis in's Einzelnste kennen zu lernen.

3. Anlaß und Zweck dieser Sammlung.

Aus vorstehender Uebersicht erhellet, daß eine größere, die Sagen des Königreiches Bayern, vorab die geschichtlichen, umfassende Sammlung nicht bestehe. Ob es an der Zeit sei, mit einer solchen hervorzutreten, lehrt ein Blick auf die Sagenforschung in benachbarten Landen. Es drängt die Aufsuchung und Sammlung dieser Schätze um so mehr, als die alte Zeit und mit ihr die alte Sage gleich einer schwindenden Burg hinabsinkt und ein Stein um den andern sich ablöst. Wo vollends Heerstraßen und

*) Zu beziehen von Kollmann in Augsburg.

Eisenbahnen die Landstriche, vorab der Ebene durchziehen, ist die Sage gar merklich im Abnehmen begriffen. Denn hier hat die Aftercultur tabula rasa gemacht und mit dem Aberglauben die Poesie verscheucht, also daß keine Zeit zu verlieren, der enteilenden nachzugehen, weil binnen Kurzem vielleicht der eifrigste Forscher „anstatt der Rosen nur mehr dürre Halmen und stachlichte Hagenbutten findet.“ *)

Von diesem Gedanken beseelt, ging ich daran, ein Sagenbuch von Bayern herauszugeben, ohne mir je träumen zu lassen, durch meine Sammlung fernere Arbeiten überflüssig zu machen, im Gegentheil von dem Wunsche erfüllt, dadurch weitere Forschungen anzuregen, und so erschöpfende Monographieen als die von Hörrlein und Bechstein, für alle Theile des Landes hervorzurufen. Zunächst war die Frage nach meinem Leserkreise zu erledigen. Etliche Sagenforscher hatten die Gelehrten, etliche das Volk, etliche Beide zugleich vor Augen. Mir schien es vor Allem ein verdienstliches Unternehmen, dem Volke den Sagenschatz des Vaterlandes in die Hand zu geben. Das ist der Standpunkt, von welchem aus diese Sammlung erwachsen ist. Denn wie die Sage ein treuer Spiegel ist, in welchem sich des Volkes innerstes Sinnen und Leben, Glauben und Lieben offenbart, so hat die Sage hinwiederum für das Volk unverkennbaren ethischen Werth, denn sie erfreut, erhebt und rührt nicht nur die Gemüther, sondern lehret, warnet, tröstet durch die Macht des Beispiels und der überall in starken Zügen hervortretenden göttlichen Gerechtigkeit **). Die Sage ist die eigentliche und echte Volkspoesie. Diese neben dem religiösen Glauben hat eine viel höhere Bedeutung für die Veredlung und Sittigung des Volkes, als Leute, welche neuerdings für die Abhilfe der Nothstände des Volkes geschrieben, vermuteten. In dem Grade als trostlose Afterbildung und sogenannte Aufklärung das Volk seines Gemüts- und Gefühllebens beraubte, hat der Materialismus, die Ungenügsamkeit und die Unseligkeit zugenommen. Die Aufgabe der Lehrer und Erzieher des Volkes wird es sein, gegenüber dürrer Verstandescultur und einseitiger Unterrichterei mit allen Mitteln auf die Bewahrung eines der Natur des Volkes gemäßen edlen Gemütslebens hinzuwirken. Wie das geschehen könne, mag an anderem Ort entwickelt werden: hier genüge die Bemerkung, daß die Beachtung ureigener Sitte und alten Herkommens, die Bewahrung heimatlicher Geschichte und Sage in örtlicher Beschränktheit, kein unbedeutendes Moment wahrhafter Volksbildung ist, wie das vor mehr als dreißig Jahren die Gebrüder Grimm angedeutet haben, wenn sie die „deutschen Sagen“ mit den Worten einleiten: „Es wird dem Menschen von Heimatswegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wann er in's Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Grenze des Vaterlandes überschreitet, wo ihn jener verläßt. Diese wohlthätige Begleitung ist das unerschöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geschichte, welche nebeneinander stehen und uns nach einander die Vorzeit als einen frischen und belebenden Geist nahe zu bringen streben.“ ***)

*) Zingerle, Sagen aus Tirol S. VII.

**) Vgl. Ueber den ethischen Werth der deutschen Volkssagen. Von L. Bechstein 1837. Etliche Hauptresultate dieser Schrift: Die Kindheit steht unter Engelschutz; die Unschuld unter Gottes Hut; Tugend findet ihren Lohn, das Laster stets seine Strafe; nie malt die echte Volkssage das Laster reizend; Reue versöhnt, bedrängte Unschuld wird gerettet u. s. w.

***) Wie wenig ist Grimm's Wort verstanden und beachtet worden! Kennt unsere „gebil-

Dieſer erklärten Hauptrückſicht meines Sagenbuches auf einen gröſseren Leſerkreis aus dem Volke widerſtreitet die wiſſenſchaftliche Rückſicht ſo wenig, daſs ich nur auf Grimm's Sammlung oder zehn andere hinweiſen darf, um den augenſcheinlichen Beweis zu liefern, wie gut ſich jene beiderſeitigen Anforderungen vereinigen laſſen.

Demgemäſs blieb vergleichende Sagenforſchung zur Gewinnung wiſſenſchaftlicher Reſultate von meinem Vorhaben ausgeſchloſſen. Es ſollte vorerſt das Material geſammelt und vermehrt, eine Art Codex vaterländiſcher Sage aufgeſtellt, Zwecke der Forſchung aber nicht abgewieſen, ſondern nur auf andere Zeit und Gelegenheit verwieſen werden. Darum enthielt ich mich alles Hervorhebens verwandtſchaftlicher Beziehungen der Sagen, ſo nah es oft lag, weil auſserdem die Sammlung einen ganz veränderten Charakter annehmen muſste.

4. Darſtellung der Sagen.

Wie ſchon angedeutet, enthält dieſes Sagenbuch keine romantiſch umgekleideten Sagen nach Art der Märchen von Benedikte Naubert, Tieck, Fouqué und Anderen. Das Erſte und Heiligſte war mir Treue und Wahrheit. Ich habe mit Sorgfalt und Mühe der Urſprünglichkeit und Echtheit vieler Sagen nachgeſtrebt und Verdächtiges ferngehalten. Aus ſolcher Rückſicht auf Treue geſchah es, daſs in den meiſten Fällen die Sagen mitgetheilt wurden, wie ſie gegeben waren, mit der eigenen Ausdrucks- ja Schreibweiſe der Erzähler, wo dieſe nicht allzugrell von der üblichen abwich. Es ſchien auch tadelhafter, Alles über einen Leiſten geſchlagen, als ſtyliſtiſches Moſaik geliefert zu haben. Zuweilen iſt die ſchlichte, einfältige, kindliche Sprache der alten Zeitbücher beibehalten worden; zuweilen hat ſich die Mundart vernehmen laſſen, ich hoffe nur zum Vortheil der Sage, deren heimiſcher und örtlicher Charakter dadurch beſtimmter und lebendiger hervortritt. Die Bedeutung der Mundart für Sprachgeſchichte und Sprachcultur und demnach für jedes Buch, das als Leſebuch für's Volk hinausgeht, iſt nunmehr allgemein anerkannt, auch haben Grimm in den Kinder- und Hausmärchen, Vonbun in den Vorarlberger, Bechſtein in den Fränkiſchen, Herrlein in den Speſſartſagen u. A. bereits Proben mundartlicher Erzählung geliefert. Mehr als dieſe bedarf die Aufnahme von Sagen aus dem Munde der Dichter der Rechtfertigung. Ich weiſs, was die ſtreng wiſſenſchaftlichen Herren davon halten. Sie betrachten die Dichter der Sagen wie Tempelräuber und ihre Poeſie wie Verſündigung an der Wahrheit. Daher wiſſen ſie nichts Beſſeres zu thun, als poetiſch eingekleidete Sagen, wo ſie ſich vorfinden, in die nackende Proſa aufzulöſen. Auch hier iſt gefehlt worden auſser und inner der Mauern. Es iſt wahr, daſs die Dichter der Gegenwart nicht ſelten die Sage verfälſcht, ihrer weſentlichen Grundzüge beraubt und willkürlich auf einen fremden Boden übertragen haben; allein es iſt Unrecht, auf dieſe Anſchuldigung ein Vorurtheil zu Ungunſten der Dichter überhaupt zu gründen. Viele von ihnen haben die der Sage ſchuldige Treue ſo gut gewahrt, als die proſaiſchen Erzähler. Wem iſt es unbekannt, wie unſere beſten und edelſten Dichter, die Arnim, Brentano, Chamiſſo, Ebert, Geibel, Göthe, Kerner, Platen, Rückert, Schlegel, Schiller, Schwab und hundert Andere, Sagen der Vorzeit in herrlichen Liedern erneuert und

---

dete" Jugend die Sagen von Hellas und Rom nicht beſſer als die des Vaterlandes? Und doch iſt die deutſche Sage gegenüber der antiken viel reiner und unſchuldiger.

dem Volke gleichsam wieder gegeben haben? Und daß diese Klänge aus dem Munde der Dichter von dem Volke mit Lust vernommen werden, beweisen wiederholte Sammlungen derselben von August Nodnagel, J. Günther, Karl Simrock u. A., obwohl ich die Einseitigkeit solcher Bücher nicht verkenne, weil weder alle Sagen sich von Dichtern leidlich bearbeitet finden, noch alle zur poetischen Behandlung tauglich erscheinen. — Unter den von mir aufgenommenen Gedichten befinden sich auch historische Volkslieder älterer Zeit. Die bekannten Sammlungen von Büsching, Görres, Arnim und Brentano, Hormayr, Soltau, Erlach, Wolff, Körner, Uhland u. A. enthalten noch mehrere, als die hier mitgetheilten, allein die Trockenheit und Ausgesponnenheit vieler Stücke dieser Art, machten eine Beschränkung der Auswahl wünschenswerth *). —

Was den poetischen Werth der aufgenommenen Stücke angeht, so werden die Kenner dieser Literatur finden, daß ich viele mittelmäßige Sagengedichte oder wiederholte Bearbeitungen eines und desselben Stoffes ausgeschlossen habe. Wenige minder gelungene Gedichte sind um ihres stofflichen Werthes willen eingereiht worden. Die vaterländische Schule wird vieles für ihre Zwecke, namentlich deutschen Unterricht, Dienliches in dieser Sammlung finden; wenigstens ist es Zeit, Stoffe für Muttersprachübungen mehr im Bereiche der Heimat als in Hindostan und China, in Lappland und Sibirien zu suchen. Dabei will ich mich aber ausdrücklich gegen die Zumutung verwahren, als ob dieses Buch unmittelbar für die Jugend bestimmt sei.

5. Abgrenzung und Anordnung.

Das Feld der Sage berührt in weiter, unsteter Begrenzung die Geschichte, Legende, Poesie, selbst die Naturwissenschaft. Ihr Begriff ist ein unbestimmter, mehr durch stillschweigendes Uebereinkommen, als scharfe Definition festgestellter, daher man in verschiedenen Büchern den Umfang des Sagengebietes verschieden bezeichnet findet. Ich bemerke hier ausdrücklich, was ich Mehr oder Weniger als Andere aufgenommen habe. Einmal wurden (nach dem Vorgange der Grimm, deutsche Sagen II., S. XII.) diejenigen größeren Heldensagen ausgeschlossen, welche im eigenen und lebendigen Umfang ihrer Dichtung auf unsere Zeit gekommen sind. Alsdann waren der Legende (Heiligen- und Wundersage) gegenüber enge Schranken zu ziehen, weil ihr Begriff ein so schwanker ist, daß sich Verbürgtes und Unverbürgtes, Geschichtliches und Sagenhaftes darin berührt. Uebrigens haben die meisten Sagensammler gerade dieses Gebiet auffallend vernachläßigt. Was Aventin (ann. l. III. p. 363 Ingolst. 1554) über die Menge und häufige Wiederholung legendenartiger Sagen bemerkt, gibt dem Forscher einen Wink zur Behutsamkeit **). Ich stellte an die Mehrzahl dieser Sagen zur Aufnahme in diese Sammlung die Forderung, daß Etwas wirklich vom Volke gesagt, nicht bloß in einer Schrift behauptet worden. Noch bemerke ich gegen unverständige Folgerungen aus der Aufnahme von Legenden, ein Sagenbuch kein Lügenbuch ist.

---

*) Vgl. eine Bemerkung von K. Gödeke Eli Bücher deutscher Dichtung I. S. 259. — Diesem Zwecke widersprach es nicht, ältere Volkslieder auch nach der Erneuerung des Wunderhorns aufzunehmen, da diese Sammlung kein Liedercodex zu sein beansprucht, dessen erstes Erforderniß diplomatische Treue.

**) Vgl. Schard im Vorw. zu Aventins Chronik. Frankfurt 1566, und Aretius liter. Handb. I., 126.

Schwierig, in vielen Fällen unmöglich war es, eine scharfe Grenzlinie zwischen Geschichte und Sage zu ziehen. Die Sage ist oft nichts Anderes, als die neben der urkundlichen Geschichte bestehende mündliche Ueberlieferung. Ich habe mich bestissen, beide Gebiete auseinander zu halten, nur wenige Ausnahmen sind mit historischen Gedichten gemacht. Es gibt nämlich gewisse romantische und ritterliche Ereignisse vaterländischer Vorzeit, welche gleich Sagen im Munde des Volkes leben, auch von den Dichtern besungen worden. Ich weiß keinen schicklicheren Ort für Mittheilungen derselben, als ein Sagenbuch. Rodnagel, Günther, Simrock haben vor mir das Gleiche gethan. Mit ihnen will ich Recht oder Unrecht haben.

Auch die Gebräuche und Sitten stehen in naher Beziehung zur Sagenwelt. Ich höre, daß sich ein Forscher dafür gefunden (Lentner) und beschränke mich auf Mittheilung dessen, was sagenhaften Ursprungs und Herkommens ist. Deßgleichen bleibt auch das Märchen von dem Bereiche dieses Buches ausgeschlossen. Es unterscheidet sich wesentlich von der Sage, indem es reines Spiel der Phantasie ist, während jene — wenn auch nur mit losen Fäserchen — auf historischem Grund und Boden haftet.

Wie die Vollständigkeit dieser Sammlung ohne Abdruck oben verzeichneter Monographieen angestrebt wurde, lehrt am besten der Augenschein. Ich bemerke nur Folgendes. Viele der hier gesammelten Sagen, die bereits in oben erwähnten Schriften gedruckt erschienen, sind doch keineswegs aus diesen, sondern aus den ursprünglichen Quellen entlehnt, was ganz einfach durch meine Quellenangaben, die bei jenen fehlen, erwiesen wird. In Mittheilung neuer, d. h. in jenen Monographieen zuerst erzählter Sagen, hielt ich verhältnißmäßig das Maaß ein, welches die Verfasser dieser Schriften ihren Vorgängern gegenüber eingehalten haben. So nahm Bechstein eine Reihe von Sagen aus Mone's Anzeiger (ohne jedoch die Quelle zu nennen), deßgleichen Panzer eine Anzahl aus Bechsteins Sammlung. Häufig wiederkehrende Sagen, die auch bereits von Andern gesammelt waren und keine neuen und wichtigen Züge darboten, sind nur einmal oder auch gar nicht aufgenommen, sobald sie namentlich den Charakter alltäglicher Spuck- und Gespenstergeschichten trugen *). Denn wer da alle Geschichten von verwünschten Schätzen, schwarzen Hunden, feurigen Männern, umgehenden Geistern auflesen und nacherzählen wollte, der würde in jedem Pfarrsprengel sattsames Material zu einem Sagenbuche finden. Im Uebrigen verfuhr ich meinen Vorgängern gegenüber in der von Grimm (D. S. II., Vorr. S. XXII. u. XXIII.) angedeuteten Weise.

Das äußere Gebiet dieser Sammlung bezeichnen die Grenzen des Königreichs Bayern in seiner jetzigen Gestalt. Nur wo der Zusammenhang es erforderte, oder die jenseits lebende Sage auch diesseits vorkam, fand ausnahmsweise Ueberschreitung der politischen Grenze statt.

Bei der Anordnung konnte das alphabetisch-topographische Princip zu Grunde gelegt werden. Das wäre zum Nachschlagen bequemer, auch für Einsicht in den Sagenschatz eines Ortes dienlich gewesen. Dagegen war zu bedenken erstens, daß bei solcher Anordnung ganze Sagenkreise, wie von Karl dem Großen, auseinander fielen; zweitens, daß sehr viele Sagen nicht einem bestimmten Orte, sondern einer ganzen Gegend, einem Berg- oder Flußgebiete, einem Geschlechte u. s. w. angehören.

*) So haben es die Herausgeber der trefflichen Sammlung: Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche: Kuhn und Schwartz gehalten; vergl. Vorw. S. XI.

Weiter konnten die Sagen nach der inneren Zusammengehörigkeit und Verwandtschaft geordnet werden. Auch dieses Princip ließ in sehr vielen Fällen keine Anwendung zu, aus dem einfachen Grunde, weil keine Zusammengehörigkeit vorhanden ist. Ich glaube, daß auch hier die Grimm den richtigen Weg eingeschlagen haben, indem sie keine Ordnungsweise, weder die örtliche, noch die inhaltliche, noch, bei geschichtlichen Sagen, die chronologische steif und hartnäckig befolgten, sondern diejenige Anreihung der Sagen für die natürlichste und vortheilhafteste hielten, „welche überall mit nöthiger Freiheit und ohne viel herumzusuchen," unvermerkt auf einige geheim und seltsam waltende Uebergänge führt. Solche Uebergänge sind bald innere, bald äußere. Mir schien die Rücksicht auf äußere vorwalten zu müssen, weil ein Uebergewicht innerer Zusammengehörigkeit die Leser ermüden würde, wie wenn z. B. eine große Anzahl Zwergsagen oder Wundersagen oder Versteinerungssagen zusammengehäuft wäre. Zum Theil aus demselben Grunde sind die Sagen eines und desselben Ortes nicht zumal und zusammen geliefert, was auch weder thunlich noch nothwendig war; thunlich nicht, weil alsdann, wie schon bemerkt, gewisse Sagenkreise zerrissen, auch später einlaufende Mittheilungen dennoch nachgetragen werden müßten; nothwendig nicht, weil die aus topographischer Zusammenordnung erspriessenden Vortheile für Uebersicht und wissenschaftliche Benützung ebensowohl durch Register erzielt werden können. Solcher Register gedenke ich drei am Schlusse der Sammlung zu verfertigen. Einmal soll ein vollständiges topographisches Verzeichniß die geographische Vertheilung der Sagen sowie den Sagenreichthum jedes Ortes veranschaulichen; ferner soll ein Sachregister die Benützung des Materials für wissenschaftliche Zwecke erleichtern; endlich soll ein Verzeichniß der Dichter, von welchen die Sammlung Beiträge enthält, ein literärgeschichtliches Interesse befriedigen. Nach dieser Zusicherung werden die Leser Nichts dawider haben, wenn ich sie auf einer Reihe von Wanderungen durch die Gauen des Vaterlandes geleite, bald dahin bald dorthin ablenkend, bald dem Laufe eines Stromes, bald dem Zuge eines Gebirges folgend, mit aller Freiheit und Unbedenklichkeit. Nur so konnte schon der Erste Band Sagen aus allen Theilen des Königreiches liefern, während außerdem die Leser in Franken oder der Pfalz nur altbayerische oder schwäbische Sagen erhalten hätten. Wenn also die Sagen eines Ortes, z. B. Nürnbergs im ersten Bande nur theilweise oder gar nicht mitgetheilt worden, so folgt daraus nur, daß man sie im nächstfolgenden Bande zu erwarten habe.

Hiemit empfehle ich mein Buch allen Liebhabern nicht nur bayerischer, sondern deutscher Volkspoesie, Geschichte und Sprache, vorab allen denjenigen, die gerne dem Geräusch des Lebens in die stille Natur, in die frische Waldeinsamkeit, in das Gebüsch verfallener Burgen enteilen, um dort den Stimmen der Berg- und Waldgeister, dem Wehklagen verwünschter Jungfrauen, den Sirenenklängen der Feeen und Niren ihr Ohr zu leihen.

Irre ich nicht, so hat unsere neueste Poesie einen Anfang gemacht, aus der Dürre politischer und socialer Tendenzreimerei in die frische, einfältige und wahrhaftige Natur zurückzukehren. Möge sie zur Einsicht gelangen, welche lebendige und reiche Quellen ihr auf dem Boden der heimatlichen Sage, dieser reinsten und tiefsten Volkspoesie entgegensprudeln.

Sagenbuch

der

Bayeriſchen Lande.

1.

Die Sage vom Untersberg.

Von A. A. L. Follen. — Der Untersberg bei Berchtesgaden auf Bayerns und Oesterreichs Grenzscheide, gleich dem Kyffhäuser ein wahrer Königspalast der Sage. Vergl. Frater Felizian's merkwürdige Reise zum Kaiser Karl im Untersberg. Salzburg, 1787. Beschreibung vom Untersberg. Brixen, 1850. H. F. Maßmann der Untersberg. München, 1831. L. Bechstein Volkssagen Oesterr. I., 72. Grimm deutsche Myth. II., 190. L. Steub Aus dem bayerischen Hochlande, S. 161. ff. Wiederholungen der Sage in Gedichten von E. v. Schenk, J. N. Vogl, Th. Creizenach, F. G. Pocci, G. Mühl u. A.

Nun höret Wunder sagen
Vom tiefen Untersberg:
Ihn hat in Heldentagen
Gehöhlt ein wild Gezwerg;
Der Wölbung Breit' und Länge
Ist mächtig ausgespannt,
Und gehn zwölf Geistergänge
Hinauf in's deutsche Land.

Auf unterird'schen Matten
Dort athmet fremde Luft,
Wo nie getrübt, sich gatten
Der Blumen Licht und Duft;
Dort stehn zwei reiche Bronnen
In Marmel wohlgethan,
Die treiben recht mit Wonnen
Thausprudel himmelan.

Zur Rechten draus und Linken
In tiefem Wiesengrün
Die Blumen sieht man trinken
Und mannigfach erblühn:
Bis beide Flüss' im Strome
Zum Marmelbecken gehn,
Und vor dem goldnen Dome
Als Silberspiegel stehn.

Dem Dom genüber spiegelt
Vier Riesen diese Fluth,
Die Arme sind versiegelt,
Ihr Stolz gelähmte Wuth;
Es ruht ihr demantsteinern
Arm-, Brust- und Nackenband
In eines viermal kleinern
Gekrönten Helden Hand.

Dringt unsre Sonne nimmer
In's unterird'sche Haus,
Doch geht ein Heil'genschimmer
Von Domes Kuppel aus;
Empor zwei Thürme schießen
Von buntem Edelstein,
Und ihre Blumen sprießen
Und sonnen sich im Schein.

Zwei Säulenbündel tragen
Die Heil'gen ob dem Thor,
Und stehn in's Kreuz geschlagen
Zwei Kreuzesschwerter vor;
Das ein' ist diamanten,
Das ander' ist Rubin,
Smaragd- und Saphirkanten
Die Griff' und Knäuf' umziehn.

Hoch donnernd und ergötzlich
Das Domgeläut' erſchallt,
Und ſchafft lebendig plötzlich
Den Palm- und Eichenwald;
Dann ziehn viel reine Pfaffen
Voll Eifer nach dem Dom,
Und Volk in hellen Waffen,
Ein wogenvoller Strom.

Zweifach den Bart geſpreitet
Auf goldnes Brußgewand,
Voran mit Krone ſchreitet
Ein Held, den Stab in Hand:
Das ſind die Streiter Chriſtes
Und die vom deutſchen Reich,
Und Karl der Kaiſer iſt es,
Ein Hirt und Held zugleich.

Im Klang geweihter Harfen,
Im Waffenblitz und Licht,
Geht Karl mit einem ſcharfen,
Tiefſinnigen Geſicht;
In all' dem Volk wie einſam:
Ein heilig Herrſcherbild,
Und doch ſo treu gemeinſam,
Mit Allen traut und mild.

Wie lang die deutſchen Helden
Dort unten halten Wacht:
Das muß die Zukunft melden
Und ſteht bei Gottes Macht;
Inzgleichen was ſie ſingen,
Und ſegnen leis und laut,
Iſt von verborgnen Dingen
Und Gottes Herz vertraut.

Auch dämmert in der Niſche
Dort Kaiſer Friederich.
An einem Marmeltiſche
Bezaubert hält er ſich;
Doch wann den Tiſch zum dritten
Sein Funkelbart umreicht,
Dann kommt er vorgeſchritten
Und Bann und Zauber weicht.

Dann fängt im Walſerfelde
Der Baum zu grünen an, —
Und das iſt ſichre Melde:
„Bald wird die Schlacht gethan!"
Und wird er Früchte tragen,
Am ſtrotzenden Geäſt,
„Dann wird die Schlacht geſchlagen,
Dann kommt das Erntefeſt."

Dann hebt es an zu raunen
Im Volk von Land zu Land,
Dann blaſen Heerpoſaunen
Die Welt in Waffenbrand,
Drängt Alles zum erdorrten,
Ergrünten Baume ſchon;
Aus Unterbergs Pforten
Steigt Karl zum hohen Thron.

Dann ſoll'n die Guten richten
Die Böſen allzumal,
Zerſchlagen und zernichten
Bei Wals im Rachethal.
Dann ſtrahlt in hehrem Feiern
Vom Baum der Welfenſchild,
— Und Keiner kann entſchleiern
Den Geiſt von dieſem Bild.

2.

Der Kaiser im Untersberg.

Histor. Schatzkästlein für Bayern. München, 1832. I., 7.

Noch waren zehn Jahre nicht vorüber, als Luther seine Reformation begonnen. Da ging ein andächtiger Bürger von Reichenhall eines Sonntags nach der Frühmesse weit aus lustwandeln. Er kam an den Untersberg, sah mit Erstaunen den Berg offen wie durch ein Kapellenthörlein, darüber eine Inschrift mit silbernen Buchstaben, einer Sprache, die kein Sterblicher gehört. Ihm entgegen schritt ein eisgrauer, ehrwürdiger Mönch mit einem mächtigen Schlüsselbund, ganz in ein großes Buch vertieft. Eine ungeheure Pforte flog klirrend und prasselnd auf und auf einer schönen Wiese stand eine unendliche Kirche mit zweihundert Altären und mehr als dreißig Orgeln. Zweimal dreihundert Mönche sangen die Horen. Darauf schlug die große Glocke markerschütternd und doch lieblich an, und aus allen Winkeln kam zahlloses Volk zum Hochamt. Nach dem Gottesdienst bewirthete der Mönch den Reichenhaller Bürger köstlich und führte ihn umher in den Wendungen des Berges. Da sah er den Barbarossa, der einst in den Papsthändeln Salzburg mit Feuer und Schwert verwüstete, unter betäubendem Kriegeslärm, Trommelwirbel und Trommetengeschmetter und wehenden Fahnen, — dann wieder in einsamer Majestät den großen Karl mit dem langen Silberbart. Reicht der das zweite Mal die ganze lange Tafel herum, so bricht der jüngste Tag herein. — Lustwandelnd begegneten sie auch vielen unlängst verstorbenen Bayerfürsten, Herren und Frauen, Salzburger Erzbischöfen, Pröbsten von Bertholsgaden und St. Zeno. — Auf die Frage, was diese hier thäten, gab das Mönchlein dem Reichenhaller Bürger eine solche Maulschelle, daß er glaubte, alle neun Chöre der Engel fingen zu hören und diesen Backenstreich bis an sein Lebensende verspürte. Doch wurde er wieder freundlich und schlug ihm uralte, mächtige Bücher auf aus Thierhäuten und Baumrinden. Darin stand Vieles von den Strafen der Gottlosen, von Türken und Schweden, vom Gräuel der Verwüstung, daß die Wölfe wieder in die Städte dringen und in Salzburg ihre Jungen hinter St. Ruperts Altar legen würden; von zwei großen Schlachtfeldern am Rhein und auf den Walserfeldern bei Salzburg und wie zuletzt der Barbarossa mit den Seinen aus dem Bergesdunkel steigen und den Sieg entscheiden werde. — Dann

zeigte der Mönch dem Reichenhaller Bürger die zwölf betretenen Ausgänge aus dem Untersberg in verschiedenen Gegenden. In einer derselben wies er ihm einen dürren Birnbaum, der schon einmal umgehauen worden, aber aus der Wurzel frisch wieder ausgetrieben. Wenn der wieder umgehauen, noch einmal grüne und Früchte trüge, werde ein wehrhafter Bayerfürst zu dem Baume treten, seinen Schild daran hängen, allen Neidern und Widersachern obsiegen und Bayern groß machen.

Gütig entließ der Mönch den Reichenhaller Bürger auf den alten Weg. Bei jäher Todesstrafe verbot er ihm, sich umzusehen und bevor fünfunddreißig Jahre verflossen, Etwas von diesen Geschichten irgend einer lebendigen Seele zu offenbaren.

3.

Karl der Große im Untersberg.

Von Karl Ulmer.

Da wo der Alpen Gruppe
Umgränzt den bayrischen Gau,
Erhebt mit hoher Kuppe
Ein Berg sich düstergrau.

Dort hört man bald ein Gedröhne,
Wie schaurigen Waffenklang,
Bald rauschende Orgeltöne
Und hehren Festgesang.

Tief in des Berges Schooße
Erstreckt sich ein hoher Saal;
Drin hauset Karl der Große,
Die Recken mit ihm zumal.

Mit Zepter und Kaiserkrone,
Mit langem, weißen Bart,
So sitzt er auf marmornem Throne,
Und waltet nach alter Art.

Oft fragt er nach seinem Volke,
Ein Herold gibt Bericht;
Da mehrt sich stets die Wolke
Auf Karol's Angesicht.

Und neben steigt in steilem
Gewölb empor,
Getragen von strebenden Pfeilern,
Mit Orgelruf und Chor.

Hier steht, umstrahlt von Lichtern,
Der Bischof am Altar,
Um ihn mit strengen Gesichtern
Der Priester greise Schaar.

„Die Kirche — sie ist zerfallen,"
Erschallt des Bischofs Wort:
„Doch lebt in unsern Hallen
Der wahre Glaube fort."

„Das Reich — es liegt in Trümmern,"
So ruft der Kaiser mit Macht:
„Doch webt es, ohne Verkümmern,
Hier unten in sinner Pracht."

„Und sind erfüllt die Zeiten,"
Erwidern Alle zugleich:
„Dann wappnen wir und bereiten
Das neue, heilige Reich."

4.

Friedrich der Rothbart im Untersberg.

Koch-Sternfeld, Geſchichte von Berchtesgaden I., 75. E. Maßmann a. a. O.

Die Marmorgewölbe des Untersberges umſchließen den gebannten Kaiſer Friedrich, ſein Hoflager und ſeine Heerſchaaren; in langen Zügen wallen die vertriebenen Mönche durch Erdklüfte unter Seen und Flüſſen nach den benachbarten Kirchen und feiern in St. Bartholomä, in Gredig, im Münſter Berchtesgadens und im hohen Dom der Hauptſtadt zur Mitternachtsſtunde unter Glockenklang und Orgelton den Gottesdienſt. Kriegeriſche Muſik und Waffengeklirr ſchallt, beſonders bei nahendem Kriege, aus des Berges Höhlen; wilde Ritter und Knappen durchſtürmen, dem Landvolk zum Schrecken und ſich zur Pein, auf feurigen Roſſen, in glühenden Panzern, mit ſprühenden Waffen, die benachbarten Gefilde. Sie eilen mit ſcheidender Nacht wieder in den Berg zurück, deſſen eherne Pforte zwiſchen den eingeſtürzten Oefen (Felsklüften) beim Hallthurm hinter den Trümmern der Burg Plaien dem Wandrer nur ſelten und augenblicklich ſichtbar wird. Hier harren dieſe Gebannten unter Gebet und guten Werken ihrer Erlöſung und jenes furchtbaren Tages, da Unglauben und Gewalt den höchſten Grad erreichen und die Völker ſich wie im Wirbelwind an einander drängen werden, um auf der weiten Ebene von Wals die Völkerſchlacht zu ſchlagen, in der Kaiſer Friedrich mit ſeinen Heeren der guten Sache den Sieg erringt.

5.

Ein Wanderer in den Untersberg.

L. Bechſtein, die Volksſagen, Mährchen und Legenden Oeſterreichs. I., 75 ff. Maßmann a. a. O.

In der Salzburger und Berchtesgadner Gegend geht ein altes, ſeltenes Büchlein von Hand zu Hand, das beſchreibt eine gar wunderſame Mähr, die ſich mit einem Manne, Namens Lazarus Aigner (nach Andern Gitſchner), zugetragen und in dem Büchlein von ihm ſelbſt für wahrhaftig beſchrieben wird.

Es war im Jahre 1529, als dieſer Mann, ein Diener des Stadtſchreibers zu Reichenhall, mit ſeinem Herrn, dem Pfarrer Martin Elberger

und noch zwei andern Männern aus Reichenhall auf den Untersberg gingen. Da kamen sie zu einer Felsenschlucht, der hohe Thron genannt, wo ein Loch in den Berg ging. Unter dem Felsen stand eine Kapelle, die trug eine Schrift von silbernen Buchstaben, welche die Wanderer ansahen und lasen. Nachher sind sie wieder nach Hause gegangen. Später kam unter ihnen das Gespräch auf die Schrift, deren Buchstaben ihnen entfallen waren, und der Pfarrer sprach zu Aigner, er möge doch nochmals hinauf gehen und die Schrift abschreiben. Dieser ging an einem schönen Septembertage, der ein Mittwoch war, allein auf den Berg, fand die Schrift mit uralten Buchstaben in die Wand gehauen, und schrieb sie ab: S. O. R. E. E. I. S. A. T. O. M. Ueber dem Aufschauen und Abschreiben dieser alten Inschrift wurde es Abend und zu spät, den Rückweg anzutreten. Daher bettete sich Lazarus nahe der Höhlung auf weiches Moos und entschlief. Am andern Morgen machte er sich auf und wollte wieder hinab nach Reichenhall, sah sich jedoch zuvor im Gehen ein wenig in die Weite um und siehe! plötzlich steht vor ihm ein barfüßiger Mönch, der betet aus einem Buche und trägt eine große Bürde Schlüssel auf der Achsel. Jetzt redet der Mönch ihn an: „Wo bist du gewesen? Wo gehst du hin? Hast du gegessen oder bist noch hungrig?“

Lazarus antwortete schlecht und recht, und der Mönch hieß ihn mit sich gehen. Sie gingen aufwärts gegen den hohen Thron, kamen wieder an eine Felskluft, die war mit einer eisernen Thüre versperrt, welche der Mönch mit einem seiner Schlüssel aufschloß, und dann traten sie in den Berg ein Der Mönch sprach zu Lazarus Aigner: „Lege deinen Hut allda nieder, so kannst du wieder heraus; innen aber sprich zu Niemand ein Wort, es sage einer zu dir, was er wolle. Mit mir darfst du reden und mich fragen, was du willst. Merke auch wohl, was du siehest und höreſt.“ Innen zeigte sich ein großer Thurm mit einer goldgezierten Uhr. Da sprach der Mönch: „Schau auf die Uhr, auf welcher Stund' der Zeiger steht und um welche Stund es ist.“ Es war sieben Uhr. Als Lazarus Aigner aufschaute, sah er ein herrliches Gebäu mit einem doppelten Glockenthurm, wie ein ansehnliches Kloster, das auf einer schönen weiten Wiese lag. Ein Brunnen war daneben mit schneekaltem Wasser, rundum war schöner grüner Wald. Der Wanderer kam mit dem Mönch in eine Kirche, die so weit war, daß er von der hintern Kirchthür kaum auf den Chor hinauf sehen konnte. Dort beteten Beide, und der Mönch hieß den Mann in einem Stuhle bleiben und sagte ihm, daß die Kirche

zweihundert Altäre habe und über dreißig Orgeln. Als Lazarus in dem Stuhle saß, kamen eine Treppe herunter mehr als dreihundert Mönche, alte und junge, blickten ihn scharf an, gingen auf den Chor und sangen die Horas andächtiglich. Nun erklangen alle Glocken, und unzählbare Schaaren Andächtiger, angethan mit herrlichen Kleidern, erfüllten das unterirdische Gotteshaus. An allen Altären wurde Messe gelesen und das Hochamt gesungen, und alle Orgeln erdröhnten, und zahllose Instrumente wurden laut mit himmlischer Musik. Dann verlor sich das Volk und die Mönche wandelten wieder an dem Erstaunten vorüber. Hernach führte der Mönch Jenen eine Treppe von achtzig Staffeln hinauf in einen Speisesaal voll hoher doch unverglaster Kirchenfenster zu beiden Seiten, daraus man hinabsah auf die Wiese. Daran stieß der Convent, oben gewölbt und mit schönen Fenstern wohl versehen. Darinnen standen lange Tische, und an einem derselben speiste der Mönch den Lazarus Aigner mit üblicher Klosterkost und einem Becher Wein. Zur Nonzeit (drei Uhr Nachmittags) gingen Beide wieder in die Kirche, die wieder voll Volkes war. Nach der Non gingen sie in die Bibliothek, da sah Aigner viele Leute auf dem Anger hin und her gehen, und auf Befragen, wer diese seien, antwortete der Mönch: „Es sind alte Kaiser, Könige, Fürsten, Bischöfe und andere Ritter, Herren und Knechte, Edle und Unedle, auch Frauen, christliche Leute, welche den christlichen Glauben zur letzten Zeit Untergangs der Welt helfen erretten und vertheidigen."

Die Bücher in der Bibliothek waren uralt, aus Baumrinden und Häuten und mit alten unbekannten Buchstaben beschrieben. Vieles las und erklärte der Mönch. Zur Vesperzeit gingen Beide abermals in die Kirche, dann in den Convent zum Speisen, dann in die Complet. Darauf ordnete sich ein langer Zug der Mönche mit Büchern und Laternen, und gingen je zwei und zwei nach dem hohen Thurme, durch welchen Lazarus eingegangen war in den Untersberg. Da sah man zu zweien Seiten sechs Thüren, und der Mönch nannte zwölf verschiedene Kirchen in der Umgegend, in welche man durch diese Thüren gelange, nach Salzburg, Reichenhall und andere. Er sprach: „Jetzt gehen wir nach St. Bartholomä bei Berchtesgaden;" und so that sich die eine Thür auf, und sie gingen in einem breiten und schönen Gange fort und fort. Einmal sagte der Mönch: „Schau, Lazarus, jetzt gehen wir tief unter dem See," damit er den Königssee meinte, an welchem St. Bartholomä gelegen ist. In der Kirche sangen sie die Metten und gingen dann zurück.

Der folgende Tag wurde vollbracht, wie der erste, nur daß sie zur Nacht in den Dom zu Salzburg gingen und dort ihr Gebet verrichteten. Hernach lasen sie in der Bibliothek die großen Bücher voll alter Geschichten und zukünftiger Ereignisse, und der Mönch sprach viele Weissagungen, wie es dermal einst in der Welt sich zutragen werde. Als sie so lasen und mit einander sprachen, ersahen sie einen Kaiser unter dem Volke, mit Kron' und Scepter, der hatte einen grauen Bart vom Haupte bis zum Gürtel, und der Mönch sagte: „Das ist Kaiser Friederich, welcher einstens auf dem Walserfelde ist verzuckt worden. Schau ihn wohl an, er ist in solcher Gestalt, wie er ist, verloren gegangen." Auch andere verstorbene Fürsten und edle Herren mehr erblickte Lazarus, auch seiner noch lebenden Bekannten Etliche, und fragte den Mönch was diese in dem Berge machten und ihr Thun und Lassen sei? Da gab ihm der Mönch eine solche derbe Maulschelle, daß er sie sein Lebelang empfand, und sprach zornig: „Was bedarfst du Wissens und Forschens nach den Geheimnissen Gottes?" —

So waren nun bereits sieben Tage vergangen, als der Mönch sprach: „Lazarus, nun ist es Zeit, daß du wiederum hingehest, oder willst du hierinnen verbleiben, so magst du es auch thun."

Aigner antwortete: „Ich will hinausgehen."

So geleitete ihn der Mönch zu dem Thurme, versah ihn mit Zehrung und guter Ermahnung, hinfort demüthig zu leben, hieß ihn auch wieder auf die Uhr schauen, deren Zeiger eben wieder auf sieben stand, und den Hut aufsetzen, der noch dort lag. Dann redete er noch Manches von künftigen jämmerlichen und kümmerlichen Zeiten, so noch kommen würden, und schlüßlich befahl er ihm, er solle Alles, was er gehört und gesehen in dem wunderbaren Berge, fleißig merken und beschreiben, doch nicht eher, als nach fünfunddreißig Jahren. Zuletzt segnete er ihn und sprach: „Nun gehe hin im Namen des Friedens, du wirst schon dermal einst wieder zu mir kommen! Schaue dich auch nicht um!"

Und so kam Lazarus Aigner mit Zittern wieder hervor aus dem Schooße des Untersberges und herab nach der Stadt Reichenhall, und war ganz stille.

6.

Das Schloß der Zwerge.

Von Schöppner. — S. Beſchreibung vom Untersberg, Brixen, 1850.

Ein Bauer hat erzählt: ich fuhr ein Fuder Wein
Am Untersberg vorbei von Salzburg nach Hallein.

Es war bei Niederalm am Brückenkopf gerade,
Als mir von ungefähr ein graues Männchen nahte.

„Grüß Gott! mein lieber Hans, wohin mit deinem Wein?
Ei folge mir zum Berg, ich will dein Käufer ſein.

Ich ſchüttelte den Kopf, der Antrag ſchien mir Poſſe,
Und trieb mit hellem Knall zu raſcher Fahrt die Roſſe.

Da ſpringt der Zwerg mit Wut hervor und donnert: halt!
Und zähmt der Roſſe Muth mit rieſiger Gewalt.

Mir gruſelte vor Angſt, es ſträubten ſich die Haare:
„In Gottes Namen denn! befehlet nur, ich fahre.“

Das Wichtlein ging voraus, ich fuhr bedenklich nach,
Da überkam mit Macht ein Schlaf mich allgemach.

Doch hielt der Schlaf nicht lang, und als ich jetzt erwachte,
Ein wunderſchönes Schloß vor meinen Augen lachte.

Auf einen Felſen hochgebaut von Marmelſtein,
Die Fenſter von Kryſtall im Morgenſonnenſchein.

„Wolan, mein lieber Hans!“ begann hierauf der Kleine,
„Das iſt der Markt, dahin du fährſt mit deinem Weine.“

So fuhr ich durch das Thor mit hellem Peitſchenknall,
So daß des Hofes Raum erklang vom Wiederhall.

Da kamen wie geweckt viel hundert kleine Leute
Und hüpften auf mich zu und grüßten voller Freude.

„Willkommen lieber Hans! ſei froh und wohlgemut,
Bei uns iſt Ueberfluß und Küch' und Keller gut.“

Sie ſpannten hurtig dann die Roſſe von dem Wagen
Und ſorgten in dem Stall für deren leeren Magen.

Mich ſelber brachten ſie in einen Speiſeſaal,
Darinnen duftete der Tiſch vom beſten Mahl.

Doch ſchmeckte leider mir kein Trinken und kein Eſſen,
Ich konnte meinen Wein und Wagen nicht vergeſſen.

Und als ich nun geſpeiſt, da zog der Zwerge Troß
Mit Ungeſtüm mich fort, zu zeigen mir das Schloß.

Ein Flügel that ſich auf, da ward ein Saal betreten
Geſchmückt mit Stickerei auf ſeidenen Tapeten.

Doch war ein zweiter Saal noch herrlicher an Pracht,
Die Decke und die Wand von purem Gold gemacht.

Die Fenſter von Kryſtall und ſpiegelglatt der Boden
Mit Steinen wohlgefügt, mit weißen und mit rothen.

Und an den Wänden rings erblick ich Ritterwehr
Und Waffen mancherlei von edlem Golde ſchwer.

Und mitten in dem Saal da ſtanden erzgegoſſen
Der Rieſenbilder vier, mit Ketten angeſchloſſen.

Und ob den Vieren ſtund ein gülden Königlein,
Das ſchien der Recken Herr und Oberſter zu ſein.

Da fragt' ich einen Zwerg, was dieſer Bilder Sinn ſei;
Der gab mir den Beſcheid, daß Wiſſen kein Gewinn ſei.

So ſah ich manchen Saal von wunderbarer Pracht,
Doch endlich traten wir in einer Wölbung Nacht.

Nur ſpärlich drang der Tag durch eines Loches Spalte,
Ich ſchaute flugs hindurch in eines Hofes Halde.

Da ſah ich eine Schaar der ſchönſten Frauen gehn,
Dergleichen nie mein Aug' hat Schöneres geſehn.

Doch faßte flugs ein Zwerg mich an dem Zopf behende
Und machte ſüßem Schaun gewiſſenhaft ein Ende.

Darnach gelangten wir in eines Kellers Raum,
Der war ſo rieſengroß, ich ſah das Ende kaum.

Da lagen ohne Zahl die Fäſſer goldnen Weines,
Der Nektar von Tirol, der Himmelsthau des Rheines.

Da ſetzten ſich die Herren auf eine Bank von Stein
Und ſagten ſchönen Dank für meine Fuhre Wein;

Und Einer kam daher mit ſchwerem Sack beladen
Und zählte auf den Tiſch die prächtigſten Dukaten.

„Das nimm," begann der Wicht, „an Zahlung für den Wein!" —
Ich ſchob mit großem Dank die goldnen Füchſe ein.

Darauf entließen mich die Wichtlein aus dem Schloſſe,
Schon harrten wolgeſchirrt am Wagen meine Roſſe.

Ich ſchwang mich luſtig auf und fuhr in leichtem Trab
Des goldnen Glückes froh den Wunderberg hinab.

7.

Vom Hans Gruber und der goldenen Kette.

Die vor. Schrift.

Hans Gruber, Bürger und Gaſtgeber zu Salzburg, der auch Holzmeiſter auf dem Untersberg war, ein ſchlichter rechter Mann, ſaß einſt auf dem Untersberg auf ſeinem grünen Plätzlein, wo er immer geſeſſen war, und ſah den Holzknechten zu, wie ſie Holz machten. Als er nun an einem Tage ſein Brod gegeſſen und von einem Brünnel, das in der Nähe ſeines Plätzchens war, getrunken hatte, trug ſich folgendes zu. Während er den Knechten, über die er Holzmeiſter war, zuſchaute, ſtand auf einmal zunächſt der ſteinernen Wand eine eiſerne Thüre offen, und eine Perſon, die wie ein Mönch ausſah, ſagte zu ihm: „Hans, geh herein!" Aber der Holzmeiſter getraute ſich nicht, und ging nicht. Abermals ſprach der Mönch: „Hans, geh herein!" Aber der Hans ging nicht; denn er fürchtete ſich. Zum drittenmale ſprach der Mönch: „Sieh! wenn du hereingehſt, ſo gebe ich dir die goldene Kette, die ich hier am Arm trage!" Hans ſah die Kette an ſeinem Arm wohl, aber er ſprach: „Gib mir nur ein Glied von dieſer Kette, ſo bin ich zufrieden, aber hinein gehe ich nicht, denn ich fürchte mich." Da riß der Mönch drei Glieder von ſeiner Kette ab und warf ſie dem Holzmeiſter in den Hut, in den ſie gerade fielen. Laß dieſe Niemanden unter drei Tagen ſehen, und ſei froh, daß du ſie gerade in deinem Hute aufgefangen haſt. Denn wäre ein Glied neben hin gefallen, ſo würdeſt du mir nimmer entkommen ſein dein Leben lang, bete fleißig! Hierauf ging der Mönch in den Berg und ſchlug die Thüre zu, daß es wiederhallte. Vorher hatte der Holzmeiſter ſchon durch die Thüre in den Berg geſchaut, und er hatte nicht anders gedacht, als ſähe er einen neuen Himmel und eine neue Welt. Als der Holzmeiſter zu ſeinen Knechten, die wohl den Schall vernommen, aber da ſie weiter entfernt waren, den

Mönch nicht gesehen hatten, zurückkam, erzählte er ihnen von dem Mönche, was er gesagt hatte, und wie er durch die Thüre eine neue Welt zu sehen geglaubt habe. Von den goldenen Ringen aber schwieg er still. Diese hatte er in seinen Rockbusen gesteckt, und drei Tage behalten. Sie waren Gold, und als er sie am vierten Tage wog, hatten sie drei Pfund drei Vierling an Gewicht. Nachher ging der Holzmeister wiederum mit den Knechten auf den Wunderberg, um die eiserne Thüre zu suchen; aber sie fanden sie nicht. Diese ganze Geschichte betheuerte Hans Gruber, und es ist ihm bei seiner Redlichkeit und Geradheit zu glauben.

8.

Des Hirten Stab.

Mündlich.

Es ging einmal ein Hirtenknabe den Untersberg hinab, und weil es sehr schwül war, so streckte er sich in's weiche Gras an einer frischen Quelle nieder und schlief ein. Als er erwachte, griff er nach seinem Stabe, den er in die Quelle gelegt hatte. Aber o Wunder! anstatt des alten mit Eisen beschlagenen Stockes blitzte ein nagelneuer Hirtenstab von purem Golde aus dem Wasser. Voll Freuden nahm ihn der Knabe und eilte damit sporenstreichs den Berg hinunter seinem Dorfe zu. Daselbst entstand ein großes Aufsehen über den kostbaren Fund, und alles Volk machte sich unverweilet, schwer mit altem Eisen beladen, auf den Weg nach dem Goldbrünnlein. Alldort wollte Jeder zuerst seine Bürde von Eisen in's Wasser werfen. Bald war die Quelle angefüllt. Aber vergeblich warteten die guten Leute auf die Vergoldung; am Ende mußten sie ihr Eisen wieder aus dem Wasser ziehen und beschämt nach Hause wandern.

9.

Goldsand, Goldkohlen und Goldzacken vom Untersberg.

Grimm. Brixener Volksbuch. L. Steub a. a. O.

Im Jahre 1733 ging Paul Mayr, Dienstknecht zum Hofwirth von St. Zeno auf den nahen Untersberg, in der Absicht, um vielleicht zu seinem Unterhalte etwas finden zu können. Denn schon stand der Berg im Rufe,

daß in ſeinem Innern Gold verborgen ſei. Da nun dieſer unweit des Brunthals faſt die halbe Höhe des Berges erreicht hatte, kam er zu einer Steinklippe, worunter ein Häuflein Sand lag. Er dachte, dieß könnte vielleicht für ihn taugen, und füllte zur Probe alle Taſchen mit ſolchem Sande. Freudig eilte er nach Hauſe zurück, als ihm plötzlich ein Mann begegnete und ihn fragte: „Was trägſt du da?“ Vor Furcht und Schrecken blieb Paul ſtumm vor ihm ſtehen! Da ergriff ihn der Fremde, leerte ihm die Taſchen und ſprach zu ihm die warnenden Worte: „Jetzt gehe nimmer den alten Weg zurück, ſondern einen andern! Und wenn du dich hier wieder ſehen läßt, ſo fürchte für dein Leben.“ Paul ging. Aber das Gold war zu reizend, als daß er die Stelle nicht noch einmal zu finden verſuchte. Er nahm aber dießmal, um der frühern Gefahr zu entgehen, einen gut bewaffneten Freund mit. Doch ihr Suchen war umſonſt: die Stelle fand ſich nicht mehr.

Zwei Holzknechte ſahen einmal in der Nähe eines Hügels Kohlen in der Sonne liegen. Der Eine hob drei davon auf, der Andere fünf. Während ſie weiter gingen, warf der Erſte ſeine Kohlen in einen nahen kleinen Weiher, bei dem ſie vorüber kamen, indem er ſich dachte, ſie ſeien ihm zu nichts nütze. Aber kaum waren die Kohlen in's Waſſer gefallen, ſo färbte ſich dieſes, und er hatte es zu bereuen, daß er ſie hineingeworfen, denn es war Gold. Der Andere behielt ſeine Kohlen und als er nach Hauſe kam, war es Gold. Es ging zwar jener wieder zurück, um ſich andere Kohlen zu holen, allein anſtatt Goldkohlen fand er Nattern und Schlangen.

Es iſt noch nicht ſo lange her, ſo kam Sebaſtian Fletſcher, Scheuerbauer zu Fagen, an den Untersberg und ſah da an einem Felſen lange Goldzacken herunterhängen. Er verſuchte etwas davon abzuſprengen, aber da ſie mit der Hand nicht loszubrechen waren, ſo ging er nach Hauſe, um eine Hacke zu holen, legte aber vorher noch einen großen Steinhaufen zuſammen unter den Felſen hin, um die Stelle nicht zu verfehlen. Als er mit der Hacke wieder zurückkam, fand er zwar den Steinhaufen, aber die Goldzacken waren nirgends mehr zu erſchauen.

Mönch nicht gesehen hatten, zurückkam, erzählte er ihnen von dem Mönche, was er gesagt hatte, und wie er durch die Thüre eine neue Welt zu sehen geglaubt habe. Von den goldenen Ringen aber schwieg er still. Diese hatte er in seinen Rockbusen gesteckt, und drei Tage behalten. Sie waren Gold, und als er sie am vierten Tage wog, hatten sie drei Pfund drei Vierling an Gewicht. Nachher ging der Holzmeister wiederum mit den Knechten auf den Wunderberg, um die eiserne Thüre zu suchen; aber sie fanden sie nicht. Diese ganze Geschichte betheuerte Hans Gruber, und es ist ihm bei seiner Redlichkeit und Geradheit zu glauben.

8.

Des Hirten Stab.

Mündlich.

Es ging einmal ein Hirtenknabe den Untersberg hinab, und weil es sehr schwül war, so streckte er sich in's weiche Gras an einer frischen Quelle nieder und schlief ein. Als er erwachte, griff er nach seinem Stabe, den er in die Quelle gelegt hatte. Aber o Wunder! anstatt des alten mit Eisen beschlagenen Stockes blitzte ein nagelneuer Hirtenstab von purem Golde aus dem Wasser. Voll Freuden nahm ihn der Knabe und eilte damit spornstreichs den Berg hinunter seinem Dorfe zu. Daselbst entstand ein großes Aufsehen über den kostbaren Fund, und alles Volk machte sich unverweilet, schwer mit altem Eisen beladen, auf den Weg nach dem Goldbrünnlein. Alldort wollte Jeder zuerst seine Bürde von Eisen in's Wasser werfen. Bald war die Quelle angefüllt. Aber vergeblich warteten die guten Leute auf die Vergoldung; am Ende mußten sie ihr Eisen wieder aus dem Wasser ziehen und beschämt nach Hause wandern.

9.

Goldsand, Goldkohlen und Goldzacken vom Untersberg.

Grimm. Brixener Volksbuch. L. Steub a. a. O.

Im Jahre 1733 ging Paul Mayr, Dienstknecht zum Hofwirth von St. Zeno auf den nahen Untersberg, in der Absicht, um vielleicht zu seinem Unterhalte etwas finden zu können. Denn schon stand der Berg im Rufe,

daß in ſeinem Innern Gold verborgen ſei. Da nun dieſer unweit des Brunthals faſt die halbe Höhe des Berges erreicht hatte, kam er zu einer Steinklippe, worunter ein Häuflein Sand lag. Er dachte, dieß könnte vielleicht für ihn taugen, und füllte zur Probe alle Taſchen mit ſolchem Sande. Freudig eilte er nach Hauſe zurück, als ihm plötzlich ein Mann begegnete und ihn fragte: „Was trägſt du da?“ Vor Furcht und Schrecken blieb Paul ſtumm vor ihm ſtehen! Da ergriff ihn der Fremde, leerte ihm die Taſchen und ſprach zu ihm die warnenden Worte: „Jetzt gehe nimmer den alten Weg zurück, ſondern einen andern! Und wenn du dich hier wieder ſehen läßt, ſo fürchte für dein Leben.“ Paul ging. Aber das Gold war zu reizend, als daß er die Stelle nicht noch einmal zu finden verſuchte. Er nahm aber dießmal, um der frühern Gefahr zu entgehen, einen gut bewaffneten Freund mit. Doch ihr Suchen war umſonſt: die Stelle fand ſich nicht mehr.

Zwei Holzknechte ſahen einmal in der Nähe eines Hügels Kohlen in der Sonne liegen. Der Eine hob drei davon auf, der Andere fünf. Während ſie weiter gingen, warf der Erſte ſeine Kohlen in einen nahen kleinen Weiher, bei dem ſie vorüber kamen, indem er ſich dachte, ſie ſeien ihm zu nichts nütze. Aber kaum waren die Kohlen in's Waſſer gefallen, ſo färbte ſich dieſes, und er hatte es zu bereuen, daß er ſie hineingeworfen, denn es war Gold. Der Andere behielt ſeine Kohlen und als er nach Hauſe kam, war es Gold. Es ging zwar jener wieder zurück, um ſich andere Kohlen zu holen, allein anſtatt Goldkohlen fand er Nattern und Schlangen.

Es iſt noch nicht ſo lange her, ſo kam Sebaſtian Fletſcher, Scheuerbauer zu Fagen, an den Untersberg und ſah da an einem Felſen lange Goldzacken herunterhängen. Er verſuchte etwas davon abzuſprengen, aber da ſie mit der Hand nicht loszubrechen waren, ſo ging er nach Hauſe, um eine Hacke zu holen, legte aber vorher noch einen großen Steinhaufen zuſammen unter den Felſen hin, um die Stelle nicht zu verfehlen. Als er mit der Hacke wieder zurückkam, fand er zwar den Steinhaufen, aber die Goldzacken waren nirgends mehr zu erſchauen.

10.

Die wilden Frauen.

Von Friedrich Beck.

Sie kommen hervor aus den felſigen Höh'n
Vom Berge die Frauen, die wilden;
Da hütet die Ziegen ein Knabe ſo ſchön;
„O hüt' uns die Schäflein, die milden!"
Sie ſtehen und locken mit ſchmeichelndem Wort,
Sie haſchen ihn eilig, ſie ziehen ihn fort
Am ringsum bebüſchten, am ſchattigen Ort;
Das Kind iſt hinweg und entſchwunden,
Noch hat es kein Auge gefunden.

Es forſchte der Vater; wie ſchmerzlich dringt
Zum Mutterherzen die Wunde;
Ein Jahr iſt vergangen; kein Hirte bringt,
Kein Jäger den Aeltern noch Kunde;
Da gingen ſie einſtmals im Walde hinan:
„Wer ſitzet ſo ſäuberlich angethan
Mit dem grünen Röckſein auf ſchattigem Plan?
Der Knabe iſt es! O Wonne,
Heut ſchien uns die glücklichſte Sonne!"

Sie rufen ihm freudig, ſie rufen ihm laut:
„O eil' in die Arme der Deinen!
Wir haben geſund dich und blühend erſchaut,
Den längſt wir als Todten beweinen;
Wer gab dir Gewande ſo zierlich und neu?
Wer pflegte wohl deiner ſo lieb und treu?
Bekenne nur Alles, verkünd' es uns frei;
Wer immer uns ſchützte den Knaben,
Wir wollen's ihm danken mit Gaben!"

Sie traten ihm näher, ſie prieſen ihr Glück,
Das Kind, das betrachtet ſie lange,
Es heftet mit Schweigen den ſtaunenden Blick
Auf beide gar furchtſam und bange;
Und als ſie ihm reichen zum Gruße die Hand,
Da hat es ſich eilends zum Fliehen gewandt,
Hat Vater und Mutter nicht wieder erkannt,
Schon iſt es im Dickicht entſchwunden,
Kein Aug' hat es wieder gefunden.

Und abermals ſtiegen von felſigen Höhn
Die Frauen des Berges, die wilden;
Ein Brüderlein hatte der Knabe ſo ſchön,
Er war es, auf den ſie nun zielten;
Er ſaß auf dem Roſſe, das zog vor dem Pflug,
Den jubelnden Reiter es willig ertrug,
Da gab es wohl Scherze und Luſt genug,
Der Vater, er weilte von ferne;
Wie hatt' er ſein Söhnlein ſo gerne!

Und als er die wilden Frauen erſah,
Da kam er zur Rettung geflogen;
Bald war er dem Kinde, dem ſträubenden, nah,
Sie hatten's vom Pferde gezogen;
Doch furchtlos ſchalt er die Frechen aus:
„Gebt meinen Knaben mir ſchnell heraus,
Was treibt euch ſo kühn aus dem Felſenhaus?
Schon habt ihr geraubt mir den Einen;
Nicht will ich den Zweiten beweinen!"

Da ſahen die wilden Frauen ſich um,
Ihr Haar flog nieder im Winde,
Sie ſtanden mit Thränen, ſie ſtanden ſtumm,
Sie ließen die Hand von dem Kinde:
„O wehe, wie wehe iſt uns doch geſcheh'n!
Wir dürfen dich, Kindlein, nicht wiederſeh'n!"
So hörte man klagend zum Walde ſie geh'n;
Sie ſchwanden wie Nebelgebilde
Auf immer dahin ins Gelüfte.

11.

Das Bergmännlein auf der Hochzeit.

Brixener Volksbüchlein a. a. O.

Im Dorfe Glas, eine Stunde vom Untersberge, war einmal eine Hochzeit. Alles war heiter und luſtig. Da kam auf einmal ein Bergmännlein, das ſeinen Berg verlaſſen hatte, in die Wirthsſtube, wo eben getanzt wurde. Sogleich bat er, auch mittanzen zu dürfen, und als man es ihm bewilligte, da machte er mit mehreren Jungfrauen allemal drei Tänze. Er tanzte ſo zierlich und ſchön, daß alle Anweſenden Freude und Luſt fanden, ihm zuzuſchauen. Nachdem er getanzt hatte, ſchenkte er jeder

10.

Die wilden Frauen.

Von Friedrich Beck.

Sie kommen hervor aus den felſigen Höh'n
Vom Berge die Frauen, die wilden;
Da hütet die Ziegen ein Knabe ſo ſchön;
„O hüt' uns die Schäflein, die milden!"
Sie ſtehen und locken mit ſchmeichelndem Wort,
Sie haſchen ihn eilig, ſie ziehen ihn fort
Am ringsum bebüſchten, am ſchattigen Ort;
Das Kind iſt hinweg und entſchwunden,
Noch hat es kein Auge gefunden.

Es forſchte der Vater; wie ſchmerzlich dringt
Zum Mutterherzen die Wunde;
Ein Jahr iſt vergangen; kein Hirte bringt,
Kein Jäger den Aeltern noch Kunde;
Da gingen ſie einſtmals im Walde hinan:
„Wer ſitzet ſo ſäuberlich angethan
Mit dem grünen Röcklein auf ſchattigem Plan?
Der Knabe iſt es! O Wonne,
Heut ſchien uns die glücklichſte Sonne!"

Sie rufen ihm freudig, ſie rufen ihm laut:
„O eil' in die Arme der Deinen!
Wir haben geſund dich und blühend erſchaut,
Den längſt wir als Todten beweinen;
Wer gab dir Gewande ſo zierlich und neu?
Wer pflegte wohl deiner ſo lieb und treu?
Bekenne nur Alles verkünd' es uns frei;
Wer immer uns ſchützte den Knaben,
Wir wollen's ihm danken mit Gaben!"

Sie traten ihm näher, ſie prieſen ihr Glück,
Das Kind, das betrachtet ſie lange,
Es heftet mit Schweigen den ſtaunenden Blick
Auf beide gar furchtſam und bange;
Und als ſie ihm reichen zum Gruße die Hand,
Da hat es ſich eilends zum Fliehen gewandt,
Hat Vater und Mutter nicht wieder erkannt,
Schon iſt es im Dickicht entſchwunden,
Kein Aug' hat es wieder gefunden.

Und abermals ſtiegen von felſigen Höhn
Die Frauen des Berges, die wilden;
Ein Brüderlein hatte der Knabe ſo ſchön,
Er war es, auf den ſie nun zielten;
Er ſaß auf dem Roſſe, das zog vor dem Pflug,
Den jubelnden Reiter es willig ertrug,
Da gab es wohl Scherze und Luſt genug,
Der Vater, er weilte von ferne;
Wie hatt' er ſein Söhnlein ſo gerne!

Und als er die wilden Frauen erſah,
Da kam er zur Rettung geflogen;
Bald war er dem Kinde, dem ſträubenden, nah,
Sie hatten's vom Pferde gezogen;
Doch furchtlos ſchalt er die Frechen aus:
„Gebt meinen Knaben mir ſchnell heraus,
Was treibt euch ſo kühn aus dem Felſenhaus?
Schon habt ihr geraubt mir den Einen;
Nicht will ich den Zweiten beweinen!"

Da ſahen die wilden Frauen ſich um,
Ihr Haar flog nieder im Winde,
Sie ſtanden mit Thränen, ſie ſtanden ſtumm,
Sie ließen die Hand von dem Kinde:
„O wehe, wie wehe iſt uns doch geſcheh'n!
Wir dürfen dich, Kindlein, nicht wiederſeh'n!"
So hörte man klagend zum Walde ſie geh'n;
Sie ſchwanden wie Nebelgebilde
Auf immer dahin ins Gefilde.

11.

Das Bergmännlein auf der Hochzeit.

Brixener Volksbüchlein a. a. O.

Im Dorfe Glas, eine Stunde vom Untersberge, war einmal eine Hochzeit. Alles war heiter und luſtig. Da kam auf einmal ein Bergmännlein, das ſeinen Berg verlaſſen hatte, in die Wirthsſtube, wo eben getanzt wurde. Sogleich bat er, auch mittanzen zu dürfen, und als man es ihm bewilligte, da machte er mit mehreren Jungfrauen allemal drei Tänze. Er tanzte ſo zierlich und ſchön, daß alle Anweſenden Freude und Luſt fanden, ihm zuzuſchauen. Nachdem er getanzt hatte, ſchenkte er jeder

der Brautperſonen eine kleine Münze, die vier Kreuzer werth war, und ſagte ihnen, ſie ſollten ſie zu ihrem übrigen Gelde legen, und der Segen werde ihnen dann gewiß nicht fehlen. Zugleich gab er ihnen Allen Ermahnungen, ſie ſollten luſtig und fröhlich ſein, aber in Ehren, ſie ſollten in Frieden und Eintracht mit einander hauſen, und ihre Kinder chriſtlich und fromm erziehen. Zu den Brautleuten ſprach er, ſie ſollten nicht hoffärtig werden, und von dem Ueberfluſſe, der ihnen werden würde, auch ihren Nachbarn mittheilen; denn nur dann werde der Segen und der Reichthum ihnen bleiben. Nach dieſen Ermahnungen blieb er noch bei der Hochzeit, bis es Nacht ward, trank und aß mit ihnen, aber nur weniges. Endlich bedankte er ſich und verlangte einen Mann unter den Holzleuten, der ihn über den Fluß Salzach zu ſeinem Berg führte. Dazu erbot ſich auch ein Fiſcher, Namens Johann Ständl, und das Bergmännlein ging mit ihm an den Fluß zur Ueberfahrt. Während ſie überfuhren, verlangte der Fuhrmann ſeinen Lohn, und das Bergmännlein gab ihm in Demuth drei Pfennige. Dieß verſchmähte der Schiffer und beklagte ſich auch darüber, daß es ihm zu wenig ſei. Das Bergmännlein gab ihm aber zur Antwort, er ſollte die drei Pfennige nur behalten; denn er würde dann an ſeiner Baarſchaft keinen Mangel zu erleiden haben, wenn er anders ſeinem Uebermuthe Einhalt thäte. Zugleich gab das Männlein dem Schiffmann ein kleines Steinlein, und ſprach zu ihm die Worte: „wenn du dieſes an den Hals hängen wirſt, ſo wirſt du nie zu Grunde gehen!“ Zuletzt ermahnte er den Fuhrmann noch zu einem demüthigen Lebenswandel, und ging ſchnell, nachdem er ausgeſtiegen war, von dannen und dem Berge zu. — Was ihm das Männlein von der Wunderkraft des Steinleins geſagt hatte, ging in demſelben Jahre noch in Erfüllung; denn es rettete ihn wirklich vom Ertrinken.

12.

Der Jäger im Untersberg.

L. Steub. Aus dem bayeriſchen Hochlande, S. 167.

Vor Zeiten kam einmal ein Jägerburſch in den Untersberg und blieb ein Jahr darinnen. Als er wieder herausging, hörte er in der Gmain zur Kirche läuten und ein Mädchen ſagte ihm, daß ein Seelengottesdienſt gehalten werde für einen Jäger, der vor'm Jahr auf dem

Berge verloren gegangen ſei. Darauf begab er ſich in die Kirche, kniete vor das Speiſegitter, und als es Zeit zum Opfer war, ſtand er zuerſt auf und ging voran. Nun erkannten ihn erſt ſeine Verwandeten und Befreundeten und verwunderten ſich gar ſehr, daß der mit dem Opfer ging, für deſſen arme Seele ſie den Trauergottesdienſt hatten halten laſſen. Der Jäger hat's aber nur dem Erzbiſchof von Salzburg erzählt, und ſonſt Niemanden, wo er geweſen und was er erlebt, ſtarb übrigens ſchon ein Vierteljahr darnach.

13.

Der Birnbaum auf dem Walſerfeld.

Von Adalbert Chamiſſo. — Der Zuſammenhang dieſer Sage mit den Sagen des Untersberges wird die Ueberſchreitung der politiſchen Grenze rechtfertigen.

Es ward von unſern Vätern mit Treuen uns vermacht
Die Sage, wie die Väter ſie ihnen überbracht,
Wir werden unſern Kindern vererben ſie aufs neu':
Es wechſeln die Geſchlechter, die Sage bleibt ſich treu.

Das Walſerfeld bei Salzburg, bezeichnet iſt der Ort,
Dort ſteht ein alter Birnbaum verſtümmelt und verdorrt,
Das iſt die rechte Stätte, der Birnbaum iſt das Mal,
Geſchlagen und gewürget wird dort zum letzten Mal.

Und iſt die Zeit gekommen und iſt das Maaß erſt voll, —
Ich ſage gleich das Zeichen, woran man's kennen ſoll,
So wogt aus allen Enden der ſündenhaften Welt
Der Krieg mit ſeinen Schrecken heran zum Walſerfeld.

Dort wird es ausgefochten, dort wird ein Blutbad ſein,
Wie keinem noch die Sonne verliehen ihren Schein,
Da rinnen rothe Ströme die Wieſenrain' entlang,
Da wird der Sieg den Guten, den Böſen Untergang.

Und wann das Werk vollendet, ſo deckt die Nacht es zu,
Die müden Streiter legen auf Leichen ſich zur Ruh,
Und wann der junge Morgen beſcheint das Blutgefild,
Da wird am Birnbaum hangen ein blanker Wappenſchild.

Nun ſag' ich euch das Zeichen: ihr wißt den Birnbaum dort,
Er trauert nun entehrt, verſtümmelt und verdorrt,
Schon dreimal abgehauen, ſchlug dreimal auch hervor
Er ſchon aus ſeiner Wurzel zum ſtolzen Baum empor.

Wann nun ſein Stamm, der alte, zu treiben neu beginnt,
Und Saft im morſchen Holze auf's neu lebendig rinnt,
Und wann den grünen Laubſchmuck er wieder angethan,
Das iſt das erſte Zeichen: es reift die Zeit heran.

Und hat er ſeine Krone erneuert dicht und breit,
So rückt heran bedrohlich die langverheißne Zeit,
Und ſchmückt er ſich mit Blüthen, ſo iſt das Ende nah,
Und trägt er reiche Früchte, ſo iſt die Stunde da.

Der heuer iſt gegangen zum Baum und ihn gefragt,
Hat wunderſame Kunde betroffen ausgeſagt,
Ihn wollte ſchier bedünken, als rege ſich der Saft,
Und ſchwöllen ſchon die Knospen mit jugendlicher Kraft.

Ob voll das Maaß der Sünde: ob reifet ihre Saat
Der Sichel ſchon entgegen? ob die Erfüllung naht?
Ich will es nicht berufen, doch dünkt mich eins wohl klar:
Es ſind die Zeiten heuer gar ernſt und ſonderbar.

14.

Die letzte Schlacht.

Von F. W. Rogge.

Saht ihr die Ebne drüben?
Das iſt das Walſerfeld,
Wo einſt in künft'gen Zeiten
Der Schlachten letzte fällt.

Die Guten und die Böſen
Befehden ſich darauf,
Daß von dem Blut geſchwollen,
Hinbrauſt der Ströme Lauf.

Und in dem Walſerfelde
Da ſteht ein Birnenbaum,
Daß zwier die Art ihn fällte,
Gewahrt das Auge kaum.

Nun ragt er faſt verdorret
Geſpenſtiſch durch den Plan,
Ohn' ein geheimes Grauſen
Mag ihm kein Wand'rer nahn;

Doch wenn er wieder grünet
Und ſich mit Blüthen ſchmückt
So wißt, es ſind die Zeiten
Schon nah heran gerückt!

Und wenn die Blüthen gefallen,
Die Frucht zur Reife ſchoß,
Bricht raſch von allen Enden
Der Sturm gewaltig los.

Dann hängt der Fürſt der Bayern
Sein Wappenſchild daran,
Und Niemand weiß zu deuten,
Warum er das gethan.

15.

Friedrich der Rothbart zu Kaiſerslautern.

Grimm deutſche Sagen I., 382. C. v. Falkenſtein das Buch der Kaiſerſagen S. 13. Fr. Weiß die maler. und romant. Pfalz. S. 146.

Etliche wollten, daß Kaiſer Friedrich, als er aus der Gefangenſchaft bei den Türken befreit worden, gen Kaiſerslautern gekommen und daſelbſt ſeine Wohnung lange Zeit gehabt. Er baute dort das Schloß, dabei einen ſchönen See oder Weiher, noch jetzt der Kaiſerſee genannt, darin ſoll er einmal einen großen Karpfen gefangen und ihm zum Gedächtniß einen gülbenen Ring von ſeinem Finger an ein Ohr gehangen haben. Der ſelbige Fiſch ſoll, wie man ſagt, ungefangen in dem Weiher bleiben, bis auf Kaiſer Friedrichs Zukunft. Auf eine Zeit, als man den Weiher gefiſcht, hat man zwei Karpfen gefangen, die mit güldenen Ketten um die Hälſe zuſammen verſchloſſen geweſen, welche noch bei Menſchen-Gedächtniß zu Kaiſerslautern an der Metzler-Pforte in Stein gehauen ſind. Nicht weit vom Schloß war ein ſchöner Thiergarten gebauet, damit der Kaiſer alle wunderlichen Thiere vom Schloß aus ſehen konnte, woraus aber ſeit der Zeit ein Weiher und Schieß-Graben gemacht worden. Auch hängt in dieſem Schloß des Kaiſers Bett an vier eiſernen Ketten und, als man ſagt, ſo man das Bett zu Abend wohl gebettet, war es des Morgens wiederum zerbrochen, ſo daß deutlich jemand über Nacht darin gelegen zu haben ſchien.

Ferner: zu Kaiſerslautern iſt ein Felſen, darin eine große Höhle oder Loch, ſo wunderbarlich, daß Niemand weiß, wo es Grund hat. Doch iſt allenthalben das gemeine Gerücht geweſen, daß Kaiſer Friedrich, der Verlorne, ſeine Wohnung darin haben ſollte. Nun hat man einen an einem Seil hinabgelaſſen und oben an das Loch eine Schelle gehangen, wann er nicht weiter könne, daß er damit läute, ſo wolle man ihn wieder heraufziehen. Als er hinabgekommen, hat er den Kaiſer Friedrich in einem gülbenen Seſſel ſitzen ſehen, mit einem großen Barte. Der Kaiſer hat ihm zugeſprochen und geſagt, er ſolle mit Niemand hier reden, ſo werde ihm nichts geſchehen, und ſolle ſeinem Herrn erzählen, daß er ihn hier geſehen. Darauf hat er ſich weiter umgeſchaut und einen ſchönen weiten Plan erblickt und viel Leut, die um den Kaiſer ſtanden. Endlich hat er ſeine Schelle geläutet, iſt ohne Schaden wieder hinauf gekommen und hat ſeinem Herrn die Botſchaft geſagt.

16.

Barbaroſſa.

Von Friedrich Rückert.

Der alte Barbaroſſe
Der Kaiſer Friederich,
Im unterird'ſchen Schloſſe
Hält er bezaubert ſich.

Er iſt niemals geſtorben,
Er lebt darin noch jetzt,
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf ſich hingeſetzt.

Er hat hinabgenommen,
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einſt wiederkommen
Mit ihr zu ſeiner Zeit.

Der Stuhl iſt elfenbeinen,
Worauf der Kaiſer ſitzt,
Der Tiſch iſt marmorſteinen
Worauf ſein Haupt er ſtützt.

Sein Bart iſt nicht vom Flachſen,
Er iſt von Feuers Gluth,
Iſt durch den Tiſch gewachſen,
Worauf ſein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er ſpricht im Schlaf zum Knaben:
Geh' hin vor's Schloß, o Zwerg,
Und ſieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg!

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch ſchlafen
Verzaubert hundert Jahr.

17.

Die Fahrt der Todten zu Kaiſerslautern.

Mündlich.

Längſt ruht kein Stein mehr auf dem andern, wo weiland die ſtolze Veſte Barbaroſſa's prangte. Nur einmal im Jahre, an dem Sterbetage des großen Kaiſers, erhebt ſich um Mitternacht die untergegangene Burg aus der Erde und leuchtet in altem Glanze. Alsdann ſteigen Ritter und Knappen aus ihren Gräbern hervor und verſammeln ſich in ſtummer Trauer. Auf den zwölften Glockenſchlag ſetzt ſich des Kaiſers Trauerzug in Bewegung. Lange Reihen von ſchwarzen Rittern ziehen ohne Sang und Klang aus den geöffneten Thoren des Schloſſes. Der erſte derſelben trägt Barbaroſſa's Haupt; oft glaubt man dumpf den theuren Namen des Kaiſers ausſprechen zu hören. Alſo bewegt ſich der feierliche Zug durch alle Straßen der Stadt ungefähr bis zur Zeit der Hahnenkrähe, dann nimmt er ſeinen eiligen Rückzug in die Veſte, die Geſtalten verſchwinden,

die Ritter legen ſich wieder in's Grab, die Kaiſerburg iſt wieder verſunken, und nur die Raben bezeichnen flatternd und krächzend die Stätte, wo weiland Barbaroſſa in ſeiner Herrlichkeit thronte.

18.

Der Roßkauf.

Altes Volkslied.

Durch den Wald hin ritt der Müller,
Will verkaufen ſeinen Schimmel;
Finſter iſt's, kein Mondenſchein,
Und die lieben Sternelein
Halten ſich verborgen.

Aus dem Buſch tritt da ein Alter:
„Müller mag dich Gott erhalten;
Iſt der Schimmel dir nicht feil?
Vierzig Thaler ſind dein Theil,
So du ihn willſt geben."

Voran geht der Alte ſchnelle,
Und der Müller folgt zur Stelle:
Schau hier an das Felſenhohl,
Hier iſt unſer Stall ſowohl!
Folge mit dem Schimmel.

„Sag', was ſollen all' die Roſſe
An die Krippen angeſchloſſen
In dem ungeheuern Raum,
Und daneben Sattel, Zaum:
Geht es bald zum Reiten?

Sag', was ſollen all die Krieger,
Die dort in den Zellen liegen,
All' in Waffen fein und blank
Schlafen ſie auf harter Bank:
Wollen ſie an's Fechten?

Sag', wer iſt dort eingeſchlafen
Auf der weißen Marmortafel?
Und ſein Bart wie Feuersgluth
Wächſt ihm durch den feſten Tiſch,
Sag' es mir du Alter?"

Der da ſchläft, ich will ihn nennen:
Sollſt den röm'ſchen König kennen!
Wenn es an der rechten Zeit
Wacht er auf und ſein Geleit,
Auf wohl zu den Waffen!

All' die Roſſ' in dieſen Höhlen,
Viele thuen uns noch fehlen,
Laufen dann in weiter Welt,
Wo der Herr die Fahne hält,
Unſer röm'ſcher König!

19.

Der Kaiſer im Guckenberg.

Bei Gemünden am Main. — F. J. Mone Anz. IV., 409.

Bei Gemünden liegt der Guckenberg; von dieſem geht die Sage, daß vor langen Zeiten ein Kaiſer mit ſeinem ganzen Heere in ihn verſunken ſein ſoll. Nun ſitzt er darin an einem ſteinernen Tiſche, und wenn ſein Bart dreimal um den Tiſch gewachſen iſt, ſo wird der Kaiſer mit all'

seinen Wappnern wieder hervortreten. Einstmals kam ein armer Knabe auf den Berg, welcher in der Gegend Semmeln zum Verkaufe trug, und traf daselbst einen steinalten Mann an, der sprach freundlich mit dem Knaben; dieser klagte ihm sein Leid, daß er so wenig verkaufen könne, und sein Verdienst so gering sei. Da sprach der Alte: „Höre Kleiner, ich will Dir wohl einen Ort zeigen, wo Du alle Tage so viel Wecke verkaufen kannst, als Du zu tragen im Stande bist; aber Du darfst bei Leibe Niemanden etwas davon offenbaren.“ Darauf führte der alte Mann den Buben in den Berg hinein, und es war im Berg wie in einer großen Stadt, und gar ein reges Leben darin. Viele Leute trieben Handel und Wandel, andere gingen in die Kirche, noch andere hielten einen Bittgang. Und an einem Tische saß der Kaiser gewaltig, und sein langer Bart war schon zweimal um den Tisch gewachsen. Dahin brachte nun tagtäglich der Knabe seine Semmelwecke, und empfing dafür uraltes Geld. Da aber nun in seinem Orte dessen bald zu viel umlief, wurden die Leute stutzig, mochten es nicht mehr annehmen, und drangen endlich in den Jungen, zu sagen, wo er dieses alte Geld bekäme. Da offenbarte er seinen ganzen Handel. Ein junger Freund von ihm drang sich ihm nun beim nächsten Berggang zum Begleiter auf, um des Guckenberges innere Herrlichkeit auch wahrzunehmen; allein der Semmelbube fand nicht nur den Eingang nicht wieder, sondern nicht einmal den Berg, und kam ihm die ganze Gegend anders und schier verwandelt vor.

20.

Karl der Große im Karlsberg bei Fürth.

Von B. Baader in F. J. Mone's Anzeiger V., 174.

Zwischen Nürnberg und Fürth liegt der Kaiser-Karls-Berg, woraus in früherer Zeit oft ein schöner Gesang von unbekannten Stimmen ertönte. Damals kam zu einem Nürnberger Bäckerjungen, der Abends an dem Berg vorbei ging, ein unbekanntes Männlein, und sagte zu ihm: „Bringe von morgen an, täglich in der Frühe einen Korb voll Brod hierher in den Berg; Du wirst an dieser Stelle den Eingang sehen, und kannst ohne alle Furcht hineingehen. Jedesmal wird Dir Dein Brod baar bezahlt, und Du erhälst einen Sechser Trinkgeld; wenn Du aber die Sache verräthst, kostet es Dir das Leben!“ Am andern Morgen sagte der Junge

ſeiner Meiſterin, es ſei ein großer Korb voll Brod beſtellt worden, nahm und trug denſelben an den Berg, woran er jetzt zum erſtenmal eine Oeffnung ſah, durch die er hineinging. Alsbald kam ihm das Männlein mit einem Licht entgegen, und führte den Jungen in ein koſtbar eingerichtetes Gewölbe, worin ein Kronleuchter brannte und viele geharniſchte Männer ſchlafend umherſaßen. Hier legte der Knabe das Brod ab, und wurde von dem Männlein mit lauter neuem Gelde ausbezahlt, worauf er ſogleich wieder aus dem Berg gehen mußte. Bis zum dritten Tage ging alles gut; an dieſem aber fragte die Meiſterin, wer den Korb Brod bekomme und dafür das ſchöne neue Geld bezahle? Der Junge gab zur Antwort: wenn ſie nur das Geld erhalte, ſolle ſie nicht nach dem Weitern fragen. Damit war die Meiſterin aber nicht zufrieden und ſchlich das nächſte Mal dem Jungen bis in die Nähe des Berges nach, worauf ſie ihm bei ſeiner Zurückkunft ſagte: ſie wiſſe jetzt, daß er das Brod zum Kaiſer-Karls-Berg bringe, wenn er nun nicht Alles geſtehe, werde er aus dem Dienſte gejagt. Durch dieſe Drohung wurde der Junge erſchreckt, und erzählte nun, wie es ſich zugetragen hatte, aber klagte dabei, daß er jetzt ſein tägliches Trinkgeld, ja vielleicht gar ſein Leben verlieren werde. Am andern Morgen ging er mit dem Korbe Brod wieder fort, kam aber nicht mehr nach Hauſe und es ward auch keine andere Spur von ihm gefunden, als ſeine Kleider, die auf dem Wege zum Berg hie und da zerſtreut lagen. Seitdem iſt der Geſang im Berg verſtummt, dagegen hört man daraus zuweilen Wehklagen und Weinen.

21.

Karl der Große im tiefen Brunnen zu Nürnberg.

Grimm, deutſche Sagen I., 28. J. Günther großes poet. Sagenb. II., 23.

Die Sage erzählt, daß Kaiſer Karl der Große ſich in den fünfzig Klafter oder dreihundert Nürnberger Fuß tiefen Brunnen der Burg zu Nürnberg verflucht habe und in demſelben hauſe, wo ihn dann ein Verbrecher, den die Nürnberger Herren in den Brunnen hinabgelaſſen, um der Sache auf den Grund zu kommen, leibhaftig geſehen haben ſoll, und zwar an einem Tiſche ſitzend, um welchen ihm der Bart ſchon zweimal herumgewachſen.

22.

Wie Karl der Große geboren ward auf der Reismühle am Würmsee.

Erzählt von Hormayr, goldene Chronik S. 17. Vgl. Aretin älteste Sage über die Geburt und Jugend Karls des Großen. München 1803. U. Fütterer Cod. mon. C. p. 69 membr. 4. (Klökl) der Petersbrunnen. München 1817. S. 46. Gedichte von de la Motte Foqué, J. Sutner, Heiler, K. Geib. H. Föringer im Oberb. Archiv I., 397.

Pipin wohnte eine Zeitlang auf der Burg zu Weihenstephan bei Freising. Nun gedachte er sich zu vermählen und schickte seinen Hofmeister, einen bösen Ritter, die Braut abzuholen. Da wurde der und sein ruchloses Weib mit einander eins, die fremde Prinzessin zu tödten und statt derselben ihre eigene Tochter unterzuschieben, die jener sehr ähnlich sah. Der Hofmeister führte die fremde Königstochter von ihres Vaters Hof im prächtigen Zuge fort. Der Abschied war unendlich traurig, als hätte die Aermste geahnt, welch' Unglück ihrer warte. Nach dem letzten Nachtlager vor Weihenstephan nahm der Hofmeister einen starken Umweg in die tiefe Wildniß zwischen dem Würm- und Ammersee. Dort harrte seiner verborgen Weib und Tochter. Er nahm bei der Nacht der Prinzessin königliche Gewänder und ihren Fingerring, legte ihr dafür seiner Tochter Anzug vor ihr Lager und befahl Zweien seiner treuesten Knechte, wie er in aller Stille abgezogen sei, die Königstochter ungestüm aufzuwecken mit dem Begehren, sie sollte ihnen ohne Widerrede folgen. Das that sie, obgleich mit großem Schrecken. Ihr geliebtes Hündlein folgte ihr. Auch vergaß sie nicht ihr Werkzeug und Gold und Seide, denn sie konnte gar herrlich wirken.

Als sie nun mitten im finsterſten Dickicht waren, sagten ihr die Knechte, sie hätten geschworen sie zu tödten, ließen sich aber doch erbarmen an so viel Schönheit und Jugend, und brachten als Wahrzeichen, daß sie gethan, was ihnen befohlen, dem bösen Hofmeister ihr blutiges Oberkleid und ihres Hündleins Zunge. Der war dessen froh und die Hochzeit seiner Tochter mit Pipin wurde vollzogen. Die arme Königstochter in der Wildniß trieb aber der Hunger wieder zu den Leuten. Ein häßlicher Köhler, dessen sie anfangs gar sehr erschrack, weil sie ihn für den leibhaften bösen Feind hielt, der ihrer Seele nachstelle, führte sie zum Müller in der Reismühle bei dem alten Heidenorte Gauting. Dem Müller war nun des edlen Königs Tochter eine Magd, nur sagte sie nicht, wer sie sei und was mit ihr geschehen. Sie machte wunderschönes Kunstwerk in Gold

und Seide, das trug der Müller auf ihr Bitten gen Augsburg und verkaufte es dort fränkiſchen Handelsleuten. So ſchwanden Jahre und Tage dahin. Da verirrte ſich einſt Pipin in dem weiten Wald mit ſeinem Knecht, ſeinem Arzt und Sterndeuter. Der Abend brach herein. Von den Hörnern der Gefährten hatten ſie ſchon ſeit vielen Stunden keines mehr erſchallen gehört. Der Knecht war auf eine Tanne geſtiegen, und ſah ganz in der Nähe Rauch. Sie ritten raſch darauf los und fanden den Köhler, und verlangten zu eſſen. Er konnte ihnen nichts geben, denn er hatte ſelbſt nichts, aber er führte ſie auf die Reismühle gen Gauting, da erquickten ſie ſich. Der Sterndeuter trat vor die Hütte und blickte an den Himmel und kam hocherſtaunt wieder herein und ſprach zu Pipin: „Herr! ihr ſollt dieſe Nacht von Eurer Hausfrau einen Sohn gewinnen, vor dem die Chriſtenkönige und die Heidenkönige ſich neigen.“ Da ſprach Pipin: „„Wie kann das ſein? Es iſt halb Mitternacht und noch weit auf Weihenſtephan.““ Der Sterndeuter ging noch einmal hinaus und ſprach: „Dennoch iſt es ſo, Ihr werdet bei der ſein, die Euere Hausfrau iſt und ſchon lange war.“ Da ſtürmte Pipin auf den Müller, er ſolle ſagen, ob nicht ſeine Frau bei ihm verborgen. Der König hätte ihn getödtet, als er geſtand, es ſei wohl ſchon ſieben Jahre eine engelſchöne Jungfrau bei ihm, die keines Menſchen Auge geſehen. Da mußte die Jungfrau hervorgehen, und Pipin ſchmeichelte ihr: „es ſtehe in den Sternen, ſie ſei ſein ehelich Weib.“ Da war zwiſchen ihnen viel Frage und Antwort, obgleich die Jungfrau ihr Geſchick lange nicht offenbaren wollte, wegen des ſchweren Eides, bis der König ihr erklärte, er ſei durch Todesfurcht erzwungen und ungültig. Die edle Bertha zeigte ihm nun ſeinen eigenen Brautring, den er ihr durch den verrätheriſchen Hofmeiſter geſendet und Pipin war außer ſich vor Freude, gebot den Seinigen Schweigen, ſo lieb ihnen ihr Leben ſei, nahm zärtlichen Urlaub und erreichte des Abends noch die Burg, die jetzund Pael heißt und kam des andern Tages gen Weihenſtephan. Dort erzwang er das Geſtändniß der Knechte, die Bertha verſchont, ließ ſeine Weiſeſten rufen, den Hofmeiſter dazu, erzählte ſeine Falſchheit und Miſſethat, als wäre ſie einem andern geſchehen, fragte darauf mit ſchrecklichem Blick und Ton den Hofmeiſter: „Was gebührt einem für ſolche Miſſethat?“ Blaß und zitternd ſprach dieſer: „„Ich will kein Urtheil fällen über mich ſelbſt.““ Da verdammte ihn der gemeine Rath zum ſchmählichen Tode. Die Hofmeiſterin, die den verdammlichen Rath gegeben, ward eingemauert, und ihre Tochter, die unterſchobene

Königin, in einem beſonderen Gemach verwahrt, doch ſtarb ſie bald aus Gram.

Wie Pipin heimkam aus dem langen Feldzug wider die Sachſen, eilte er auf die Reismühle am Würmſee. Der Müller trat ihm entgegen und reichte ihm einen Pfeil zum Wahrzeichen, in der Mühle ſei ihm ein Sohn geboren von der ſchönen Bertha. Das war der große Karl.

Pipin führte ſeine Fürſten und Ritter zu ſeiner Frau, zeigte ihnen ihr armes Kämmerlein, und ihr Lager blos von weichem Moos, und zog dann mit ihr ab unter lautem Schall und Ruf und Waffenklang auf Weihenſtephan zuerſt und dann nach Frankreich, wo ſie als Königin des Landes gegrüßt, und ihr ſchöner, kühner Knabe getauft wurde, Carolus Magnus, deſſen Ruf durch alle Welt ging.

23.

Karl der Große auf der Salzburg.

Von J. B. Goßmann. — Die Salzburg bei Neuſtadt an der Saale (auf welcher Karl der Große im Jahre 790 gefahren ſein ſoll), einſt Palatium der fränkiſchen Könige, wo Bonifacius die Biſchöfe weihte, wo Karl der Große eine byzantiniſche Geſandtſchaft empfing und mit den Sachſen Frieden ſchloß. Gropp Wirzb. Chronik I., 423.

Wer iſt der Held ſo groß, ſo kühn,
Flußaufwärts dort zu Schiff?
Das iſt Karolus Magnus,
In ſeine Salzburg einzuzieh'n
So eben im Begriff!

Wer hat ſich dort zu Thron geſetzt
Mit Kron' und Kaiſerſtab?
Das iſt Karolus Magnus,
Wie er den Sachſen Frieden jetzt
Nach dreißig Jahren gab!

Wer zieht denn dort, als ging's zum Strauß
Waldeinwärts hoch zu Roß?
Das iſt Karolus Magnus,
Er reitet früh zum Jagen aus
Mit ſeines Hofes Troß!

24.

Feuchtwangens Urſprung.

Erzählt von K. A. Böhaimb. Vgl. C. v. Falkenſtein Buch der Kaiſerſagen S. 9.

Auf ſeiner Reiſe durch Frankenreich kam Karl der Große auch in den alten Rießgau. Hier überkam ihn ein Fieber auf der Jagd. Ermattet

ſetzte er ſich auf einen Fichtenſtock und rief lechzend nach Waſſer. Allein die ausgeſandten Boten kehrten wieder, ohne dem erkrankten Kaiſer den erfrischenden Labetrunk reichen zu können. Da flog plötzlich eine wilde Taube aus dichtem Geſträuch in die Höhe, man folgte ſogleich ihrer Spur, und die reinſte Quelle floß aus dem Geſtein. In gierigen Zügen trank Karl von dem Waſſer, das Fieber verließ ihn, neugeſtärkt beſtieg er ſein Roß, hob ſeine Hände dankend zur himmliſchen Jungfrau empor und gelobte, an der rettenden Quelle ein Kloſter zu ſtiften, und es der Verehrung Mariens zu widmen. So entſtand das Stift Feuchtwangen und die Stadt gleichen Namens. Bei der Reparatur der Stiftskirche 1572 fand man einen verſteinerten Fichtenſtock, auf dem einſt der ſchmachtende Kaiſer ſaß. Unweit des Dechanthofes iſt der Brunnen, mit Quaderſteinen gefaßt, noch jetzt zu ſehen und wird das „Taubenbrünnlein" genannt. Auch werden auf dem Petzenberge noch Grundmauern eines alten, grabenumzogenen Jagdſchloſſes Karls des Großen angetroffen.

25.

Der Altmühlfluß und die Fossa Carolina.

Nach Aventin, Chron. Urſp., Falkenſtein im Verh. des hiſt. V. f. O. u. N. 1838, 2. u. 3. H. S. 332.

Der heilige Willibald nennt die Altmühl in ſeinem Schreiben an den Papſt einen heiligen Fluß, und Wägemann ſchreibt: Die Altmühl, Alchmona, war vor Alters ein heiliger Fluß.

Die Altmühl iſt auch aus den Zeiten Karls des Großen berühmt. Dieſer wollte die Donau mit dem Rhein verbinden und dieſe Verbindung ſollte durch die Altmühl und Rezat bewerkſtelligt werden. Es wurde mit vielen Arbeitern der Anfang gemacht, allein ſtark eingefallenes Regenwetter und ſumpfiges Erdreich ſollen die Ausführung verhindert haben. Aventin gibt noch eine andere Urſache an. Es ſollen ſich nämlich wunderliche Dinge während der Arbeit zugetragen haben; ganze Haufen Getreidkörner wurden auf den Feldern gefunden, und wenn das Vieh davon genoß, ſo ſtarb es augenblicklich. Das daraus gemachte Mehl verſchwand unter den Händen; zur Nachtszeit wurden die Arbeiter durch Geſpenſter erſchreckt;

man hörte ſchreien und lärmen und ſchreckliches Geräuſch, wie wenn das wüthende Heer im Anzug wäre und Alles zu Grunde gehen wollte.

In der Nähe von Weiſſenburg am Sand ſieht man noch die Spuren des Unternehmens.

26.

Heidenſchlacht Karls des Großen vor Regensburg.

Aus einem Lobgedicht von Hans Sachs in Verh. des hiſt. V. v. O. u. R., 1845, Bd. IX., S. 5. Arnpekh chron. l. II. c. 2. ap. Pez. thes. anecd. T. III. Merian top. Bav. S. 55. u. A.

Kayſer Carl der Groß genannt,
Der führt ein Krieg mit Taſſilo,
Ein Herzog nennt Bayern alſo;
Ihm das ganze Bayerland einnahm.
Nachdem er auch für Regenſpurg kam,
Thät mit den Hunnen ein Feldſchlacht,
Ein große Summa der Feind umbracht,
Die von dem Kayſer wurden erſchlagen,
Auf's Kayſers Seiten auch etlich lagen,
Die man herrlich begraben hat
Zu St. Peters-Kirch vor der Stat.
Zu der Zeit Kayſer Carl bezwungen,
In der Stadt Regenſpurg alt und Jungen,
Daß ſie den chriſtlichen Glauben annahmen;
Ließen ſich tauffen alleſammen.

Dieſer Sieg Karls des Großen über die Heiden vor Regensburg ſoll in der Gegend, wo das alte Schottenklöſterlein Weihſanktpeter geſtanden iſt, errungen worden ſein. Da wo gegenwärtig die gothiſche Gelübdſäule auf der ſogenannten „Predig" ſich erhebt, ſoll während des ungleichen Kampfes ein Engel dem Kaiſer das Schwert überreicht, und hier und um die ganze ſüdliche Seite der Stadt ſollen 30,000 chriſtliche Ritter den Tod im Kampfe gegen die unzähligen Heiden gefunden haben. Nach gewonnener Schlacht ließ der Kaiſer die Leiber der in der erſten und zweiten Schlacht gefallenen Chriſten in einer großen Grube ſammeln und über ſie einen Hügel errichten, den man nachmals den Siegberg (collis victoriae) nannte.

27.

Des Gotteshauſes Metten Urſprung.

Adlzreiter P. I, l. 9. p. 198 u. Brunner P. II. l. 1. p. 20.

Ein frommer Hirte zu Michaelbuch, Gamelbert mit Namen, fand einſt, unter einem Baume erwachend, ein Buch auf ſeinem Herzen, und nachdem er darin heiligen Unterricht gefunden, wurde er Prieſter und weidete die geiſtliche Heerde. Er pilgerte ſpäter nach Rom und taufte unterwegs einen Uto, der, als er herangewachſen, zu ihm kam und von ihm zum geiſtlichen Hirten geweiht wurde. Später ging der fromme Uto über die Donau, und diente Gott als Einſiedler an einer Quelle im Walde, die noch heute der Utosbrunnen heißt. Dort traf ihn Kaiſer Karl der Große, der ſich auf der Jagd in jene Gegend verirrt hatte, als er ſo eben von der Arbeit ausruhte und ſein Beil an einem Sonnenſtrahl in der Luft aufgehängt hatte. Staunend ſah der Kaiſer das Wunder und nahte ſich dem heiligen Einſiedler gar ehrerbietig. Da fiel ihm dieſer zu Füßen mit der Bitte an dem Orte ein Gotteshaus zu errichten.

Alſo erbaute Karl Kirche und Kloſter zu Metten, und ernannte Uto zum erſten Vorſteher daſelbſt im Jahre des Heils 801, wie Hund berichtet.

28.

Der Hahnenkampf zu Kempten.

Von A. Schöppner. — Nach Crusius ann. Suev. dod. I. p. 330 bei Grimm deutſche Sagen II., 104. Hormayr a. a. O. S. 20: „Noch zur Zeit der Reformation ſtellten die lateiniſchen Schüler zu St. Mang den Hahnenſchlag oder Hahnenkampf dar, der einſt dem ſchwachen Ludwig den Vorzug über ſeine Brüder gegönnt."

Der Kaiſer Karol ſaß mit ſeinem Ehgemahl
Zu Kempten auf der Burg vergnügt im Speiſeſaal.

Sie ſahn in guter Ruh mit wonnerfülltem Herzen
Der Prinzen frohes Spiel und jugendliches Scherzen.

Da trat des Spielens ſatt der älteſte, Pipin
Mit dieſem Worte ſchnell zu Hildegardis hin:

Sag' Mutter: „kommt einmal der Vater in den Himmel:
Nicht wahr, als König ſitz ich dann auf ſeinem Schimmel?"

Da ſprang der Bruder Karl ſogleich herfür und ſprach:
„Auch ich will König ſein, ich geh nicht hintennach!“

Zuletzt kam Ludewig, der jüngſte von den Knaben:
„Nicht wahr, lieb Mütterchen, die Krone werd' ich haben?“

Da ſprach Frau Hildegard: „Ei Kinder, hört mich an:
Ein jedes geht hinaus und holt ſich einen Hahn;

Die kämpfen dann für euch und weſſen Hahn der Meiſter:
Des Frankenreiches Herr und deutſcher König heißt er!“

Die Knaben hatten bald die Hähne bei der Hand,
Im Augenblicke war der heiße Kampf entbrannt.

Vergebens wehrten ſich Pipins und Karols Krieger,
Am Ende blieb der Hahn des kleinen Ludwig Sieger.

Und der als König ſo zu Kempten ging davon,
Beſtieg als König auch des Frankenreiches Thron.

29.

Hildegardis und Taland.

Von F. A. Schulze. — Nach Annal. campid., Nic. Frischlin Comedia: Hildegardis magna, Vincent. bellov. spec. hist. VII., c. 90—92 und dem Gedicht: Crescentia, bei Grimm d. Sagen II., 102. Hormayr goldene Chronik von Hohenſchwangau S. 20. „bis in die Tage der Reformation führten die Kinder der Sankt Hildengardenſchule beim Münſter zu Kemptem um Faſtnacht das Spiel von der frommen Königin auf.“

Der große Karl, er ſaß einmal
Zu Worms in ſeines Thrones Saal,
Und zwiſchen Grafen und Herren ſtand
Dicht vor dem Throne Herr Taland.

„Herr Taland, lieber Bruder mein,
Ich muß in's Sachſenreich hinein,
Muß dort das heil'ge Kreuz zu rächen,
Der falſchen Götter Altar zerbrechen.

Und bis ich ſolches Werk beend't,
Führt Ihr allhier das Regiment,
Damit — Gott gebe das in Gnade! —
Kein Unheil meinem Lande ſchade.

Daneben ſeid mit guter Wacht
Auf mein Gemahl und Kind bedacht!
Denn dieſe Lieben ſind mir eben
Das beſte Theil von meinem Leben.“

Als Hildegardis nun von fern
Fortziehen ſah den Gemahl und Herrn,
Und faſt ihr Aug' in Thränen brach,
Trat zu ihr Herr Taland und ſprach:

„O Dame, wie ich keine ſah,
Was geht mir dein Geſchick ſo nah!
Drum ſage, was zu dieſer Friſt
Ein Troſt in deinen Nöthen iſt?

Ich ſchafft' ihn dir, auch noch ſo fern,
Und wär's vom Firmament ein Stern,
Und wär's mein armes Leben gar,
Ob deiner Ruh' gäb' ich's fürwahr!"

„„Was hätte ich mit dem Leben dein,
Herr Taland, wohl mein Troſt gemein?
Mein einz'ger Troſt, mein einz'ger Stern
Zog fort mit dem Gemahl und Herrn.""

Als ſie nun immer nicht vergißt,
Daß der Gemahl beim Feinde iſt,
Und Herr Taland mit Liſt und Mühn
Sie ſtrebet von ihm abzuziehn;

Als nun die Frau ſo tugendlich
Herr Taland überall beſchlich,
Und ihres Herzens fromme Huld
Verkehren wollt' in arge Schuld:

Da lud die Treue ihn zum Schein,
In ein geheim Kloſet hinein,
Entſchlüpfte drauf und hielt den Bangen
An dieſem dunkeln Ort gefangen.

Doch kaum erſchallt der Kunde Ton:
Der Sieger kehrt nach ſeinem Thron!
So läßt, in Freude mild und groß,
Die Königin den Armen los.

Und als er ſo der Haft entrann,
Und drauf das freie Feld gewann
Eilt unter wilden Herzensſchlägen
Er dem verrathnen Karl entgegen.

„Mein Herr und König, ach verzeiht,
Wenn ich ſtatt Wonn' Euch bringe Leid,
Wenn jetzt das Unheil aus meinem Munde
Vergiftet des Sieges ſüße Kunde."

„„So ſprecht, Herr Taland, doch ſogleich,
Welch' Unfall traf mein armes Reich,
Oder wohl gar mein liebes Gemahl,
Oder mein Kind, oder alle zumal?""

„Nicht Reich und Kind! zu dieſer Stund
Iſt beides, Herr! ſtark und geſund,
Aber, o dürft ich doch nimmer ſprechen
Von dem verruchten, ſchwarzen Verbrechen!"

Schon wacht des Königs ganzer Grimm:
„„Sprich, Unglücksbote!"" zürnt er ihm,
Und was auch Talands Gewiſſen ſagt,
Die ſchuldloſe Gattin wird verklagt:

Sie habe verletzt der Treue Band,
Geſündigt frech an König und Land,
Und daß kein Hüter ihr Aug' bewache,
Verſchloſſen Herrn Taland im finſtern Gemache.

Und Karl befiehlt, im Zorn entbrannt:
„„Die Buhlerin, ſie ſei verbannt!
Und daß ihr Blick ferner dem Frevel nicht tauge
So raubt auf immer das Licht ihrem Auge!""

Wie drauf Herr Karl auf ſeinem Schloß
Erſcheint, da iſt die Luſt nicht groß,
Denn Hildegardis' Mißgeſchick
Betrübet jeden guten Blick;

Noch fühlen All' ihr herbes Leiden,
Als ſie vom Kinde mußte ſcheiden,
Und durch den Spruch, den Karl gefällt,
Hinausziehn in die fremde Welt. —

Inzwiſchen wankt in düſterm Sinn
Die tiefgebeugte Königin,
Das Herz beim Kind und beim Gemahl,
Der Gränze zu und neuer Qual.

Die niedern Knechte, ihr Geleit,
Gedenken jetzt in Traurigkeit
Zum Erſtenmal, daß um zu enden,
Sie ihr die Augen ſollen blenden.

„O Gott!" ruft ihre Dienerin,
„So richteſt du die Tugend hin!"
Doch jene zürnt: Mit Gott kein Rechten!"
Und wendet mild ſich zu den Knechten:

„So nehmet dieses Auges Licht!
Seitdem das Liebste mir gebricht,
Erregt die Erde mir nur Schmerzen,
Den Himmel schau' ich mit dem Herzen!"

Allein das Auge, wie verklärt,
Das nach den Knechten hin sich kehrt,
Macht, daß das Herz der Harten zagt,
Und Keiner sie zu blenden wagt.

„Lebt wohl, Frau Königin! wir gehn,
Mag auch, was will, mit uns geschehn!
Das hohe Licht des Himmels spricht
Aus Euerm Blick, die Erde nicht."

„Sieh Gottes wundervolle Hand!"
Ruft sie, zur Dienerin gewandt,
Und nimmt vereint mit ihr den Pfad
Gen Rom nun hin, der heil'gen Stadt.

Doch Karl'n dem König fehlt die Ruh
Und Herrn Talanden auch dazu;
Ja dieser Arge büßt den Schein
Der Augen nun von selber ein.

Umsonst ist aller Aerzte Fleiß —
Da zieht er, wie auf Gott's Geheiß,
Zu baden sich im Segensstrom,
Mit seinem Bruder Karl gen Rom.

Und siehe da, kaum sind sie hier,
Da tritt die hohe Frau herfür,
Berührt den Blinden und sogleich
Umfängt ihn neu des Lichtes Reich.

Und vor ihr nieder sinkt Taland,
Und spricht: „So hat's der Herr gewandt!"
Bekennt freiwillig jede Schuld
Und fleht um Hildegardis' Huld.

„Das gilt dein Leben, arger Knecht!"
Ruft Karl, doch Gnad' ergeht für Recht,
Auf Hildegardis' frommes Flehn
Darf er nur aus dem Reiche gehn.

Drauf durch des heil'gen Vaters Mund
Fleußt neuer Segen auf den Bund
Des hohen Paars, zu Gottes Ehr';
Den scheidet forthin Keiner mehr.

Und zur Gedächtniß der Geschicht
Hat Hildegardis aufgericht
Ein Kloster, welches, hoch erhöht,
Zu Kempten diesen Tag noch steht.

30.

Wie Sancimon und Celebrand das Kloster zu Kempten gebauet.

P. F. Hueber Unstrul. Gedächtniß ꝛc. der Helden von Thaurn, Andechs und Hohenwarth. Ingolstadt 1670. S. 190. Brusch chron. p. 98.

Der erste Stein des fürstlichen Klosters Kempten ist von Rolando, so dazumal aus den Franzosen der stärkste soll gewesen sein, im Beisein vieler Fürsten und Herren mit großer Majestät gelegt worden. Zu Verfertigung des ganzen Gebäues aber hat Hildegardis zween an Größe und Stärke unvergleichliche Riesen gebraucht, Sancimon und Celebrand

mit Namen, welche ſo viel Stein und Mörtel alltäglich herzugetragen haben, als ſechzehn gemeine Taglöhner hätten ausrichten können; waren aber dabei dermaßen gefräßige Leut, daß ſich Jedermann mit Lachen über ſie verwunderte, da ſie wie andere Herkules ganze Ochſen hinweggefreſſen. Einer derſelben, Celebrand, iſt nach dem Tode der Stifterin nach Welſchland gekommen, Sancimon aber zu Kempten geſtorben und mitten in des Kloſters Kirche begraben worden.

31.

Heinrich Findelkind von Kempten.

Nach dem Volksbuch: Hiſtoriſches Schatzkäſtlein für Bayern. München 1832. I., S. 21. Vgl. Hormayr goldene Chronik S. 128.

Der Mayr von Kempten, von ſeinem Abte geliebt, und durch dieſe Gunſt, durch raſtloſen Fleiß und Segen von Oben bereichert, hatte neun Söhne. Dazu wurde ihm ein zehnter Knabe bei Nachtszeit vor die Thüre ſeines Hauſes gelegt. Die Hausfrau und Ehewirthin murrte: es ſeien der Kinder ohnehin ſchon genug. Aber der Hausherr erbarmte ſich des armen Wurmes, ſeiner ſchönen Geſtalt und rührenden Unſchuld, und ſo hatte er nun zehn Kinder und zog ſie alle glücklich auf. Aber er hatte Bürgſchaft gethan für einen Freund, dem war das Glück untreu. Betrüger brachten ihn um einen großen Theil des Seinigen. Meeresſtürme begruben mehrere ſeiner Schiffe in den Abgrund. — „Bürger muß man wirken," — ſagt ein altes, aber nicht gutes Sprüchwort, und ſo erging es auch dem armen Mayr von Kempten. Er verdarb gänzlich. Mit ſich und der Welt zerfallen, wurde der fröhliche Mann ein Menſchenfeind und ſelbſt den eigenen Kindern abhold. Er ſchlug ſie und trieb ſie aus dem Hauſe, daß ſie dienten und ihm aus dem Brod kamen. Der zehnte, der arme Heinrich Findelkind, war am ſchlimmſten daran. Aber er lief doch lieber in die unbekannte große, weite Welt hinaus, als daß er ſich zu Hauſe todtſchlagen ließ. Da fanden an der Heerſtraße zwei Prieſter, die nach Rom zogen den weinenden Knaben, tröſteten ihn, gaben ihm Brod; mit ihnen ging er über den Arlberg. Drüben wohnte ein rauher und ſtreitbarer, aber frommer Ritter. Man hieß ihn nur den Jackl über Rhein. Der gab den Prieſtern reichlich Almoſen und fragte: Wo wollt Ihr mit dem Knaben hin?" Sie erwiederten: „Er iſt zu uns gelaufen auf

dem Feld.“ Darauf der Ritter: „Laßt ihn mir, daß er meine Schweine hüte.“ Die Prieſter antworteten: „Er kann thun was er will,“ und Heinrich Findelkind wurde Knecht und Schweinehirt beim Jackl über Rhein, erhielt des Jahrs zwei Gulden Lohn, ging fleißig jeden Sonntag mit dem Ritter in die Kirche und trug ihm das Schwert nach. Wie ſie da, dem fernen Geläute nach, den Berg hinabſteigen, brachte man ihnen oft viele Leichen entgegen von unglücklichen Pilgern, die des Winters auf dem Arlberg in Schneegeſtöber oder unter Lawinen zu Grunde gegangen. Raubvögel und Raben hatten ihnen die Augen ausgehackt, die Kehlen abgefreſſen, und ſie auf mannigfache Weiſe verunſtaltet. Das erbarmte den Heinrich Findelkind ſo ſehr, daß er bitterlich weinte und ein heiliger Eifer in ihn drang, ſolches Unglück zu verhüten. In vollen zehn Jahren hatte er fünf Gulden in Allem ausgegeben und alſo noch fünfzehn Gulden übrig von ſeinem Verdienſt mit dem Hirtenſtab. Da trat er eines hohen Feſttages vor die Kirchthüre mit dem Ausrufe: Ob Jemand die fünfzehn Gulden nehmen wollte und damit einen Anfang machen auf dem Arlberge, daß die armen Pilger nicht alſo verdürben. Aber die Leute lachten vielmehr des thörichten Beginnens eines Betteljungen und Niemand wollte die erſte Hand anlegen. Da rief Heinrich Findelkind von Kempten zu Gott dem Allmächtigen und zu St. Chriſtoph dem ſtarken Nothhelfer, und rettete gleich den erſten Winter ſieben Menſchen das Leben und ein paar Jahre darauf über fünfzig Menſchen. Darauf ſtiftete er eine eigene Bruderſchaft St. Chriſtophs auf dem Arlberg, und zog für dieſe edle Bruderſchaft bettelnd durch alle Länder und erhielt reiche Gaben. Die Kirchenfürſten von Salzburg, Chiemſee, Freiſing, Paſſau, Regensburg, Augsburg und Würzburg gaben ihm reichen Ablaß. Das Bruderſchaftsbuch nennt unter den vorzüglichen Wohlthätern der Stiftung unter andern auch die Landgrafen von Leuchtenberg und Grafen von Montfort und Ortenburg und viele andere Ritter. Herzog Leopold der Stolze von Oeſterreich bezeigte im Dezember 1386, nachdem im Juli vorher ſein Vater bei Sempach wider die verachteten und verſpotteten Schweizerbauern mit dem Kern ſeines ſtolzen Adels gefallen, es ſei der arme Knecht Heinrich von Kempten, in ſeiner Jugend ein Findelkind, mit großer Andacht und Begierde vor ihn gekommen, daß er wollte gern ein Haus bauen auf dem Arlberg und in dieſer Wildniß wohnen und ſitzen, vorzüglich damit die armen Pilger und Kaufleute nicht ferner ſo elend zu Grunde gingen. Es ſeien ja viel gute Dinge angefangen worden von einfältigen Leuten. Darum befehle er

allen ſeinen Hauptleuten und Richtern, ihn dabei zu ſchützen und zu ſchirmen. Des armen Hirtenknaben und Findelkindes von Kempten edles Werk begann und beſtand durch mehrere Jahrhunderte. Es erhielt Tauſenden das Leben und ſicherte einen für den Handel wichtigen Straßenzug.

32.

Sankt Mang, des Allgäu's Apoſtel.

P. Braun Geſch. d. Biſch. v. Augsburg, I., 90. Hormayr goldene Chronik von Hohenſchwangau, S. 19. Tafrathshofer der h. Magnus, Apoſtel des Allgäu's. Kempten 1842. Augsb. Unterhaltungsbl. 1843, S. 169.

Es geht die Sage, daß Sankt Mang, der Apoſtel des Allgäu's, vorerſt in das Pfrontner Thal gekommen ſei, und er habe anfangs am Breitenberg und auf dem Roßberg ſich aufgehalten. Jetzt noch heißt ein Brunnen der Mangenbrunnen, der auf dem Berge droben entſpringt; man ſieht ihn aber nur acht Tage vor bis acht Tage nach Sankt Mangenfeſt, wie eine glitzernde Fahne, die zur Feier ausgeſteckt wird. Weiter zeigt man auf dem Roßberg den Mangenacker, und weiter unten den Mangenſitz, wo er geraſtet hat. Darauf aber iſt der Heilige hinübergezogen gegen Füſſen, zuerſt an den Aletſee, wo noch die Sankt Mangenalpe iſt, und dann nach Julienbach, welches jetzt Faulenbach heißt; und endlich iſt er mit Gottes Hülfe hinüber geſchritten über die Klamm des Lechs, an der „Luſalten", wo noch im Felsgrund Sankt Mangentritt zu ſehen iſt bis auf den heutigen Tag.

33.

Sankt Mang zu Kempten und Roßhaupten.

Die vor. Schriften.

Magnus, der Apoſtel des Allgäus, kam auf ſeiner Wanderſchaft mit Thoſſo nach Kempten. Dort hatten ſich ſeit geraumer Zeit die Bewohner vor ſchrecklichen Drachen und Schlangen geflüchtet, welche ihrer ſtatt die Häuſer bewohnten. Magnus erkannte darin einen Wink des Himmels, die Heiden durch wunderbare Hilfe für den wahren Gott zu gewinnen. So geſchah es eines Tages, als Magnus und ſein Gefährte betend für

das Volk auf den Knieen lagen, daß ein ungeheurer Drache aus dem Gemäuer hervorbrach. Der heilige Magnus befiehlt ihm im Namen Jesu Christi, des lebendigen Gottes, sich vor ihm zu beugen, und schlug ihm mit dem Stabe des heiligen Gallus auf den Kopf. Augenblicklich stürzte das Unthier todt vor ihm nieder, und auch alles übrige Gewürm und Ungeziefer verschwand.

So hauste auch in der Gegend, wo jetzt das Pfarrdorf Roßhaupten liegt, in tiefer Schlucht ein scheußlicher Lindwurm, der Menschen und Vieh erwürgte. Die Sage erzählt, derselbe habe besonders Pferden nachgestellt und in seiner Höhle einen ganzen Berg von Roßhäuptern angelegt, woher denn nachmals dem Dorfe der Name Roßhaupten. Der heilige Magnus kam dahin, ging, mit einem Kreuze auf der Brust, seinen Stab in der einen und einen Pechkranz in der andern Hand, auf den Lindwurm los, und schleuderte ihm unter Anrufung Gottes den Pechkranz in den Rachen. Das Unthier zerbarst vor seinen Füßen, der Heilige aber dankte Gott auf den Knien für die wundervolle That.

34.

Sankt Mang und die Bären.

Ermenr. u: Theodor. Vit. S. Magni bei Falkenstein Antiqq. Nordg. I., 227 (e).

Der heilige Magnus war einmal auf Befehl seines Meisters Columban in den Wald gegangen, um Aepfel zu holen, als sich ein Bär vor ihm dort eingefunden hatte und in gleicher Verrichtung dort beschäftigt war. Sankt Mang befahl ihm, er solle mit Aepfelaufleſen inne halten, bis er zuvor für sich gesammelt habe, welchem Befehl der Bär auch zur Stelle nachgekommen.

Demselben Gottesmann sind die Bären wie Lämmer, zahm und sanftmüthig nachgefolgt, auch zu Dienst und Befehl gewesen, wie Theodorus im Leben des heiligen Magnus umständlicher berichtet.

35.

Der Mangenſprung bei Füſſen.

Von ? — Bei Füſſen bildet der Lech einen Durchbruch durch ſteile Felſen; das iſt der Mangenſprung. A. C. Cammerer Naturwunder S. 123.

Wer immer heut' nach Füſſen kommt,
Der ſieht den Mangenſtab;
Er betet, was dem Herzen frommt,
Und fragt nach Magnus Grab.

Drauf weiß wohl Keiner ihm Beſcheid,
Weil keines nah und fern,
Doch gibt man Jedem das Geleit
Zum Mangen-Sprunge gern.

Da iſt ein harter Felſenſtein,
Ganz nah' am wilden Fluß,
Ein Tritt gar tief gegraben ein,
Er iſt von Magnus Fuß.

Von da herüber ſprang Sankt Mang
Zum nächſten Schroffen hin,
Wo er mit wilden Mächten rang,
Die zitterten vor ihm.

Und ſtaunend ſieht der Wandersmann
Den Tritt und weiten Sprung,
Und glaubt, daß Heilige gethan,
Was Keinem ſonſt gelung.

Und glaubt, daß Glaube ſtärker iſt,
Als jeder Marmelſtein,
Daß frommer Eifer ſchneller iſt,
Als jedes Vögelein.

Und kommt auch mancher Junghherr hin,
Und mißt den großen Tritt,
Und iſt zu weit nach ſeinem Sinn
Von Fels zu Fels der Schritt:

So ſpricht der Führer artiglich
Zu ihm an ſeiner Seit':
„Wohlweiſer Mann, du irreſt dich,
Dein Meſſen fehlet weit,

Der Mann, der ſolches hat gethan
War eine Kraftnatur;
Bemiß doch nicht den großen Mann
Nach deiner Zwergſtatur!"

36.

Das Kirchlein des Auerbergs.

Mündlich.

An der Nordgrenze des Landgerichts Füſſen im ſchwäbiſchen Allgäu, liegt der Auerberg mit einem dem heiligen Georg geweihten, von dem umwohnenden Volke häufig beſuchten Kirchlein, von deſſen Erbauung ſich im Munde des Volkes eine Sage erhalten hat. In grauer Vorzeit kam ein gewaltiger Rittersmann in dieſe Gegend. Er ſaß milden Anblicks auf einem blendend weißen Roſſe, mit Purpur angethan, einen ſilberſtrahlenden

Helm auf dem Haupte. Man sah ihn niemals, nach anderer Art, von wildem Trosse gefolgt, den Edelhirsch und den Eber jagen, auch hörte man nichts von Schmausen und Gelagen auf seinem Schlosse. Nur mit den Drachen und grausen Unthieren, welche das Land bedrängten, lag er in Fehde, und wo es eine Unschuld zu retten oder zu schirmen gab, da war er männiglich bereitet. Es ward überhaupt nichts Edles und Gutes gethan, was er nicht aus allen Kräften beförderte. Damals gedachten die Bewohner jener Gegend auf der Höhe des Auerberges eine Kirche zu bauen. Sie begannen das Werk, allein es ging wider Erwarten langsam von Statten, weil das Herbeischaffen der Steine auf den Berg gar beschwerlich war. Da flehten sie inbrünstig zu Gott um Förderung und Segen ihres Beginnens, und siehe da, von selbem Augenblicke an gedieh der Bau auf wunderbare Weise. Denn Gott hatte ihnen einen wackern Helfer geschickt, das war kein anderer, als jener treffliche Rittersmann, welcher mit den Ungeheuern und Drachen Krieg führte. Dieser arbeitete Nachts, während die Leute ruhten, an dem Bau der Kirche, schleppte auf seinen gewaltigen Schultern Steine herbei und fügte sie mit kunstreicher Hand aufeinander. In wenigen Tagen stand die Kirche vollendet da, also daß man ob des wunderbaren Anblickes kaum seinen Augen trauen mochte. Mit der Vollendung des Werkes war aber auch der wackere Bauhelfer verschwunden, und Nichts als die Erinnerung ist dem Volke geblieben, daß es der heilige Rittersmann — Georg gewesen.

37.

Der Schatz am Kienberg.

Augsb. Unterhaltungsblatt, 1843. Nr. 43, S. 169.

Bei Pfronten am Fuße des Kienbergs, wo man in das Achthal hineingeht, liegen großmächtige Felsstücke, darunter ein Schatz verborgen ist. Es haben nämlich zur Schwedenzeit die geistlichen Herren umher sich dahin gerettet und ihr Zeug geflüchtet, als eine Kiste voll Geld, eine Kiste voll Leinwand und eine Kiste voll „digenem" (geräuchertem) Fleisch. Darauf ist aber die Pest gekommen, daran sie alle gestorben sind; und so liegen denn die Schätze alle noch unter den Felsblöcken. Aber der muß noch gefunden werden, der sie heben könnte.

38.

Die wilden Männer.

Die vor. Schrift a. a. O.

In den Engen des Achthales bei Pfronten haben ehedem viele „wilde Männer" gehauſet, wie alle Leute noch erzählen. So iſt einer auf dem Bärenmoos geweſen, ein gar argliſtiger Geiſt. Man ſagt, er habe zu ſeinen Lebzeiten mit einem ſeiner Freunde einen Handel gehabt wegen einer Wieſe, und habe deßhalb einen falſchen Eid geſchworen. Nach ſeinem Tode nun, da er noch keine Ruhe gegeben und beſonders ſeine Freunde aus Haß und Neid verfolgt habe, ſei er durch geiſtliche Mittel in's Bärenmoos hinaus verbannt worden. Seit der Zeit blieb zu Nachts kein Menſch mehr dort in der Nähe, und man trieb ſogar das Vieh hinweg, damit demſelben der Geiſt nicht ſchaden könne. — So hat auch der Schaidbachmann viel Uebels geſtiftet, wo ihm ein Menſch iſt in die Nähe gekommen, der kein gutes Gewiſſen gehabt hat. Höret nur eine Geſchichte: Eines Tages gehen mehrere „Buben" in's Holz auf den Schaidbach. Spät Abends, als ſie nun zuſammen kommen in einer Heuhütte, um da zu übernachten, hören ſie auf einmal „Juche!" ſchreien. Die „Buben", wie ſie eben ſind, antworteten ſogleich mit einem „Juchezer". Da aber rappelts plötzlich über ihren Köpfen, als wenn ein Haufen Steine über das Dach ausgeſchüttet würde. Jetzt ſind die drinnen in der Hütte freilich nicht weinig erſchrocken und haben kein Wörtlein geſagt, ſondern ſind mäusleinſtill geblieben. Da ruft der wilde Mann von außen: „Gebt mir nur ein Härlein heraus von eurem Haar, ſo habe ich euch ſammt und ſonders." Ihr könnt denken, daß ſie das wohl haben bleiben laſſen. So iſt er denn wieder ruhig geworden. Seit vielen vielen Jahren aber hört man nichts mehr von dieſen und andern wilden Männern, denn, wie man ſagt, ſo hat ſie der Papſt Pius VI. „verbetet", als er in den achtziger Jahren in dieſe Gegend gekommen; andere aber ſagen, es habe ſie Kaiſer Joſeph II. auf immer gebannt.

39.

Das Aelplein bei Wertach.

Von Karl Fernau.

Zu Wertach nah bei Hindelang
Lebt einſtmal unter Sing und Sang
Und manchem Weltentand ergeben
Herr Bach ein luſtig Pfarrerleben.
Es war ein Männlein, ſchlau, verdreht,
Und wie es leider manchmal geht,
Obwohl zum Streiter auserkoren,
Zum Heil der Kirche nicht geboren,
Leicht glitt er über alles hin
Und nahm es kurz nach ſeinem Sinn.

Nun hört: ein Aelplein war gelegen
Auf hohem Berg, ein Weide-Segen,
Voll Gras und Saft und Blumenduft,
Recht in der freien Gottesluft,
Doch mühten ſich in altem Streite
Drum Hindelang und Wertach beide,
Mit Zeugen und mit Dokumenten
War dieſer Zank gar nicht zu enden.

Da fiel zuletzt es Einem ein:
Weil Ende muß bei Allem ſein,
So ſoll's zum Schiedsſpruch kommen! — Bach
Stand eben unter ſeinem Dach,
Als eine Schaar von Freund' und Feinden
Der eiferſüchtigen Gemeinden
Zum Pfarrdechanten eilend kam
Und ihn zum Friedensrichter nahm.
Da waren ſie am rechten Orte;
Denn alſogleich ſprach er die Worte:

„Ich will nach Glaub' und Wiſſen ſchalten,
Zu keiner der Parteien halten —"
Indeſſen lächelt er gar fein,
Denn ſchnell fiel eine Liſt ihm ein.
Schon freut' er ſich, ein weltklug Männlein,
Im Geiſt der abgefallnen Spänlein,
Womit er ſeine Pfründ' und Pfarr'
Geſonnen zu bereichern war.

An Ort und Stell' den fetten Weiden
Wollt er den langen Zwiſt entſcheiden;
Und als der Tag kam, den er wählte,
Auf den er die Partei'n beſtellte,
Da hielt ein Jeder Arbeitskraft,
Und eilte hoffend und in Haſt
Herbei, hinan den Bergeshang,
Ganz Wertach und ganz Hindelang.
Die Sonn' erheiterte die Herzen,
Vergeſſen wurden manche Schmerzen;
Denn auf der freien Gotteshöh'
Vergißt der Menſch ſo gern ſein Weh.

Und nun Herr Bach? Den Spruch zu ſprechen
Macht ihm wohl großes Kopfzerbrechen? —
Nicht doch! o, der geübte Mann
Der griff ſein Ding viel leichter an.
Zerhau'n den Knoten! Alexandern
Gleich auf das Aelplein hinzuwandern,
Dacht' er im Geiſt: kaum konnt' er warten,
Ging ſchon beim Frühroth in den Garten,
Und nahm vom Brünnlein, das dort fließt,
Den Schöpfer, draus man Waſſer gießt,
Und ſtellt ihn keck und wohlgemuth
Ueber dem Haupt in ſeinen Hut.
Drauf von dem Boden, wo er ſtand',
Faßt' er den feinſten Gartenſand
Und ſtreut' ihn ſorgſam und verſtohlen
Inwendig auf der Schuhe Sohlen,
Und ſtieg zu Pferd! O Dokter Bach,
Das geht gewiß dem Rechte nach!

Verſammelt ſtanden ſie ſchon all',
Als Bach heraufritt durch das Thal;
Er ſtieg gar froh von ſeinem Pferde,
Feſt trat er auf des Aelpleins Erde;
Und da er in der Mitte ſtand, —
Die Augen Aller aufgeſpannt —
Sprach er, der kleine Pfarrdechant:

„Ihr Leute habt mich kommen lassen:
Seid ihr bereit, den Spruch zu fassen?
Seid ihr bereit, ihn zu vollziehen?“ —
Ja! ward vom Bauernvolk geschrieen. —
„So will ich nun auf euer Klagen
Als Schiedsmann richten, thun und sagen,
Was Rechtens ist und bleibt: hört ihr!
So war ein Schöpfer über mir,
Steh' ich auf Wertach-Boden hier.“
Das konnt' er leicht sagen mit seinen Sohlen,
Und mit dem Schöpfer zum Wasserholen!

Der Spruch gar Manchen schlimm verdroß!
Des theuren Guts war Hind'lang los;
Durch Doktor Bach nun war es klar,
Bei wem das Recht auf's Aelplein war;
Auf Erden ließ sich's nicht mehr nehmen;
Die Andern mußten sich bequemen; —
Doch der im Himmel oben ist,
Der Herr vernahm des Dechants List,
Befand die Weise arg und schlecht
Und selbst das Urtheil ungerecht.
Der Schöpfer ließ ihn nimmer ruh'n,
Der Boden brannt' ihm in den Schuh'n;
Und als Herr Bach in kurzer Zeit
Gesegnet drauf die Endlichkeit,
Sah man — so hört man Leute sagen, —
Ihn oft zu Pferd um's Aelplein jagen,
Im schwarzen Mäntlein, wie er war,
Da er das Recht fand also klar. —
Ein Kreuz stand auf den Felsenhöh'n,
Wo einst das Aelplein grün und schön
Im reichen Gottessegen lag;
Es wurde kahl nach kurzem Tag.

40.

Nehmet die Goggeler nicht mit.

Sage von Wiedemannsdorf, Landg. Immenstadt in Schwaben, mitgeth. von K. A. Böhaimb.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges flohen die Bewohner von Wiedemannsdorf, zur Pfarrei Thalkirchdorf gehörig, in die Bergschluchten, packten Alles auf, was lebte und schwebte, steckten die Hennen und Hähne in Säcke; da habe eine Dirne die andern Bewohner ermahnt: „nehmet die Hahnen nicht mit, sie könnten uns mit ihrem Krähen verrathen.“ Daher besteht daselbst das Sprichwort: „nehmet die Goggeler nicht mit,“ was nach dortiger Deutung heißt: schafft die Schwätzer bei Seite.

41.

Die Isenbrechen.

Mitgeth. von A. v. Böhnen. — Isenbrechen (Eisenbreche), im Ostrachthal bei Hindelang. A. C. Cammerer Naturwunder, S. 40.

Unfern Hindelang im Allgäu, ist eine wilde Gebirgsschlucht, die Isenbrechen genannt. Dahin sind die verstorbenen Landammänner gebannt,

welche im Leben ungerechtes Gericht gehalten. An Sonn- und Festtagen sieht man sie wohl auf den nahegelegenen Alpen auf- und abgehen in ihren rothsammtnen Wamsen und großen Perücken. Die schlimmsten aber aus ihnen sind zu ewiger Nacht verurtheilt und hausen, in scheußliche Kröten verwandelt, zwischen den Felsklüften, durch welche die Ostrach fließt. Männer, welche zur Triftzeit in die Schlucht hinabgelassen werden, um das angestauchte Holz weiter zu schaffen, haben sie oft bemerkt und ihre glotzenden Augen gesehen, die so groß sind, wie Salzbüchseln. Sie können aber Niemand mehr ein Leid thun.

42.

Schwank von Balderschwang.

Balderschwang, im Landg. Immenstadt im Allgäu. — Denkwürdigk. a. Bayern im Kal. für kath. Christen. Sulzbach 1851, S. 8.

Von den Balderschwangern gehen mancherlei Sagen und Geschichten im Land. So hat einmal eine gottesfürchtige Mutter ihr Söhnlein vermahnet, wie es vor jedem Kruciſixe nicht nur das Käpplein abziehen, sondern auch, wo es gerade sein könnte, dasselbe andächtig küssen sollte. Das ließ sich der Sohn nicht zweimal gesagt sein, und ging mit guten Vorsätzen seines Weges. Da sah er von ungefähr auf dem Felde ein eisernes Ding, wie ein Kruciſix, es war aber eine Mausfalle. Alsogleich entblößte das Büblein ehrerbietig sein Haupt und warf sich nieder, das Kreuzbild zu küssen. Aber wehe! die Mausfalle schlägt zu und nimmt dem frommen Büblein die halbe Nase hinweg. Das hat sich aber dessen nicht allzusehr gegrämt, sondern nur verwundert ausgerufen: „O g'rechter Herrgott, wie g'schnell bist Du!“

43.

Die „Haiden“*) zu Kettershausen.

Kettershausen unweit Babenhausen in Schwaben. — Augsb. Unterhaltungsbl. 1843, N. 43. S. 170.

Zu Kettershausen vor dem Ort liegt in einem Hohlweg des Wagners Haus. Vor Zeiten ist es nicht mit rechten Dingen zugegangen, denn die

*) Wichtelmännchen.

„Haiden" haben in der Nähe gehauſet in einem Berge, und ſie kehrten oft beim Wagner ein und halfen der Wagnerin in ihrem Hausweſen. Zu Nachts, wenn die Wagnersleute geſchlafen, ſind ſie insgeheim in's Haus gekommen, und haben Waſſer getragen, die Stube ausgekehrt, den Stall gemiſtet. Und ſo iſt es in allen Dingen geweſen. Dafür wußte aber auch die Wagnerin es darauf anzulegen, die „Haiden" bei gutem Muthe zu erhalten; denn alle Abende legte ſie ein Brödlein unter die Thür, und ſtellte ein Krüglein mit Waſſer dazu; und ſo oft etwas mehr zu thun war im Hausweſen, gab ſie drei Brödlein und drei Krüglein, und man hat allezeit reinen Tiſch gefunden. So iſt es viele Jahre geweſen. Aber plötzlich ſind ſie ausgeblieben und nicht wieder gekommen; wahrſcheinlich hat die Wagnerin das Ding ausgeſchwätzt, und ſo etwas können ſie nicht leiden, die „Haiden", wie man dieß aus vielen andern Geſchichten weiß.

44.

Der betrogene Geiger.

Von A. Schöppner. — Sage von Blonnhofen, unweit Kaufbeuern in Schwaben. C. v. Falkenſtein das Buch der Kaiſerſagen, Burg- und Kloſtermährchen. S. 123. Volksbüchlein von Auerbacher, II., 178.

Es zog einmal des Weges ſacht
Vom nahen Kirchweihſchmaus
Ein Geigerlein um Mitternacht
Gen Blonnhofen nach Haus.

Urplötzlich wird es lichterhell
Und laut im finſtern Wald, —
Das ſchönſte Wirthshaus ſteht zur Stell',
Daraus der Lärmen ſchallt.

Ein Wirthshaus, das mein Geigerlein
Sein Lebtag nicht geſehn,
Was thun? Ein Muſikantenbein
Kann nicht vorübergehn.

„Ei! ei! du lieber Fiedelmann,
Du kommſt uns eben recht,
Nun fiedle wacker drauf und dran,
Wir zahlen dir nicht ſchlecht."

Da ſtreicht auf ſeiner Violin'
Mit Luſt der Muſikant;
Für jedes Stückchen lohnet ihn
Ein Goldſtück auf die Hand.

So lärmte die Geſellſchaft lang,
Bis von dem nahen Ort
Der Mergenglocke Ave klang, —
Huſch! war das Völkchen fort.

Und huſch! mein armes Geigerlein
Dort unter'm Galgen ſaß,
Und zählte ſeine Goldſtücklein —
Glasſcherben waren das.

45.

Der Hüllenweber.

Auerbacher u. Falkenſtein a. a. A.

Unter dem Galgen von Blonnhofen liegt ein Schatz. Eines Tages thaten ſich vier Männer aus dem Ort zuſammen, die wollten ihn heben; und als ſie tief genug gegraben hatten, kamen ſie auf den Schatz. Auf dem Schatz aber ſaß ein feuriger Hund, der ſagte: „Eins, zwei, drei, vier; und einer gehört mir; und einer muß des Teufels ſein, und ſoll's der Hüllenweber ſein!“ Der Hüllenweber erſchrak, und ſagte: „Gott will nit!“ Und in dem Augenblick iſt der Schatz verſchwunden.

46.

Die Schlacht auf dem Lechfeld.

Von Georg Rapp. — Um das geſchichtliche Ereigniß hat ſich die Sage eingefunden.

Es wimmelt ſchwarz vom Hügel,
Durch Rauch und Brand einher,
Die Flamme weht als Flügel
Falb um das Ungar eer.
Der Lech, er kommt gezogen
Voll Leichen, grimm und bleich,
Die ſoll er niederwogen
Dem Ungar in ſein Reich.

O Augsburg, Augsburg, mitten
In ihrem Schlachtenruf!
Sie kommen angeritten,
Sie traben Huf an Huf;
Sie jagen Mähn' an Mähne,
Nach deiner Pracht gewandt,
Die Pfeile an der Sehne,
Die Pfeile in der Hand.

Der Kaiſer Otto kümmert
Sich heut' zum erſtenmal,
Daß er im Stahle flimmert
Hinaus zur Todeswahl.
Verlierer und Bezwinger
Hat er ein Leid zum Lohn:
Der Räuberhorden Bringer
Iſt ſein empörter Sohn.

Drum klageſt du ſo bange,
O alte Stadt, empor,
Im tiefen Orgelklange
Aus deinem Münſterchor.
Nur Einer unverzaget
Stellt ſich noch ein für dich:
Als Licht im Dunkel taget
Dein Biſchof Udalrich.

Er betet am Altare,
Er ringt, der Gottesmann,
Bis er von Gott erfahre,
Was dich erretten kann.
Dann hat er ſich bewehret,
Das Kruzifix gefaßt:
„Jetzt hat er uns erhöret,
Der einſt am Kreuz erblaßt!“

Auf ſeinem weißen Zelter,
In ſeiner Prieſtertracht,
So trägt er den Vergelter
Im Fluge nach der Schlacht.
Und ſeine Diakone,
Sie fliegen durch die Luft,
Mit dem Poſaunentone,
Mit Fahn' und Weihrauchduft.

Da kommt der Herr geſloſſen
In jede Bruſt mit Macht,
Da hat er ſich ergoſſen
Als Richter in der Schlacht;
Die Arme ſeiner Streiter
Mit ſeinem Arm berührt,
Und weiter, immer weiter
Sie in den Feind geführt.

Den haben ſie gelichtet
Und abgehauen gar,
Er liegt umher geſchichtet,
Zum Fraß der Rabenſchaar.
Vor ſeines Sohnes Leiche
Der Kaiſer Otto ſteht,
Da hoch aus ſeinem Reiche
Der Siegesjubel weht.

47.

Der Schuſter zu Lauingen.

Nach Crusius, Zeiler, M. A. Pappenheim: Grimm d. S. II., 162.

Auf dem Hofthurm der Stadt Lauingen findet ſich folgende Sage abgemalt. Zur Zeit, als die Heiden oder Hunnen bis nach Schwaben vorgedrungen waren, rückte ihnen der Kaiſer mit ſeinem Heere entgegen und lagerte ſich unweit der Donau zwiſchen Lauingen und dem Schloß Faimingen. Nach mehreren vergeblichen Anfällen von beiden Seiten kamen endlich Chriſten und Heiden überein, den Streit durch einen Zweikampf entſcheiden zu laſſen. Der Kaiſer wählte den Marſchall von Calatin (Pappenheim) zu ſeinem Kämpfer, der den Auftrag freudig übernahm und nachſann, wie er den Sieg gewiß erringen möchte. Indem trat ein unbekannter Mann zu ihm und ſprach: „Was ſinnſt du? ich ſage dir, daß du nicht für den Kaiſer fechten ſollſt, ſondern ein Schuſter aus Henfwil (ſpäter Lauingen) iſt dazu auserſehen.“ Der Calatin verſetzte: „Wer biſt du? Wie dürfte ich die Ehre dieſes Kampfes von mir ablehnen?“ „Ich bin Georg, Chriſti Held,“ ſprach der Unbekannte, „und zum Wahrzeichen nimm meinen Däumling.“ Mit dieſen Worten zog er den Däumling von der Hand und gab ihn dem Marſchall, welcher ungeſäumt damit zum Kaiſer ging und den ganzen Vorfall erzählte. Hierauf, wurde beſchloſſen, daß der Schuſter gegen den Heiden ſtreiten ſollte. Der Schuſter übernahm es und beſiegte, glücklich den Feind. Da gab ihm der Kaiſer die Wahl von drei Gnaden ſich eine auszubitten. Der

Schuſter bat erſtens um eine Wieſe in der Nähe von Lauingen, daß dieſe der Stadt als Gemeingut gegeben würde. Zweitens, daß die Stadt mit rothem Wachs ſiegeln dürfte, welches ſonſt keinem mittelbaren Ort verſtattet war. Drittens, daß die Herren von Calatin eine Möhrin als Helmkleinod führen dürften. Alles wurde ihm bewilligt, und der Daumen St. Georgs ſorgfältig von den Pappenheimern aufbewahrt, die eine Hälfte in Gold gefaßt zu Kaisheim, die andere zu Pappenheim.

48.

Der Mohrenkopf im Lauinger Wappen.

Von Schöppner. — Variante der vor. Sage. S. das Sagenbuch der Städte Gundelfingen, Lauingen ꝛc. Augsburg 1849.

Ein Schuſter war zu Lauingen, im Frieden flickt' er Schuh,
Im Kriege ſchlug er ritterlich mit ſeiner Klinge zu.

Da kamen die Hungaren von Oſten in das Land
Auf ihren ſchnellen Roſſen mit Morden und mit Brand.

Bei Augsburg auf dem Lechfeld geſchah die große Schlacht,
Da hat der Kaiſer Otto den Hunnen warm gemacht.

Da war auch unſer Schuſter von Lauingen dabei,
Der ſchlug gar manchen Schädel auf einen Hieb entzwei.

Ein Goliath der Andre im Hunnenheer ſich fand,
Wohl mancher deutſche Degen erlag von ſeiner Hand.

Da kam der wackre Schuſter von Lauingen daher:
„Ei! laſſet mich zuſammen mit dieſem alten Bär'."

Nun ging ein ſcharfes Klingen der blanken Schwerter los,
Es dröhnten Schild und Panzer von manchem harten Stoß.

Ein Hieb durchbrach den Schädel, er ſtürzt: Victoria!
Da lag der große Eſel in ſeinem Blute da.

Und lauter Jubel ſchallte durch's ganze deutſche Heer,
Der Kaiſer ſelber eilet auf ſeinem Roß daher.

Und eine goldne Kette, ein Mohrenkopf daran,
Die hängt der deutſche Kaiſer dem braven Schuſter an.

Darnach beſchloß zu Lauingen ein hochwolweiſer Rath,
Zu ehren eines Lauinger Schuhmachers Heldenthat:

„Es ſoll derſelbe Mohrenkopf hinfort im Wappen ſtehn.“
Und alſo iſt zu ſelber Stund' in Lauingen geſcheh'n.

49.

Urſprung des Pferdemarktes zu München und Keferlohe.

Hiſtoriſches Schatzkäſtlein f. Bayern. I., 18.

Als Kaiſer Otto der Große mit den Hunnen auf dem Lechfelde ſtritt, neigte ſich anfangs der Sieg auf die Seite der auf kleinen, windſchnellen Roſſen ſich gar leicht bewegenden Feinde. Den Deutſchen gebrach es an leichter Reiterei, daher ſie plötzlich in große Fährlichkeit kamen, ſo daß der Kaiſer ſelbſt einen Augenblick den Tag verloren gab und ausrief: „Dawider vermögen Menſchen nichts, da muß Gott helfen!“ Um ſo größer war ſeine Freude, als er die Bayern mit ihren vielen und zahlreichen Pferden herankommen ſah. Mehrere Anführer ſchlug er zu Rittern, ob ſie gleich nur Bauernkittel trugen, auch ſoll er das Volksfeſt der Wettrennen, ſowie den Münchner und Keferloher Pferdemarkt geſtiftet haben. Zwei Hauptleute jenes Tages ſollen eiferſüchtige Nebenbuhler geweſen ſeyn. Niklas und Balthauſer waren ihre Namen. Einer wollte es dem Andern bevorthun an Pracht der Waffen und der Roſſe, des Hauſes und des Kirchganges, der Knechte und Marſtälle. Der Wetteifer entartete in Neid und Haß. Zuletzt wollten ſie einander nicht einmal mehr in der Kirche erblicken. Jeder baute ſein eigenes, jener das Jakobs-, dieſer das Niklaskirchlein. Ein dritter Nachbar auf der Georgenſchwaige zu Milbertshofen, der Keferloher, ließ ſich beiden zum Trotz einen Pflug von purem Silber machen aus der unermeßlichen ungariſchen Beute. Er ſpannte die ſchönſten vier Pferde dran, und ſetzte den Silberpflug mit dem Viergeſpann in ſein Wappenſchild.

50.

Vom heiligen Ulrich, dem Lechfeldhelden.

Sagen- und Geſchichtsbuch von Burgau, Günzburg ꝛc. (Von Mittermaier.) 1851. S. 129.

Die Geſchichte erzählt, welchen Antheil der heilige Ulrich an dem Siege über die Hunnen auf dem Lechfelde nahm. Die Sage meldet Denkwürdiges aus ſeinem übrigen Leben. Dieſer fromme Held, von edlem Stamm entſproſſen, wohnte als Knabe auf dem Schloſſe ſeines Vaters zu Wittislingen. Von hier aus beſuchte er täglich das nahegelegene Dillingen. Manchmal verirrte er ſich in dem Ried, Söfe genannt, und darum ließ ſeine Mutter Thietberga um neun Uhr ihm zum Zeichen regelmäßig ein Glöcklein läuten. An einem Herbſtabende hatte er ſich verſpätet, und um auf dem von Regen erweichten Boden leichter fortzukommen, zog er einen Grenzpfahl aus und bediente ſich deſſen als Stütze, um über die Gräben zu kommen. Er wunderte ſich, daß er heute die Glocke nicht höre, und zu gleicher Zeit fiel ihm ein, daß er ſehr unrecht gethan, den Pfahl herauszuziehen, weßhalb er mühſam die Stelle, wo er ſelben genommen, ſuchte, und wieder befeſtigte. Und jetzt hörte er auch das Glöcklein und kam in Kurzem am Schloſſe an, wo Niemand geläutet haben wollte, denn es war ſchon Nachts zwei Uhr. Zur Erinnerung an die Begebenheit wurde fortan um zwei Uhr in der Nacht ein Zeichen mit der Glocke gegeben.

51.

Der heilige Ulrich mit dem Fiſch.

Berno vita S. Udalr. in M. Velser opp. p. 617. Khamm Hierarch. Aug. I., 130.

Einmal ſaß der heilige Ulrich in ſtiller Zelle des St. Afraſtiftes zu Augsburg, vertieft in dem Leſen der heiligen Schriften. Da läutete es an der Pforte des Hauſes, und Konrad, des Biſchofs lieber Bruder von Konſtanz, ward angemeldet. Freudigen Herzens umarmte ihn der Biſchof, weil er ihn lange nicht geſehen, und unterhielt ſich mit ihm in vertraulichen Geſprächen. Auch wurde ein mäßiges Mahl bereitet, den willkommenen Gaſt zu erfriſchen. Während ſie noch bei Tiſche ſaßen, kam ein Bote des Herzogs von Bayern, welcher ein Schreiben ſeines Herrn überbrachte.

Der Biſchof befahl, den Boten auf's beſte zu bewirthen und ließ ihm, im Augenblicke nicht bedenkend, daß Faſttag war, gebratenes Fleiſch vorſetzen. Der Bote ließ ſich das ſchmecken, und nahm auch ſoviel davon mit auf die Reiſe, als er konnte. Unterwegs aber bedachte er, wie er den frommen Biſchof von Augsburg in der guten Meinung und Achtung ſeines Herzogs herabſetzen ſollte. Alſo begab er ſich mit dem noch übrigen Stück von Braten an den Hof und zeigte es ſeinem gnädigen Herrn mit den Worten: „Sehet doch her, das ſind die Faſtenſpeiſen des frommen Ulrich zu Augsburg!“ In dem Augenblick aber, da ihm das Wort entfahren, hielt er keinen Braten, ſondern einen gebratenen Fiſch in Händen, alſo, daß er ſelbſt vor Beſtürzung kaum ſeinen Augen traute. Der Herzog aber erkannte wohl das Gottesgericht, wodurch die Ehre des frommen Biſchofs gerettet, die Schande des Verläumders aber aufgedeckt worden. Der Diener bereute es jedoch von Herzen, einen Heiligen Gottes geläſtert zu haben, und bat den Herzog kniefällig um Verzeihung.

Zum Angedenken an dieſe Begebenheit wurde der heilige Ulrich allezeit auf Bildwerken mit einem Fiſchlein in der Hand vorgeſtellt.

52.

Was ein Vaterunſer werth iſt.

Von Theodor Holſcher. — Mündlich, u. B. Mertel u. G. Winter Geſch., Sagen u. Lgd. d. Bayerlandes I., 64.

Zu Augsburg an dem Palaſt des Biſchofs ſteht ein Mann,
Dem wird jedweden Mittag die Pforte aufgethan.
Dann reicht der Küchenmeiſter auf ſeines Herrn Gebot
Dem greiſen Bettelmann ein reichlich Mittagbrod.
Und dieſer naſſen Auges verzehret das Geſchenk,
Und betet drei Vaterunſer des Gebers eingedenk.
Einſt drang manch trübe Mähre bis zu des Biſchofs Ohr,
Daß er darob den Frohſinn und alle Ruh verlor.
Er wandelte, um ſich zu erheitern, hinaus in den duftigen Mai,
Da führt ihn ſeine Straße an dem greiſen Bettler vorbei.
„Sieh da,“ ſo ſprach Sankt Ulrich, „wie geht es dir mein Gaſt?“
„„Wie immer, Euer Hochwürden,““ ſprach der Alte ernſt und gefaßt,
„Mir geht es nicht wie immer,“ entgegnet Jener, „mir kam
So manche Kunde geſtern, die alle Ruh mir nahm.
Vergeſſen haſt du ſicher zu beten geſtern für mich
Die heiligen Vater unſer, doch ſpeis ich täglich dich.“

Der Bettler ſprach: „o Vater, ich betete geſtern nicht,
Denn euer Küchenmeiſter der machte ein finſter Geſicht,
Als ich erſchien, und murrte und wies mich von der Thür:
Such' heut' dein Brod wo anders, heut' findeſt du nichts hier."
Und zornig kehrt der Biſchof zurück in den Palaſt,
Beſchied vor ſich zur Strafe den Küchenmeiſter in Haft,
Und ſprach: „Sieh' an, welch Elend und welches ſchwere Kreuz
Du über mich gehäufet durch deinen böſen Geiz!"
Der Küchenmeiſter trotzig und allzudreiſt fragt frei,
Ob an einem Vaterunſer ſo viel gelegen ſei.
„Was?" ruft entrüſtet der Biſchof, „du fragſt noch alſo kühn?
Wohlan, du ſollſt mir nach Roma zum heiligen Vater ziehn,
Den ſollſt du fragen, wie viel wohl ein Vaterunſer ſei werth.
Und ſeine Antwort bringſt du, dann ſei dir Verzeihung gewährt." —
Und als er kommt nach Roma in vieler Pilger Chor,
Geht er zum heiligen Vater und legt die Frag ihm vor:
Wie viel ein Vaterunſer an Gelde wohl ſei werth?
Der ſpricht: „ein Vaterunſer eines güldnen Pfennigs iſt werth."
Der Küchenmeiſter brachte Sankt Ulrich den Beſcheid,
Der fragt: „Der gülden Pfennig, wie breit iſt er, wie breit?"
So muß nach Roma wieder der Küchenmeiſter zurück
Und geht zum heil'gen Vater und fragt mit trübem Blick:
„Wie breit iſt der güldne Pfennig, der ein Vaterunſer werth?"
Der Papſt verſetzt: „er iſt wohl ſo breit wie die ganze Erd."
Als das Sankt Ulrich hörte, ſprach er mit ernſtem Blick:
„Doch kannſt du mir auch ſagen, der güldne Pfennig wie dick?"
Da murrte der Küchenmeiſter, doch weil er es nicht wußt,
Hat er zum dritten Male gen Roma wandern gemußt.
Und als den Papſt er fraget: der Pfennig von Golde rein
An Werth ein Vaterunſer, wie dick der müſſe ſein?
Da tönt's: „So weit der Himmel entfernt iſt von der Erd,
So dick ſei der goldne Pfennig, der ein Vaterunſer werth.
Denn was der Menſch gewinnt, woran er labet den Muth,
Ein andächtig Vaterunſer iſt beſſer als alles Gut."
Beſchämet kehrt zum Biſchof der Küchenmeiſter zurück
Und bringt ihm dieſe Antwort mit niedergeſchlagenem Blick.
Da ſprach der heilige Ulrich und hub zu reden an:
Nun ſiehe, ſolchen Schaden haſt du mir angethan;
Drum geh' und ſchätze künftig ein Vaterunſer mehr
Und gleb dem Bettler wieder die Gabe zu Gottes Ehr,
Daß er andächtig bete, ſo oft er das Geſchenk
Genießt, drei Vaterunſer; des Gebers eingedenk.

53.

Radiana zu Wellenburg.*)

Die Augsb. Geſchichtſchreiber Stengel, Kham, Gullmann u. A. — P. Braun Lebensgeſchichten, S. 183. Fr. Loe maler. Skizze, S. 20. v. Kaiſer Antiquar. Reiſe von Augusta nach Viaca, S. 34.

Ein Stündlein von Augsburg entfernt, liegt auf einer Anhöhe das alte Schloß Wellenburg, vormals dem edlen Geſchlechte der Portner gehörig. Dort lebte um das Jahr 1290 eine fromme Magd, Radiana oder Radegundis mit Namen. Nicht weit vom Schloſſe an der Stelle, wo ſpäter die St. Radegundis-Kapelle ſtand, war ein Siechenkobel (Spital). Dahin richtete die fromme Jungfrau alltäglich ihre Schritte, ſobald ſie die Geſchäfte ihres Dienſtes abgethan hatte. Alles, was ſie ſelbſt am Munde erſparen konnte, Milch und Butter, Brod und Fleiſch, trug ſie den armen Kranken unbemerkt in ihrem Körblein zu. Dennoch wurde ſie von argliſtigen Augen beobachtet und bei ihrem Herrn des Diebſtahls bezüchtiget. Alſo ſtellte ſich dieſer eines Tages auf die Lauer, die untreue Dienerin auf der That zu betreten. Nichts Böſes ahnend, kam ſie daher, ein Körblein am Arm, in welchem ſie abermals das von ihrem Munde Erſparte den Kranken zutrug. „Wohin mit Deinem Korbe? wohin Du Treuloſe mit geſtohlenem Gut?“ ſo donnerte ihr das Wort des Gebieters entgegen. Betroffen erwiederte Radiana, ſie trage nur Kamm und Bürſte zur Reinigung der Kranken in ihrem Korbe. Zornerfüllt befiehlt ihr jener den Korb zu öffnen, mit Widerſtreben und Zittern gehorcht Radiana. Doch ſiehe, was Lüge erſonnen, hat ſich im Korbe wunderbar zugetragen. Anſtatt des Brodes und der Butter ſind nur Kamm und Bürſte zu ſehen. Zufrieden läßt der Herr die Geprüfte des Weges ziehen, allein dieſe ſollte die Strafe der Lüge hart erſtehen. Denn, als ſie des Abends wieder nach Hauſe wandelte, ward ſie plötzlich von gierigen Wölfen angefallen und ſo jämmerlich zugerichtet, daß man ſie für todt in die Wellenburg brachte. Dort iſt ſie nach drei Tagen eines ſeligen Todes entſchlafen. Die Portner, damals Beſitzer der Wellenburg, wollten den Leichnam der frommen Magd in ihr Familienbegräbniß nach Augsburg bringen, allein das vorgeſpannte Zugvieh blieb bei dem Siechenkobel ſtehen und konnte nicht weiter gebracht werden, worauf Radiana dahin begraben worden.

*) Urkundlich ſtehts Wellenburg; nicht Wöllenburg.

54.

Otto Seemoſer, der Thorwart zu Freiſing.

C. Meichelbeck hist. Frising. II., 9. J. v. Obernberg Reiſen II. 448 u. A.

Rechts beim Eingange in den Freiſinger Dom, befindet ſich an einer Seitenkapelle aufgeſtellt der Grabſtein des frommen fürſtbiſchöflichen Thorwarts Otto Seemoſer, auf welchem er lebensgroß mit einem Laib Brod abgebildet iſt. Dieſer alte Diener war ein Wohlthäter der Armen, nur ſpendete er oft reichlicher, als ſeines Herrn Gerold Willen war. Einmal begegnete ihm Gerold, als er eben drei Brode, welche er unter dem Kleide barg, den Armen zutragen wollte. Der Biſchof fragte, was er da trüge? „Steine!“ entgegnete der betroffene Thorwart. Und ſiehe, die Brode waren Steine, als er ſie vorzeigen mußte, darnach aber wieder Brode, als die Gefahr vorüber war.

55.

Das Brod des heil. Kaſtulus.

Lexikon von Bayern. Ulm 1796., II. 119. Grimm d. S. I., 326.

In der dem heiligen Kaſtulus geweihten Hauptkirche zu Landshut, hängt mit ſilberner Einfaſſung ein runder Stein in Geſtalt eines Brodes, in deſſen Oberfläche ſich vier kleine Höhlungen befinden. Davon geht folgende Sage. Kurz vor ſeinem Tode kam der heilige Kaſtulus als ein armer Mann zu einer Wittwe in der Stadt, und bat um ein Almoſen. Die Frau hieß ihrer Tochter das einzige Brod, das ſie noch übrig hatten, dem Dürftigen reichen. Die Tochter, die es ungern weggab, wollte vorher noch eilig einige Stücke abbrechen, aber in dem Augenblick verwandelte ſich das dem Heiligen ſchon eigene Brod in Stein, und man erblickt noch jetzt darin die eingedrückten Finger deutlich.

56.

Der verſteinerte Ritter.

Sage von Chammerau unweit Cham im Bayerwalde. B. Grueber u. A. Müller der bayeriſche Wald. S. 296.

Der Ritter von Chammerau hatte ſein Auge auf die ſchöne Tochter eines Müllers im Regenthale geworfen, fand aber bei der ſittſamen Maid kein williges Gehör. Eines Tages, als er in gewohnter Weiſe von ſeiner Veſte auf Raub auszog, überraſchte er die Jungfrau auf der Wieſe ihres Vaters, wo ſie das Linnen bleichte. Straks faßte er den Entſchluß, mit Gewalt zu nehmen, was ihm nicht im Guten gegeben wurde, und lenkte ſein Roß von dem Wege ab auf den Grasplatz hin. Das Mädchen aber merkte noch zeitig genug des Ritters böſliche Abſicht und ſuchte ſich durch die Flucht zu retten. Wie ein geſcheuchtes Reh lief es über die Fluren hin; nicht lange jedoch, ſo ſtand es an den Ufern des Regen, über welchen an jener Stelle weder Brücke noch Steg führt. Vor ihr der Tod im Fluſſe, hinter ihr Entehrung und Schande; die Wahl war kurz, denn ſchon ſprengte der Ritter mit ſeinem Troſſe näher heran. Mit dem Rufe: „Gott genade meiner Seele!“ ſtürzte ſich die Jungfrau in die Fluthen. Dieſe waren barmherziger als die Menſchen, und trugen ſie nach einer Untiefe hin, wo ſie feſten Fuß faſſen konnte. Doch war ſie noch nicht gerettet, denn der Verfolger ſetzte ihr auch in den Fluß nach, und bald hörte ſie dicht hinter ſich das Schnauben der Roſſe und das Hohngelächter der wilden Schaar. Mit einem Male aber war Alles ſtill, und als die Jungfrau ſich umwendete, ſah ſie weder Ritter noch Knappen mehr, wohl aber eine lange Reihe ungeſtalter Felsblöcke, die vom Ufer bis über die Mitte des Fluſſes ſich erſtreckte. Die Hand Gottes hatte ſtrafend den Wüſtling und ſeine Helfershelfer erreicht. Die Steine liegen noch heute im Regen, und man ſieht ſie, wenn man von Chammerau nach Roßbach hinunter geht.

57.

Der Jungfernſprung bei Dahn.

Von Franz Weiß. — Dahn in der Pfalz. Nach Andern diente die Stelle zu Gottesurtheilen. Eine angeklagte Jungfrau habe durch einen Sprung vom Felſen ihre Unſchuld bewieſen. Wo ſie aufſprang, ſoll die noch fließende Quelle hervorgeſprudelt ſein. J. K. Bruckner, das Haardtgebirge. S. 164. F. Weiß, die mal. u. rom. Pfalz. S. 36.

„Unheimlich iſt's in eurer Nähe,
Und Furcht und Grauen faßt mich an,
Wenn ich euch vor mir ſtehen ſehe,
In euerm wilden Liebeswahn."

„Nie wird mein Herz euch Liebe ſpenden:
Es haſſet euch, und wird hinfort
Sich ſtets mit Abſcheu von euch wenden,
Dies ſei für euch mein letztes Wort!"

Die Jungfrau ſpricht's, und Rache tobet
Wild in des Jägers ſchnöder Bruſt;
Mit fürchterlichem Eid gelobet
Er ſich zu ſtillen ſeine Luſt.

In weichem Purpurſcheine blühen
Die Berge von des Morgens Hauch,
Und tauſend Demanttropfen glühen
Hellfunkelnd rings an Buſch und Strauch.

Da wandelt in der duft'gen Frühe
Die Jungfrau zur Kapelle hin,
Sie ſcheuet nicht des Weges Mühe,
Zum fernen Gnadenſchrein zu ziehn.

Schon hält die Waldnacht ſie umfangen,
Da hemmt ſie angſtvoll ihren Schritt,
Als plötzlich, lüſternes Verlangen
Im Blick, der Jäger vor ſie tritt.

„Willkommen hier in meinem Reiche!"
Spricht er mit arger Freundlichkeit;
„Hier darf ich ſchlürfen bis zur Neige
Den Becher eurer Lieblichkeit.

Hier endlich wird ſich mir erſchließen
Der Liebe Quell an eurer Bruſt!
Wohlauf, mein Lieb', laß uns genießen
Der flücht'gen Stunde ſüße Luſt!"

Und ſchon mit ſchreckenden Gebärden
Streckt er nach ihr die rohe Hand.
Wer ſoll ihr nur ein Retter werden,
Vom Himmel gnädig ihr geſandt?

Raſch hat ſie ſich zur Flucht gewendet;
Doch wie ein wutherfülltes Thier
Ihr nach der Jäger, bald geendet
Wird ſein der Wettlauf, wehe ihr.

Schon fühlt ſie ihre Kraft ermatten,
Und jeder Hoffnungsſtrahl entſchwand
Als ſie, entflohn des Waldes Schatten,
Sich ſieht an eines Abgrunds Rand.

Sie ſtarrt, als ob der Tod ihr riefe,
Und ſchaudernd blicket ſie hinab,
Wo in der ſchreckenvollen Tiefe
Sich öffnet ein gewiſſes Grab.

Und niederſtürzt ſie auf die Knie,
Und hebt die Hände himmelan;
„Der Unſchuld Schützerin, Marie,
Nimm gnädig deiner Magd dich an."

Sie ruft's, und zwiſchen Tod und Schande
Hat ſie getroffen ſchnell die Wahl,
Und muthig ſpringt ſie von dem Rande
Der Felſenwand hinab zu Thal.

Doch ſieh, vom ſanften Roſenlichte
Erglänzt die Tiefe hell und hehr,
Und von des Himmels Angeſichte
Ergießet ſich ein Düftemeer.

Die Himmelsmutter hat vernommen
Das Flehen ihrer treuen Magd,
Und ihre Engel ſind gekommen,
Ob ihr zu halten ſich're Wacht.

Und leichten Flugs schwebt sie nieder,
Zur Seiten ihr der Engel Schaar,
Die als der Unschuld treue Hüter
Vor Tod sie schützen und Gefahr.

Noch steht das Kreuz, des Wunders Zeichen,
Auf steiler Felsenstirn erhöht,
Oft in der Nächte stillem Schweigen
Von lichtem Heil'genschein umweht.

58.

Die stoaner' Agnes bei Reichenhall.

Erzählt von F. v. Kobell.

Wann d' vo' Reichehall auf Hallthurn hi' gehst, da sichst 'es Lattengebirg mit 'n Dreisesselberg. Da drobn ist vor alti Zeitn a' wunderbari G'schicht' gschegn und die will 'Enk verzähln, wier i' s' g'hört ho'.

Es is selm a jungi Sennderinn auf der Alm gwest, a' gar a' saubernt und frumm nnd brav aa' dabei, wie's es nit allewei' geit. In aller Frua wann d' Sunn aufganga is nnd hat der Luft frisch abagwaht vo' die Boisn, no hat ma s' wandln segn durch dees thauigi Gras und hi' auf an' Eck, wo ma' weit hat 'rumschaugn kinnt, und selm' is a' Kreuzl gstandn und da hat s' na' bet't. Und wie dees gschegn gwest is, hat s' a'fanga singa und juchezn und is fröhli' der Arbeit nachganga, bis 's Nacht worn is, da hat s' wieder bei'n Kreuz betn mögn. Es is halt scho' a' recht a' guats Diendl g'wen, dees d' Leut all gern ghabt hamm. Schau, just auf selleni macht der Teufi am liebstn sei' Jagd und grad bei die probirt er zum erschtn seini Künstn, denn die andern, die koan' frumma Wandl führn, die arbeln ihm scho' selm in d' Händ', da braucht er ihm nit viel plagn. Und drum is er auf die Sennderinn scho' b'sunders verpicht gwest nnd hat g'moat, wann er die fanget, so hätt' er aar amal ebbas Fei's dawischt für sei' Hofhaltung, wo ihm die grausinga Schlangen und Gaankerln und sei' andri loadigi Gsellschaft leicht an diem zwider worn is. Na hat er allerhand probirt und is bald als a' junga Hüatabua in ihra Hüttn kemma und hat gsagt, er hätt' ihm bei'n Schafsuacha verirrt, oder als a' Wurzngraber, der geign kinnt hat und Winterszeit bei die Hochzetn aufgspielt und hat d' Fidl aa' bein ihm ghabt, daß er sei' Kunst nit vergißt und hat ihr halt a so fürgschwatzt, und geigt und Gschpaßln gmacht und recht o'draaht tho', daß se si' verlieba sollt in ihm und a so furt. Aber 's Diendl hat aus sein' Redn bald g'mirkt, daß er nix Guats nit in Sinn hat, und hat ihm nit viel Aacht gebn und z'letzt hat 's

allzeit, wann a ſo oana kemma is, vo' die andern Sennderinna oani herg'ruafa und is mit alloa dabei 'bliebn. Jetz is der Teufi m' fuchtiger wor'n und hat ihm a' Stückl ausdenkt, daß er ſ' weglocket, auf hi' va'ſama Platz. Na hat er ihr a' weißi Kua wegtriebn und allewei furt bis auf an Alm, die mar Almgartn hoaßt, ſie g'hört auf St. Zeno. Jetz' hat halt 's Diendl um ſei Kua g'ſuacht und ſicht ſ' endli' weit weg auf derſelln Alm, wo niem'd drobn gweſt is. Ganz verwundert, wie die Kua dort hi' kemma ko', ſchlunt ſe ſi' auf den Platz und wie ſ' na' dazua kimmt, ſteht der Teufi in an grean' Jaagagwand vor ihra und hat feurigi Augn g'macht und g'ſagt, wann ſ' nit mit ihm geht, ſo z'reißt er ſ' auf'n Fleck. Da hat 's Diendl an' Schroa tho' und is in größtn Schricka davo g'loffa und aber der Teufi nach und hat ſ' auf a' Gwänd von' Rothofa hi'triebn, wo ſ' g'ſegn hat, daß ninderſcht mehr aus ko. Da hat ſ' laut aufg'ſchrien: „O heiligi Muatta Gottes hilf! hilf!" und da hat ſi' die ganz' Wand ausenanda tho' und ſie is durchg'rennt in die oa' Seit'. Aber der Teufi hat oanaweg nit auslaſſn und ſie hat 'n nachkeucha hörn durch die Schlucht. Da hat ſ' no' zu unſern Herrgott bitt' und is auf d' Knie hi'g'falln und da ſan zwoa weißi Engel daherg'flogn und hamm ſ' in 'Himmi aufitragn. Und wie der Teufi auf den Platz hi'kemma is, hat er ſtatt ihra a' ſtoanerni Sennderinn g'fundn und die is heunt no' do und hoaſt die ſtoanern Agnes, weil ſie aar a ſo ghoaßn hat.

Dees is g'ſchegn um Johanni am Sunnwend und daß 's dem Diendl dabei guat ganga is und no' guat geht, da hat mar a' bſunderni Zeagſchaft dafür, wann mar oani bräucht', denn alli Jahr' hört ma' ſ' juchezn, wann's gſchicht, daß d' Sunna grad durch denſelln Felſenſpalt, der 's Teufisloch hoaßt, durchſcheint und dees is am Sunnwend um die Zeit, wo ſ' der Teufi verfolgt hat und wo ihr unſer Herrgott und unſer liebi Frau g'holfa hamm.

59.

Die drei Jungfrauen auf dem Kirnberg bei Berchtesgaden.

Fr. Panzer, Beitrag zur deutſchen Myth. S. 10.

Auf dem Kirnberg bei Berchtesgaden ſind drei Felſenſpitzen, welche man die drei Jungfrauen heißt. Dieſe flochten einander die Haare, als zur Wandlung geläutet wurde; ſie bekreuzten ſich nicht und eine ſagte: „Wandlung hin, Wandlung her!" drauf ſind alle drei zu Stein geworden.

60.

Die ſtoanern Jager.

Von F. v. Kobell. — Sage vom Staufen bei Reichenhall.

Zwoa Jager ſteig'n in an Gwänd',
'S red't koana nit a Wort,
Sie ſteig'n langſam nach der Höh',
Es is a ſchiecher Ort.

Und wie ſ' jetz kimma gegen d' Schneid,
Da raſtn ſ' auf an Eck,
Sie ſegn ſchier zum Ferchtn aus,
So barti, wild und keck.

Juſt graut der Tag, der Nebi liegt
No' tief herunt' in Thal,
Von ſelln Platz, da ficht ma ſchö'
Viel' Dörfer aufamal.

Und wie ſ' a weil ſo raſt'n thien,
So hörn ſ' Kirche'gläut,
In d' Frühmeß ruft a Glöckl zamm,
Dees Läute hört man weit.

Da ſtopft der oa a Pfeif' Tabak,
Der ander putzt ſei' Bix
Und Branntwein trinkn ſ' aar an Schluck,
Aber betn thien ſ' nix.

Und wieder üb'r a kloani Weil,
Da läut't dees Glöckl drunt,
„Jetz wanbeln ſ' erſcht, lacht da der oa,
Wir wandeln ſcho' zwoa Stund'."

„„Ja Wandeln hin und Wandeln her,
Hat wild der ander gſagt,
A Gamsbock iſcht mer allweil mehr,""
Und hat ſein Stutzn 'packt.

Und weiter ſteign ſ' über 's Eck
Und ſchaug'n in Graben 'nei.
Da ſteht a ſtarker Gamsbock drinn,
Der wird bald ihna ſey'.

Da ſchießt der oa', er fallt no' nit,
Der ander aa zünd't o',
Und auf die Schuß, da hat's an Hall,
Als wie a Dunner tho'.

Als ſchlüg a Weterſtroach grad ei',
Was dees bedeut'n ſoll?
Die Schützn rumpin in anand,
'S is ihna nimmer wohl.

Denn ſchau der Beck in Graben drunt'
Werd zozet wie a Bär,
Die Krikln werrn großi Horn
Und feurt ſchaugt er her.

Dees is koa Gamsbock gnad' da Gott,
Dees muaß der Teufi ſey', —
Da packn gſchwind die Jaga 'zamm
Und laafa woltern fei.

Auf oamal aber laßn ſ' aus,
Es werrn d' Füß ſo ſchwaar,
Und grad als wann der jüngſti Tag
Auf Erdn kemma war,

So ziegt a Nacht im Weter 'rei.
Koa Schritti kinnes geh',
Und' Blut is worn ſo kalt und ſtarr,
Als ſellt's auf ewi ſteh'.

Und horch in Weterſturm da hallt
A Schroa weit über's Land, —
Da war a grauſi Wandlung gſchegn,
Verhängt von Gottes Hand. —

Wohl wieder drunt zum Betn läut't
Dees Glöckl aus der Fern',
Die drobn aber warn Stoa',
Sie kinne's nimmer hör'n.

Bei Salzburg ſteht a hocher Berg,
Der Staufn, wer'n kennt,
Da ſan zwoa langi Felſ'n obn,
Die ſtoanern Jager gnennt.

Die Felſ'n ſtenga heut no' do,
Als Zoacha von den G'richt, —
Der Krutzi ſchau, geht ſo lang zum Brunn',
Bis er amal dabricht.

61.

Das Weidwieſenweiblein bei Reichenhall.

L. Steub aus dem bayr. Hochlande. S. 170.

In den Jahren 1782 und 1783 ging in hieſiger Gegend viel Gerede von dem Weidwieſenweiblein. Es war dieß ein ganz winziges Weiblein mit ſchwarzem Gewande und mit einem kleinen Tiegel in der Hand, in welchem ein Lämpchen brannte. Das Geſicht ſah man nicht, man meinte eher, ſie hätte keines, denn ein großer Hut lag ganz flach auf ihren Schultern. Wenn nun die Leute bei Nacht über die Weidwieſen nach Hauſe gingen, ſo war oft auf einmal, und ohne daß man ſehen konnte, woher es gekommen, das Weidwieſenweiblein da, ging nebenher und leuchtete ihnen. Dieß that ſie meiſtens recht getreulich und zuverläſſig, zuweilen aber, wenn es ihr ſo ankam, führte ſie die Leute an ganz abgelegene Oerter, wo ſie gar nicht hin wollten, ließ ſie da ſtehen, und war nicht mehr zu erſchreien. Sie ſprach nichts und doch hatte Niemand einen Schrecken vor ihr, vielmehr kam es allen ſo vor, als wenn es ſo ſein müßte, gab ihr auch Niemand einen Dank für ihre Begleitung. Einmal aber zerbrach einem Fuhrmann in finſterer Nacht beim Kalkofen ein Rad, und da ſtand plötzlich das Weiblein neben ihm und leuchtete mit einem Lämpchen. Dem Fuhrmann war dieß ein großer Troſt und er ſagte deßwegen: „tauſend Dank!“ Darüberſprach das Weiblein voller Freuden: „„Hätte an einem Dank ſchon genug gehabt; jetzt ſieht mich Niemand mehr,““ und war verſchwunden. Hatte auch ganz Recht, den von dieſer Stund' an hat ſie Niemand mehr geſehen.

62.

Spuksagen von der Wegscheid bei Reichenhall.

L. Steub a. a. O. S. 173.

Ein Schneidersſohn von Unken ging einmal mit ſeinem großen Fanghunde bei Mondenſchein über die Wegſcheid. Da ſieht er plötzlich einen ſchwarzen Mann neben ſich, der im gleichen Schritt und Tritt mit ihm geht, aber kein Wort ſpricht. Der Fanghund voll Schrecken, läuft auf der Stelle davon. Der Schneidersſohn zieht Meſſer und Gabel aus ſeiner Hoſentaſche und bewehrt ſich damit, traut ſich aber vor Entſetzen nicht, den Schwarzen anzureden. Dieſer blieb auf der Säumerbrücke ſtehen, der Schneiderſohn aber kam todtenbleich, Meſſer und Gabel noch krampfhaft in den Fäuſten haltend, in's Wirthshaus zu Schnagelreut, und nahm Nachtherberge daſelbſt, wollte auch um tauſend Gulden nicht mehr weiter gehen. — Etwas anderes Seltſames hat ſich vor zehn oder zwölf Jahren mit dem Knecht im Kaitl, Lenzl Niederberger zugetragen. Dieſer war nämlich auf Vorſpann geweſen, und ritt mit ſeinen zwei Pferden bei hellem Mittag über den Allerſeelenbühel, nahe an der Wegſcheid, heimwärts. Da ſtürzt auf einmal ein langer, dicker Baumſtamm, oben und unten abgeſägt, aus dem Gebüſch heraus, auf die Straße, und ſchickt ſich an, ihm nachzukugeln. Der Niederberger ſchlug nun kurzen Trab an, aber auch der Baumſtamm beeilte ſich, und als jener hielt oder langſam ritt, that es ihm auch der Baumſtamm nach, alſo, daß er immer eine Spanne hinter den Pferden daherkollerte. Dieß kam dem Lenzl gar zu abſichtlich vor, und da er einen Spuck vermuthete, auch jählings einen Schrecken fühlte, ſo ſprengte er im Galopp den Berg hinab bis in's Kaitl, wobei er den Baumſtamm noch lange in wilder Hatz hinter ſich dreinjagen hörte. Gleich darauf ging er mit den andern Knechten hinaus, um nachzuſpüren, konnte aber von dem Baumſtamm nichts mehr ſehen.

Auf der Wegſcheid thut es auch oft bei Nachtszeit vom Felſen herab grauenvolle Schreie, aber ſo arg war es ſeit Menſchengedenken nicht, wie im Jahre 1831. Damals hörte man in dieſer Gegend ein jämmerliches Winſeln und Heulen von den höchſten Wänden herunter, welches gegen vierzehn Tage ſich vernehmen ließ und zu keiner Stunde des Tages oder der Nacht verſtummte. Endlich hat ſich der Brunnenwärter von Neſſel-

graben aufgemacht, um in den Bergen oben umzuſehen, woher das Winſeln käme. Als er auf den höchſten Matten ſich befunden, mußt' er wahrnehmen, daß dasſelbe nicht aus dieſer Gegend, ſondern gerade unter ihm aus den Klüften der Wand hervordringe, wo ſie am ſteilſten abſchließt, ſo daß ſich keine Gemſe da halten kann. Er verwunderte ſich höchlich, erachtete es aber zu gefährlich, den Laut weiter zu verfolgen, und begab ſich unverrichteter Dinge wieder bergabwärts. Nun kam aber der Kreuzer von Halmbach, ein muthiger Bergſteiger von den beſten, der ſeine Schafe ſuchte, dieſes Weges, und als er von dem andern den Hergang gehört, bedachte er ſich, dem Abenteuer nachzugehen; legte alſo ſeine Joppe und ſeinen Hut ab, kletterte mit äuſterſter Gefahr ſeines Lebens, was keiner glauben möchte, der die Wand betrachtet, durch die Schrunden auf den Ort zu, woher das Winſeln kam, und ſah da ein uraltes zuſammengehocktes Weiblein in einer Felſenſpalte ſitzen, ſo zu winſeln fortfuhr und auf ſeine Fragen, wie ſie um Gotteswillen an dieſen Ort gekommen, keinerlei Antwort gab, vielmehr mit den dürren Händen ihm geradenwegs in's Geſicht fahren wollte. Hierauf hat ſie der Kreuzer ohne Umſtände herausgeriſſen und mit ſich zu gehen gezwungen, was ſie gleichwohl ganz ſichern Trittes that. So kam er mit ihr wieder auf die Matte, wo er ſeine Joppe und ſeinen Hut niedergelegt, und bückte ſich nach dieſen und zog ſie wieder an. Als er ſich nun aber nach dem Weiblein umdrehte, war dasſelbe verſchwunden, und konnte von ihm trotz alles Suchens da herum nicht mehr gefunden werden. Jetzt kam aber auch das ganze Ding dem Kreuzer nicht mehr geheuer vor, vielmehr erfaßte ihn ein jehes Grauen, alſo daß er mühſelig nach Hauſe kam und eine Woche krank lag vom Schrecken. Selbigen Tages iſt das Weiblein noch bei dem Bauern am See geſehen worden, wo ſie ſich auf die Bank vor die Hausthüre ſetzte. Die Bäuerin gab ihr einen Krapfen, erhielt aber keinen Dank dafür und auch keine Antwort auf die Fragen, die ſie ihr ſtellte. Gleich darauf ſaß ſie unten am Kaitl auf der Sommerbank, erhielt eine Rudel, gab aber auch kein Wort von ſich, ſondern nur ein leiſes, unverſtändliches Flüſtern. Das Winſeln wurde von dieſem Tage an nicht mehr gehört, das Weiblein aber auch in der ganzen Gegend nicht mehr erkundet. Es wird aber dieſes Weiblein von denen, die es geſehen, übereinſtimmend als ein kleines Mütterlein beſchrieben, von uraltem Geſichtchen mit vielen hundert Fältchen darin, übrigens im Anzuge recht reinlich und ſauber, aber ganz altmodiſch. Sie hatte auf dem Kopf ein ſchwarzes Häubchen mit ſchmalem ſchwarzem Pelzbräm, das faſt bis auf die Augen hereinging;

ein rothes Torſett von älterem Schnitte, als man ſich erinnern kann, mit ganz langen Schößen auf dem Rücken, ein blaues Schürzchen und ſchwarzes Röcklein.

63.

Das Edelweiß.

Sage von der Mordau, erzählt von Franz Englert.

Auf dem Grenzgebirge Berchtesgadens gegen Reichenhall, liegt die Alpe Mordau.

Im Jahre 1382 bezog Kathei, das ſchönſte Dientel im Berchtesgadner Land, dieſelbe als Sennerin. Manch ſtattlicher Bua ſtieg hinan zur Alpe, um Kathei zu beſuchen, allein die Aelplerin hatte gar früh ſchon ihr Herzchen an Lenzei verſchenkt, der, ein treuherziger Gebirgsſohn, kein anderes Madl anſchaute. So machte es freilich Kathei nicht, denn es ſchien ihr gar luſtig, von allen Aelplerinnen weit und breit die ſchönſte zu heißen, und ſah es gerne, wenn manch ſchmucker Bua in Sonntagsjoppe, mit Goldquaſte und Spielhahnfeder auf dem Hut, zu ihr heraufſtieg. Leider war der arme Lenzei eben ſo eiferſüchtig als Kathei ſchön, und das verbitterte ihm gar viele Stunden.

Es war auch der Kathei nicht mehr ſo recht ernſt mit dem Lenzei, denn ein „Jager" gefiel ihr jetzt beſſer, der ſie gar oft auf der Alm heimſuchte.

Das merkte der Lenzei bald und krämte ſich ſehr. Kathei aber ſann darauf, wie ſie den Bua ſich vom Hals ſchaffen könne. Und wie ſie einmal wieder darüber nachſann, da hörte ſie den „Jager" am Fenſter, der juchzte ihr zu und ſang:

Steig' i' auf auf d' Alma,
Ja da werd' ma's Herz weit — und
Sich i' d' Sennbrinn geh',
Thuat's mi grüß'n ſchö',
Ko's nit ſag'n, wie's mi' freut.

Als der Jäger in den Kaſer trat, erzählte ſie ihm, worüber ſie nachgedacht. Der Jäger wußte bald Rath, meinte, Kathei ſollte ihn nur

ausſchicken, um ein ſchönes Edelweiß*) von den Felswänden zu pflücken und das könne ihm ſchon einmal den Hals koſten. Da ſchauderte freilich Kathei zuſammen, aber ſie ging doch darauf ein und ſchickte den Lenzei, als er wieder kam, auf den hohen Göhl, um das ſchönſte Edelweiß zu pflücken, das er finde, und je größer und ſchöner es ſei, deſto mehr ſei es ein Zeichen ſeiner treuen Liebe.

Lenzei war heute gekommen, um Kathei zu ſagen, daß Herzog Friedrich von Bayern, vom Propſten Ulrich aufgereizt, ins Berchtesgadner Land komme, um es zu verwüſten. Darum wolle er heut auf der Alm ſie beſchützen, damit ihr kein Leid geſchehe. Aber Kathei lachte und meinte, ſie brauche ihn nicht zum Beſchützer, und beſtand darauf, daß er ihr das Edelweiß hole.

Der gute Lenzei beſtieg die Berghöhe des Göhl, wo das Edelweiß gedeiht, und je größer er Blüthen ſah, deſto mehr pochte ſein Herz vor Freude. Schon glaubte er ſich im Beſitz manch' ſchöner Blüthe, die er an gefahrvoller Felswand gepflückt und womit er Kathei zu überraſchen gedachte, da ſah er am äußerſten Felsrand ein ungewöhnlich großes Edelweiß. Das mußte ihm, wie er wähnte, das Herz der geliebten Aelpnerin ſicher wieder ganz zuwenden. Nicht ſah er die Gefahr, nur die Blüthe erblickte ſein Auge. Er nahte dem Edelweiß, brach die ſchöne Blüthe, aber der einſtürzende Felſenrand nahm ihn mit ſich hinab und zerſchmettert an den unzählig hervorſtehenden Felsſpitzen ſtürzte er todt in den Abgrund.

Als er zur Sennhütte nicht wiederkehrte, da ahnte die treuloſe Aelpnerin, was geſchehen, und ſchloß ſich furchtſam in des lachenden Jägers Arme.

Und wie ſchon die Nacht düſter und dunkel wurde, da wurde es geräuſchvoll um die Sennhütte, und von Herzog Friedrichs von Bayern Soldaten drang eine Schaar, die den Weg über die Mordau genommen, herein, ſtießen den Jäger und die Sennerin nieder und thaten ſich wohl im Milchkeller des Kaſers. Sterbend erinnerte ſich noch Kathei, wie Lenzei ſie zu retten gekommen war, und reuevoll erkannte ſie des Himmels heilige Rache. Ihre letzten Worte waren noch ein reuevoll Gebet; des Jägers letzter Laut aber war — ein Fluch.

Seitdem aber heißt die Alpe **Mordau** und behält den Namen wohl auch für immer.

*) Das Edelweiß iſt eine der Lieblingsblumen der Gebirgsbewohner, und bildet ihre ſchöne, weiße Sammtblüthe, welche ſich Jahre lang hält, die Hauptzierde auf dem Hute der Gebirgsbäuerinnen.

64.

Der König Wazmann.

Erzählt von L. Englert. — Vgl. Maßmann a. a. O. L. Bechstein, die Volksſ. Oeſterreichs, I., 67. Auerbacher Volksbüchlein I., 123.

Es herrſchte einmal vor alter Zeit im Berchtesgadener Lande ein König Namens Wazmann. Derſelbe liebte weder Menſchen noch Thiere, und ſüße Luſt war es ſeinem grauſamen Herzen, die Menſchen zu quälen und die Thiere zu martern. Darum war auch die wilde Jagd ſeine höchſte Freude, wo ihn Rüdengeheul und Hörnerſchall umgab, daß die Wälder davon widertönten. Doch nicht allein er, auch Weib und Kind fanden hohe Luſt an der wilden Hetzjagd, wenn die dampfenden Roſſe unter ihnen zuſammenſtürzten, und das todtgehetzte Wild von den Hunden zerfleiſcht wurde. So ging es Tag und Nacht, ſonder Ruh und Raſt, über Stock und Stein, bergauf und ab, der Saat des Landmannes ſpottend. Lange Zeit trieb er es ſo, aber Gottes ſtrenges Strafgericht ereilt den Gottloſen.

„Halloh, hinaus zur wilden Jagd!“ tönte es einſt wieder durch den Schloßhof; die Hörner ſchallten, die Rüden heulten, und bald ging es mit Weib und Kindern wieder dahin in wildem Zug. Im Dämmerlicht ſieht der König ein Mütterlein, die Enkelin auf dem Schooß und lenkt ſein Pferd vor die Hütte hin, daß Reiter und Roß ſie zerſtampfte. Und wie der Bauersmann und ſein Weib aus der Hütte troſtlos traten, um die ſterbende Mutter im Hauſe zu betten, da hetzt der König die ſchnaubenden Rüden auf ſie, daß auch ſie unter den Zähnen der Beſtien verſcheiden. Lachenden Blicks ſieht der König zu, und mit ihm die Gattin und Kinder, wie ſterbend im Blute Menſchen ſich winden.

Da hebt das Mütterlein mit gebrochenem Blick empor die zerfleiſchte Rechte und flucht fürchterlich im Sterben dem König und der Königin mit ihren ſieben Kindern, daß ſie die Strafe der Gottheit erreiche und in Felſen verwandle. Und die Erde erbebt, der Sturmwind brauſt, als ob das Weltende gekommen; Feuer ſprüht aus dem Schooße der Erde und wandelt Vater, Gattin und Kinder zu rieſigen Felſen um.

So ſteht Wazmann mit Gattin und ſieben Kindern in rieſige Felſen verwandelt, und blickt als ewiges Wahrzeichen herab in's Berchtesgadener Land.

65.

Der Ritter vom Marquardſtein.

Von Eduard Duller. — Marquardſtein über dem Dorfe gl. N. ſüdlich vom Chiemſee gelegen. — Hund metrop. III., 81. Falkenſtein, Geſchichte des Herz. Bayern, II., 491. u. A.

1.

Tief im Wald mit Pfeil und Bogen
Sitzt der Ritter finſter lauernd,
Spähend nach dem blut'gen Ziele
Von dem Morgen bis zur Nacht.

„Hei! das iſt ein ſeltſam Jagen
(Ruft er) — nach dem Edelhirſchen;
Selbſt gehetzt in böſen Tagen
Lüſtet's mich nach ſichrem Ziel."

„Cuno! Cuno! böſer Waldmann,
Sag', warum du mich befehdet,
Aus dem Eigen ſchnöd vertrieben; —
Arger Nachbar! ſieh dich vor! —

„Haſt du mir doch nichts gelaſſen
Als den Wald, das Haus der Eule,
Als den Bogen und die Pfeile
Und den nimmerſatten Haß.

„Dieſen Forſt wirſt du durchjagen,
Komm! ich harre — laß nicht warten!
Sieh! die Rache ſpannt den Bogen
Und der Haß wetzt dieſen Pfeil." —

Ritter Marquard ſprach's im Forſte
Schärfend ſeines Pfeiles Spitze,
Lauernd nach des Feindes Herzen
Von dem Frühroth bis zur Nacht.

Horch! da kams durch Buſch und Zweige.
'S iſt der Feind! — Empfiehl die Seele! —
Daß der Haß im Blut ſich neige,
Schmiegt zur Sehne ſich der Pfeil.

Und es trat aus dunklem Laube
Hell hervor im Himmelsglanze,
„Wie? das ſind des Feindes Züge?!
Schläft der Haß in dieſem Blick?

„Ja! ſie ſind's die Augenſterne,
Rache flammend aufgegangen
Wie? das Sternbild ſtrahlet heute
Mild in liebevollem Glanz?

„Ja! ſie ſind's die dunklen Locken,
Die mein Unglück arg umrankten,
Wie? in die verwünſchten Banden
Jagt mich jetzo ſüße Luſt?

Iſt der Schmerz denn in die Freude,
Iſt die Rach' verkehrt in Sehnen,
Iſt der Trotz verthaut in Thränen
Und der Haß gelöſt in Lieb'?

„Weib in deiner Zauberſchöne
Ob du lächelſt, weineſt, tödteſt, —
Jagdbewehret, kampfgerüſtet,
Gleich der Heldengöttin dort. —

„Cunos Tochter, Adelheide
Wärſt du? Ja! das ſind die Züge!
Rollt nicht in der Jungfrau Buſen
Auch des Vaters böſes Blut?!

„Sind nicht ihre Blicke Pfeile,
Die den Weg zum Herzen finden,
Die die Rache kühn bezwingen
Und ertödten allen Haß?

„Weh! was ich im Vater haſſe,
Liebend tritt mir's hier entgegen,
Lieb' ich, was ich ſollte haſſen,
Haß ich, was mir liebend naht?"

Schönheit hat die ſchärfſte Waffe;
Dieſen Blicken ſtirbt ſich's ſelig; —
Senk den Speer und brich die Pfeile
Ernſter Jäger tief im Wald!

2.

„Niemals ruh'n will ich, noch raſten,
Bis der Feind, der Nachbarritter,
Flüchtig geht', der ärmſte Bettler
In der Bayern reichem Land."

„Feindlich ſtehn die beiden Burgen
Hoch auf Felſen hie und drüben,
Starrt dieß unverſöhnte Herz.
Feindlich wie der Bau der Felſen."

Alſo ſprach auf hoher Veſte
Cuno ernſt, die finſtern Brauen
Runzelnd und mit ſcharfen Blicken
Spähend nach dem fernen Forſt.

„Kehrt die Tochter noch nicht wieder,
Die mit mir zum Wald geritten
Auf dem blüthenweißen Zelter
In das heitre Spiel der Jagd?"

„Hat der Knapp' ſie nicht gefunden,
Der da naht, der altergraue,
Trüben Blicks geſenkten Hauptes
Vor das Thor der Mögling-Burg?"

„Zäume friſch den ſchnellſten Rappen
Raſch zurück zum düſtern Walde; —
Bricht mir doch das Herz vor Grauen
Um mein einzig, theures Kind!"

3.

„Wehe! daß ich Vater heiße
Und die Tochter ſchnöd' verloren,
Weh! die mürbe Kraft zerſchmettert',
Weh! in Schand erbleicht dieß Haar!

Kind! wie hab' ich dieß verſchuldet,
Daß du flohſt vom lieben Vater
Und dem Todfeind, dem verhaßten,
Am Altar gereicht die Hand?

„Hab' dich, als du warſt geboren
Freudevoll an's Herz gehoben,
Meine Lieb' war deine Wiege,
Deine Untreu' wird mein Sarg.

„Alle Liebe hab' ich wuchernd
Dir allein nur zugewendet,
Daß kein Deut mir überblieben
Für die große, weite Welt.

„Fluch dem Wahn, der mich betrogen,
Dem geliebten, ſüßen Wahne,
Daß an meinem Sterbebette
Trauernd ſtünd' ein liebend Kind.

„Einſam in der öden Halle
Werd ich mich zur Ruhe legen,
Keine Thräne rinnt mir labend,
Und ſie brechen unſern Schild.

„Denn wenn ſie zur Gruft mich ſenken,
Wird mein Stamm mit mir begraben;
Nur der Haß, der wechſelloſe,
Sitzt dann treu an meinem Sarg."

4.

In der Kammer eng und traulich
Koſet Marquard mit der Lieben,
Kurze Stunden, kurze Monden
Auf dem feſten Marquardſtein.

Sind die Liebenden gefangen,
Daß ſie nie in's Freie wandeln,
Liegt wohl in des Schloſſes Mauern
Eng in Grenzen ihre Welt?

Nur die Lieb hält sie gefangen
Nur das Glück schlägt sie in Fesseln,
Nur die Wonne ist ihr Kerker,
Und ihr Himmel ist das Herz.

Aber in der Rose Kelche
Schläft der Haß, die gift'ge Schlange,
Harrend, bis der helle Morgen
Froh der Blume Brust erschließt.

Auf der Rose liegt von Thränen
Schwerer Thau, der eisig lastet,
Vaterfluch zehrt an den Keimen,
Vaterschmerz beugt tief den Kelch.

Zweier Monde barg sie heimlich
Marquardstein, die Burg des Ritters;
Schläft wohl jetzt des Vaters Rache,
Hat der Fluch noch immer Kraft?

Und es zieht sie mächt'ges Sehnen
Aus dem Schloß zu Lenzesauen,
Einmal wieder dort zu wandeln,
Wo sie sich zuerst gesehen,

Wo der Pfeil mit süßen Schmerzen
Schütz und Opfer sanft getroffen,
Wo auf Zwei beglückte Herzen
Eine Liebessonne schien.

Das ist Blühen! das ist Duften
In der schönen Zeit des Maien,
Spiegelt nicht die klare Welle
Sonn' und Glück im reinen Blau?!

Doch im Westen fern und drohend
Wächst die Wolke, finster brütend,
Schweren Fluges immer näher.
Wälzt sie sich in sich'rer Bahn.

Weh! wer je dem Glück vertraute! —
Wenn es jetzt auch sonnig lächelt,
Eh' man mag den Blick verwenden,
Fährt der Blitz aus heitrer Höh.

5.

Tief im Schilf am schönen Chiemsee
Sitzt ein Weib mit zweien Jungen,
Schön und schrecklich anzuschauen
Riesenhaft in Wahnsinnsgluth.

Sieh! zwei Bogen, straff gespannte,
Legt sie in die Hand der Knaben
Und zwei Pfeile, schnell beschwingte,
Reicht sie dar mit glüh'ndem Blick.

„Zwillingssöhne! Zwillingssöhne!"
Ruft sie, „lernt die Waffen brauchen,
Seht! ich will das Ziel euch zeigen.
Dran verdient das Ritterthum!"

„War der Trug nicht euer Vater?
Ist die Rach' nicht eure Mutter?
Zwillingssöhne, Zwillingssöhne!
Seht das Ziel dort! trefft mir's gut!

„Zwei der Söhne, zwei der Pfeile,
Eine Sünde, tausend Schmerzen, —
Faßt ihr's? — Söhn'! die ich geboren,
Mutter und kein ehlich Weib!

„Bergt euch tiefer! spannt die Bogen,
Seht! da kommen sie gezogen. —
Zwillingssöhn! Jetzt Zwillingspfeile
Auf ein zwiefach treulos Herz!"

Und es kam der falsche Ritter
Mit der Gattin Adelhaide,
Marquard war's, mit süßen Worten
Schmeichelnd dem entführten Kind.

Horch! da kam's herangeflogen —
Zischend von dem Zwillingsbogen;
Von dem Doppelpfeil getroffen
Lag der Ritter wund im Blut.

Tief im Schilf am ſchönen Chiemſee
Sank die Mutter mit den Knaben,
Von den Fluthen ſtill begraben,
Dumpf verbarg der See die That.

„Doppelliebe! — Doppelpfeile!“
Ruft der Ritter, — „Wehe! Wehe!
„Muß ich hier in Sünden ſterben?
Weh! wer trägt mich hin zur Burg?

„Daß ich möge Ruhe finden,
Daß ein Prieſter, mild vergebend
Mich entledigt meiner Sünden,
Weh! wer trägt mich zur Kapell!“

Und es hob die treue Gattin
An die Bruſt den wunden Ritter,
Schreitend durch die öden Auen
Zur Kapell im Marquardſtein.

„Richter! laß mir Gnad ergehen.“
Stöhnt der Ritter — „fromme Seelen
„Möchten ſie mir Gnad erflehen
Im Gebet vor Gottes Thron.“

„Ueppig wächſt der Baum der Sünden
Aus des Herzens tiefem Grunde,
Bis die Laſt der eignen Früchte
Kron, und Aeſt' und Stamm erdrückt.

„Wer die Burg auf Sand gebauet,
Sehe zu, daß ſie nicht ſtürze,
Daß der Hallen ſtolze Wölbung
Nicht den Bauherrn ſelbſt begräbt.

„Wie der Baum brech' ich zuſammen
Mit der Burg werd' ich zertrümmert; —
Baut aus meinem Schatz ein Kloſter
Baumburg ſoll es ſeyn genannt.“

Reuig lag der wunde Marquard; —
Sein Gelübde fromm beſchwörend
Sank die Gattin Adelhalde
Treu dem Todten an das Herz.

Wer zu Stunde ſey verſchieden?
Schwer zu nennen war die Leiche; —
War's der Ritter dort, der Bleiche?
Iſt's die Frau, verſteint in Schmerz?

66.

Adalbert und Otkar, die Gründer von Tegernſee.

Erzählt von M. v. Freyberg, älteſte Geſch. v. Tegernſee. München 1822, S. 15 ff. Andr. Presb. in v. Freybergs Samml. hiſt. Schriften II., 385 ff. Pez thes. anecd. III., 473. Ertl rel. II., 161. Hund metrop. III., 389 u. A.

Adalbert und Otkar, zwei Brüder aus fürſtlich Burgundiſchem Stamme, von einer Mutter Agilolfingiſchen Geſchlechtes, lebten als fromme, erleuchtete, tapfere Männer an König Pipins, ihres Blutsverwandten Hofe. Da begab es ſich, daß des Königs Sohn, jenen Herrn Otkars in der Hitze des Streites erſchlug. Pipin, die Rache jener Brüder fürchtend — denn ſie waren ſo groß an Macht als Geſinnung, und reich begütert in Bayern und Burgund — wußte durch eine weiſe Liſt dem Ausbruche ihres Schmerzes zu begegnen. Noch ehe der Todtſchlag ruchbar geworden, verſammelte er ſeine Großen und unter dieſen Herrn Otkar bei ſich. Als ſie erſchienen, ſprach Pipin zu jenen: „Wie bedünkt euch wohl, daß einem Uebel, dem in keinem Falle abzuhelfen, zu begegnen ſei?“ Nicht ahnend das Ziel

dieſer Rede, erwiederte Herr Otkar: „Solches Uebel wahrlich iſt mit Gleichmuth zu ertragen.“ Als ihm nun der König hierauf den entſetzlichen Unfall entdecket, verhüllte der unglückliche Vater ſeinen gränzenloſen Schmerz in ein tiefes, anhaltendes Schweigen. Nach langer Trauer aber kamen beide Brüder des Entſchluſſes überein, der Welt auf immer zu entſagen. Nun hatten ſie ſchon früher am Tegrinſee, im bayeriſchen Südgau, das Kirchlein St. Salvators auf ihrem Vatergut gegründet. Sie befahlen jetzt, den Wald an dem Ufer des Sees zu lichten, und beſchloſſen dicht an jener Kirche ein Gotteshaus zu ſtiften, und all' ihr Beſitzthum in dieſen Gegenden, dem Altare zu weihen. Um aber andächtige Sehnſucht zu ſtillen, und für die zu gründende Kirche ein hochgefeiertes Heilthum zu erwerben, erhob ſich das erleuchtete Brüderpaar vor Allem zu einer Pilgerfahrt nach Rom. Verſehen mit St. Winfrieds Briefen, der ſie in ſo herrlichem Entſchluß mächtig beſtärket, erreichten ſie die ſieben heiligen Hügel, gerade in dem Augenblick, als jener Königin der Städte durch einen Einfall heidniſcher Seeräuber das fürchterlichſte Unglück drohte. Da erhoben ſich die gottbetrauten Männer, angeflammt durch die Rede des Hirtens der Chriſten, und erſchüttert durch die Bedrängniß der Kirche, noch einmal zur Uebung ihrer Ritterpflicht; ſtellten ſich an die Spitze der Römer, überwanden und züchtigten die Frevler, und kehrten mit Sieges-Trophäen zum Grabe der Fürſtenapoſtel zurück. Zum Lohne ſo herrlicher Thaten erbaten ſich die frommen Helden nun den Leib St. Quirins vom heiligen Vater zum Geſchenke. Quirinus, ein Sohn Kaiſer Philipps hatte durch ſeine Mutter Severa zur chriſtlichen Lehre hingewendet, durch Papſt Fabian in die Kirche aufgenommen, den Umgang ihrer trefflichſten Bekenner durch zwanzig Jahre genoſſen. In ihrer Mitte blühte der heilige Jüngling, bis Claudius den Thron der Cäſaren beſtieg, und die Verfolgung der Chriſten mit neuer Wuth begann. Da ward denn auch Quirin gewürdigt, ein Blutzeuge Chriſti zu werden. Der Kaiſer ließ ihn ergreifen, peinigen, enthaupten und ſeinen Körper in die Tiber verſenken. Doch ward der Leichnam durch einen Prieſter gefunden und in dem Kirchhof St. Pontiani beſtattet. Aber bald verbreitete ſich der Ruf der dieſem Grabe entſtrömenden Wunder durch Rom und die Welt. Ja das Zutrauen der Römer zu St. Quirin war nun ſo hoch geſtiegen, daß der Papſt Bedenken nehmen mußte, in Adalberts und Otkars Bitte geradehin und öffentlich zu willigen. Doch verſprach er den erbetenen Schatz einem Boten, den ſie ſpäter ſchicken ſollten, unter dem Siegel des

Geheimniſſes zu übergeben. Beruhigt durch dieſe Zuſage kehrten die frommen Brüder mit dem Segen des Papſtes über die Alpen zurück. Und während ſie nun hier beſchäftigt waren, Alles für den Empfang des erwählten Patrons ihrer Stiftung zu bereiten, eilte ihr Schweſterſohn Uto nach Rom, um das zugeſagte Kleinod in der Stille zu erheben, und über die Alpen zu begleiten. Dort, wo das Heiligthum den letzten Abend geruht, unfern des Sees, entſprang eine Quelle voll Heilkraft. So war denn ſchon die erſte Stunde der Ankunft des Patrones ſegenbringend für die Gegend, alle Bewohner ſtrömten im Feſtkleide dem Zuge entgegen, und geleiteten den Sarg mit Gebeten und Hymnen zur Salvatorskirche, wo er ruhen ſollte, bis das neue Gotteshaus vollendet.

Endlich, im ſiebenhundert vier und fünfzigſten Jahre der Geburt des Erlöſers ward die feierliche Weihe der Kloſterkirche vollzogen. Die Biſchöfe von Salzburg, Regensburg und Freiſing verherrlichten das Feſt, und geleiteten an der Spitze der Prieſter, das Heiligthum aus dem Kirchlein in die Gruft des neuen Tempels. In dieſer Stunde vollzogen auch die Stifter ihr Gelübde, der Welt für immer zu entſagen, vertauſchten ihre Waffen mit dem Ordenskleide Benedikts, und legten den Stiftungsbrief nieder auf St. Quirins Altar. Der Papſt, der König und der Fürſt des Landes genehmigten die heilige Handlung, und nicht minder beſtätigten ſie den unter Leitung des Biſchofs von den Mönchen einſtimmig zum Abte gewählten Graf Adalbert, in dieſer ſeiner neuen wohlverdienten Würde.

67.

Der Traam.

Von F. v. Kobell. — Sage vom Birkenſtein, Wallfahrt bei Fiſchbachau in Oberb.

Es hat amal an' Diendl traamt,
Sie hätt' ſi' in an' Wald verganga,
Und is ihr da, hat nit g'wißt wie,
A Grauſ'n kemma und a Banga;
Und wie ſe ſi' ſo g'forcht'n hat,
Da hört ſ' in Laabern 'was rebell'n,
Und kimmt a Wolf nett auf ſie her,
Als wollt er ihr n' Weg verſtell'n.
Und in der Angſt da hat ſie g'lobt,
Zu'n Birkaſtoa' a Wallfahrt z'macha,
Da is der Wolf gar g'ſchwind davo'
Sie hat ſcho' gmoa't, er hätt' ſ' in Racha', —
Und wacht na' auf und hat wohl g'ſchnauft
Und hat lang denkt an ihra Traama
Und an den Wolf, und wie's wohl waar,
Wann ſ' ebber amal ſo 'zammakaama.
Und ob ſ' die Wallfahrt macha ſollt',
Hätt ſ' freili grad in Traum verſprocha,
In ſelli Sachn' aber moant ſ',
Da waar halt leichtli' 'was verbrocha.

Sie fragt an Holzknecht, der hat oft
Sein Netsl*) kocht in ihra Hütt'n,
Der ab'r is gweſt a Teufisſtrick
Koa Freund von Bett'n und von' Bitt'n.
„Jetzt roaſ' mit deiner Wallfahrt da,
So ſagt er, is da' ja nix g'ſchegn,
„Was werſt denn bett'n weg'n an Wolf,
„Haſt deiner Lebta' no' koan g'ſegn. —"
Dees Diendl aber, woltern frumm,
Hat denkt, es kunnt' ja nie nix ſchad'n,
Wann ſ' ebber gaang, ſie kaam ſo mehr
Bei unſrer lieb'n Frau in Gnad'n.
So geht ſ' halt hi' gon Birkaſtoa'
Und thuat ihr Andacht wohl verricht'n,
Und fröhli' na' geht ſ' wieder hoam,
Hat denkt an manchi Wunderg'ſchicht'n.
Und wie ſ' am Kuhzack auffi kimmt,
Da thuat der Holzknecht Baam ausſtocka,

Der lacht ſ' wohl aus und ſagt dazu:
„Hoſt oan dawiſcht an' Wunderbrocka? —"
Kaam aber, daß dees Wort heraus,
So rühr'n ſi' die nächſt'n Boſch'n,
Und wüetht' rumpit her a Wolf,
Da iſt den oan der Mueth verloſch'n,
Da ſan ſ' wohl g'loffa alli zwee,
A Wolf kann aber beſſer laaffa,
Den kimmſt nit aus, wann er grad mag,
Hilft a koa' Wihr'n und koa Raaffa.
Und ſchau den' Diendl thuat er nix,
Dees ſo viel frumm gweſt in ſein G'wiſſ'n,
Den Holzknecht aber hat er packt
Und hat 'n grauſamli' zerriſſ'n —.
No' heutig's Tags, wie Alles g'ſcheg'n,
Ko'ſt auf an g'molt'n Taferl ſeg'n,
Dees hängt dort, in den heilig' Haus
Am Birkaſtoa' in Gang heraus.

68.

Die übergoßn' Alm.

Von F. v. Kobell. — S. Volksbüchlein von Auerbacher I., 122., woſelbſt der nördliche Abhang der Kaiſerer am Wendelſtein als Oertlichkeit der Sage benannt iſt. M. Schottky, Bilder aus der ſüdd. Alpenwelt, S. 172 u. 241.

Bals d' auſi ſteigſt zum Blimbachthor,
Da ſichſt den ewign Schnee,
Wo dort jetz' All's d' erfrorn, is ſunſt
Wohl gſtanden ſchöner Klee
Und Woad für vieli hundert Küh',
An' Alm, wie koani mehr,
Dees aber is vor Alters gweſt
Und is ſcho' hübſch lang her.
Und ſelm, da hab'n Diendln g'hauſt
Auf dera Alm da drobn,
Die ſan wohl gweſt gar ſchö' und reich,
Sunſt weiter nit viel z'lobn.
Sie habn a' luſti's Leb'n g'führt,
Denn was die Alm d' ertragn,
Wie Milch und Kaaſ' und Butter g'weſt,
Dees ko' ma' gar nit ſagn;

Und weil's halt ſo d' ergebn hat,
San d' Diendln fürnehm worn
Und übermüthi', wie 's halt geht,
Voll Hoffarth hint' und vorn.
Und hamm die Küh' mit Glockna ziert
Vo' Silber, Narr, a' Pracht,
Und d' Stier' die Horn auf's ſchönſt' vergold't,
Und ſelli Sachan g'macht.
Und Wein vo' Salzburg Faßlweis
Hamm ſ' in die Keller g'habt,
Da hat an diem a Jagabua
Sei Noagl eini g'ſchnappt.
Statt aber, daß ſ' aa 'was d' erkennt,
Und bet't hätt'n fruh und ſpat,
Hamm ſ' nie an unſern Herrgott' denkt,
Nie dankt für ſoviel Gnad!

*) Eine Mehlſpeiſe.

Amal in ihnern Uebermuth
Hamm ſ' gar a' Straßn g'macht
Vo' lauter Butter über 'n Berg
Und hamm d'rauf tanzt und g'lacht
Und daß der Teufi aa' was hätt'
Ham ſ' gmoant, ſo ſoll er ſ' habn
Die Straßn, frißt er ſ' über Nacht
Mit ſeine Brüderln zamm;
Dees habn ' g'jurt und g'ruafa laut
Hi' geg'n die Teufishorn
Und g'ſchrie'n: Du luſ' guf da drent
Mit deini lange' Ohrn.
Und hamm ſo furt tho', bis die Stern
Am Himmi ſcho' zun ſegn,
A' ſelles Volk is kaam amal
Mehr auf 'ra 'n Alma g'legn.
O Uebermuth, du findſt dei' End,
Du findſt es oft gar gſchwind —
Um zwölfi Nachts an's Fenſter ſtößt
Und pfeift a' ſcharfa Wind,
Und wie wann oana ſterb'n thuat,
Hat 's nacha draußtn tho',
A' ſchrecklı's Seufzen hat ma g'hört
(An' dieweiln hört ma's no),
Und drauf a' Sturm is rüber g'ſauſt
Von Funtntauern her,
Und war, als war's lebendi worn
In gros'n ſtoanern Meer',
Als ſchlüg'n Felſn ananand
Wie Wellı, grauſi ſchwaar
Als wann der Teufi mit der Höll'
Da auſi kemma war.
Und 'kracht und dunnert hat's, als wann
Der Watzmann ſtürzet ei',
Als kaam vom Himmi a' Lawin'
Und ſchlüg' in d' Alm nei'! —
O heilige Muatta, ſteh' uns bei,
O ſchauderhafti Nacht
Da hat wohl All's in Berg und Thal
Mit Angſt und Bet'n gwacht.
Und wie der Tag na' kemma is,
Ko' ſo was Grauſi's g'ſchegn?
Schau d' Alm und d' Sennderinne' d'rauf,
Koa Menſch hat ſ' nimmer g'ſegn.
In Schnee und Eis vergrabn ſan's
Mit Hüttn, Kuh' und Kalbn,
D'rum hoaßt mar 's aa no heuntigs Tags
Die übergoßn' Alm.
Und is die Alm a' Zoacha, gel',
Wie 's geht mit'n Uebermuth
Und wann ma blind vor lauter Glück
Auf Gott vergeß'n thuat.

69.

Weihenlindens Urſprung.

Erzählt von Nagler nach handſchriftl. Quellen im Vat. Mag. Erlangen 1838, S. 185. Vgl. Maria, ein Bronn ꝛc. Erſter Theil. München 1745. Kurzgef. geſch. Darſt. des Wallf. Maria in Weihenlinden von M. Reither. Högling 1835. S. 6.

In der Gegend, wo Weihenlinden liegt, ſchwärmten die Hunnen umher und vertrieben die erſchreckten Bewohner. Wer ſich ihnen nahte, ſtarb von roher Hand, und ſo erzählt die Sage, daß da, wo ſich jetzt die Kapelle der heiligen Jungfrau befindet, die umzäunten Gräben dreier von den Hunnen erſchlagener Männer geweſen. Niemand konnte es ungeſtraft wagen, darüber leichtſinnig hinzugehen und ſelbſt das Vieh fiel todt darnieder, wenn es verſuchte, darüber wegzuſpringen. So ſtand der Ort bald unter dem Schutze öffentlicher Verehrung, und als endlich die Schweden jene

Gegend heimſuchten, gelobten die Höglinger, aus Furcht, Guſtav Adolphs Soldatesca möchte, wie überall, auch hier plündern und verwüſten, auf jener heiligen Stätte eine Kapelle zu bauen, falls ſie und ihre Habe verſchont bleiben ſollte. Sie litten nichts von den Feinden, aber nach verſchwundener Gefahr dachte die Gemeinde Högling nicht mehr an das Gelübde, bis endlich die Peſt kam und daran erinnerte. Jetzt bauten ſie über den Gräbern eine Kapelle von Stein und in dieſer wurde eine Bildſäule der heiligen Jungfrau aufgeſtellt, ein beinahe drei Fuß hohes Holzbild, welches früher in der Pfarrkirche zu Högling geſtanden. Es ſtürzte zu jener Zeit, man wußte nicht durch welche Veranlaſſung, plötzlich vom alten Stande herab, ohne ſich jedoch im Mindeſten zu beſchädigen, was man durch ein Wunder erklären zu müſſen glaubte. Das Bild wurde nun für heilig gehalten und in jene neue Kapelle übertragen, wo ſich Wunderbares ereignete. Die Bewohner der ganzen Gegend kamen zum Gnadenbild, reichliche Opfer floßen, ſo daß man bald auf den Bau einer größern Kirche bedacht war.

Der Ort, wo die Kapelle ſich erhob, hatte anfänglich keinen Brunnen, und man mußte das Waſſer weit herbeitragen. Als die Höglinger beim Beginne des zweiten Baues nun auch einen Brunnen graben wollten, ſtießen ſie dabei auf große Schwierigkeiten und es ſchien, daß ſie keine Ader treffen ſollten. Ganz entmuthigt über das wahrſcheinliche Mißlingen ihrer Arbeit, ſahen ſie ermüdet eines Tages drei Pilgrime daher kommen und dieſe munterten die Arbeiter zur Fortſetzung des Werkes auf, indem ſie freundlich verſicherten, daß ſich in kurzer Zeit ein Ring finden werde, der ihnen die Spur des heilſamen Waſſers zeigen würde. Und ſiehe da, bald darauf fanden ſie einen ſilbernen Ring mit zwei Steinen und den Quell lebendigen Waſſers. Nun gingen die Fremdlinge und Niemand ſah ſie wieder. So glaubten die Bewohner, es ſeien drei Engel geweſen, zum Zeichen des dreieinigen Gottes geſandt, weßwegen ſie die neue Kirche der heil. Dreieinigkeit weihten.

70.

Wie die Kirche zu Ebersberg ihren Anfang genommen.

Ebersberg in Oberb. — Oefele scriptor. II., 4. F. X. Paulhuber Geſch. von Ebersberg. S. 234

Es war, wie die alten Geſchichtsbücher melden, um das Jahr 879, als Graf Siegfried von Ebersberg ruhig auf ſeinem Schloſſe zu Sempt im Kreiſe ſeiner Familie lebte und unter andern ſein Vergnügen am Waidwerke in den umliegenden Wäldern fand. Dazumal war die Gegend von Ebersberg noch gar wild und ſchauerlich. Gewaltige Eichen und Buchen, von Schlingpflanzen durchflochten, reihten ſich zu einem undurchdringlichen Urwald aneinander. Nur auf einzelnen ſchmalen Stegen und Wegen konnten die Jäger in dieſer Wildniß vordringen, in welcher große ſchwarze Eber ihren Aufenthalt hatten.

Eines Tages pflegte der Graf von Ebersberg des gewohnten Waidwerkes, als man urplötzlich eines gewaltigen Ebers anſichtig ward, der durch ſeine Größe und Stärke in Erſtaunen ſetzte. Auch ſein Lager oder Bett wurde bald ausgekundſchaftet; es war auf einer Anhöhe in einer Sandſteinhöhle unter einer uralten Linde gewählt. Alle Mühe und Anſtrengung des Grafen und ſeiner Leute, das ſchreckbare Thier zu fangen oder zu erlegen, waren vergebens. Einmal war man ihm nahe auf der Spur, ſo daß es den Augen der Jäger und Rüden anſichtig war, als es urplötzlich zum Entſetzen Aller verſchwand, alſo daß man erkannte, es ſei kein natürlicher Eber, ſondern der leibhaftige Teufel aus der Hölle geweſen. Solches wollte ſich aber auch noch ſpäter beſtätigen, indem an jener Linde vor dem Höhlenlager des Thieres das umwohnende Volk zuſammenſtrömte und heidniſchen Aberglauben und Götzendienſt trieb. Das vernahm ein heiliger Mann, Konrad von Heuwa, welcher am Bodenſee wohnte. Da ſendete er Boten an den Grafen Siegfried von Ebersberg und ließ ihm ſagen: „Haue die Linde um und zerſtöre die Höhle von Grund aus; an ihrer Stelle erbaue dem wahren Gott ein Kirchlein, denn es ziemt ſich, daß er angebetet und dem Götzendienſte ein Ende gemacht werde.“ Die nämliche Botſchaft iſt von einem andern Einſiedler, Namens Gebhard von Straßburg an den Grafen gekommen, worauf dieſer nicht länger geſäumt und nicht nur ein ſchon früher erbautes, aber verfallenes Valentinskirchlein erneuet, ſondern auch eine Kapelle zu Ehren der Mutter Gottes Maria gegründet hat.

71.

Richardis von Ebersberg.

Rader. Bav. S. II., 159. Paulhuber a. a. O. 546.

Es geſchah um das Jahr 1012, als der Graf Ulrich von Sempt mit ſeiner Gemahlin Richardis auf einer Burg unweit Ebersberg wohnte, daß die fromme Gräfin alltäglich des Morgens frühe nach dem Kirchlein zu Ebersberg wandelte, um Gott zu dienen und die heilige Meſſe zu hören. Sie verſäumte keinen Tag in dieſem frommen Beginnen und ließ ſich auch durch Regen oder Schneegeſtöber nicht davon abwendig machen. Einmal ging ſie früh Morgens ganz allein ihres Weges durch den einſamen Wald dem geliebten Kirchlein zu. Stille war rings umher, kein Rauſchen des Laubes vernehmbar, ſelbſt die Vöglein ließen kaum vereinzelte Morgengrüße ertönen. Da ſchlug auf einmal ein ungewiſſes Summen wie von fernem Glockenklang an ihr Ohr. Sie blieb ſtehen und lauſchte, es war die wohlbekannte Stimme des Glöckleins von Ebersberg, welches ihr deutlich zurief, daß ſie nun heute zu ſpät kommen werde. Da entfiel ihr vor Betrübniß ein Handſchuh, den hatte im Augenblick eine Elſter im Schnabel und flog damit durch die Lüfte. Richardis eilte jedoch des Weges weiter, um wenigſtens dem Beſchluſſe des heiligen Opfers mit anzuwohnen. In dem Augenblicke aber, als der Prieſter zu Ebersberg den Altar betreten wollte, flog die Elſter mit dem Handſchuhe zur Thüre herein und legte ihn ohne Scheu auf dem Altare nieder. Niemand wußte ſich das zu deuten, bis man den Handſchuh der edlen Gräfin von Sempt erkannte und daraus ſchloß, daß ſie noch unter Weges ſei. So hielt denn der Prieſter mit der heiligen Handlung ein, bis Richardis erſchienen war. Das Bild der Elſter am heiligen Orte gibt noch zur Stunde der im Volke lebenden Sage Zeugniß.

72.

Die Münchner Bauerbäcken.

Ertl relatt. cur. Bav. II., 289., v. Hormayr goldene Chronik S. 104.

Als man zehlt ein tauſend dreyhundert,
und zwei und zwanzig auch beſundert,
nach Chriſti Geburth auserwählt,
thet regieren der threye hölbt,
Kaiſer Ludwig gantz offenbahr,
ein frommer Fürſt von Bayern war.
Wider ihn zog gewaltigleich
herzog Friederich von Oeſterreich

Mit einer großen Heeresmacht
bei Mühldorf da geschah die Schlacht
Unglük thet ob dem Kaiser schweben,
Der Feind hett ihn gar hart umgeben,
da solches die Becker-Knecht ersachen,
theten sie sich dem Kaiser nachen,
triben mit ihrer Gegen währ
zuruk das österreichisch hör
und errötteten den Kaiser baldt,
gewunnen die Schlacht mit grossen Gewalt
darauf der Kaiser ihnen mit Zier
den Adler setzet in ihr Panier
bestett ihnen auch mit großer Krafft,
unser lieben Frauen Bruederschaft,
Bauet ihnen zu München auch zu mahl
ein Haus, welches liegt in dem Thal
hängt an der hochbruckmill darneben
Gott gab dem Kaiser das ewige Leben
winschen all Brüder und Schwester eben.

73.

Diez Swinburg.

Andere nennen ihn Schaumberg. Trithem. chron. Hirs. II., 181. Fries Würzb. Chr. p. 622 bei Falkenstein Hochst. Eichstett II., 175. Grimm d. S. II., 208. Bat. Mag. 1841, S 344.

Der Ritter Diez von Swinburg hatte in Ludwig des Bayern Kriegen unvergleichlich tapfer und uneigennützig gedient, namentlich war er ein rechter Verfechter am heißen Tage von Ampfing gewesen, wo der Gegenkönig Friedrich der Schöne von Oesterreich den Sieg an den Schweppermann, die Freiheit an dessen Schwager den Rindsmaul, verlor. Man war ihm einige tausend Pfund Berner schuldig. Er konnte sie nicht erlangen. Ihm dagegen nahmen unbarmherzige Gläubiger was sie nur konnten. Er war für dieses Gesindel zu ehrlich, zu gutmüthig, von allzugroßer Leichtgläubigkeit. So verlegte er sich denn darauf, sein vier Heerstraßen überschauendes Schloß als das beste Saatfeld kommenden Reichthums anzusehen. Bald klagten bei Ludwig dem Bayer, dem ersten deutschen Bürgerkönig, Augsburg und Nürnberg, aber auch Donauwörth, Rothenburg, Wissenburg und Schweinfurt über Diezens wilde Gewalt, die den ganzen Handel beeinträchtigte. Der Kaiser gab ein strenges Mandat gegen den Landfriedensbrecher. Diez wurde geächtet und gebannt und bald von einem Exekutionsheere überzogen. Er unterlag nach tapferem Widerstande. Die meisten seiner Knechte ließ man laufen, weil sie geglaubt, nichts Böses zu thun; einige behielt man zurück, zu gütlicher oder peinlicher Frage über Dietrich Swinburgs offenen Anhang, heimliche Gönner, Hehler oder Anstifter.

Diez hatte sich auf Entscheidung des Kaisers berufen. Die half aber wenig, man wollte ein abschreckendes Beispiel, die Städte galten Alles,

die Raubritter blutwenig. So wurde der Diez und seine vier besten Knechte zu außerordentlicher Hinrichtung nach München geführt im Jahre 1337.

Diez Swinburg bat nicht einen Augenblick für sich selber, so sehr es ihm auch nahgelegt war, denn im Kaiser schlummerte noch immer ein altes Wohlwollen für ihn, der Ritterspruch lautete auf's Schwert für Alle. Da bat Diez Swinburg die Ritter um Gnade für die vier ehrlichen, trefflichen Gesellen, so die Treue gegen ihn mit in seinen Untergang gezogen, zumal für den jungen, schönen, tapfern Georg. Es wurde geweigert. Nun that Diez noch einmal ein gewaltiges Bitten, so weich und flehentlich, daß es aus des alten, wilden Kriegers Munde einen Stein erbarmte. Bei der Hinrichtung sollte man ihn und seine vier Knechte in eine Zeile stellen, jeden acht Schuhe von einander, und mit ihm die Enthauptung anfangen. Er wolle dann mit abgeschlagenem Haupte aufstehen und vor seinen wackeren Knechten vorbeilaufen. Vor so vielen er vorbeigelaufen, denen möchte das Leben begnadigt sein. Als ihm dies die Richter spottweise gewährt, stellte er seine Knechte, je den liebsten am nächsten zu sich, kniete herzhaft nieder und wie sein Haupt auf einen raschen Streich abgefallen, stand er alsbald ohne Kopf auf, lief vor allen vier Knechten hinaus, fiel alsdann hin und blieb todt liegen. Die Richter getrauten sich doch nicht, den Knechten ein Leid zu thun. Sie berichteten alles dem Kaiser, und erlangten, daß denselben das Leben geschenkt wurde.

74.

Der Teufel und der Wind.

Von G. F. N. Die Sage mündlich.

München in dem Bayerlande zieren Thürme manigfalt,
Zwei doch ragen hoch vor allen von gewaltiger Gestalt.

Viel der Jahre sind entflohen, seit man sie so stolz gebaut,
Seit von ihrer Kuppel nieder schon des Wächters Auge schaut.

Als die Kirche schön vollendet prangte über Stadt und Au,
Und zum Dome man sie weihen wollte Unsrer lieben Frau,

Aergerniß der böse Satan ob des schönen Bau's empfand,
Drum er alsbald zu zerstören mit dem Nordwind sich verband.

Dieſer ſtürmte um die Mauern, zu verwandeln ſie in Staub,
In den innern Hallen ſtrebte Jener nach der Schätze Raub.

Doch als er am Hinterthore unterm Chore trat hinein,
Und er durch die hohen Säulen ſah nicht eines Fenſters Schein,

Iſt er wieder fortgegangen, hat den eitlen Bau verlacht,
Deſſen Inn'rem (wie er meinte) ſtrahlet nie der Sonne Pracht.

Wo des Satans Fuß geſtanden, iſt er eingeprägt in Stein,
Und die Frauenthürme werden Zeuge ſpäter Nachwelt ſein,

Daß die Gott geweihte Kirche, daß des Glaubens frommes Licht
Beugen kann des Teufels Sinnen, kann der Winde Wüthen nicht;

Denn ob ſeit vierhundert Jahren mächtig auch der Nordwind ſchnaubt,
Ragt, trotz Allem, ſonder Wanken, hoch der Thürme feſtes Haupt.

75.

Was von der Frauenkirche geſagt wird.

R. u. H. Marggraff München S. 181.

Noch heutigen Tages erzählt man ſich nach Ueberlieferungen aus alter Zeit, daß der Mörtel zum Baue der Frauenkirche mit bayriſchem Weine angemacht worden. — Auch wiſſen noch Viele, daß es im linken Thurme, der nicht beſtigen werden kann, nicht geheuer iſt. — Endlich wird geſagt, das Kaiſer Ludwig unter ſeinem Moſoleum in aufrechter Stellung ſitzt.

76.

Von Barbara, Herzog Albert III. in Bayern Tochter.

A. Cramer dritte verb. Aufl. des deutſchen Roms. München 1784. S. 45. Rader. Bav. sancta II., 338.

Als der König von Frankreich Barbara, Herzogs Albert III. Tochter, zu einer Braut für ſeinen Kronprinzen begehrte, wollte ſie lieber dem himmliſchen Bräutigam für beſtändig eigen ſein. Sie iſt auch gar bald in dem achtzehnten Jahre ihres Alters von ihm zur himmliſchen Freude abgeholt worden, im Jahre 1474, vierzehn Tage vor ihrem Abſcheiden

ist der Majoranstock, der vor ihrem Fenster blühte, ganz verwelket. Den Tag darauf haben alle Gattungen der im Käfig befindlichen Vögelein zu singen und auch zu leben aufgehört. Den achten Tag vor ihrem Ende versprang die von ihrem Herrn Vater ihr verehrte goldene Kette auf ihrer Brust. Nach ihrem seligen Hintritte hat sich noch ein größeres Wunder ereignet, dergleichen in keiner Kirchengeschichte gelesen wird. An dem vierzehnten Tage nach ihrem Tode ist ihr eine andere Ordensschwester in die Ewigkeit nachgefolgt, nach dieser in gleicher Frist wieder eine andere, nach Verlauf solcher Zeit wieder eine andere, bis endlich zwanzig an der Zahl, jede nach vierzehn Tagen, als unschuldige Tauben zu ihr nach dem Himmel geflogen sind. Sie wurde in der St. Jakobskirche auf dem Anger zu München begraben. Als im Jahre 1642 ein großer Stein, unter welchem ihr Leichnam lag, in etwas hinwegerücket worden, hat ein annehmlich himmlischer Geruch alle Anwesenden mit Erstaunung erfüllet.

77.

Herzog Christophs Stein.

In der Residenz zu München unter dem Thorbogen zwischen Kapellen- und Brunnenhof. Ueber demselben liest man auf einer Marmortafel an der Mauer, an welcher auch drei Nägel übereinander die Sprunghöhen andeuten, folgende Reime:

Als nach Christi Geburt gezählet war
Vierzehnhundert neunzig Jahr.
Hat Herzog Christoph Hochgeboren
Ein Held aus Bayern auserkohren
Den Stein gehebt von freier Erd
Und weit geworfen ohn gefehrd.
Wigt drey hundert vier und sechzig Pfund,
Das gibt der Stein und Schrift Urkund.

* * *

Drey Nägel stecken hie vor Augen,
Die mag ein jeder Springer schaugen,
Der höchst zwölf Schuh von der Erd,
Den Herzog Christoph ehrenwerth
Mit seinem Fuß herab thät schlagen.
Kunrath lief bis zum andern Nagel,
Wohl von der Erd zehenthalb Schuch,
Neunthalb Phillipp Springer lief,
Zum dritten Nagel an der Wand.
Wer höher springt wird auch bekannt.

78.

Herzog Chriſtophs Stein.

Von Guido Görres.

Zu München in dem Bayerland
Da iſt's gar hübſch und fein;
Zu München in dem Königsſchloß
Da liegt ein großer Stein.

Er liegt gebunden gut und feſt
An einer Kette dort,
Doch ſagen kann ich nicht warum,
Ihn trüg ja keiner fort.

Der jungen Herren gehen viel
Zu München aus und ein,
Doch alle laſſen ruhig ſtehn,
Denſelben großen Stein.

Ein Herzog war im Bayerland
Vor Allen keck und kühn,
Der warf den Stein mit leichter Hand
Ein gut Stück Wegs dahin.

Und Chriſtoph hieß der Herzog kühn
Ein Held ſo wohlbekannt,
Wie weit er warf, wie hoch er ſprang,
Das ſteht dort an der Wand.

Und kömmſt du einſt nach München hin
Und gehſt in's Schloß hinein,
Vergeſſe mir vor Allem nicht
Des Herzogs großen Stein.

Und wirfſt du ihn wie er ſo weit
Und ſpringſt du ſo gewandt:
Dann ſchreibt man deinen Namen auch
Zum Herzog an die Wand.

Doch weil noch keiner kam und ſprang
Und warf ſo weit den Stein,
Drum ſoll der Fürſt der Bayern ſtets
Von uns geprieſen ſein.

Und möge unſern Fürſten all
Der liebe Gott verleihn,
Aus jeder Noth den rechten Sprung
Und Kraft für jeden Stein.

79.

Turnier zu Landshut.

Von Schöppner. — Adlzreiter P. II. l. IX. p. 190. Falkenſtein, Geſch. d. Herz. Bayern III., 431 u. A.

Zu Landshut in dem Schloſſe ſchallt
Der Hochzeit Jubel laut,
Des Polenkönigs Tochter ward
Dem Herzog angetraut. *)

Da fanden ſich von nah und fern
Der tapfern Ritter viel,
Auf Roſſen hoch und blank in Stahl
Zum edlen Waffenſpiel.

*) Hedwig an Georg den Reichen.

Vor allen war ein Ritter ſtark
Vom Polenlande her, *)
Der führt den Degen ſo behend
Und ſchwang ſo leicht den Speer.

Durch einen Herold macht er kund:
Wer ihn beſiegen wollt',
Der möge tauſend Gulden baar,
Empfah'n des Sieges Sold.

Doch keinen von den Herren all
Gelüſtet nach dem Geld, —
Da ſpringt erzürnt ein Herzog auf:
Herr Chriſtoph war der Held.

Und mächtig ſchwingt er ſeinen Speer
Zum Kampf mit ſtarker Hand,
Ein Stoß — es lag der Polenheld
Getroffen in dem Sand.

Da bliesen die Trompeten hell
Zu Herzog Chriſtophs Ehr,
Es war kein Held im Bayerland
So ritterlich als er.

80.

Teufel in der Bierſchenke.

Sprenger malleus II. qu. 1. c. 3. J. W. Wolf b. M. u. S. 446.

In einem Städtchen bei Landshut waren eines Tages mehrere Studenten in einer Bierſchenke verſammelt; ſie beſchloſſen, daß der, welcher das zu trinkende Bier zutrage, Nichts zu zahlen habe. Einer von ihnen erbot ſich, das Geſchäftchen zu übernehmen; als er aber die Thür öffnete, um Bier zu holen, ſah er einen ſo dichten Nebel vor der Thür, daß er erſchrocken zurücktrat und ſprach, er gehe um keinen Preis Bier holen. Da ſagte ein Anderer, welcher ein kühner und frecher Burſche war: „Ei und wenn der Teufel vor der Thüre ſtände, ich ſchaffe uns Bier;" ging alſo und riß die Thür auf, wurde aber gefaßt und weg durch die Luft geführt, daß Alle ihn ſahen und hörten, wie er jämmerlich ſchrie. Weit von dem Orte ab wurde er auf die Erde niedergeſetzt. Er ging von da an in ſich und iſt ſpäter geiſtlich geworden.

*) Graf von Lublin.

81.

Herzogs Otto's Liebe auf der Gretlmühl bei Wolfstein.

Von Wolfgang Müller. — Die Gretlmühl bei Wolfstein unterhalb Landshut. S. Oefele II., 573. Grimm d. S. II., 204. Cos I., 93. Das Volk wußte lange davon zu sagen. — Eine Bearbeitung in 7 Romanzen von Büssel in Hormayrs Taschenb. 1830, S. 421.

Ei, Herzog Otto sprich, wohin?
Wo ziehst du träumend in den Wald!
Kommt dir der Krieg nicht in den Sinn
Der durch dein Bayerland erschallt?

Er denkt nicht an den heißen Streit,
Ihm thut so wohl des Waldes Grün,
Als wollt vergeßne Jugendzeit
Noch einmal fröhlich um ihn blühn.

Das Laubwerk rauscht ihm Märchen vor,
Die Blumen duften süß ihn an:
Aus Baum und Busch der Vögel Chor,
Sie grüßen all' den schönen Mann.

Der Abend kommt, er merkt es kaum,
Der Traum entweicht, da ist es Nacht.
Er ist verirrt im Waldesraum;
Ei woran hat er denn gedacht?

Da blinkt ein Licht, ein Mühlwerk geht,
Er folgt dem Rauschen, folgt dem Schein,
Er klopft an's Haus, das vor ihm steht;
Die schöne Müllerin läßt ihn ein.

Es staunen beide ohne Laut,
Kaum bieten schüchtern sie den Gruß;
Doch wird die Schönheit bald vertraut,
Sie kosen wechselnd Kuß um Kuß.

Er kehrt erst, wie der Morgen lacht. —
Ei Herzog Otto sprich wohin?
Er geht durch grüne Waldesnacht
Mit träumend ahnungsvollem Sinn.

Zu Wolfstein auf dem Jägerschloß
Läßt ihm die Liebe keine Ruh,
Er geht des Ritterschmuckes bloß
Bei Tag und Nacht der Mühle zu.

Er pflanzet grüne Ulmen hin
Auf seinen Weg zum Mühlengrund,
Geht zwischen durch zur Müllerin
Und pflegt den süßen Liebesbund.

Ei Herzog Otto schöner Held,
Weil deine Liebe war so stark,
Verlor dein Heer auf blut'gem Feld
Die schöne Brandenburger Mark.

Doch ach, was soll ihm Reich und Kron?
Er gäbe Alles hin sogleich,
Denn er beherrscht vom schönsten Thron
Der Liebe helles Wunderreich.

Da wölbt der Himmel stets sich blau,
Die Blumen weckt der Sonnenschein,
Es singt und klingt durch Wald und Au,
Nicht schöner kann's im Himmel sein.

Ob Schloß und Mühle längst zerfiel,
Die Ulmen deuten noch die Zeit,
Und flüstern oft des Abends viel
Von süßer Liebe Heimlichkeit.

82.

Sattlern bei Vilsbiburg.

Sattlern Feldkapelle der Pfarrei Gaindorf unfern Vilsbiburg. — Adlzreiter P. II. l. 1. p. 19. Hormayr goldene Chronik, S. 106. Cos 1825, N. 178, S. 722.

Als der siegreiche Ludwig nach der Schlacht bei Ampfing seinen hohen Gefangenen, Friedrich den Schönen, nach Regensburg führte und durch das grüne Waldthal an der Vils, bei Görzen, im schlechten Wege ritt, stürzte urplötzlich das Roß unter ihm zusammen und konnte durch kein Mittel wieder emporgebracht werden, ja selbst der Reiter saß vor Schrecken ganz betäubt auf dem gestürzten Rosse wie angeheftet. Da meinte der edle Marschalk, nun Stallmeister des Königs, Parzival von Sporneck, das sei ein deutliches Zeichen von Oben, wie Ludwig der himmlischen Frau noch Dank schulde, dieweilen sie ihn im Gewühl der Schlacht mit ihrem Schilde gedecket. Solche Vermahnung war von dem Sieger mit Dank angenommen und das Gelübde gethan, an dem Orte des Unfalles der lieben Frau ein schönes Betkirchlein aufzurichten. Alsobald soll sich des Königs Roß ermannt, und freudig wiehernd aufgesprungen sein. Ludwig erbaute das Kirchlein und schenkte das edle Roß sammt herrlichem Sattel und Zeug zur neuen Kapelle, welche davon den Namen Sattlern empfing.

83.

Der Natternberg.

Mündlich.

Deggendorf gegenüber am rechten Ufer der Donau erhebt sich der Natternberg, auf dessen Gipfel noch die Trümmer eines Schlosses, des Grafen von Bogen, stehen, in welchem Herzog Heinrich der jüngere von Landshut, genannt der Natternberger, erzogen ward. Wie dieser seltsame Felsen mitten in die Donauebene gekommen, weiß die lebendige Volkssage zu berichten. Die Deggendorfer waren vor Zeiten ein braves, gottesfürchtiges Völklein, daran der Teufel, wie natürlich kein Wohlgefallen fand. Schon lange war er bemüht, denselben einen recht boshaften Streich zu spielen. Da fand er im Land Italia einen gewaltigen Felsblock, gerade hoch und breit genug, um einen Strom wie die Donau zu stemmen und

ihm ein anderes Rinnſal anzuweiſen. Alſo faßte er das ſchöne Felsſtück und trug es in raſchem Fluge durch die Lüfte bis in die Gegend, wo Deggendorf liegt. Schon freute er ſich in Gedanken, den Berg in die Donau zu ſchleudern und das fromme Deggendorf durch Ueberſchwemmung zu vertilgen: da klang urplötzlich das Aveglöcklein vom nahen Kloſter zu Metten herüber, und in demſelben Augenblicke ließ der Böſe den Felſen wie gelähmt in's flache Land an der Donau fallen. Und daß dieſe Geſchichte ſich alſo wahrhaftig zugetragen, beweiſet der Natternberg, welcher noch heutiges Tags an derſelben Stelle ruht.

84.

Die Braut von Fürſtenſtein.

Von Adalbert Müller. — Fürſtenſtein, Schloß im Bayerwalde, Ldg. Paſſau.

„Wohin, wie die Windsbraut, mein edler Herr!
Wohin im Hochzeitgewand?
Es blutet der Sporn, es ſchäumt die Mähr', —
Es glüht unter'm Hufe der Sand."

So ſprach zum Junker von Falkenau
Ein Frauenbild wohlgethan;
Die Fremde ſaß früh im Morgengrau
Am Hochgerichte und ſpann.

„„Ich reit fürbaß gen Fürſtenſtein,
Zum Schloſſe, wohl ſtattlich erbaut;
Die Fahrt iſt eilig, es wartet mein
Mit Sehnſucht die herzliebe Braut.""

„Ach, guter Ritter! Jetzt iſt nicht Einſt —
Aus Roſen weht Leichenduft;
Die du in's Brautbett zu führen meinſt,
Sie ſchlummert in modriger Gruft."

„„Ha Natter! den Stich bezahlſt du zur Stund;
Nicht ſtraflos ſagſt du mir Spott;
Erſt geſtern küßt' ich Süßliebchens Mund,
So warm und ſo purpurroth.""

Er rief's und zuckte das ſcharfe Schwert,
Und hieb mit Zornesgewalt —
Doch ſpurlos, wie duftigen Nebel, durchfährt
Das Erz die Frauengeſtalt.

Da bäumt ſich der Rappe von Geiſternäh'
Und ſtürzt mit dem Reiter thalab;
Dem Armen wird es um's Herz ſo weh:
„Ach Liebchen! ſo lägſt du im Grab?"

Es flattert im Winde ſein blondes Haar,
Sein Buſen athmet mit Noth;
Er klagt und ſeufzet wohl immerdar:
„O weh mir! iſt Liebchen todt?"

Und als die Sonne zu Rüſte ging,
Beſchien ſie des Fürſtenſteins Thurm;
Vom Giebel ein ſchwarzes Fähnlein hing,
Drin ſauste gar traurig der Sturm.

Die Sterbeglocke klang dumpf an's Ohr,
Sie klang ſonder Unterlaß —
Drauf ſprengte ein Rappe herein zum Thor —
Im Sattel kein Ritter ſaß.

85.

Schneiderburg.

Von A. v. Platen. — Schneiderburg oder Krempenſtein auf öſterr. Boden, doch ganz nahe Paſſau am rechten Donauufer. Auch von J. N. Vogl beſungen.

Ein Schneider flink mit der Ziege ſein
Behauſte den Krempenſtein,
Sah oft von der felſigen Schwelle
Hinab zu der Donauwelle,
In den reißenden Strudel hinein.

So ſaß er oft und ſo ſang er dabei:
Wie leb' ich ſorgenfrei!
Meine Ziege die nährt und letzt mich,
Manch' Liedchen klingt und ergötzt mich,
Fährt unten ein Schiffer vorbei!

Doch ach, die Ziege, ſie ſtarb und ihr
Rief er nach: Wehe mir!
So wirſt du mich nicht mehr laben,
So muß ich dich hier begraben;
Im Bette der Donau hier?

Doch als er ſie ſchleudern will hinein,
Verwickelt, o Todespein!
Ihr Horn ſich ihm in die Kleider;
Nun liegen Zieg' und Schneider
Tief unter dem Krempenſtein.

86.

Handlab.

Handlab Wallfahrtskirche, 1½ Stunde von Flintsbach, Ldg. Bilshofen in Niederbayern. — A. Müller u. B. Grueber der bayerische Wald. S. 109.

In einer hohlen Eiche des Bannwaldes von Engelsberg hatte ein frommer Hirt das Bildniß der Himmelskönigin aufgestellt. Täglich in den Abendstunden fand sich dort die Burgfrau ein, um der Gottesmutter ihr Leid zu klagen. Anna, so hieß sie, lebte in unglücklicher Ehe, denn ihr Gatte war rauhen Gemüthes, über dem blutigen Waffenspiele und der wilden Lust der Jagd und des Trinkgelages die Pflege der häuslichen Freuden vernachlässigend. Wenn die arme Dulderin betete, kniete immer der Hirt ihr zur Seite; so wollte sie es, damit er sein Flehen mit dem ihrigen vereinige. Doch der Weltsinn faßt die Reinheit solcher Seelenverwandschaft nicht; er kann Mann und Weib sich nicht nähern sehen, ohne an Unerlaubtes zu denken. Ein Knappe im Schlosse, dem guten Hirten gram, flüsterte dem Eheherrn schlimmen Verdacht in's Herz. Dieser, dem falschen Buben nur zu willig Gehör leihend, eilt in den Wald hinaus, sieht das Paar an der Gnadenstätte knieen, reißt in blinder Zorneswuth das Schwert aus der Scheide und trennt mit gewaltigem Hiebe der Gattin die Hand vom Arme. Ohne einen Laut der Klage auszustoßen, hob Anna voll Vertrauen auf die mächtige Fürbitte Mariens, den blutigen Stumpf gegen Himmel, und im Augenblicke war die Hand wieder an ihrer Stelle. Nur ein rother Streifen, rings um das Handgelenk sich ziehend, blieb als Denkzeichen der gräßlichen Verwundung zurück. Der Ritter, dem das Walten der höhern Mächte so augenfällig sich kund gethan, ging in sich, änderte sein wildes Leben und war fortan ein frommer, christlicher Hausvater. Die Kirche, welche an der Wunderstätte errichtet wurde, nannte das Volk in seiner Sprachweise „Maria Handlab."

87.

Der Schatz auf dem Hohenbogen.

Sage von Burgstall, Gipfel des Hohenbogens im Bayerwalde. A. Müllers u. B. Gruebers bayer. Wald. S. 265.

Von diesem Schatze gehen wunderliche Sagen. Er liegt hundert Lachter unter dem Burgstall in einem kupfernen Kessel. Alle hunderte Jahre

einmal wird ein Menſch geboren, der ihn unter gewiſſen Bedingniſſen zu heben vermag. Ein ſolcher war ein Hirte von Schwarzenberg, welcher eines Tages ſeine Heerde auf der ſogenannten kleinen Ebene am Fluſſe des Burgſtallkegels weidete. Als er Abends eintreiben wollte, vermißte er ein junges Rind, und nach einigem Suchen hörte er es hoch oben im Walde Laut geben. Er ſtieg eilig den Burgſtall hinan und war ſchon nahe dem Gipfel, als plötzlich eine wunderſchöne, aber ſeltſam und fremdartig gekleidete Jungfrau vor ihm ſtand und ihn mit einſchmeichelnder Stimme anredete: „Du kommſt zu guter Stunde hieher. Wiſſe, daß es in meiner Hand liegt, dich zum reichſten Manne im Lande zu machen. Ich kann dir offenbaren, auf welche Weiſe du den unter unſern Füßen vergrabenen Schatz heben magſt.“ Der Hirt, welchen beim erſten Anblicke der Erſcheinung ein heimliches Grauen beſchlichen hatte, faßte Muth und entgegnete, daß er bereit ſei, die Unterweiſung zu vernehmen. Freudig fuhr die Jungfrau fort: „Finde dich heute über acht Tage zu Beginn der Mitternachtsſtunde am Fuße des Burgſtalls ein, begleitet von zwei Prieſtern, welche die Beſchwörungen zu ſprechen wiſſen. Ihr werdet den Schatz erhoben auf dem Gipfel des Berges liegen ſehen. Schreitet nur muthig darauf los und laßt euch nicht irren, was euch immer in den Weg trete, ſehe es auch noch ſo ſchrecklich aus; denn es iſt eitel Blendwerk des Böſen, das euch weder an Leib noch Seele ſchaden kann. Biſt du an die Schatztruhe herangekommen, ſo greife mit beiden Händen keck in den Goldhaufen ein, und er iſt dein für immer. Aber wehe, ſo du durch die Künſte Satans dich zur feigen Flucht bewegen ließeſt, wehe dann mir! Abermal müßt' ich hundert Jahre umherirren und könnte nicht zur ewigen Ruhe eingehen. Siehe dieſes zarte Reis!“ hier wies ſie auf ein dem Boden entſproſſendes Ahornbäumchen, „es muß zum ſtarken Baume heranwachſen, aus ſeinem Stamme müſſen Bretter geſchnitten und dieſe zu einer Wiege gefügt werden; der Knabe, welcher in dieſer Wiege ruhen wird, muß Mann geworden ſein, dann erſt darf ich wieder auf Erlöſung hoffen. Gedenke der unausſprechlichen Leiden einer armen Seele und erbarme dich meiner, wie du willſt, daß Gott der Herr ſich deiner erbarme!“

In den letzten Worten lag der Ausdruck eines ſo herzzerreißenden Jammers, daß der Hirt davon auf's Tiefſte ergriffen ward und mehr durch den Wunſch, ſo große Pein zu lindern, als durch die Begierde nach den verheißenen Reichthümern zu dem Wagniſſe der Schatzhebung ſich getrieben fühlte. Eben wollte er der Jungfrau ſeinen Entſchluß kund

ergoß ſich ein Wolkenbruch von Milch, welcher ſieben Dörfer am Fuße des Berges hinwegſchwemmte. Das war das erſte und letzte Mal, daß ſtromweiſe Milch gefloſſen iſt im gelobten Lande Bayerwald.

89.

A Mährlein von der Ruſel.

Von J. A. Pangkofer, Gedichte in altb. Mundart 1846. Anm. S. XLI. — Sage aus dem Bayerwalde auf der Ruſel bei Deggendorf, wo auf beiden Seiten der Straße viele Quellen hervorſprudeln.

Duat drob'n af en Beag is a Beagerl,
Im Beagerl drin wirthſchaft a Zweagerl
Wos ſie hot am Beagerl zuatrog'n
Mit 'n Zweagerl, miakt's af, will i ſog'n.

Dea Zweagerl is duaten ſcho hauſat
Wohl iatza a voll's Joahrtauſat
Und lebt ſchö ſtill und alloa
Im olten, kluftinga G'ſtoa.

So olt ols a is und ſo leizi
So fleißi is a, und freut ſi,
Doß a thuat no ſo kräfti ſi ſpüan,
Und ko drin im Beagerl handthian.

Z' eaſcht hot a im Fels mit ſein Hammerl
Sie ausg'haut a wundanetts Kammerl,
Na Gangerl dee Kreuz und dee Quea
Tiaf unten und ob'n drüba hea.

Daß drinna nett is goar ſo dunkel,
Hängt af ea viel liachte Karfunkel.
Mit Gold und mit edeln Kriſtall
Ziat Kammerl und Gangerl ea all.

Diamal ja z' Mittogen in Summa
Thuat's Mannerl zon Beagerl 'raus kumma
Schaut nieda neugierl in's Thal,
Und waarmt ſi am ſunninga Strahl.

Do ficht a drei Lamperl ſpringa,
Do höat a a Deanerl ſinga,
Und wiar a dees Deanerl ſchaut,
Do ſchlagt ſei olts Heazerl ſo laut.

Do hockt a ſi hi und thuat ſinna:
Wiar is 's ſo langweili do drinna
Wia ſchö waar's net, wann i drin hätt',
Dees Deanerl ſo liab und ſo nett,

Do thuat a ſi putzen und waſchen,
Viel Edelſtoa ſchiabt a in Taſchen
Peſiali macht ea 's Kumplament
Und 's Deanerl dees lacht ohne End.

Na thuat a afwoarten mantali
Mit dee Edelſtoa, fei und ziali,
Und 's Deanerl, dees freut ſi ſo viel
Am glanzenden, blitzaden G'ſpiel.

Dem Deanerl voneaſcht is faſt grauli,
Do wiad's nach und nach goar votrauli,
Da Zweag ſo guatmüathi als wild
Wiar a Kind mit en Deanerl ſpielt.

Da Zweagl, voliabt do geduldi,
Und's Deanerl, ſo ſanft und unſchuldi
Treib'n 's ſo bis da Winta kimmt hea,
Do is mit en Spiel'n nix meha.

Zon Deanerl ſogt ſchmeichlat do Zweagl:
Geh', ſchliaf da nei' in mei Beagl,
'S is trauli und waarm in mein Haus
Und ziat hab' i 's wundavoll aus.

Wia thuat ſi dees Deanerl freua
An oll dem Schöna und Neua
Bowändt ſo voſtändi und ſchlau
Im Zweagerl ſei prächtiga Bau.

Schreckbilder, bald thierähnlich, bald menschlicher gestaltet, in den Weg traten, und erreichten den Gipfel, ohne daß ihnen ein Haar gekrümmt worden wäre.

Hier sahen sie wenige Schritte vor sich, hell von der noch immer lodernden Flamme erleuchtet, ein kesselartiges Gefäß, das bis zum Rande mit funkelnden Goldmünzen gefüllt war. Eben wollte der Hirt vortreten, um, wie ihm die Jungfrau geboten, den Schatz zu erfassen, da wankte der Boden unter ihm, und von unterirdischer Kraft gehoben, wich ein mächtiger Felsblock polternd von seinem Platze. Aus der Oeffnung, die sich gebildet, kroch ein scheußlicher Lindwurm hervor und ringelte seines Leibes endlos gestreckte Glieder dreimal um den Gipfel des Burgstalls herum, einen furchtbaren Schutzwall vor dem gefährdeten Mammon aufthürmend. Das Erscheinen dieses Ungeheuers setzte die Herzhaftigkeit der guten Mönche auf eine zu harte Probe. Sie glaubten sich schon gepackt von scharfen Zähnen des Drachen und purzelten mehr als sie liefen, den steilen Abhang hinunter. Dem Hirten, der sich von seinen geistlichen Helfern verlassen sah, blieb nichts übrig, als ihnen zu folgen. Wohl vernahmen sie hinter sich die Stimme der Jungfrau, welche in kläglichen Lauten zum Ausharren ermahnte, aber die Flüchtlinge waren nicht mehr zum Stehen zu bringen. Nur einmal hatte der Hirt umzuschauen gewagt und gesehen, wie der Gipfel des Berges sich spaltete und in seinem weiten Risse die Schatztruhe verschlang. Darauf erhob sich ein tausendstimmiges Geheul, welches ihm das Blut in den Adern gerinnen machte. Es war das Hohngelächter der Hölle.

88.

Die Riesengeis auf dem Hohenbogen.

Der Hohenbogen im Bayerwalde. — A. Müller u. B. Grueber der bayer. Wald. S. 268.

Vor uralten Zeiten weidete eine Geis auf dem Hohenbogen, welche so ungeheuer groß war, daß ihr Rücken die Wipfel der höchsten Bäume überragte. Tag für Tag fraß das Unthier zwei Morgen Landes ab. Einmal schlief sie am Rande eines Hohlweges und ließ seine strotzenden Euter über diesen herabhängen. Ein Holzwagen, der aus dem Hochwalde herabkam, riß ihm im Vorüberfahren eine Zitze weg, und aus der Wunde

ergoß ſich ein Wolkenbruch von Milch, welcher ſieben Dörfer am Fuße des Berges hinwegſchwemmte. Das war das erſte und letzte Mal, daß ſtromweiſe Milch gefloſſen iſt im gelobten Lande Bayerwald.

89.

A Mährlein von der Ruſel.

Von J. A. Pangkofer, Gedichte in altb. Mundart 1846. Anm. S. XLI. — Sage aus dem Bayerwalde auf der Ruſel bei Deggendorf, wo auf beiden Seiten der Straße viele Quellen hervorſprudeln.

Duat drob'n af en Beag is a Beagerl,
Im Beagerl drin wirthſchaft a Zweagerl
Wos ſie hot am Beagerl zuatrog'n
Mit 'n Zweagerl, miakt's af, will i ſog'n.

Dea Zweagerl is duaten ſcho hauſat
Wohl iatza a voll's Joahrtauſat
Und lebt ſchö ſtill und alloa
Im olten, kluftinga G'ſtoa.

So olt ols a is und ſo leizt
So fleißt is a, und freut ſi,
Doß a thuat no ſo kräftt ſi ſpüan,
Und ko drin im Beagerl handthian.

Z' eaſcht hot a im Fels mit ſein Hammerl
Sie ausg'haut a wundanetts Kammerl,
Na Gangerl dee Kreuz und dee Quea
Tiaf unten und ob'n drüba hea.

Daß drinna nett is goar ſo dunkel,
Hängt af ea viel liachte Karfunkel.
Mit Gold und mit edeln Kriſtall
Ziat Kammerl und Gangerl ea all.

Diamal ja z' Mittogen in Summa
Thuat's Mannerl zon Beagerl 'raus kumma
Schaut nieda neugiert in's Thal,
Und waarmt ſi am ſunninga Strahl.

Do ficht a drei Lamperl ſpringa,
Do höat a a Deanerl ſinga,
Und wiar a dees Deanerl ſchaut,
Do ſchlagt ſei olts Heazerl ſo laut.

Do hockt a ſi hi und thuat ſinna:
Wiar is 's ſo langweili do drinna
Wia ſchö waar's net, wann i drin hätt',
Dees Deanerl ſo liab und ſo nett,

Do thuat a ſi putzen und waſchen,
Viel Edelſtoa ſchiabt a in Taſchen
Peſtali macht ea 's Kumplament
Und 's Deanerl dees lacht ohne End.

Na thuat a aſwoarten mantali
Mit dee Edelſtoa, fei und ziali,
Und 's Deanerl, dees freut ſi ſo viel
Am glanzenden, blitzaden G'ſpiel.

Dem Deanerl voneaſcht is faſt grauli,
Do wiab's nach und nach goar votrauli,
Da Zweag ſo guatmüathi als wild
Wiar a Kind mit en Deanerl ſpielt.

Da Zweagl, voliabt do geduldi,
Uni's Deanerl, ſo ſanft und unſchuldi
Treib'n 's ſo bis da Winta kimmt hea,
Do is mit en Spiel'n nix meha.

Zon Deanerl ſogt ſchmeichlat do Zweagl:
Geh', ſchliaf da nei' in mei Beagl,
'S is trauli und waarm in mein Haus
Und ziat hab' i 's wundavoll aus.

Wia thuat ſi dees Deanerl freua
An oll dem Schöna und Neua
Bowändt ſo voſtändi und ſchlau
Im Zweagerl ſei prächtiga Bau.

nicht nur, ſondern auch grimmige Raubthiere den Pfad unſicher machten, entſchloſſen ſich unterwegs die jungen Männer von Kötzting freiwillig, dem Geiſtlichen zu Pferd ein Schutzgeleite zu geben. Mit anbrechendem Tage brach eine Heidenſchaar hervor und des Prieſters Leben ſammt dem Allerheiligſten ſchien in Gefahr. Da wurden die Gottloſen von den Kötztinger Jünglingen hart angefallen und in hitzigem Kampfe theils erſchlagen, theils zur Flucht in die Wälder getrieben. Von ſolch mannhafter That ſoll das erwähnte Ehrenkränzlein ein Erinnerungszeichen ſein.

92.

Sagen von Chameregg.

Chameregg unweit Chamerau im Bayerwalde. — A. Müller u. B. Grueber a. a. O. S. 297.

Wenn man über den Grund innerhalb des Wallgrabens hinſchreitet, dröhnt es dumpf unter den Füßen, als ob man über ein Gewölbe ſchritte. Daher die Sage von dem verſchütteten Burgkeller, in welchem auf ſteinernen Gantern uralter Rheinwein liege, ohne Reife und Dauben, von ſeinem eigenen Weinſteine gefaßt. Auch Schätze läßt das Landvolk hier vergraben ſein und gibt an, zur Herbſtzeit, an ſtillen Tagen, wo kein Lüftchen ſich ſpüren laſſe, drehe oft das auf dem Boden liegende Laub von freien Stücken ſich im Wirbel herum, und es funkle dann vor den Augen der Zuſchauer wie Gold. Eine Frau, die eines Tages im Burggraben Streu ſammelte, hatte den Muth, mit dem Rechen in das tanzende Laub zu ſchlagen, und es ſprangen drei Goldſtücke hinweg, die jene aufraffte, während der übrige Haufen ſich ſchnell wieder in dürre Blätter verwandelte.

Wie eine andere Sage erzählt, waren Chameregg, die Burg auf dem benachbarten Lamberge, Chamerau, Buchberg und Püdenſtorf einſt gefürchtete Raubneſter. Fünf Brüder hausten in dieſen Schlöſſern und fügten, vom Sattel und Stegreife lebend, den vorübergehenden Handelsleuten viel Unheil zu. Wenn ſie Beute oder Feindesgefahr witterten, verſtändigten ſie ſich von ihren Wartthürmen herab gegenſeitig durch Sprachrohre. Endlich erhoben ſich, des ewigen Unfriedens müde, die wehrhaften Männer der Grafſchaft und trieben die Unholde von dannen.

93.

Der Drachenſtich zu Furth im Walde.

In der Oberpfalz. — A. Müller's Beiträge zur Geſch. u. Topogr. von Furth in Verh. des hiſt. Ver. f. O. u. R. 1846, X. Bd. S. 162. Vaterl. Mag. von Dr. Fr. Mayer. München 1840. S. 353.

Dieſes Feſt, welches alljährlich am Sonntage nach dem Frohnleichnamsfeſte begangen wird, verdankt ſeinen Urſprung wahrſcheinlich einer jener alten Lindwurmsſagen, die ehedem faſt in allen Gebirgsländern unter dem Volke verbreitet waren. Das Schauſpiel, welches zum Nutzen der Wirthe, Bäcker und Metzger noch immer ſehr viele Zuſeher aus der Umgegend herbeizieht, geht in den erſten Nachmittagsſtunden des genannten Tages auf dem großen Stadtplatze vor ſich. Die auftretenden Perſonen ſind: Ein Rittersmann zu Pferd, in Harniſch und Blechhaube, umgeben von einer Schaar Trabanten, dann eine Königstochter aus unbekanntem Lande, welche zum Zeichen ihres hohen Standes ein Goldkrönlein auf dem Haupte trägt und mit ſo viel Silbergeſchnür und Schaumünzen behängt iſt, als man nur immer auftreiben kann. Eine Ehrendame, die „Nachtreterin" genannt, begleitet die Prinzeſſin. Letztere nimmt auf einer erhabenen Bühne Platz, und ihr gegenuber ſtellt ſich in einiger Entfernung der Drache auf, ein gräuliches Ungethüm, dicken, ungeſtalten Leibes, freilich nur ein Holzgerippe, mit bemalter Leinwand überzogen und von zwei im Innern verborgenen Männern bewegt. Ein dichtes Gewühl ſammelt ſich jedesmal um dieſe abenteuerliche Erſcheinung, und dann macht ſich der Drache bisweilen den Jux, mit weit aufgeſperrtem Rachen unter die Menge zu rennen, die eilig zurückweicht und dabei in den poſſirlichſten Lagen über einander purzelt. Der Hauptſpaß aber iſt, wenn es dem Ungethüm gelingt, eine Böhmin aus dem Haufen herauszupacken und ihr mit den Zähnen die breite Tellerhaube vom Kopfe zu reißen.

Inzwiſchen ſprengt der Ritter zur Prinzeſſin heran, und es entſpinnt ſich zwiſchen beiden nachfolgender Dialog in vaterländiſchen Knittelverſen:

Ritter.

Grüß Gott, grüß Gott, ihr königliche Tochter mein!
Was macht ihr auf dieſem harten Stein?
Mich dünkt's, ihr ſeid ganz trauervoll,
Die Sach', die Sach' ſteht nicht gar wohl.

Prinzeſſin.

Ach, edler treuer Rittersmann!
Mein' Noth und Treu' zeig ich euch an,
Ich wart dahier auf Drachengräul,
Er wird mich ſchlucken in ſchneller Eil.

Ritter.

Schad't nicht, ſchad't nicht, ſeid wohlgemuth!
Die Sach', die Sach' wird b'währt und gut;
Rufet zu mir und betet zu Gott,
Er wird uns helfen aus aller Noth.

Prinzeſſin.

Ach, edler treuer Rittersheld,
Flieht weit hinweg; flieht weit in's Feld!
Sonſt müßt ihr euer ritterliches Leben
Mit mir bis in den Tod aufgeben.

Ritter.

Ich als ſtarker Rittersmann,
Das grauſam' Thier macht mir nicht bang;
Mit meinem Degen und Rittershand
Will ich ihn räumen aus dem Land.

Prinzeſſin.

Seht, ſeht, ihr Ritter und Herr;
Das grauſam Thier tritt ſchon daher.

Während dieſer Worte rückt der Drache gegen die Bühne vor und ſtellt ſich an, als wollte er die Prinzeſſin verſchlingen. Doch der kühne Ritter ſprengt ihm entgegen und ſtößt ſeine Lanze tief in den Rachen des Ungeheuers. Bei dieſem Manöver muß aber derjenige, welcher die Rolle des Ritters ſpielt (immer ein junger Bürgersſohn) ſich wohl in Acht nehmen, daß er die in der Gaumenhöhlung verborgene Blaſe trifft. Das Volk will heute Blut ſehen, ſei es auch nur unſchuldiges Ochſenblut, und wenn der Held des Tages fehl ſticht, ſo überſchüttet ihn ein Hagel von Spottreden. Iſt der Lanzenſtoß glücklich beigebracht, ſo zieht der Ritter ſein Schwert, und haut den Drachen ein paarmal über den Schädel, dann macht er ihm mit einem Piſtolenſchuſſe vollends den Garaus.

Nachdem er auf dieſe Weiſe das Scheuſal unſchädlich gemacht hat, kehrt er zu der Prinzeſſin zurück und ruft ſiegesfroh aus:

Freud', Freud' ihr königliche Tochter mein!
Jetzt könnt ihr friſch und fröhlich ſein;
Dem Drachen hab' ich geben ſeinen Reſt,
Weil er die Stadt hat lang gepreſt.

Die Prinzeſſin dankt ihm darauf mit dieſen Worten:

Ach, edler treuer Rittersheld
Weil er den Drachen hat angefällt,
Zu ſeinem Degen und Ritterlanz
Verehr' ich ihm ein ſchön Ehrenkranz.

Hiemit ſteigt ſie von der Bühne herab und ſpricht, indem ſie dem Ritter den Kranz um den Arm bindet, die Schlußverſe:

Der Herr Vater und Frau Mutter werden kommen ſogleich,
Und werden uns geben das halbe Königreich.

Die Trabanten nehmen jetzt den Ritter und die Prinzeſſin in die Mitte, und geleiten ſie in die Herberge zum Rittertanze. Auch die Zuſchauer zerſtreuen ſich in die Schenken, und das Feſt endet, wie die Volksfeſte immer, mit einem allgemeinen Trinkgelage.

94.

Der Hirſchenritt.

Sage von Furth in der Oberpfalz. — A. Müller Beiträge zur Geſch. u. Topogr. der alten Grenzſtadt Furth im Walde, in Verh. d. hiſt. Ver. f. O. u. R. 1846. Bd. X., S. 144, A. 18.

Die Schützen von Furth und ihre Jagdabenteuer waren vormals weit und breit berühmt. Lange Zeit hat ſich im Munde des Volkes die Ueberlieferung von gewaltigen Kämpfen dortiger Jäger mit Wölfen und Bären, ſowie die Kunde von einem ſchlimmen Ritte erhalten, den vor etwa hundert Jahren der Stadtſchreiber Lanner von Furth auf einem Hirſchen gethan. Lanner hatte auf einer Jagd in Daberg, an welcher mit ihm mehrere Bürger Antheil nahmen, einen Hirſchen erlegt und in übermüthiger Waldmannsluſt ſich auf den Rücken des vermeintlich todt daliegenden Wildes geſetzt. Plötzlich aber ſprang dieſes auf die Läufe,

warf den Kopf zurück und preßte mit seinen Geweihen den Stadtschreiber so fest an sich, daß dieser sich nicht mehr losmachen konnte. Und nun ging's im windschnellen Laufe dem Dickichte zu. Erreichte dieses der Hirsch, so war Launer verloren; die spießigen Aeste des Unterholzes rissen ihm das Fleisch vom Leibe. Da schlug einer der Jagdgefährten, ein entschlossener Mann und sicherer Schütze, seine Büchse an und brannte in Gottes Namen auf Tod und Leben los. Der Hirsch, tödtlich getroffen, brach zusammen, und der Stadtschreiber war gerettet. So oft dieser sein Abenteuer erzählte, versicherte er, daß er beim Niederstürzen des Hirsches eine Erschütterung in allen Gliedern gefühlt habe, als seien Himmel und Erde auf ihn gefallen.

95.

Der Rotthaffte Herkunft.

Runding alte Veste unweit Cham im Bayerwalde, lange Zeit Besitz der Rotthaffte, deren Ahkunft von einem friesischen Ritter Radibold die Sage erzählt. — Das Gedicht aus einer Reimchronik etwas geändert im Oberpfälzer Anzeiger, 1845, S. 109 und Bayer. Wald von A. Müller u. B. Grueber. S. 289.

Es lebt ein Ritter im Friesenland,
Herr Radibold von Eggemont,
Auf Erden war kaum seines Gleichen,
An Stamm und Tugend königlich,
Keinem Ritter durft' er weichen.

Bevor der Vater kam in's Grab,
Dem Sohn ein reiches Weib er gab,
Dem Ritter war's nicht eben;
Sie kränkt' ihn bis an ihren Tod,
Und war untreu daneben.

Er zog vor Unmuth aus seinem Land,
Bekriegte Böhmen mit starker Hand;
Manch' Abenteuer er triebe,
Bis eines edlen Ritters Kind
Mit ihm verfiel in große Liebe.

Die Mutter zu der Tochter spricht:
Trau Du dem fremden Ritter nicht,
Dem Vater will's nicht gefallen,
Du bist im ganzen Nordgauland
Die schönste Maid von allen.

Mit ihr durch manchen Wald er reit'
In Lieb' vertreiben sie die Zeit;
Er jagt nach wilden Thieren,
Seine liebste Frau in gleicher Luft
Thut er im Wald verlieren.

Drei Monat er's nicht finden mag,
Deß führten Beide große Klag',
Sein Herz litt Todesquale.
Er dacht' an ihren schwangern Leib,
Mit ihm weint Berg und Thale.

Seine Hündlein jagten auf einer G'spar
Da erst ein Hirsch gegangen war,
Der Hirsch lauft schnell zum Felse,
Wo er so lang ernähret hat
Die wunderschöne Else.

Der Ritter eilt den Hündlein nach,
Im Fels seine liebste Frau er sach,
Züchtiglich er sie umfinge;
Desselben Tags drei Knäblein schön
Er froh von ihr empfinge.

Kein Menſch auf Erden ausſprechen mag,
Was große Freud' war auf Ungemach;
Im Wald nach längs und zwerche
Seine Ritter kamen und ſchrieen all:
Das heißt der Elſenberge.

Der Hirſch von den Knaben nimmer wich,
Kein Hund den Hirſchen mehr anſicht,
Sie dankten Gott gar ſeine,
Und fingen drauf zu bauen an
Das feſte Schloß Hirſchſteine *).

Er baut's für ſeine Söhnlein klein,
Daß ſie gute Ritter möchten ſein.
Von ihm drei Geſchlechter kamen:
Die Warter, Hürnheim und Rotthafft
Sind Elſenberger eines Stammen.

Ein jeder kriegt ſelbſt Leut und Schloß,
Ein G'ſchlecht des andern ſchier vergaß;
Nach etlich hundert Jahren
Waren Herrn Radibold viel zerſtört
Und meiſten Theils verloren.

96.

Zum Brünnlein bei Roding.

Volksbüchlein von Auerbacher II., 112.

Unfern Roding, im Regenthale, liegt ein Berg, auf dem eine Kirche ſteht zum Brünnlein genannt. Schon in uralten Zeiten floß dort eine friſche, klare Quelle, deren Waſſer ſich fernab in einem Becken ſammelte. Der Raſen umher war ſo üppig und der Born ſo erquicklich, daß der Hirt gern ſeine Heerde dahin trieb, wo ſie ſattſame Nahrung fand und Kühluug unter Buchen und Tannen. Eines Abends, als die Dämmerung ihn zur Rückkehr mahnte, wollte er noch vorerſt ſeinen Durſt ſtillen am Brunnen. Da, wie er an den Rand des Beckens tritt, ſieht er auf dem Waſſer ein ſchönes Marienbild ſchwimmen. Mit freudiger Begierde will er es haſchen; aber je länger er darnach greift, deſto tiefer ſinkt das Bild, bis es zuletzt ſeinen Augen ganz entſchwindet. Als er nach Hauſe gekommen, erzählte er die wunderſame Erſcheinung dem Pfarrer. Dieſer zog des andern Tages, von vielen Gläubigen begleitet, zur Stelle, und ſiehe da! das Marienbild erſchien wieder, wie es der Hirte berichtet, auf der Oberfläche des Waſſers. Der Prieſter hob es ohne Mühe heraus und trug es in die Kirche des Ortes. Von der Zeit an geſchehen große Wunder an der Quelle. Viele, die an den Augen litten, oder lahme Glieder hatten, oder ſonſt von Kräften gekommen waren, erlangten wieder ihre Geſundheit. Es war daher zu Ehren Mariä ein Gotteshaus zur Stelle

*) Gemäuer von Hirſchſtein rechts der Straße von Waldmünchen über das Mauthhaus nach Münchsdorf in Böhmen.

erbaut, und das Bildniß dahin übertragen. Noch heutiges Tages fließt die Quelle inmitten der Kirche, und es finden immer noch viele Kranke Linderung und Geneſung am Gnadenorte „zum Brünnlein.“

97.

Burg Steffling im Bayerwalde.

J. K. Schuegraf in: Das Königreich Bayern in ſeinen Schönheiten, III., 82.

In dem Schloſſe Steffling oder Stefaning ſollen ungeheure Schätze verborgen ſein. Die Landgräfin Adelheid, eine geborne bayeriſche Prinzeſſin, hat hier im alten Thurme viel Geld aufbewahrt; allein es glückte bisher keinem Menſchen, den Schatz zu erheben, weil dieſes erſt zu Ende des gegenwärtigen Jahrhunderts geſchehen kann. Erſt dann, wann dieſe Zeit gekommen und der Schatz gehoben ſein wird, wird die Landgräfin von ihrer Strafe, als Burggeiſt umzugehen, erlöst ſein.

Johann Chriſtoph Münſter, der im Rufe eines Teufelsbeſchwörers ſtand, ſoll einmal mit Hülfe eines in ſeinem Schloſſe anweſenden Franziskaners alle Hexen ſeiner Hofmark um die Geiſterſtunde im Schloßhofe verſammelt haben. Als ſie nun alle da auf dem Platze waren, mußten ſie auf ſeinen Ruf in den Backofen ſpazieren und darin tanzen; aber dieſer Spott wäre den beiden Frevlern bald theuer zu ſtehen kommen. Die Hexen fielen nämlich nach dem Glockenſchlage Zwölf alſobald über die Beſchwörer her, banden und kitzelten ſie ſo heftig und anhaltend, daß ſie ihr Leben würden geendigt haben, hätte man nicht ſchleunigſt aus der Burgkapelle den Kreuzpartikel herbeigebracht, und ihnen beiden auf Kopf und Bruſt gelegt. Noch bis zum Jahre 1802 war dieſer merkwürdige Hexentanz am Backofen abgemalt zu ſehen.

98.

Der Frauenſtein bei Bogen.

L. Aemil. Hemauer Chronik von Ober-Alteich. Aswiniſche Bogen ꝛc. Straubing 1679. A. Kiefl der Bogenberg. Paſſau 1847. S. 33.

Der Frauenſtein iſt ein Felſen in der Donau, auf welchem der Sage nach das jetzt in der Kirche auf dem Bogenberg befindliche Gnadenbild

ſich vorgefunden hat. Davon meldet die Oberalteicher Chronik: Im Jahre nach Chriſti Geburt 1104, als Graf Aswinus, ein Bruder Friedrichs I., des Stifters unſers Kloſters, auf ſeiner feſten Burg Bogenberg Hof hielt, iſt das wunderbare Bildniß der Muttergottes auf der Donau dem Fluſſe zuwider heraufſchwimmend ankommen und hat auf einem Steinfelſen ſo lange Stand gehalten, bis es von den Einwohnern erſehen und dem Grafen aller Verlauf mit Verwunderung angedeutet worden. Aswin verordnete alſobald, daß das Wunderbild aus dem Waſſer an das Land gebracht, dann mit höchſter Ehre und Andacht zur Zeit der Regierung Abts Egino in ſeine Reſidenz getragen und in deren Kapelle eingeſetzt wurde.

99.

Ludmilla von Bogen.

Wo ſich der Bogenberg jetzt mit ſeiner Wallfahrtskirche erhebt, ſtand früher die Stammburg der mächtigen Grafen von Bogen. Ludmilla, Alberts III., des letzten Bogeners, Wittwe wurde im Jahre 1204 die Gemahlin des Herzogs von Bayern, Ludwigs I. des Kelheimers. Die Bearb. von einem Meiſterſänger, Monum. Boica XII., 92.

1.

Ein Fürſt von payren kom gein pogen geriten;
Zw einer Gräfin Schön und Klug mit ſiten,
Er begert ir zu Freiden ſpil,
Si ſprach, ich (nit) ein wil,
Er erwellet dann ſein mein eelich man
So wil ich darumb ratt han.
Der Herr rayt in Freyem mut von danne,
Dy Gräfin vodert ir ratmanne:
Rat ir Herren edel und weis,
Ein her von payrn ſetzt ſeinen vleiß
Wie er mich äffen wolldet
Wenn ich das mit worten verſcholdet
Der Rät ainer ſprach vor Inn allen,
Fraw ir ſult drey ritter an ainen tebich malen,
Und drey ritter dar under wol behut
Dy des Fürſten wortt merchken und ewren mut,
Das er ſeine wort, ſo taugen
Nicht mochte gelangen.
Der Fürſt kom gein pogen widern
Mit gar fröhlichen gelidern

In der Gräfin Kammer verholen
Da dy rytter under dem tebich lagen verſtolen.
Der Fürſt redt der Frawen zu,
Ob ſy ſeinen willen wolde thun.
Dy Fraw ſprach und zeigt an den tebich,
Gelobt mir vor den ryttern dy ee frölich.
Der Fürſt gelobt dy ee in heldes mut,
Dy Gräfin nam zu Zeugen dy ritter gut.
Gingen dy rytter frölich her für,
Der Fürſt getrawrt und gedacht fur dy tür,
Er rait von dan zu landt
Im ein ander Landt.
Und da vergangen was ein ganz Jar,
Da kom der Fürſt gein Landaw ſpatt,
Er wolt nicht da benachten
Zu ſeiner Hausfraw gein pogen was (wolt) er trachten.
Da ſy kommen zu ſamen bayde,
Da vergaſſen ſy alles ires Laide
Sy lebten mit einunder eelich (eeleich)
Als es zugehörtt der Fürſten reich
Der edlen Grafen von pogen
Helm Schilt und wappen
Iſt komen an dy hochgeporen Fürſten loblich
Von payren mit erbſchafft und name ewigklich.

100.

Ludmilla von Bogen.

2.

Von Heinrich Döring.

Die Blume der Frauen, des Landes Zier,
War Gräfin Ludmilla von Bogen,
Längſt fühlte durch Neigung und Liebe zu ihr
Sich Ludwig der Bayer gezogen.
Ihr Gatte, Graf Albrecht, in Fehden gewandt,
Und rings als ein männlicher Ritter bekannt,
War jüngſt mit dem tapferen Degen,
Freund Hein, im Zweikampf erlegen.

Dem Herzog ſchien's als die Nachricht erklang,
Nicht länger daheim zu behagen;
Es trieb ihn, die Ufer der Donau entlang,
Zum Schloſſe der Gräfin zu jagen,

Er pries auf des Berges waldigen Höhn
Die Lage der Burg als bezaubernd und ſchön
Und bat, ihm als Huld zu gewähren,
Bisweilen hier wiederzukehren.

Beſtürzt ſtand Ludmilla, von ſittiger Scham,
Und ließ nur mit Müh' ſich erbitten,
Doch als er ihr Jawort errungen, da kam
Nun Ludwig faſt täglich geritten,
Und fiel als ein loſer und tändelnder Gaſt
Der Gräfin mitunter recht herzlich zur Laſt,
Die, weil ſie im Stillen ihn liebte,
Sein Weſen verdroß und betrübte.

„Fürwahr," ſprach ſie einſt, „ein vergebliches Spiel,
Mit leerem Geſchwätz mich zu quälen,
Ihr werdet, ſo glaubt mir's, auf immer das Ziel,
Wonach euch gelüſtet, verfehlen;
Bekräftiget redlich durch Trauring und Hand
Gefühle, die längſt euer Mund mir geſtand!"
„Laß beides," rief Ludwig, „als Zeichen
Der innigſten Liebe dir reichen."

„Mit Gunſten, Herr Herzog, ſo weit ſind wir nicht!"
Sprach lächelnd die Gräfin: „Laßt hören,
Geliebt es euch morgen den Treueid der Pflicht
Vor dieſen drei Zeugen zu ſchwören?"
Sie ſprach es, und deutete links mit der Hand,
Dort wies ſich als Zierde der gothiſchen Wand
Geſchmückt mit Wappen und Fahnen,
Ein Kleeblatt von tapferen Ahnen.

„Ho, ho!" rief der Herzog und lachte faſt laut:
„Welch' wunderliches Begehren!
Ihr ſcheint mir bei Laune, holdſelige Braut,
Und unrecht wohl wär's, ſie zu ſtören,
Drum füg' ich in ſeltſame Bitte mich gern,
Und leiſte vor dieſen gewappneten Herrn
Euch morgen den Eidſchwur der Treue,
Durch den ich mich ewig euch weihe!"

Drauf reicht er am Morgen Ludmillen die Hand
Und ſagte: „Ihr Ritter, ſeid Zeugen!"
Da dünkt's ihm, als könte dicht hinter der Wand
Ein hallendes Echo: „Wir zeugen!"

erbaut, und das Bildniß dahin übertragen. Noch heutiges Tages fließt die Quelle inmitten der Kirche, und es finden immer noch viele Kranke Linderung und Geneſung am Gnadenorte „zum Brünnlein.“

97.

Burg Steffling im Bayerwalde.

J. K. Schuegraf in: Das Königreich Bayern in ſeinen Schönheiten, III., 82.

In dem Schloſſe Steffling oder Stefaning ſollen ungeheure Schätze verborgen ſein. Die Landgräfin Adelheid, eine geborne bayeriſche Prinzeſſin, hat hier im alten Thurme viel Geld aufbewahrt; allein es glückte bisher keinem Menſchen, den Schatz zu erheben, weil dieſes erſt zu Ende des gegenwärtigen Jahrhunderts geſchehen kann. Erſt dann, wann dieſe Zeit gekommen und der Schatz gehoben ſein wird, wird die Landgräfin von ihrer Strafe, als Burggeiſt umzugehen, erlöst ſein.

Johann Chriſtoph Münſter, der im Rufe eines Teufelsbeſchwörers ſtand, ſoll einmal mit Hülfe eines in ſeinem Schloſſe anweſenden Franziskaners alle Hexen ſeiner Hofmark um die Geiſterſtunde im Schloßhofe verſammelt haben. Als ſie nun alle da auf dem Platze waren, mußten ſie auf ſeinen Ruf in den Backofen ſpazieren und darin tanzen; aber dieſer Spott wäre den beiden Frevlern bald theuer zu ſtehen kommen. Die Hexen fielen nämlich nach dem Glockenſchlage Zwölf alſobald über die Beſchwörer her, banden und kitzelten ſie ſo heftig und anhaltend, daß ſie ihr Leben würden geendigt haben, hätte man nicht ſchleunigſt aus der Burgkapelle den Kreuzpartikel herbeigebracht, und ihnen beiden auf Kopf und Bruſt gelegt. Noch bis zum Jahre 1802 war dieſer merkwürdige Hexentanz am Backofen abgemalt zu ſehen.

98.

Der Frauenſtein bei Bogen.

L. Aemil. Hemauer Chronik von Ober-Alteich. Aswiniſche Bogen ꝛc. Straubing 1679. A. Kiefl der Bogenberg. Paſſau 1847. S. 33.

Der Frauenſtein iſt ein Felſen in der Donau, auf welchem der Sage nach das jetzt in der Kirche auf dem Bogenberg befindliche Gnadenbild

ſich vorgefunden hat. Davon meldet die Oberalteicher Chronik: Im Jahre nach Chriſti Geburt 1104, als Graf Aswinus, ein Bruder Friedrichs I., des Stifters unſers Kloſters, auf ſeiner feſten Burg Bogenberg Hof hielt, iſt das wunderbare Bildniß der Muttergottes auf der Donau dem Fluſſe zuwider heraufſchwimmend aukommen und hat auf einem Steinfelſen ſo lange Stand gehalten, bis es von den Einwohnern erſehen und dem Grafen aller Verlauf mit Verwunderung angedeutet worden. Aswin verordnete alſobald, daß das Wunderbild aus dem Waſſer an das Land gebracht, dann mit höchſter Ehre und Andacht zur Zeit der Regierung Abts Egino in ſeine Reſidenz getragen und in deren Kapelle eingeſetzt wurde.

99.

Ludmilla von Bogen.

Wo ſich der Bogenberg jetzt mit ſeiner Wallfahrtskirche erhebt, ſtand früher die Stammburg der mächtigen Grafen von Bogen. Ludmilla, Alberts III., des letzten Bogeners, Wittwe wurde im Jahre 1204 die Gemahlin des Herzogs von Bayern, Ludwigs I. des Kelheimers. Die Bearb. von einem Meiſterſanger, Monum. Boica XII., 92.

1.

Ein Fürſt von payren kom gein pogen geriten;
Zw einer Gräſin Schön und Klug mit ſiten,
Er begert ir zu Freiden ſpil,
Si ſprach, ich (nit) ein wil,
Er erwellet dann ſein mein eelich man
So wil ich darumb ratt han.
Der Herr rayt in Freyem mut von danne,
Dy Gräſin vodert ir ratmanne:
Rat ir Herren edel und weis,
Ein her von payrn ſetzt ſeinen vleiß
Wie er mich äffen wolldet
Wenn ich das mit worten verſcholdet
Der Rät ainer ſprach vor Inn allen,
Fraw ir ſult drey ritter an ainen tebich malen,
Und drey ritter dar under wol behut
Dy des Fürſten wort merchken und ewren mut,
Das er ſeine wort, ſo taugen
Nicht mochte gelangen.
Der Fürſt kom gein pogen widern
Mit gar fröhlichen gelidern

In der Gräfin Kammer verholen
Da dy rytter under dem tebich lagen verſtolen.
Der Fürſt redt der Frawen zu,
Ob ſy ſeinen willen wolde thun.
Dy Fraw ſprach und zeigt an den tebich,
Gelobt mir vor den ryttern dy ee frölich.
Der Fürſt gelobt dy ee in heldes mut,
Dy Gräfin nam zu Zeugen dy ritter gut.
Gingen dy rytter frölich her für,
Der Fürſt getrawrt und gedacht fur dy tür,
Er ralt von dan zu landt
Im ein ander Landt.
Und da vergangen was ein ganz Jar,
Da kom der Fürſt gein Landaw ſpatt,
Er wolt nicht da benachten
Zu ſeiner Hausfraw gein pogen was (wolt) er trachten.
Da ſy kommen zu ſamen bayde,
Da vergaſſen ſy alles tres Laide
Sy lebten mit einander eelich (eeleich)
Als es zugehörtt der Fürſten reich
Der edlen Grafen von pogen
Helm Schilt und wappen
Iſt komen an dy hochgeporen Fürſten loblich
Von payren mit erbſchafft und name ewigklich.

100.

Ludmilla von Bogen.

2.

Von Heinrich Döring.

Die Blume der Frauen, des Landes Zier,
War Gräfin Ludmilla von Bogen,
Längſt fühlte durch Neigung und Liebe zu ihr
Sich Ludwig der Bayer gezogen.
Ihr Gatte, Graf Albrecht, in Fehden gewandt,
Und rings als ein männlicher Ritter bekannt,
War jüngſt mit dem tapferen Degen,
Freund Hein, im Zweikampf erlegen.

Dem Herzog ſchien's als die Nachricht erklang,
Nicht länger daheim zu behagen;
Es trieb ihn, die Ufer der Donau entlang,
Zum Schloſſe der Gräfin zu jagen,

Er pries auf des Berges waldigen Höhn
Die Lage der Burg als bezaubernd und ſchön
Und bat, ihm als Huld zu gewähren,
Bisweilen hier wiederzukehren.

Beſtürzt ſtand Ludmilla, von ſittiger Scham,
Und ließ nur mit Müh' ſich erbitten,
Doch als er ihr Jawort errungen, da kam
Nun Ludwig faſt täglich geritten,
Und fiel als ein loſer und tändelnder Gaſt
Der Gräfin mitunter recht herzlich zur Laſt,
Die, weil ſie im Stillen ihn liebte,
Sein Weſen verdroß und betrübte.

„Fürwahr," ſprach ſie einſt, „ein vergebliches Spiel,
Mit leerem Geſchwätz mich zu quälen,
Ihr werdet, ſo glaubt mir's, auf immer das Ziel,
Wonach euch gelüſtet, verfehlen;
Bekräftiget redlich durch Trauring und Hand
Gefühle, die längſt euer Mund mir geſtand!"
„Laß beides," rief Ludwig, „als Zeichen
Der innigſten Liebe dir reichen."

„Mit Gunſten, Herr Herzog, ſo weit ſind wir nicht!"
Sprach lächelnd die Gräfin: „Laßt hören,
Geliebt es euch morgen den Treueid der Pflicht
Vor dieſen drei Zeugen zu ſchwören?"
Sie ſprach es, und deutete links mit der Hand,
Dort wies ſich als Zierde der gothiſchen Wand
Geſchmückt mit Wappen und Fahnen,
Ein Kleeblatt von tapferen Ahnen.

„Ho, ho!" rief der Herzog und lachte faſt laut:
„Welch' wunderliches Begehren!
Ihr ſcheint mir bei Laune, holdſelige Braut,
Und unrecht wohl wär's, ſie zu ſtören,
Drum füg' ich in ſeltſame Bitte mich gern,
Und leiſte vor dieſen gewappneten Herrn
Euch morgen den Eidſchwur der Treue,
Durch den ich mich ewig euch weihe!"

Drauf reicht er am Morgen Ludmillen die Hand
Und ſagte: „Ihr Ritter, ſeid Zeugen!"
Da dünkt's ihm, als tönte dicht hinter der Wand
Ein hallendes Echo: „Wir zeugen!"

Sie rollte ſich leicht wie ein Vorhang empor:
Es traten drei ſtattliche Ritter hervor,
Und neigten mit ernſter Geberde
Sich vor dem Erſtaunten zur Erde.

Der Herzog warf ſtarr, mit geöffnetem Mund
Den Blick auf die lebenden Büſten;
Es ſchien ihm, als hab er wohl reichlichen Grund,
Sich über den Schwank zu entrüſten.
Doch hielt von Ludmillen ein zärtlicher Blick
Gewaltſam den Ausbruch des Unmuths zurück;
Auch ſchien's vor den peinlichen Zeugen,
Gerath'ner, ſein Leid zu verſchweigen.

„Fürwahr!" rief er lächelnd, „der Einfall gereicht
Dem weiblichen Scharfſinn zum Lobe;
Doch glänzt er in anderer Hinſicht vielleicht,
Nicht eben als rühmliche Probe!
Dem ſei wie ihm wolle! Hier reich ich die Hand
Der Holden, die längſt ich mein Eigen genannt,
Und ſchmück' auf erhabenem Throne
Ihr Haupt mit der bayriſchen Krone."

101.

Peter Ecker von Eck.

Von A. Schöppner. — Schloß Eck unweit Metten in Niederb. Die Begebenheit eine der hochtragiſchen bayriſcher Geſchichte, ſichtlich von der Sage geſtaltet. Peter v. Eck, Feldhauptmann Kaiſer Ludwigs, ſpäter Vizedom zu Straubing. Um 1347 fielen die Böhmen von Karl geſandt, verheerend in Bayern ein. Bruſch u. Ertl bei Hormayr, Taſchenb. 1831, S. 246. Ein Gedicht von Th. Mörtl A. Müller u. B. Grueber, der bayer. Wald S. 230.

Aus Böhmen zog ein wütendes Heer,
Die bayriſchen Lande zu drängen, —
Dem Strome gleich, der entfeſſelt brauſt,
So ward im Bayerwalde gehauſt
Mit Rauben und Morden und Sengen.

„Friſch auf! mein Sohn, was ſäumeſt du lang,
Zu eilen mit Roſſen und Mannen?
Schon zogen die tapferſten Ritter, bereit
Dem König zu helfen im blutigen Streit,
Mit reiſigen Schaaren von dannen!"

Wie flammte dem alten Ecker von Eck
Das Wort vom zürnenden Munde;
Er ſelber an Jahren und Thaten reich
Vermochte nimmer mit kräftigem Streich
Zu verſetzen die tödtliche Wunde.

Wie Blitz durchzuckte des Sohnes Sinn
Die ſchneidende Rede des Alten;
Den Panzer umgürtet er ſich zur Stell'
Der Damascener, er blitzt ſo hell,
Die böhmiſchen Schädel zu ſpalten.

So tritt er gerüſtet zur Gattin ein,
Von der lieben und treuen zu ſcheiden;
„Wohin?“ ſo fleht ſie, „o Trauter, wohin?“ —
„„Mich ruft die Pflicht, gen Böhmen zu ziehn,
Für Herd und König zu ſtreiten.““

„O Gott, was hör ich? Gen Böhmenland
Und gegen Vater und Brüder?
So kühle zuerſt blutdürſtenden Mut
In meinem eigenen Böhmenblut,
Dann ſtoße den Bruder darnieder!“

Sie ſprach's und ſank in der Zofe Arm
Beſiegt von Jammer und Schmerzen;
Im Herzen des Ritters da kocht es und wallt,
Die Liebe ſo heiß, die Pflicht ſo kalt
Sie kämpfen im blutenden Herzen.

Schon tönt Trompetengeſchmetter im Hof,
Schon klirren die Waffen im Schloſſe, —
Nicht länger ſchwanket der Ritter mehr,
Er eilet hinaus zum harrenden Heer
Und hebt ſich gewappnet zu Roſſe.

Bei Furth im Walde ſtunden zum Kampf
Bereit die böhmiſchen Horden,
Da brauſet wie Wetter der Ecker daher,
Es raſſeln die Schwerter, es klirret der Speer
Zu blutigem Schlachten und Morden.

Und mitten im heißeſten Waffengedräng
Wen ſchaut der Ritter mit Zagen?
Der Gattin Bruder, ein junger Geſell
Er naht ſich dem Ecker verwegen zur Stell',
Den Kampf mit dem Helden zu wagen.

106.

Hans Dollinger.

Die Literatur der Sage in: das Königr. Bayern. München 1846, II., 74. Dazu: Kurzgefaßte Nachrichten ꝛc. Regensburg 1723, S. 172. Ertl relat. S. 72. Merian top. Bav. S. 52. Hormayr Taſchenb. 1835, S. 337. Soltau hiſt. Volksbl. XXX.

1.

Es rait ein Turk aus Türckhen-Landt,
Er rait gen Regenſpurg in die ſtat
Da Stechen ward von Stechen war im wolbekhannt.
Da rait er fuer des Kaiſers Thuer
Iſt niemant hie der kumb herfuer
Der ſtechem well um Leib und Seel und Gut und Ehr
Und das dem Teuffl die Seel wer.
Da warn die Stecher all verſchwiegen
Kainer wollt dem Türckhen nit obliegen
Dem laidigen Mann
Der ſo freſlich Stechen khan.
Da ſprach der Kayſer zornigklich,
Wie ſteht mein Hof ſo läſterlich
Hab ich kain Man
Der Stechen khan
Umb Leib umb Seel umb guet umb Ehr
Und das unſern Herrn die ſeel wer.
Da ſprang der Dollinger herfuer
Wol umb wol umb ich mueß
Hinfuer an den laidigen Mann
Der ſo freſlich Stechen khan.
Das erſte reuten das ſie da theten.
Sie fuerten gegen einander zway ſcharffe Speer
Das ein ging hin das ander ging her
Da ſtach der Türckh den Dollinger ab
Das er an dem rückhen lag.
O Jeſu Chriſt ſteh mir jetz bei
Steck mir ein zwey ſind Irer drey
Bin ich allain *) und fuer mein Seel
In das Ewig himmelreiche,
Da rait der Kayſer zum Dollinger ſo behenndt
Er fuert ein Kreuz in ſeiner Hendt

*) Zur Seite des Hunnen ritten zwei ſchwarzgepanzerte Helfer, das ſah Dollinger im Spiegel des blanken Schildes.

Er strichs dem Dollinger über sein mundt
Der Dollinger sprang auf war frisch undt gesundt
Das ander raiten, das sie theten
Da stach der Dollinger den Türckhen ab
Das er an dem ruckhenn lag.
Du verheuter Teufl nun Stehe ihm bey
Seid trer drey bin ich allain
Und fuer sein Seel in die bitter helle Beyn.

107.

Der Dollinger.

2.

Von Adelh. v. Stolterfoth.

Nach Regensburg am Donaustrand
Kam einst ein Riese hingerannt;
Graco war er geheißen
Und trug einen Helm von Eisen,
Der hat gewogen zwanzig Pfund;
Sein ehrner Schild war groß und rund,
Sein breites Schwert drei Ellen lang,
Ein Baum die Lanze, so er schwang,
Und einen Panzer hatt' er an,
Da stunden spitze Schuppen d'ran.
Sein Koller war ohn' alle Zier,
Die Haut vom Elephantenthier.
Der Ries' war gräulich anzuschaun,
Und keiner mochte sich getrau'n
Mit ihm zu halten einen Reih'n,
Weil er ein Zaub'rer sollte sein,
Gefei't und fest, so wunderbar,
Als einst zu Worms Herr Siegfried war.
Da trieb er denn mit Allen Spott,
Schlug Mensch und Vieh, verlästert Gott,
Und forderte den Kühnsten 'raus,
Mit ihm zu kämpfen blut'gen Strauß.
Doch alle Recken blieben stumm
Und wandten ihre Häupter um.
Darüber höhnte Graco sehr,
Rief: „Keinen Tapfern gibt es mehr
In Kaiser Heinrich's ganzem Heer!"
Dies freche Wort aus Heidenmund
Ward auch dem Hans Dollinger kund;
Der aber saß in Kerkerhaft,
Weil er Verrath am Herrn geschafft.
Da ließ er nun ihn bitten sehr,
Daß er ihn doch um Deutschlands Ehr'
Sollt' aus dem Kerker lassen gehn
Mit Gott den Zweikampf zu besteh'n;
Gleich käm' er wieder dann zurück,
Erwartend sein verdient Geschick.
Als nun der tapfre Kaiser hört,
Daß der allein den Kampf begehrt,
So läßt er gleich ihn freudig los,
Gibt ihm ein Roß auch, stark und groß,
Und ehr'nen Schild und blankes Schwert;
Doch was zumeist im Kampf ist werth,
Das bringt der Ritter selber mit —
Das Andre ließ ihn warten nit.
Und als nun die Trommet' erklang,
Ein Jeder seine Lanze schwang.
Die Rosse bäumten sich empor,
Den Bügel Dollinger verlor,
Er stürzte nieder in den Sand,
Erhob sich aber gleich gewandt.
D'rauf nahm man andre Lanzen an,
Doch Keiner hat was Rechts gethan.
Das Drittemal mit Löwenkraft
Schwingt Dollinger der Lanze Schaft,
Die saust dem Riesen durch's Visier
Und theilet Helm und Schädel schier.
Da jubeln alle Franken laut,

Und Alles auf den Sieger ſchaut;
Der aber kniet und danket Gott,
Daß er geſiegt ob Heidenſpott.
Dann macht er wieder ſich bereit,
Zu geh'n in Kerkernacht und Leid.

Da ruft der Kaiſer: „Hans, wohin?
Ich hab' von Herzen dir verzieh'n;
Zieh' nur dem Feind die Waffen aus
Und häng ſie in ein Gotteshaus."

108.

Der Dollinger.

3.

Von Franz Schmitt.

Wer denkt wol auf dem Heidplatz im grauen Regensburg
Noch, wie der Heide Craco wild ritt die Straßen durch.
Mit rohem Hohngelächter rief er: all Chriſtenkind
Bewähr mit mir im Kampfe, was Chriſtengötter ſind.
Er kam an Köperlänge nah einem Ritterſpeer,
Gleich einer Hand an Breite war ſeine Seitenwehr.
Die Haut vom Elephanten umzog ihm Hals und Bruſt,
Er ſchwang die Eiſenſtange, als übt er Jägerluſt.
Es dröhnten bang die Straßen von ſeines Roſſes Huf,
Es weinten Kind und Mutter, erſcholl ſein Todesruf.
Da klirrten auf die Riegel von eines Bürgers Haus —
Es ritt hervor mit Muthe Hans Dollinger zum Straus.
Sie haben hart gerungen, mit Stoßen, Hieb und Stich,
Bis Hanſens Adern floßen, und er wir leblos wich.
Es ſcholl der Heiden Jubel, bang ſchwieg die Chriſtenſchaar —
Als zwiſchen beiden Streitern man werd ein Kreuz gewahr
Von frommer Hand erhoben, wie Mondenflimmerlicht.
Da bäumt ſich Cracos Märe, und ſeine Lanze bricht.
Vom Chriſtenſpeer getroffen ſank er erblaßt und ſchrie:
„Daß ich der Chriſten Götter zum Kampf gefordert nie!"
Ihr Regensburger Bürger, die ihr am Heidplatz wohnt,
Merkt euch, wie Gottvertrauen ſtets unſer Heiland lohnt.

109.

Wie Gunthar Biſchof von Regensburg ward.

Oefele I., 175. Hund metrop. I., 192. Hochwart l. II., c. 13. Adlzreiter l. XIV. p. 328.

Als man zählte neunhundert und achtunddreißig Jahre von des Herrn Geburt, waltete Otto, der Deutſchen Kaiſer, zu Regensburg in der Stadt.

Da fand es ſich, daß der Biſchofsſtuhl gerade erledigt war, dieweilen Konrad das Zeitliche geſegnet. Nun gedachte Herr Otto, einem andern Hirten den erledigten Stab in die Hand zu geben. Da ward ihm im Traum befohlen, denjenigen an des Verſtorbenen Statt zum Hirtenamte zu rufen, welcher ihm früh Morgens auf ſeinem Kirchengange zuerſt begegnen ſollte. Wie er nun des andern Tages ſeinen gewohnten Weg nach St. Heimeram ging, öffnete ihm ein ſchlichter, frommer Bruder, Gunthar mit Namen, die Pforte des Kloſters. Da fragte ihn der Kaiſer: „Mönchlein! was gibſt du mir, wenn ich dir heute den Biſchofsſtab überreiche?“ Ob ſolchem Worte lächelte der Bruder Gunthar und ſprach: „Wenn's euch genügt, Herr Kaiſer: der Schuhe kann ich entbehren, die ſolltet ihr haben von mir.“ Wie das der Kaiſer hörte, lächelte er freundlich und that ſeinem Worte nach. So iſt Gunthar Biſchof von Regensburg geworden.

110.

Kaiſer Heinrichs Traumgeſicht.

Von Guſtav Schwab — Arnpekh chron. l. IV. c. 11. Adlzreiter l. XV. p. 358. Brunner II., 147. Coelestin Mausol. p. 55. Ludewig script. Bamb. II., 222.

1.

Herzog Heinrich war's von Bayern,
Der ſich in der Mitternacht,
Wo die frömmſten Brüdern feiern,
Hin zur Kirchen aufgemacht.
Ernſte Bilder nach ihm faſſen,
Treiben ihn zum Beten an,
Durch die Regensburger Gaſſen
Geht er nach Sankt Heimeran.

Junges Heldenantlitz betend
Möcht' ein ſchöner Anblick ſein!
Dieſer zum Altare tretend
Kniet umnachtet und allein.
Vor den Augen gar die Hände,
Drückend jedes Bild zurück,
Fleht er um ein ſel'ges Ende,
Nicht um irdiſch Heil und Glück.

Als er aufſtand, ſchiens vom Rücken
Ueber ihm, als wie ein Licht,
Staunend thät er um ſich blicken,
Sieht ein heil'ges Angeſicht.
Hochaltar und Kreuz verklärend
Dort ein lichter Biſchof ſtand,
Der mit hoher Hand wie ſchwörend,
Zeiget nach der Kirchenwand.

Mit den Fingern, wie mit Kerzen,
Leuchtet er auf eine Schrift,
Wo der Fürſt mit bangem Herzen
Auf ein römiſch Sechſe trifft.
Will mich Gott ſo bald erhören?
Herr, ich glaub's auf Eure Hand,
Hebt ſie nicht ſo ernſt zum Schwören!
Sprach der Held, und alles ſchwand.

Wie ſechs Stunden ſind vergangen,
Harrt er fromm auf ſeinen Tod;
Doch es ſchien ihm auf die Wangen
Lebenshell das Morgenroth.
Wie der ſechste Tag gekommen,
Er bereit und fertig iſt;
Doch es gibt der Herr dem Frommen
Neue heit're Lebensfriſt.

Darum hält er an mit Beten,
Bis der ſechste Mond erſcheint,
Würd'ger ſtets vor Gott zu treten;
Doch es war nicht ſo gemeint.
Aber ernſte Todsgedanken
Wandeln mit ihm immerdar,
Und ſo lebt er ſonder Wanken
Heilig bis in's ſechste Jahr.

Und in hoher Kirche ſtand er
Leuchtend um das ſechste Jahr,
Und auf ſeinem Haupte fand er
Röm'ſche Königskrone gar.
König Heinrich war's der Zweite,
Herr von allem Deutſchen Land,
Der von dort an ward bis heute
Stets der Heilige genannt.

Zwei und zwanzig Jahre heilig
Herrſcht er ohne Fluch und Spott;
An die röm'ſche Sechſe treulich
Dacht' er und an Tod und Gott.
Weil er fertig war zum Sterben,
Hielt ihn Gott des Lebens werth,
Weil den Himmel er konnt erben,
Ward ihm auch das Reich beſcheert.

111.

Heinrich der Heilige.

Von Franz Kugler.

Er ſtieg den Herzogſtuhl herab:
„Du goldner Reif! Du goldner Stab!
Du edles Hermelingewand!
Nun iſt kein andrer Herr im Land!“ —
Und nächtens war es ihm, im Schlaf,
Als ob ein Wort das Ohr ihm traf,
Ihm dünkt, als ob ſich aus der Wand
Hervorhub eine Rieſenhand,
Die mit dem Finger Zeichen ſchrieb: —
„Nach ſechſen“ — und dann ſtehen blieb.
Verwirrt fuhr er vom Schlaf empor,
„Nach ſechſen“ dröhnt's in ſeinem Ohr,
Nach ſechſen! — Menſchenſohn, das iſt
Der Tod! Sechs Tage nur ſind Friſt.
Da beugt er ſeinen ſtolzen Sinn,
Da warf er ſich in Demuth hin
Vor dem, der einzig hält Gericht;
Und als des ſechsten Morgens Licht
Das Erdenrund begann zu färben,
War willig er, bereit zu ſterben.
Der Tag ging hin, die Nacht brach an, —
Die ſechſte Woche kam heran, —
Der ſechste Mond, — er blieb ergeben,
Noch friſtete der Herr ſein Leben,
Und als das ſechste Jahr entflohn,
Ward ihm verliehn der Kaiſerthron.

112.

Heinrichs des Heiligen Stuhl zu Regensburg.

Ertl relatt. cur. Bav. S. 87.

Kaiser Henricus der Zweite, Herzog in Bayern, hat sich nit geschämt, zu Regensburg in den öffentlichen Prozessionen mit entblößtem Haupt und Füßen das heilwerthe Kreuz voranzutragen. In den von ihm erbauten Klöstern, vierundzwanzig an der Zahl, welchen er vor dem Kirchenportal jedem einen andern Buchstaben aus dem Alphabet, etliche Pfund feines Gold schwer, eingraben lassen, hat er zum öftern mit den Ordensbrüdern zu psalliren und die Lectiones mit heller Stimm abzulesen sich gewürdiget. Als er auf eine Zeit zu Abach ober Regensburg an der Donau seinen Aufenthalt genommen, pflegte er alle Nacht von diesem Ort zehntausend Schritte weit nach der Stadt auch im strengsten Winter zu gehen und allda in St. Emmerams Gotteshaus mit andern Ordensmännern die Metten zu singen. Man sieht noch bis auf diese Stund einen sehr großen Stein als Sessel ausgehauen, auf welchem der damals noch junge Fürst auszuruhen gepflegt, bis die Kirchenthore eröffnet worden, welchen Dienst mehrmalen die heiligen Engel verrichtet, damit er desto ehender seiner Andacht abwarten konnte.

113.

Die Regensburger Brücke.

Von A. Schöppner. — Die steinerne Brücke zu Regensburg. Stadtamhof 1821. S. 13, wo nebst dem Hund noch zwei Hähne als Opfer des Teufels genannt sind. Nork Myth. d. Volksf. S. 1050. Lexikon v. Bayern, Ulm 1796 II., 741. Ein Ged. v. Th. Mörtl.

Ein Herzog hub zu bauen an die Regensburger Brücke,
Doch hatte selber Ehrenmann die sonderbarste Tücke.

„Elf Jahre, lieber Meister mein, sind euch zum Bau vergonnen,
Doch wisset: ist des Werkes Frist im elften Jahr verronnen

Und steht der Brücke Bau nicht da, vollendet fix und fertig,
So seid bei meinem Barte mir des Eselritts gewärtig."

Wie rührte da der Meister sich, wie richteten die Metzen,
Wie regten die Gesellen sich mit Hauen und mit Setzen.

So ſchlich das elfte Jahr herbei, die Brücke noch nicht fertig,
Es war der gute Meiſter ſchier des Eſelritts gewärtig.

Und immer näher bräuet ſchon des Jahres letzte Stunde —
Da ruft er in Verzweifelung den Teufel an zum Bunde.

Wie flog der Meiſter Urian herbei mit Blitzesſchnelle:
„Die Brücke da, mein lieber Mann! vollend' ich euch zur Stelle;

Doch weil die Arbeit Lohnes werth, ſo ſei die Seele deſſen,
Der auf die Brücke geht zuerſt, als Preis mir zugemeſſen.“

Dem Meiſter macht die Forderung das Herz im Leibe beben,
Doch drängt der Schickſalsſtunde Schlag, ſein Ja zum Pakt zu geben.

Und eh' das elfte Jahr verſtrich, erhub ſich hoch und mächtig
Mit Pfeilern und mit Bogen ſchwer die Brücke ſtolz und prächtig.

Und von dem hohen Dome her in feſtlichem Ornate
Zum Weiheſpruch des Werkes zog der Biſchof mit dem Rathe.

Es ſieht der gute Meiſter ſchon das Volk zur Brücke drängen, —
O Gott! es will dem Armen ſchier das Herz im Leibe ſprengen.

Da zuckt ihm durch die Seele ſchnell ein Rath zu gutem Glücke:
Er reißt den Hut von ſeinem Kopf und wirft ihn auf die Brücke,

Und huſch! ſein Pudel hinterdrein, den Hut zu apportiren
Und huſch! der Teufel dieſem nach, den Pakt zu erequiren.

Da ſtöhnt entſetzliches Geheul aus des Betrognen Munde,
Er bricht in ſeinem Höllengrimm den Hals dem armen Hunde,

Und raffte ſich im Augenblick von der verwünſchten Brücke
Und ließ den dickſten Schwefeldampf und Höllenſtank zurücke.

Es mahnt der Pudel ohne Kopf zu Regensburg noch heute,
Wie ſehr der dumme Teufel dort den Brückenbau bereute.

114.

Das Männlein am Dome zu Regensburg.

Ertl relatt. S. 98. Coelestin Ratisp. pol. S. 197. Die steinerne Brücke zu Regensburg. Stadtamhof 1821. S. 12. J. N. Schuegraf a. a. O. II., 56 u. A.

Wer dieſes Männlein nicht geſehen hat, iſt nicht zu Regensburg geweſen. Dasſelbe befindet ſich am äußern Chor gegen Norden, unweit

des Eſelsthurmes*), hält einen Topf über dem Kopf und ſteht im Begriffe, ſich herabzuſtürzen. Dieſes Männlein ſtellt den Dombaumeiſter vor, der mit dem Baumeiſter der ſteinernen Brücke eine Wette machte, daß derjenige, welcher ſeinen Bau früher vollendete, dem Beſiegten eine Leibesſtrafe auflegen dürfte. Als die Brücke nun früher vollendet war, ſo ließ ihr Baumeiſter dem Dombaumeiſter zum Hohne auf einem Häuschen in Mitte der Brücke ein ſteinernes Männchen ſetzen, welches, die eine Hand über die Augen haltend, und gegen den Dom ſchauend, in der andern einen Zettel mit der Inſchrift hielt: „ſchuck wie heiß.“ Wegen dieſes Schimpfes gerieth der Dombaumeiſter in Verzweiflung und ſtürzte ſich jählings vom unvollendeten Dome herab.

115.

Der Bienenkorb am Dome zu Regensburg.

Die vor. Schrift II., 66. Grienewalt Beſchr. der Stadt Regensburg I. c. 15.

Zu den Zeiten des gelehrten Karthäuſers Hieremias Grienewald (1615) ſetzte man einen zuhöchſt des Domes und zwar gegen den Domfriedhof zu befindlichen Bienenkorb unter die Wahrzeichen von Regensburg, ſo daß man ſagte, wer ihn nicht geſehen, auch Regensburg nicht geſehen habe. Es ſollen nämlich die Bienen in dieſem ſteinernen Häuslein (der Spitze einer Pyramide) oftmals ihre Wohnung geſucht und zu Sommerszeit aus- und eingeflogen ſein, wobei zu wundern, wie ſie ſich in einem ſo harten und kalten Stein haben behelfen können, und wo ſie ihre Nahrung gefunden.

116.

Was weiter vom Dome zu Regensburg geſagt wird.

Die vor. Schrift. S. 61.

Im Einwärts der beiden Flügelthüren des großen Domportales gegen Weſten, befinden ſich in den beiden Niſchen Steinbilder, welche den Teufel

*) Eſelsthurm, weil in ihm ein Weg ohne Treppen hinaufführt, worauf beim Dombaue die Steine durch Eſel hinaufgetragen worden.

vorſtellen. Er iſt auf der linken Seite mit einer Mönchskappe in einem Thore oder Niſche vorgeſtellt, wie er auf die Ein- und Ausgehenden lauert; ſein Leib endigt in einen Drachenſchweif. Auf der andern Seite hat er die Geſtalt eines Drachen, mit Ausnahme des Kopfes, der hier mit rückwärts gekämmtem ſtruppigem Haare bedeckt iſt. Beide Bilder ſcheinen den Teufel und ſeine Großmutter vorzuſtellen.

Der Baumeiſter des Domes zu Regensburg liebte eine Jungfrau, welche ihm untreu wurde. Er ließ ſie aus Rache vom Teufel holen, mit welchem ſie denn auch die Luftfahrt nach dem Blocksberg machen mußte. Dieſe Begebenheit iſt durch ein Steinbild vorgeſtellt, welches zuhöchſt des Domes gegen Südoſt an der Thurmſpitze der rechts liegenden Schneckenſtiege etwas verſteckt, als Waſſerrinne angebracht iſt.

117.

Die drei Scharfrichter zu Regensburg.

Von F. J. Freiholz. — Hormayr Taſchenb. 1832. S. 377.

Zu Regensburg der Donauſtadt
Es einſtmal ſich begeben hat
Daß drei Verbrechern auf einen Tag
Ihr Todesurtheil der Richter ſprach.
Doch weil gerad zu jener Friſt
Kein Scharfrichter da geweſen iſt
So ſuchte man vor allen Dingen
Erſt einen ſolchen aufzubringen.
Drum ſchrieb der hohe Rath ſogleich
Die Botſchaft aus im ganzen Reich
Daß männiglich erſcheinen ſollt
Wer des Scharfrichters Stelle wollt.
Es meldeten in kurzer Zeit
Sich drei zu dieſer Stell bereit,
Und jeder gelobt' mit hohen Schwüren,
Er könnt' am beſten das Richtſchwert führen.
Da faßt ein hoher Rath den Schluß
Daß Jeder ſich erſt zeigen muß
Weil's drei Verbrecher zu gutem Glück,
Langt's auch für Jeden ein Meiſterſtück.
Als nun der Probetag erſchien
Strömt alles Volk zur Richtſtatt hin,
Gefüllt mit Menſchen ſind die Gaſſen,
Will Kein's das Schauſpiel gern verpaſſen. —
Und ſtolz mit ſiegsgewiſſem Schritt
Der Erſte das Gerüſt betritt,
Mit ſorglos unbefangnem Blick
Beſieht er des armen Sünders Genick;
Flugs langt er in die Taſch hinein
Bringt heraus einen Röthelſtein,
Fährt damit um den Hals im Ring
Der ſo einen rothen Strich empfing
Dann hebt er hoch das ſcharfe Schwert
Das riſch des Sünders Hals durchfährt:
Wie er den rothen Ring gezogen,
So iſt das Haupt vom Rumpf geflogen. —
Der Zweite naht dann mit Bedacht
Hat nicht der gaffenden Menge Acht,
Ihm dünkt es ſchier als ſtünd er oben,
Zur Kurzweil ſeine Kunſt zu proben,
Des armen Sünders nackter Hals
Scheint ihm ein Krautſtengel allenfalls;
Zwei Fäden aus der Taſch er bringt,
Die er feſt um den Hals ihm ſchlingt

So nah zuſammengerückt die beiden
Daß man ſie kaum konnt unterſcheiden;
Er prüft ſein Schwert ob's ſcharf genug,
Dann holt er aus zum Todeszug
Und zwiſchen den Fäden in der Mitten
Hat er des Sünders Hals durchſchnitten,
Am Kopf und Rumpfe kann man traun
Noch unverletzt die Fäden ſchau'n. —
Als das Gerüſt der Dritt' beſteigt
Ein Zweifel durch alle Lippen ſchleicht:
Wie ſoll denn dem der Sieg verbleiben,
Nicht höher kann die Kunſt er treiben?
Ihm aber ſchien es ganz gewiß
Daß Keiner ihm den Sieg entriß;
Den Blick hat er emporgewandt,
Und mit dem Schwerte ſpielt die Hand,
Die zwei Geſellen eilen bei,
Zeigen ihm Kunſtgriffe mancherlei,
Und ſuchen ihm mit falſchen Tücken
Den ruh'gen Sinn wohl zu berücken,
Doch er ſchwingt raſch ſein treues Schwert,
Das wie ein Blitz die Luft durchfährt,
Ab haute er mit einem Streich
Die Köpfe allen Drei'n zugleich.
Er hatt' das beſte Stück vollbracht,
Und ſich des Amtes werth gemacht.
Ob er's erhielt, das weiß ich nicht,
Weil davon nichts die Sage ſpricht.

118.

Graf Babo von Abensberg.

Von Franz v. Gaudy. — K. H. v. Lang ſchrieb über „die Fabel" von des Grafen Babo von Abensberg 30 Söhnen, worauf R. Zirngibel mit Beweiſen antwortete.

Als Kaiſer herrſchte im deutſchen Land
Henricus, der Zweite zubenannt,
Der ſprach: „Geendet iſt der Krieg,
Gott und mein Recht erſtritt den Sieg,
Von Eiſenhelmes ſchwerem Druck,
Von gold'ner Kette ſchwererem Schmuck,
Von Krieges, von des Herrſchens Laſt,
Sei mir gegönnt die kurze Raſt.
Des Kaiſerhofes Herrlichkeit
Erblühe wie in früh'rer Zeit,
Und des Regensburger Schloſſes Halle,
Vereine die Großen des Reiches alle."

Von Oſt und Weſt, von Nord und Süd
Herbei die Schaar der Edlen zieht:
Dorther, wo begränzend die Elder fließt,
Vom Ufer des Rheins, wo die Rebe ſprießt,
Von der Donau königlichem Strom,
Weither aus dem ewig herrlichen Rom,
Sie nahen, die Fürſten, die Grafen, die Herrn,
Die Edelfrauen von nah' und fern.

Und zu dem männlichen Turney
Strömt müß'ger Kämpfer Schaar herbei,
Den funkelnden Ring herabzuſtechen,
Mit befiedertem Pfeil' zu ſpalten das Ziel,
Den Speer an ſtählerner Bruſt zu brechen,
Des Armes Kraft im Schwerterſpiel
Zu proben vor der Schönheit Gericht —
Weß Edlen Herz begehrt es nicht?
Auf des Altans erhöhtem Rund
Gar oft aus lieblicher Frauen Mund
Ein bang Gelübd' gen Himmel ſteigt,
Wenn wohlbekannter Buſch ſich neigt;
Manch' roſ'gen Mädchens Wang' erbleicht,
Wenn ihrer Farbe Träger weicht;
Gar manche dunkleres Roth umzieht,
Wenn beneideter Sieger vor ihr kniet,
Den Dank, erkämpft auf der Ehrenbahn,
Aus zitternden Händen zu empfah'n.

Hell klingt der ſilberne Pokal,
Hell Zink' und Pauk', im hohen Saal
Drängt ſich das üppig bereitete Mahl,
Das laute Bankett in den fürſtlichen Hallen.
Die Hand, die das Schwert ſo kräftig ſchwang,
Entlockt den Saiten zarten Klang,
Und die Frauen mit zärtlichem Wohlgefallen,
Sie lauſchen dem zierlichen Minneſang.

Und der Kaiſer ſich rings umſchauend ſpricht:
Nur einen der Edlen gewahr' ich nicht
In meines Hofes feſtlichem Kreis,
Den Grafen Babo, den trefflichen Greis,
Entſendet flugs den hurtigen Boten;
Zur Waidmannsluſt in Waldesgrün,
Die uns am Morgen ſoll erblüh'n,
Sei auch Graf Abensberg entboten.

Die junge Sonne ſchwingt ſich herauf,
Da zieht der Jäger lärmender Hauf'
Dem Forſte zu. Der Kaiſer ſprengt
Voran; der Schwarm der Ritter drängt
Sich hinterher. In grünem Gewand
Folgt langſam die Blüthe edler Frauen,
Norweg'ſche Falken auf der Hand,
Mit Schellenkapp' und gefeſſelten Klauen.

Gefleckter Schweißhund durchkreuzt die Flur
Von Thau benetzt, auf des Wildes Spur,
Die Koppel zerrt an der hemmenden Schnur
Mit lautem Geheul. Der Jagdruf erſchallt —
Es birgt ſich das Wild im dichten Wald.

Und der Kaiſer den Palatin befragt:
„Ein Haufen Reiſiger zieht dort heran;
Wer iſt der kecke Edelmann,
Der unſers Gebotes zu ſpotten wagt?
Jedwedem Herren folg' ein Knecht,
So will's das alte Waldmannsrecht,
Wer iſt der Vaſall, der ſich erfrecht,
Mit Hunderten einher zu reiten,
Als gält' es gegen den Feind zu ſtreiten?"

Die fremden Reiter ſind zur Stell',
Der Führer ſchwingt vom Pferd ſich ſchnell
Wie'n Jüngling behend, wenn gleich die Jahre
Verſilbert die dünn geringelten Haare
Und beugt vor dem Kaiſer das Knie zur Erde;
Der ſpricht mit zürnender Geberde:
„Seid ihr's, Graf Babo, der das Mandat
So arg verletzt? Wohl beſſern Rath
Hätt' ich verſeh'n von grauem Haar;
Wozu der Knecht' unbillige Schaar?"

Darauf der Graf: „Des Kaiſers Wort
Befolgt' ich getreulich immerfort,
Nach eurem Gebote bin ich hier,
Und einer der Diener nur folgte mir;
Dort jenen Junkern, den dreißig und zwei'n,
Ein Knecht zieht Jedem hinterdrein,
Die zwei und dreißig allzuſamm
Sind aber Sproſſen von Einem Stamm,
Es ſind meine Söhne lieb und werth,
Die mir des Himmels Gunſt gewährt,
Die will ich dem Dienſte meines Herrn
Gewidmet haben freudig und gern.
Nehmt meine Knaben, nehmt ſie all',
Treu halten die Abensberger Wacht,
Der Kaiſerbruſt ein eiſerner Wall,
Im Frieden, im Getümmel der Schlacht."

Mit Staunen vernimmt die ſeltſame Kunde
Der Kaiſer aus des Grafen Munde,

Mit Staunen erblickt er der Brüder Schaar,
Wie gleiche Bildung wunderbar
Sich ſtellt im Knaben, im Manne dar.
Dann bricht er das Schweigen und ſpricht: „Ihr habt
Den Kaiſer kaiſerlich begabt,
Wo lebt ein Fürſt, der ſolchen Bann
Um ſeine Fahne ſammeln kann?
Habt Dank, habt Dank, mein treuer Vaſall,
Habt Dank für eure Söhne all',
Und nehmt mein kaiſerliches Wort:
Der Söhne Sorg' iſt mein hinfort.
Und wenn der edle Stamm verdorrt,
Der ſproſſenreiche, ſo entſteige
Ein neuer Stamm jedwedem Zweige!"

119.

Die Töchter des Abensbergers.

Verh. des hiſt. Ver. f. O. u. R. 1838. 2. u. 3. H. S. 389.

Im Weltenburger Nekrolog kömmt der Graf Babo von Abensberg mit dreißig Söhnen und nur ſieben Töchtern vor, während alle andern Nachrichten ihm acht ſolche zuſchreiben. Das Volk erzählt ſich, Graf Babo habe, ſo oft ihm ein Kind geboren worden, einen Thurm an der Stadtmauer aufrichten laſſen und dabei zu ſeinen Kindern geſagt, daß dasjenige lebendig in den Thurm eingeſperrt und von dem Hunger aufgezehrt werden ſolle, welches ausarten würde. Es ſei aber geſchehen, daß eine der Töchter ſich verfehlt und die angedrohte Strafe ſich wirklich zugezogen habe. Deßhalb wäre noch wirklich einer der Thürme vermauert, während die übrigen offen ſind. Wahrſcheinlich haben die Weltenburger Mönche von dieſer Sage gehört, und derſelben eingedenk, mögen ſie in ihrem Todtenbuch dieſe ausgeartete achte Tochter nicht bemerkt haben.

120.

Die Templer zu Altmühlmünſter.

Altmühlmünſter, Pfarrdorf zwiſchen Ritenburg und Dietfurt in der Oberpfalz. S. Verhandl. des hiſt. V. f. O. u. R. 1838. 2. u. 3. H. S. 205.

Vor Alters war Altmühlmünſter ein Ordenshaus der Tempelherren. Noch erzählt das Volk, es ſeien einmal mitten in der Nacht Bewaffnete gekommen und hätten die dahier wohnenden Templer gefeſſelt fortgeführt. Sie ſollen der Nüchternheit nicht mehr befliſſen geweſen ſein, daher ſich das Sprüchwort erhalten hat: „Du ſaufſt wie ein Templer!“

121.

D' Wallfoarth.

Von J. A. Pangkofer. — Sage des Altmühlthals von der Burg Brunn und dem Kirchlein Emmerthal. —

Duat ob'n af da Höch'n, is g'weh'n a olt's G'ſchloß,
Jatz ſichſt meah dee Trümma und d' Graben holt bloß.

'S is g'weh'n duat a Brunna tiaf zwoahundet Ell'n
Duach Felſen nab brocha — zo na lebaden Quell'n.

Und unten im Thal ſteht a Kirchl goar kloa,
No älta ols 's G'ſchloß und voruckt is koa Stoa.

Und olle Joahr kemma viel ſingade Gäſt'
Wallfoarten zon Kirch'l af's Hoagartenfeſt.

Hänga umma viel Taferl, ſan d' Wunda draf g'maln,
Und betade Leut' und dee Liabfrau in Strahl'n.

Und drunta a Tofel und 's G'ſchloß draf no ganz,
Und a betat's ſchö's Deandl mit an Almroſenkranz.

Am Beag drob'n a Ritta, a ſcheulliga Mo,
Hot g'hauſt, und a Hüata im Thal unten dro.

Dem Hüata ſei Deandl da Ritta hot g'ſeg'n,
Und hätt's zo ſein Weib, naa — zon Schatzerl ſcheb mög'n.

Und warel eahm dees Deandl ſo undändi g'fallt,
So ſtiehlt a eahm 's drauſſen af da Woad am Beagwald.

Setzt 's naf af ſein Hengſten, wia's raft aa und ſchreit,
Und damit im Galopp in ſei G'ſchloß aſi reit.

Dee Moad in da Angſt in ſein Heazen drin bet't:
Hilf heilige Muata, wael mi ſanft Neamat ret't.

Da Ritta loßt's nieda vom Roß drob'n im Hof,
Und freudi ſicht's Deandl, da Brunna is off.

Do wiaft ſa ſi obi dee kohlſchwoaze Tiaf,
Als hätt 's fila ſei Rettung vom Himmel an Briaf.

Da Ritta ſchaugt nache, und wos hot a g'ſeg'n?
A Wunda, ſo wundali als nua oas is g'ſcheg'n.

Da Brunna is z'riafaſt voll himmliſchen Schei,
Und 's Deandl ſteht unten und d' Liebfrau dabei.

Dee füaht's durch den Felſen zom Kiachaaltoa,
Wia da Hüata h'neiſchaut, grad kemma f' ollzwoa'.

D' Liabfrau ſtreicht dem Deandl dee Wangerl no zoart
Und ſteigt nacha aſi zon ſchö putzten Oart.

Da Ritta im Schrecka is g'ſunka af d' Eab',
A G'lüadd hot a tho und a hot ſie bekeaht.

Hot ſelba ſei G'ſchloß af en Beag nidabrennt,
Und hot ſi als Pilga in's g'lobte Land g'wändt.

Sei Leut unn ſei Güata dem Klöſterl voneh',
Drei 's Deandl is ganga, hat a g'ſchenkt af da Höh.

Wiar a wida is kemma eisgrau noch Joahrn,
Is a unten beim Kircherl a Daſtedla woarn.

122.

Das Marienbild zu Ingolſtadt.

Von Erfurt. — A. Müller die obere Donau, S. 47.

Sie halten heilige Meſſe
Im Dom zu Ingolſtadt;
Sie bitten vom himmliſchen Helfer,
Was Jeder zu bitten hat.

Es dampfen die Opferſchalen,
Die Kerzen am Hochaltar.
Dort ſteht der groſſe Prieſter
Und fleht für ſeine Schaar.

Einſam am letzten Pfeiler
Kniet eine Beterin
Und wendet zum ſteinernen Bilde
Die Augen in Thränen hin.

„Du heil'ge Mutter Gottes,
Du Mittlerin bei Gott,
Wollſt gnädig niederſchauen
Auf meine Angſt und Noth.

Daheim im öden Stüblein
Mein krankes Söhnchen ruht:
Wenn du nicht retteſt, Maria,
Verzehrt ihn des Fiebers Gluth.

Der Vater iſt geſtorben,
Nimmſt du mir auch das Kind,
So kann ich fürder nicht leben;
Ach, ſei mir gnädig geſinnt!

Du heil'ge Gottes-Mutter,
So öffne nur den Mund;
Und laß mich, laß mich hören:
Dein Knäblein iſt geſund!“ —

Die ſteinerne Maria
Beweget nicht den Mund;
Die arme verlaſſ'ne Mutter
Ringt ſich die Hände wund.

Doch jetzt — es blitzt ihr Auge,
Sie geht — o Gott erbarm' —
Und nimmt der heil'gen Jungfrau
Das Jeſulein vom Arm.

Und trägt's in einen Winkel
Und kehret ernſt zurück
Und ſpricht mit dumpfer Stimme
Und ſpricht mit trübem Blick:

„Du harte Mutter Gottes,
Jetzt fühle, wie es ſchmerzt,
Wenn wir das Kindlein verlieren,
Das wir ſo ſüß geherzt!“ —

Entſetzen erfaßt die Gemeine,
Sie ſammeln ſich um das Bild
Und ergreifen die Frevlerin bebend,
Der ſchaut das Auge ſo wild.

Doch Wunder, heil'ges Wunder!
Das Marmorbild ſich regt
Und lächelt, als in die Arme
Das Jeſulein man ihm legt.

Die arme Mutter betet,
Maria öffnet den Mund —
Das Knäblein kommt geſprungen:
„Lieb' Mutter, ich bin geſund!“

123.

Die Teufelsmauer.

Döderlein Antiqq. in Nordgav. Rom. p. 29. Falkenſtein ant. Nordg. II., 62. Verh. des hiſt. Ver. f. O. u. R. 1838. 2. u. 3. H. S. 198. Grimm d. S. I., 270.

Von der Nordgauer Pfahlhecke oder Teufelsmauer erzählen die Leute noch heutigen Tages: Der Teufel habe von Gott dem Herrn einen Theil der Erde gefordert und dieſer inſoweit dreingewilligt, dasjenige Stück Land, das er vor Hahnenkrähe mit Mauer umſchloſſen habe, ſolle ihm zufallen. Der böſe Feind habe ſich ſtracks an's Werk gemacht, doch eh' er die letzte Hand angelegt und den Schlußſtein aufgeſetzt, der Hahn

gekräht. Vor Zorn nun, daß das Geding und ſeine Hoffnung zunicht geworden, ſei er ungeſtüm über das ganze Werk hergefallen und habe alle Steine übern Haufen geworfen. Noch jetzt ſpucke es auf dieſer Teufelsmauer.

124.

Die Teufelsmauer, der wilde Jäger und Frau Holla.

Döderlein Antiqq. in Nordgav. Rom. p. 34 bei J. W. Wolf d. M. u. S. S. 578.

Ich bin von einer ſonſt wohl reſolvirten Perſon verſichert worden, daß, als ſie zwiſchen Ober-Hochſtatt und Burg Salach auf daſiger ordentlichen Straße, der Römer Vallum, die Teufelsmauer insgemein genannt, mit einem guten Pferde nächtlicher Weile paſſirt, ſo habe das Pferd ungemein geſchnaubet und geſchnarcht und ganz ungemeine Poſituren und Sätze gemacht. Ingleichen erzählet man, alſo fährt belobter Döderlein fort, daß zu gewiſſen Zeiten in der Gegend Theilenhofen und Riedern bei dem dicken Walde, Herleshohe genannt, zum öftern ein abſcheuliches und fürchterliches Jagdgetöſe, bellende Hunde, nebſt einem gräßlichen Geheul, Schreien und Rufen der Jäger, und was ſonſt bei hitzigen, zumal Parforcejagden vorgeht, gehört wurde, welches bei einem furieuſen Trieb bald nahe, bald in der Ferne zu ſein erachtet wird. Ich ſelbſt bin einſt durch dieſe Gegend gereiſt, und da hat mir ein Bauer erzählt, daß ihm dieſes wüthende Heer einſt bei Tage aufgeſtoßen ſei. Er habe nämlich von ferne lauter Schatten auf ſich zukommen ſehen, da ſei er nun aus dem Wege getreten, weil den Bauern dieſes Blendwerk nicht unbekannt und habe Pferde, Jagdhunde und Menſchen mit Spießen, doch aber nur im Schatten und ohne Geſchrei wahrgenommen. Daher halten die gemeinen Leute dafür, wenn eine Weibsperſon den Tag vor Weihnachten ihren Rocken nicht abſpinne, ſo käme die Frau Holla und thäte ihr einen ſtinkenden Poſſen darein. Weil ſie für die heidniſche Diana oder Jagdgöttin gehalten wird, ſo gibt man auch von ihr vor, ſie durchſtreiche das Land mit einem wilden oder wüthenden Heer, bei welchem man Hunde bellen, Jagdhörner, Jägergeſchrei u. dgl. m. höre, aber meiſtentheils nur bloßen Schatten ſehe.

125.

Der wilde Jäger in Heidenheim.

Mittelfr. — Fr. Panzer, Beitrag S. 133.

Der Weber Günther, Zolleinehmer, wohnte im letzten Häuslein zu Heidenheim, gegen Sammenheim hin. Als einſt das wilde Heer vorbeibrauste ſah er zum Fenſter hinaus und rief: „Alles zam nei in Markt!“ Er konnte aber den Kopf nicht zurückziehen, weil ihm der wilde Jäger Hörner aufgeſetzt hatte; ſo mußte er eine Stunde harren.

126.

Das wilde Heer zu Eichſtädt.

Von J. Heß.

Ich weiß ein ſchmuckes Städtlein dir
In einem lieben Thal,
Ein ſtilles Waſſer fließt dafür,
Sein Bett iſt tief und ſchmal.

Schon mürb und grau von Wind und Sturm
Steht an des Waſſers Rand
Ein Thor, ein alter dicker Thurm,
Das Oſtenthor genannt.

Und kommſt du einmal da hinein,
So ſchau zur rechten Hand,
Da ſiehſt ein Loch, nicht eben klein,
Hoch oben an der Wand.

Einſt fuhr in mancher ſchwarzen Nacht —
So ſagt die Wundermähr', —
Wenn Blitz auf Blitz im Wetter kracht,
Durch's Thal das wilde Heer.

Es kam herab vom Eichenhorſt
Und zog den Fluß entlang,
Es ſchallt, als ob der Himmel borſt,
Gebell und Hörnerklang.

Bald fliegt's hinauf im Wirbelwind,
Und wimmert weit umher,
Bald ſtreicht es über'n Weg geſchwind,
Und heult ſo bang und ſchwer.

Am Klöſterlein, am Berg vorbei,
Da mag es wohl nicht gern,
Da ſingt man ſchon beim Hahnenſchrei
Den Lobgeſang des Herrn.

Und hebt das Mettenglöcklein an
Im ſtillen Gotteshaus,
Dann flieht das Heer, nimmt ſeine Bahn
Zum Oſtenthor hinaus.

Da tobt es durch mit Hundgebell,
Daß Thurm und Bogen kracht,
Und drob des Thores Wächter ſchnell
Vom ſüßen Schlaf erwacht.

Im Thurme hält es keiner aus,
Wer möcht' auch wachen hier,
Und auch der Schelm, der Meiſter Klaus
Büßt theuer die Begier.

Er zieht im alten Stübchen ein,
Wo mancher ſchon gehauſt,
Zu warten, bis am Fenſterlein
Das Heer vorüber brauſt.

Ihm pocht das Herze laut und ſchwer,
Ihm möcht' die Luſt vergeh'n,
Doch will er baß das wilde Heer
Mit eignen Augen ſeh'n.

Schon wird's am Morgenhimmel grau,
Schon tönt der Hahnenſchrei,
Da ſauſt es rüber von der Au,
Bei St. Walburg vorbei.

Da ruft des Glöckleins Silberklang
So freundlich in der Fern';
Ruft fromme Frauen zum Geſang,
Zum Lob und Preis des Herrn.

Wie vor dem Kreuz der Feind entflieht,
Mit Ingrimm ſchnell entweicht,
So, wenn ertönt der Frauen Lied,
Das wilde Heer entfleucht.

Es tobt in Wuth der Geiſter Chor,
Und naht in wilder Flucht,
Und ſtürmt heran zum Oſtenthor,
Wo es den Ausgang ſucht.

Und Meiſter Klaus das Köpflein hebt,
Gar flink vor's Fenſterlein,
Da ſauſt, daß Thurm und Bogen bebt
Die ſchwarze Schaar herein.

Und Meiſter Klaus er hat's geſeh'n
Und ſchaut es nimmermehr;
Will nimmermehr an's Fenſter geh'n,
Wann kommt das wilde Heer.

Ihm wuchs das Köpflein, ſonſt ſo fein,
Zum größten Schädel an,
Darob er aus dem Fenſterlein
Nicht vor noch rückwärts kann.

Da half kein Poltern, kein Geſchrei,
Er ſitzet nagelfeſt,
Bis man mit Kreuz und Kleriſei
Den Pfarrer holen läßt.

Da brach der Kreuzſtock endlich los,
Und Klaus zieht ſich hinein,
Doch muß ſein Kopf noch lang ſo groß
Wie der in Paſſau ſein.

Vom Thurme zog er ſchleunig aus
Zu aller Welt Geſpött,
Verſchworen hat es Meiſter Klaus,
Daß er's wohl nimmer thät.

127.

Teufelsbündler zu Oſtendorf.

v. Raiſer, der Ober-Donaukreis II., 96.

In der Kirchenmauer zu Oſtendorf (nordöſtlich von Dietfurt in der Grafſchaft Pappenheim) befindet ſich ein römiſches Grabdenkmal, das vorher zweihundert Schritte vom Orte entfernt an der Römerſtraße lag, welche weſtlich an Oſtendorf vorbei zu der Treuchtlinger Kapelle führt. Die Volksſage hält dieſes Grabdenkmal für einen Gedächtnißſtein an die traurige Geſchichte eines ſogenannten Teufelsbündlers.

Dieſer hatte ſeine Seele dem Teufel verſchrieben unter der Bedingung, daß er vor ihm her während ſcharfen Rittes eine gepflaſterte Straße bauen müſſe. Der Teufel vollbrachte die Arbeit bis „zum rauhen Thale," wo das Pflaſter noch nicht fertig war, als der Reiter daherbrauste, mit dem Pferde ſtürzte und den Hals brach.

128.

Das Auernweiblein.

Mitgeth. v. K. A. Böheimb. Vgl. v. Raiſer der Ober-Donaukreis II., 96, 215.

Auf dem Auernfelde bei Mörn unweit Dietfurt in Mittelfranken ſpuckt das Auernweiblein. Es iſt eine weiße Jungfrau mit einem Schlüſſelbunde, die in der „alten Burg" haust und zuweilen in das ehemalige ſogenannte „Birkenners Häuslein" luſtwandeln geht. Einmal ſah ein Hirtenknabe das Weiblein, lief ihr nach und wollte ſie feſthalten, allein des andern Morgens wurde er auf dem Felde todt gefunden.

129.

Die Gründung der Wülzburg.

Von F. J. Freiholz. — Falkenapotheke, Nordgav. II., 191. Die Wülzburg bei Weiſſenburg am Sand in Mittelfranken.

In des Nordgau's dichten Forſten
Hält der König Pipin Jagd,
Hoch zum Fels wo Adler horſten
Steigt er aus des Waldes Nacht.

Doch wie hoch er auch geſtiegen,
Keine Beute bringt ihm Lohn,
Fern am Himmel ſieht er fliegen
Freier Lüfte freien Sohn.

Müde von dem langen Jagen
Wird der König ungemach,
Aber nirgend ſieht er ragen
Einer Hütte gaſtlich Dach.

Nur der Eiche grünbelaubte
Zweige wölben ſich zum Zelt,
Wo dem müden Herrſcherhaupte
Weiches Moos zum Pfühle ſchwellt.

Und am deutſchen Eichenbaume
Schlummernd Deutſchlands König ruht,
Deſſen Seele bald im Traume
Wunderbares kund ſich thut:

Vor ihm liegt die öde Wildniß,
Die er wachend kaum durchſchritt,
Aber ſchnell ein anderes Bildniß
An die düſtre Stelle tritt.

Licht wird Alles rings und helle,
Freundlich mild der Himmel blaut,
Und vom Berge die Kapelle
In die Ebne niederschaut.

Felder wogenden Getreides
Sieht sein froher Blick zumal
Und als Gürtelband, als breites,
Zieht die Wiese sich durch's Thal.

Menschenreiche Städte schweben
Jetzt an seinem Aug' vorbei
Stille Dörfer sich erheben
Aus der alten Wüstenei.

Doch vom schönen Traumgesichte
Ist der König bald erwacht,
Und ihn deckt dieselbe dichte
Wildverwachs'ne Waldesnacht.

Was er sah im Traumgebilde
Dünkt ihm höhrer Deutung voll:
Daß zur Wandlung der Gefilde
Er nach Kräften wirken soll.

Und die schönste seiner Pflichten
Wird dem Fürstenherzen klar,
Daß mit muth'ger Hand er lichten
Soll, was finstre Wildniß war.

Da in jenen frühmern Zeiten
Nur das Kreuz als Führer galt
Um zum Licht emporzuleiten
Was in Finsterniß gewallt;

Darum an derselben Stelle
Hat der König aufgebaut
Eine heilige Kapelle
Wie er sie im Traum geschaut.

Und nun ist nach langen Jahren
Schier der ganze Traum erfüllt,
Eine Stadt kann man gewahren,
Dörfer sind dem Aug' enthüllt.

Doch wo einst in frühern Tagen
Segnend die Kapelle stand
Sieht man eine Feste ragen
Weithinaus in's Frankenland.

139.

Marienburg.

Bei Abenberg. — Falkenstein Hochst. Eichstädt II., 377. Brunner ann. Boic. III., 78. Vat. Mag. II., 71.

Stilla, Rapoto und Konrad, drei Kinder des edlen Grafen Wolfram II. von Abenberg, hatten jedes einen Wunsch. Erstere, daß die Kapelle, welche sie unfern Abenberg bauen ließ, und Letztere, daß das Kloster in Heilsbrunn, welches sie stiften halfen, bald vollendet dastehen möchte. Im Jahr 1152 wurde der Bau dieses Klosters beendigt und schon ein Jahr früher stand Stilla's Kapelle. Bischof Otto von Bamberg (aus dem Hause der Grafen von Andechs) weihete letztere zur Ehre St. Peters und erhielt von Stilla das Versprechen ewiger Keuschheit. Von nun an sah man Stilla täglich hinabgehen zum neuen Gotteshaus, ihre Andacht dort zu verrichten. Es wurde ihr so theuer, daß der Wunsch, auch noch ein

Kloſter dort zu erbauen, in ihrer Seele entſtand. Leider wurde dieſer Wunſch zu Stilla's Lebzeiten nicht erfüllt. Die fromme Gräfin ging nie allein zu ihrem geliebten Andachtsort, ſondern immer war ſie, in frommer Rede ſich unterhaltend, von ihren Kammerfrauen Gewehra, Widikuna und Winterbring geleitet. Einſtmals verließ Stilla mit ihrem weiblichen Gefolge wieder die Kirche, ernſt und wehmüthig geſtimmt. Tod und Grab waren der traurige Inhalt ihrer Unterhaltung, in deren Lauf die Genoſſinnen den aufrichtigen Wunſch äußerten, daß Gott noch lange den Augenblick ferne halten möge, wo Stilla's irdiſche Hülle in dem von Rapoto und Konrad geſtifteten Kloſter ruhen würde. „In Heilsbrunn?" fragte Stilla, „das kann nicht geſchehen," und ſo gingen ſie ſchweigend vollends den Burgberg hinauf. „Nicht wahr," ſprach Stilla, „ihr lieben Jungfrauen, ihr verſprecht mir getreu und feſt zu halten, um was ich euch jetzt bitten werde?" Feierlich gelobten die Mädchen, daß ihnen der Wille ihrer Gebieterin heilig ſein werde. „Nun ſeht," ſprach jene, und ſtreifte den Handſchuh von der ſchönen Hand — „nun ſeht, wohin jetzt die Winde dieſen Handſchuh tragen werden, dort und nur dort will ich einſt begraben ſein." Und der über die Burgzinne hinausgeſtreckten Hand entflog der Handſchuh. Wie eine weiße Taube wurde er von den Winden dahingetragen und ſank bei der Kapelle nieder. „Ja, ſo ſei es," rief Stilla entzückt über die ſo heiß erflehte Erfüllung ihres innigen Wunſches, „dort, wo ich mir ſo oft Ruhe erflehte und Troſt, dort in jener Kapelle will ich einſtens ausruhen von dieſem Leben und harren auf den Ruf des Herrn zur Ewigkeit. Daß dieſer mein Wille erfüllt werde, darauf Freundinnen, darauf haltet eures Verſprechens eingedenk, wenn euch meine Ruhe im Grabe lieb iſt." Stilla ſtarb und ihre Leiche ſollte, ſo beſchloſſen die Ihrigen, im Kloſter zu Heilsbrunn beigeſetzt werden. Da erinnerten ſich Gewehra, Widikuna und Winterbring Stilla's Wunſches und ihres eigenen Verſprechens. Jetzt unverzüglich baten ſie um Gehör bei dem gräflichen Familienrathe, dem ſie erzählten, was ſie von Stilla gehört, von der Burgzinne aus geſehen und dort gelobt hatten, und baten ihn flehentlich, Stilla in ihrer Kapelle ruhen zu laſſen. Darauf einzugehen war man nicht geneigt und doch trug man Bedenken, Stilla's letzten Willen zu verachten. Gott möge entſcheiden, war der Beſchluß. Jammernd und weinend ſtanden des andern Tages am frühen Morgen die Armen der ganzen Umgegend vor der Burg Abenberg, erwartend die Leiche Stilla's, ihrer Wohlthäterin, welche von ihren treuen Freundinnen auf einen ſtattlichen Wagen gehoben wurde.

Mit zwei glänzend weißen Stieren wurde dieser bespannt, und wohin sie die Leiche bringen würden, da sollte sie begraben werden. Niemand dürfte, so war bedungen, die Thiere leiten oder antreiben. Kaum war die Leiche auf dem Wagen, so zog das Gespann und führte diesen langsamen Schrittes zur Kapelle hin, wo er stehen blieb. „Gott hat entschieden!“ rief das Gefolge, und Stilla's Leichnam wurde nun der von ihr erbauten Kapelle übergeben. Still ruhte Stilla in der dunkeln Gruft, bei der mannigfache Wunder geschehen sein sollen, und welche eben deßwegen von zahlreichen Wallfahrten andächtiger Christen besucht worden ist. Bischof Raimbotto von Eichstädt weihte den Altar in der Kapelle zu Ehren der heiligen Stilla und Bischof Wilhelm von Reichenau erbaute 1488 an die Stelle der Kapelle ein Frauenkloster, Marienburg genannt, Augustinerordens. So wurde auch dieser im Leben oft gehegte Wunsch Stilla's erfüllt. Noch heutiges Tages, erzählt Falkenstein, sieht man ihr erhöhtes Grab linker Hand beim Eingang in die Klosterkirche.

131.

Gründung des Klosters Heilsbrunn.

J. H. v. Falkenstein Hochstift Eichstadt II., 351.

Ein Ritter von Heideck siechte schon Jahre lang am Fieber. Kein Mittel half, Niemand konnte rathen. Nun geschah es, daß er an einem fieberfreien Tage sein Roß bestieg, um sich in der frischen Luft ein wenig zu erreiten. Als er schon lange in Feld und Wald umhergeschweift war, befiel ihn brennender Durst, so daß er verschmachten zu müssen glaubte. Endlich kam er auf einen schönen grünen Rasenplatz; da hüpften und sangen die muntern Vöglein, da warfen die hohen Bäume kühlenden Schatten, und was das Beste war: da sprang ein Brünnlein des herrlichsten Wassers mit lustigem Sprudel aus dem Felsen hervor. Alsogleich war der Heidecker vom Pferde und schlürfte in langen Zügen das erfrischende Wasser. Von selber Stunde an genas der Ritter von allem Fieber. Daher nannte er die Quelle Heilsbrunnen, und erbaute aus Dankbarkeit eine Kapelle zu Ehren des heiligen Michael. Bald zog die Wunderkraft des Wassers zahlreiche Pilger herbei, so daß die Kapelle nicht Raum für die

Betenden hatte. Daher bauten die Ritter Rapoto und Conrad, Grafen zu Abenberg, eine größere Kirche und ein der Gottesmutter geweihtes Mönchskloſter, Ciſterzienſerordens.

132.

St. Sebaldus zu Nürnberg.

Von A. Nodnagel. — Nach C. Celtes, Trith. chron. Hirs. u. A. Rader. Bav. S. II., 56. Brunner ann. B. I., 165. Falkenstein, Antiqq. Nordg. I., 249. Adlzreiter ann. I., 163 u. A.

Wie iſt das Holz ſo theuer,
Der Winter ſtürmiſch kalt,
O gieb, o gieb uns Feuer,
Du heiliger Sebald!

Wenn du es einſt gegeben,
Warum verſagſt du jetzt,
Was unſer nacktes Leben
Mit hellen Gluthen letzt? —

Es lebt ein Rademacher
Zu Nürnberg fromm und gut,
Dem war Sebald Anfacher
Der wunderbaren Gluth.

Einſt ſtürmte wild und eiſig
Durch's Feld der rauhe Nord,
Kein Holz, kein Bündlein Reiſig
Beſaß der Arme dort.

Der Heilige nahm vom Dache
Eiszapfen viel herein,
Daß er zur Gluth ſie fache
Im niedern Kämmerlein.

Im Ofen ſtieß zuſammen
Seine Hand das Bündel Reis,
Aufſchlugen da die Flammen,
Den Armen ward es heiß.

Das Holz iſt ſelten heuer,
Der Winter ſtürmt ſo kalt.
O gieb vom Eis uns Feuer,
Du, heiliger Sebald!

133.

Wie St. Sebaldus über die Donau geht.

Der heilige Sebaldus kam an den Donauſluß; es war aber von ungefähr kein Fahrzeug zu Handen. Alſo bedachte ſich der Heilige nicht lange, breitete ſeinen Mantel aus und ſteuerte wie auf einem Schifflein über das Waſſer. So iſt er wohlbehalten und trockenen Fußes am jenſeitigen Ufer angekommen. Davon weiß noch heutiges Tages das Volk zu ſagen.

134.

Wie St. Sebaldus begraben worden.

Als der heilige Sebaldus auf dem Todsbette lag, da soll er befohlen haben, ihn nach seinem Tode auf einen Wagen zu legen, vier ungezähmte Ochsen davorzuspannen, und wo diese still stehen würden, den Körper zu begraben. Da nun die Ochsen zur St. Peterskapelle gekommen, sind sie daselbst still gestanden, daher der Leichnam auch dahin bestattet worden.

135.

Wie St. Sebaldus nach seinem Tode einen Zweifler besiegt.

Von J. N. Vogl. — Nach Gamansius bei A. Crammer, das gottf. u. heil. Eichstadt. 1780. S. 133.

1.

Aufgebahrt liegt Sanct Sebaldus
In der Zelle, eng' und dunkel;
Zu des Todten Füßen sitzet
Hütend, stumm, ein schwarzer Bruder.

Ringsum herrschet Nacht, es schallet
Nicht ein Laut in öder Runde;
Trübe brennen ab die Kerzen —
Nur der Hüter ist noch munter.

Da, mit frevlem Sinne wendet,
Zu dem Todten sich der Bruder:
„Ei, wie bist du nun so stille!
Sprich, was wirkst du keine Wunder?"

„Nur getäuscht hast du die Menge,
Die gehuldigt deinem Ruhme;
Blendwerk war, was du verübtest,
Und die Einfalt nannt es: Wunder."

„Konntest wirklich Wunder üben,
Gib mir jetzt davon die Kunde;
Will dir deine Zeichen glauben,
Wirkst du eins zu dieser Stunde."

Aber kaum, daß ausgesprochen
Solches Wort aus seinem Munde,
Sieh' — da richtet sich Sebaldus
Plötzlich auf in seiner Truhe.

Aus den tiefen Augen schießend,
Grimmer Blicke Zornesgluten
Rufet er mit dumpfer Stimme:
„Wehe über dich, Verruchter!

Und im selben Nu verlöschen
Alle Lichter in der Stube,
Und, in's Antlitz schwer getroffen,
Stürzt zur Erde hin der Bruder.

2.

Hört ihr's nicht beim Todten drinnen
Wehklagen, Hülferufen?
Und es eilen hin die Mönche,
Wo Sebaldus liegt in Ruhe.

Seht — im Sarge liegt die Leiche,
Doch der Hüter wimmernd d'runter,
Bleich voll grimmer Schmerzen heulend,
Aus den beiden Augen blutend.

Und er kündet nun voll Jammer,
Wie geläſtert ſeine Zunge,
Und ihn d'rauf der Todte ſtrafend,
Alſo ſchmerzlich hab' verwundet.

Und den Blinden, der verzweifelt,
Führen ſie in ſeine Stube,
Gießen Balſam, legen Kräuter,
Aber fruchtlos, auf die Wunde.

„Wehe!" ruft er, „weh' mir Armen,
Daß ich alſo mich verſchuldet;
Nimmer werd' ich Gnade finden,
Ew'ge Nacht hält mich umwunden!" —

3.

Einſam ſitzt der blinde Bruder,
Stillen Grams, in öder Stube,
Reue nagt an ſeinem Herzen
Ob dem Frevel ſeiner Zunge.

Und auf ſeine Kniee ſinkt er,
Alſo zu dem Heil'gen rufend:
„O verzeih', um Jeſus Willen,
Was an dir ich hab' verſchuldet!"

„Sieh zerknirſcht im Staub' mich liegen,
Der in ew'ge Nacht verſunken;
Sieh' mein Herz von bitt'rer Reue
Ob der ſchlimmen That durchdrungen."

Und er fühlt ein lind' Berühren
Plötzlich auf den Augen wunde
Und er hört Sebaldus Stimme:
„Blicke auf, du biſt geſundet!" —

Und in namenloſer Wonne
Iſt des Bruders Herz entzunden,
Da der Quell des Lichtes wieder
Wunderthätig ihm entſprungen.

Wohl erſtaunen all' die Mönche
Ob dem neuen kräft'gen Wunder,
Preiſen laut Sebaldus Milde
Der verzieh dem reu'gen Bruder.

136.

Burglinde zu Nürnberg.

Von Schöppner. — Eine Kunigundenlinde hat auch Gräfenberg. S. K. Adler Geſch. u. Beſchr. v. Gräfenberg. S. 93.

Zu Nürnberg ſaß im Garten die edle Kunigund,
Mit eigner Hand zu warten der Blümlein zart und bunt.

Da dachte ſie mit Schmerzen an ihren lieben Herrn,
Er war von ihrem Herzen ſo viele Meilen fern.

Und ſinnend brach die Gute ſich einen Lindenzweig
Und pflanzt mit ſtillem Mute ihn in das Erdenreich.

Der war zur ſelben Stunde gewurzelt und erblüht;
Da ſprach Frau Kunigunde mit fröhlichem Gemüt:

„So blühe meine Liebe, o Heinerich, zu dir,
Hinfort mit ſolchem Triebe, wie dieſes Bäumchen hier."

Das Bäumchen ſproßte mächtig und ward ein Rieſenbaum
Und grünt noch heute prächtig empor zum Himmelsraum.

137.

Kaiſer Rudolph und der Freihart zu Nürnberg.

Von Karl Förſter. — Zeit der Sage: 1274. M. M. Mayers kleine Chronik von Nürnberg I., 49.

Der Kaiſer zog zum Münſterthor
Und viel des Volks ihm nach;
Da trat ein Freihartsbub' hervor
Und zupft den Herrn und ſprach:

„Herr Bruder, nicht ſo ſtark fürbaß!
Es iſt noch einer hier!"
Der Kaiſer ſchaut ihn an; der Spaß
Bedünkt ihm Frevel ſchier.

„„Was ficht dich an? — Mein Bruder du?
Ich kenne traun dich nicht!""
Der Freihart aber lacht dazu
Und blinzt ihn an und ſpricht:

„Ich denke ſo: der Kaiſer ſtammt,
Wie ich, von Adam her,
Und ſind wir Brüder alleſammt,
Sind wir's auch, ich und Er."

„Drum wollt Ihr — was die Zeit verbrach —
Ausgleichen baar und blank,
So theilt mit mir, und tilgt die Schmach,
Und nehmt dann meinen Dank."

Der Kaiſer lacht und ſpricht: „„Geſell,
Jetzt muß ich beten geh'n;
Schaff einen Sack derweil zur Stell',
Dann laß uns weiter ſeh'n!""

Der Bub eilt flink und flugs nach Haus
Und kehrt in vollem Lauf,
Da tritt der Herr zur Kirch' heraus
Und ruft: „„Nun, Burſch', thu auf!““

Der zieht den Sack die Läng' und Quer,
Ihm dünkt er noch zu klein;
Der Kaiſer wirft — es klang nicht ſchwer —
Wirft einen Heller drein.

Und ſpricht: „„Nun weiter Burſch! durch's Reich;
Der Brüder ſind noch mehr!
Gibt jeder dir dem erſten gleich,
Biſt du ſo reich, wie der.““

138.

Henricus Rumel.

Von J. N. Vogl. — Henricus Rumel der erſte Buchdrucker in Nürnberg, erhielt daſelbſt Bürgerrecht im J. 1463.

Zu Mainz am grünen Ufer, im Sonntagsmorgenſchein,
Da geht ein züchtig Mädchen, die ſchönſte Blum' am Rhein,
Und ihm zur Seite wandelt ein Mann in Bürgertracht,
Umwallt den Spitzenkragen von dunkler Lockennacht.

Der ſpricht: „Es prangt die Erde in ihrem ſchönſten Glanz,
Doch kann ein Wort ſie wandeln zum Paradies mir ganz,
O ſprich das Wort, Brigitte, das kleine Wörtchen ſprich,
Du, die mein Glück und Hoffen, o ſag': ich liebe dich!“

Wohl zögert noch die Jungfrau mit holdverwirrtem Sinn,
Dann ſinkt mit heißen Thränen an ſeine Bruſt ſie hin,
„Henricus,“ ſpricht ſie leiſe, „was Gott will, mag geſcheh'n,
Doch ſprecht erſt mit dem Vater, bis wir uns wiederſeh'n.“

Drauf iſt die Magd entſchwunden; erfüllt von ſeinem Glück,
Bleibt lang' auf ſelber Stelle Henricus noch zurück,
Doch ſchon am nächſten Morgen zum reichen Pankraz tritt,
Er hin mit ſeiner Bitte, allein mit feſtem Schritt.

„Seid mir nicht ungehalten, dem ungeruf'nen Gaſt,
Dieweil mich mein Geſchäfte antreibt zu ſolcher Haſt;
Ich liebe eure Tochter, als rechtlich frommer Mann,
Und wünſchte zur Gefährtin durch's Leben ſie fortan.“

„Auch, denk' ich, fühlt ein Gleiches für mich die fromme Magd,
Es hat mir's eine Thräne in ihrem Aug' geſagt,
Henricus Rumel heiß' ich, bei Sorgloch einſt zur Lehr',
Und drucke ſelbſt nun Bücher und Schriften ſo wie er."

Da blickt der greiſe Pankraz den Werber lange an,
Und ſpricht: „Henricus Rumel, ihr ſeid ſehr wohlgethan,
Von unbeſcholt'nen Sitten, einnehmend von Geſtalt,
Auch, ſagt man, wohl erfahren in Künſten mannigfalt."

„D'rum will ich nicht verweigern euch meines Kindes Hand,
Obgleich es mir ein Kleinod, dagegen Alles Tand,
Und ſetze euch nur eines vorerſt noch als Geding,
Und liebt ihr meine Tochter, ſo däucht's euch wohl gering."

„O redet," ſpricht Henricus, „was könnte das wohl ſein,
Das ich nicht froh erfüllte, damit Brigitte mein?" —
„Wohlan," erwiedert Jener, „ſo laßt von eurer Kunſt,
Um die ihr eitel Sorge erwerbt ſtatt Lohn und Gunſt."

„Zerſchlagt die Druckertafeln, vernichtet eure Schrift,
Die allem Volk verdächtig, als wär's ein tödtend Gift,
Ergreift ein ander Handwerk, und gebt das Drucken auf,
Dann ſind wir Handel einig, hier meine Hand darauf."

Lang' ſteht Henricus Rumel, die Wang' wie Schnee ſo bleich,
Das war aus heit'rem Himmel ein unheilſchwang'rer Streich,
Lang' ſteht er dort, dann rollt es ihm heiß vom Angeſicht:
„Herr Pankraz, dieſes Eine kann ich erfüllen nicht."

„Wohl lieb' ich eure Tochter, wie ſie kein Zweiter liebt,
Doch kann ich ab nicht laſſen von dem was ich geübt,
Und mag mein Herz verbluten in namenloſem Gram,
Der Weiſung muß ich folgen, die mir von Oben kam."

„Buchdrucker muß ich bleiben, ſo will es meine Pflicht,
An der nun Lieb' und Hoffen, und all mein Glück zerbricht,
Doch ſchuld ich dieß dem Meiſter, der mich die Kunſt gelehrt,
Dem Volk, dem ich entſproſſen, dem väterlichen Herd."

„Buchdrucker muß ich bleiben, auf daß im deutſchen Reich,
Das Schöne nun gedeihe, ſo wie in keinem gleich;
Daß durch das Wort entfeſſelt, und frei von langer Haft
Ausgeh' nach allen Zonen des Geiſtes ew'ge Kraft."

„Drum bringt nun eurer Tochter mein letztes Lebewohl,
So wie ich's euch jetzt sage, des inner'n Kummers voll;
Und zürnet nicht der Thräne, die mir noch etwa fließt,
Und sorgt, daß sie vergesse den, der sie nie vergißt."

Erstickt von heißen Thränen Herr Rumel spricht dieß Wort,
Und eilt zerriss'nen Herzens vom reichen Paukraz fort,
Allein wohin er eilet, mit noch so flücht'gem Schritt,
Der Harm ist sein Begleiter, den Gram, den nimmt er mit.

Der folgt ihm allerwegen, der geht mit ihm in's Haus,
Aus seinem Druckerkasten schaut der auf ihn heraus,
Er geht mit ihm nach Nürnberg, wo er von nun an weilt,
Jetzt nur der Kunst noch lebend, die nicht sein Sehnen heilt.

So schwinden Monde, Jahre, der Gram bleibt ihm getreu,
Doch wirkt und schafft der Wackre, ganz sonder Furcht und Scheu,
Wie sehr auch Neid und Mißgunst nach ihm die Krallen kehrt,
Er druckt so wie Johannes von Sorgloch ihn gelehrt.

Schon hat sich grau gefärbet sein Haupt im Lauf der Zeit,
Doch hat sich auch verbreitet sein Ruhm im Lande weit,
Geehret und geachtet ist er von Alt und Jung,
Doch ist sein Glück, sein einz'ges, nur die Erinnerung.

Längst schon ist sie begraben für die sein Herz erglüht,
Doch denkt er oft noch ihrer, mit Trauer im Gemüth,
Und als nach vielen Jahren der Herr auch ihn berief,
Da lispelte: Brigitte, er nochmals, und entschlief.

139.

Paul Cruz zu Nürnberg.

Prätorius Glückstopf. S. 177. Grimm d. S. I., 48.

Zu Nürnberg ist einer gewesen mit Namen Paul Cruz, der eine wunderbare Beschwörung gebraucht hat. In einen gewissen Plan hat er ein neues Tischlein gesetzt, ein weißes Tuch darauf gedeckt, zwei Milchschüßlein darauf gesetzt, ferner zwei Honigschüßlein, zwei Tellerchen und neun Messerchen. Weiter hat er eine schwarze Henne genommen und sie über einer Kohlpfanne zerrissen, so daß das Blut in das Essen hinein-

getropft ist. Hernach hat er davon ein Stück gegen Morgen, das andere gegen Abend geworfen und seine Verschwörung begonnen. Wie dies geschehen, ist er hinter einen grünen Baum gelaufen und hat gesehen, daß zwei Bergmännlein sich aus der Erde hervorgefunden, zu Tisch gesetzt und bei dem kostbaren Rauchwerke, das auch vorhanden gewesen, gleichsam gegessen. Nun hat er ihnen Fragen vorgelegt, worauf sie geantwortet; ja, wenn er das oft gethan, sind die kleinen Geschöpfe so verkraut geworden, daß sie auch zu ihm ins Haus zu Gast gekommen. Hat er nicht recht aufgewartet, so sind sie entweder nicht erschienen oder doch bald wieder verschwunden. Er hat auch endlich ihren König zu Wege gebracht, der dann allein gekommen in einem rothen Scharlachmäntelein, darunter er ein Buch gehabt, das er auf den Tisch geworfen und seinem Banner erlaubt hat, so viel und so lange er wollte drinnen zu lesen. Davon hat sich der Mensch große Weisheit und Geheimnisse eingebildet.

140.

Weißer Geist zu Nürnberg.

Happel. rell. cur. IV., 316. De Vries, de Satan I., 418. J. W. Wolf, deutsche Märchen und Sagen S. 328.

Gegen das Jahr 1672 lebte in Nürnberg ein Goldschmied mit seiner Frau und sechs Kindern. Diese Frau hatte einen Familiargeist, der immer um sie war und ihr vorhersagte, was ihr begegnen würde. Er zeigte sich ihr in Gestalt eines weißgekleideten Kindes, welches eine Sanduhr in der Hand trug. Einmal sprach er zu ihr: „Frau, ihr wäret todt gewesen, hätte nicht ein Sandkörnchen, welches ein Loch in diesem Gläschen gestopft hat, euch geholfen.“ Eine Woche darnach fiel sie in ein gefährliches Fieber, entkam demselben aber glücklich. Auf ein ander Mal warnte er sie, nicht aus dem Hause zu gehen, denn sonst stürze sie sich in große Gefahr. Gern hätte sie diesem Rathe gefolgt, doch drängten ihre häuslichen Geschäfte zu sehr und sie hatte in der That ein großes Unglück.

Bei Nacht sprach sie häufig mit dem Geiste, sang mit ihm sehr schöne andächtige Lieder und Psalmen, was ihr Mann am Tage nie an ihr bemerkte. Einmal bekam sie Lust, den Geist, der gewöhnlich unsichtbar um sie war, zu sehen, und sie bat ihn so lange darum, bis er es ihr

zugestand, doch warnte er sie dabei und sprach, ihre Neugier werde sie zu spät bereuen. Als sie nun einige Tage später in ihrer Kammer etwas zu thun hatte, sah sie an der Mauer, wie im Schatten ein Kind von derselben Gestalt, wie oben vermeldet, welches aber gleich darauf verschwand. Kurz darauf fiel sie in eine schwere Krankheit und — der Geist hatte sie verlassen.

141.

Wie Kaiser Ludwig Pillenreuth errichtet.

Adlzreiter P. II., L. 3., p. 61. Brusch chron. mon. Geam. p. 361. Frankonia. Ansbach 1813, II., 2.

Als Kaiser Ludwig der Bayer sich im Jahre 1345 mit seiner Gemahlin zu Nürnberg befand, befanden sich unter den Hoffräulein der Kaiserin etliche, welche den Beschluß faßten, in's Kloster zu gehen. Also baten sie den Kaiser, ihnen in der Stille des Nürnberger Waldes ein Klösterlein zu erbauen, allwo sie ihr Leben gottselig verbringen könnten. Da ließ sich der Kaiser ein Pferd vorführen und ritt hinaus in den Wald, um einen bequemen Platz für das Klösterlein ausfindig zu machen. Wie er nun so eine Weile im Walde umherritt, hörte er einen überaus schönen Gesang, nach welchem er hinlenkte, und als er dahin gekommen, sah er auf einer Eiche das Bildniß des gekreuzigten Erlösers. Darin erkannte er einen Fingerzeig Gottes, stieg vom Rosse, zeichnete eigenhändig mit dem Beile den Baum und befahl, daß an dieser Stelle das Kloster errichtet würde, welches von dem aufgefundenen Bilde und dem ausgereuteten Hain den Namen Bildenreuth davontrug.

142.

Sankt Hiltegund zu Münchaurach.

Ladisl. Sunthem. monast. Franc. ap. Oefele script. rer. Boic. II., 605. Vita S. Hilteg. ap. Oefele I., 625. ꝛc.

Sankt Hiltegund ward mit sechs Schwestern von ihren Eltern adelig und in Gottesfurcht auferzogen. Als aber ihr Vater und Mutter starben, gelobte sie Gott, Keuschheit ihres Leibes zu bewahren. Hierauf nahm sie

Graf Göswein von Höchſtat, der ihr Freund war, zu ſich und hielt ſie als ſeiner Töchter eine. Da ward Sankt Hiltegund durch Graf Herman von Höchſtat, Pfalzgrafen bei Rhein, an einen bayriſchen Herrn verlobet, der mit großem Volk zu Höchſtat lag. Als nun Graf Herman mit dem Bräutigam gen Aurach kam, das zu der ſelbigen Zeit nur ein Schloß war mit einer Kapelle geweiht St. Peter, ging Sankt Hiltegund früh in die Kapelle, beichtet und empfängt den Fronleichnam unſers Herrn Jeſu Chriſti. Der Bräutigam aber und ſeine Leute aßen und tranken und wollten darnach gen Bayern auf die Hochzeit reiten. Wie das Sankt Hiltegund vernahm, ging ſie abermals in die Kapelle und bat Gott, daß er ſie eh ihren Geiſt aufgeben, als ihre Reinigkeit verlieren laſſe. Da verſchied Sankt Hiltegund vor dem Altar und ihre Seel ward von den Engeln geführt zu den ewigen Freuden. Darnach wollt ſie der Bräutigam todt heim gen Bayern führen, aber Niemand konnte den Leichnam bewegen, alſo ward ſie auf ſelber Statt ehrlich begraben. Nach einiger Zeit erſchien Sankt Hiltegund Graf Hermans Kapellan und vermahnt ihn, daß er dem Grafen ſage, daß er ihren Erbtheil an das Kloſter gebe. Aber dieſer getraute es ihm aus Furcht nicht zu ſagen. Da erſchien Sankt Hiltegund dem Kaplan zum drittenmal und gab ihm ungeſtüm einen Backenſtreich, davon er das Zeichen ſein Lebtag trug. Da ſagte der Kaplan dem Grafen das Wunderwerk, aber der Graf glaubte ihm nicht. Nun ritt Graf Gosweins Sohn, Graf Herman, nach Lamparten zu König Konrad auf den Tag von des römiſchen Reichs wegen. Und als ſie in eine Stadt kamen, da fiel ein Berg über die Stadt, und ward der junge Graf Herman mit vielen andern Menſchen erſchlagen. Als das Graf Göswein hörte, daß ſein Sohn alſo todt war, da baut er das Kloſter und gab all ſein Gut darzu, und verließ mit ſeiner Hausfrau Luitgard Alles, was ſie hatten und kamen in das Kloſter. Hier wohnte der Graf in Gottesfurcht bei den Menſchen, und die Gräfin ließ ſich verſchließen mit fünf Jungfrauen und lebten tugendlich bis an ihr Ende. Dieſe liegen zu Münchaurach im Kapitel begraben.

143.

Das Quackenſchloß.

Von G. Neumann. — Felſenmaſſe im Wieſentthale. Der Name „Quackenſchloß" mag ſich im Munde des Landvolks nach dem Beſtandtheil der Felſen: Rauchwacke, gebildet haben.

Es träuft der letzte Schnee in leichten Waſſertropfen
Vom grünen Tannenzweig, die luſt'gen Vögel klopfen
Die Schnäbel in den Stamm und fliegen auf und ab;
Der Blumen Knospe ſchwillt, und junge Kräuter ſprießen
An grünen Bächen, die im Thale plätſchernd ſchießen,
Dem Lenz zu Dank, der Freiheit gab.

Durch Thal und Berg ſeht ihr den muntern Jäger ſchweben,
Vergeſſend ſelbſt das Wild im friſchen Frühlingsleben,
Da rennt vor ihm ein Hirſch in ſcheuem Sprung vorbei,
Ihm nach! — Thalwärts, bergauf eilt er, die flücht'gen Spuren —
Verfolgend durch's Geheg, durch Wald und Feld und Fluren —
Bald iſt von Hirſch und Weg er frei.

Wohin trug ihn ſo ſchnell das übereilte Jagen?
Hoch ſtemmt ſich mancher Berg, deß Gipfel Wälder tragen,
Die Felſenklippe ſieht ſo kalt und fremd ihn an.
Von allen Klüften nur der eig'nen Worte Schallen,
Auf ſtein'gem Boden nur des bangen Fußtritts Wallen,
Kein Himmelsſtern ſcheint ſeiner Bahn!

Nur irre Lichter ſieht er auf- und nieder tanzen,
Und hohe Felſen rings wie aufgeworf'ne Schanzen
Mit knappem Graſe ſteh'n, das ihre Stirne deckt.
Iſt das der Zauberberg, in dem ſo unermeßlich
Gehäuft die Schätze ſind? — Noch war ihm unvergeßlich
Die Sage, die ſein Träumen weckt.

Und wie er ſinnt und wählt, ſieht er des Berges Spalten
Von Lichterglanz umwebt hell blinken, und Geſtalten
So zahlreich, ſchwarz und klein, flieh'n hüpfend draus hervor,
Sie grüßen nickend ihn, ſie winken und ſie flüſtern
Zu ihm, der näher tritt und nach den Schätzen lüſtern
Schon muthig ſteht am engen Thor.

Durch einen Bogengang von weißem Alabaſter
Begleitet ihn die Schaar, im weitern Gehen faßt er

Sich Muth, daß ihm sein Werk gelingt.
Indeß das Gnomenvolk auf seinen luft'gen Sohlen
Buntscheckig ihn umtanzt in luft'gen Capriolen
Und durch den Gang voraus ihm springt.

Welch' bunter Zauberglanz, welch' farbenreiche Helle!
Mit zagem Herzen hält er an der innern Schwelle,
Komm! — ruft es ihm, indem er staunend sich besinnt.
Sein Fuß tritt Mosaik vom Grüne der Smaragden,
Von Jaspis und Opal, und was aus tiefen Schachten
Noch sonst der Gnomen Fleiß gewann.

Die Decke strahlet von Beryllen und Saphiren,
In deren blauem Spiel Topase sich verlieren;
Von hohen Wänden blitzt der feurige Rubin.
Die Säulen sind Krystall, und ihre Kapitäle
Von lilla Amethyst, — so geh'n die Zaubersäle
In funkelnd weiter Ferne hin.

Da naht ihm von dem Thron, den tragen gold'ne Greife,
Die Feenkönigin, umringt von einem Reife
Der schönsten Elfen, die zu ihrem Dienste steh'n,
Wie der Juwel im Gold des Ringes schön sich malet,
Und aus der Sterne Kreis die holde Venus strahlet,
So hier die herrlichste der Feen.

Von ihrer Stirne blitzt des Diamants Agraffe,
Aus ihrem Augenpaar der Liebesflamme Waffe,
Und durch der Lippen Roth der Zähne Elfenbein.
Sie lächelt hold und spricht mit wundersüßen Lauten,
Die ihrer Liebe Gluth dem Staunenden vertrauten
Und tief in's Herz ihm dringen ein.

Er wird von diesem Schau'n, von diesen Worten trunken,
Es flammen lockend süß des Zauberreiches Funken
Um ihn, ihr Auge winkt, es reizt ihr Blüthenmund.
Verschwieg'ne Bitte spricht nun kühn vom Sang der Elfen,
Es klingt ein schallend Lied, die Gnomen alle helfen,
Und ihn umschlingt des Tanzes Rund.

Und des Gesanges Macht, der Liebe gold'ne Töne,
Die reiche Herrlichkeit, der Königin Jugendschöne
Weckt aller Wünsche Drang im ahnenden Gemüth.
Die heiße Gluth brennt ihm durch Adern und durch Nerven, —
Darf er ein solches Herz, ein solches Glück verwerfen,
Wie's keinem Sterblichen geblüht?

Weh' ihm! — es lockt ihr Bild in des Krystalles Spiegel
So tausendfach ihn an, ihr Brautkuß ist das Siegel
Das ihn in Fesseln schlägt; sein Busen schwillt vor Stolz.
Er schwelgt im höchsten Glück, im seligsten Entzücken,
Er schwört's: es soll mich nichts zur Heimath mehr entrücken,
Zur alten Hütte schlecht von Holz! —

Doch bald ist er am Gold- und Edelsteine-Schimmer,
Am reichsten Glanze satt, er reizt und lockt ihn nimmer;
Manch unerfüllter Wunsch tritt bitter in sein Glück.
Mit längst gewohnter Pracht will neue Sehnsucht streiten,
Er mißt in banger Furcht langweil'ge Ewigkeiten,
Und nie, o nie darf er zurück!

Des Taumelkelches Schaum ist raschen Zugs verflogen,
Um wahre Seligkeit sein Herz so kalt betrogen,
Nun düstert sich sein Blick selbst auf dem gold'nen Thron,
Vom vollen Marmortisch, von der Gelichten Seite,
Von ihrer Elfen Tanz zieht Schwermuth ihn in's Weite;
Doch nie, o nie darf er davon!

„O laß mich noch einmal die Sonne an dem blauen,
Am nächt'gen Himmelszelt die gold'nen Sternlein schauen,
Bei lust'gem Hörnerklang im Wald mich jagen früh;
Und dann im Abendroth umarmen die Geliebte,
Die mit so heiterm Wort mir jeden Schmerz zerstiebte, —
Sie liebt ich — Königin, dich nie!"

Ein lauter Todesschrei entringt sich der Getäuschten;
Indeß die Gnomen all' ihn täppisch roh umkreisten,
Die Elfen jammernd steh'n, rafft er sich wild empor.
Rasch rennet er hinaus, ihn graust der bunte Zauber
Wie Macht der Hölle an, er löst den Bann, denn tauber
Als harter Fels ist nun sein Ohr.

Da schallt ein Donnerschlag dumpf durch der Erde Gründe,
Es kracht im jähen Sturz der Berg, in seine Schlünde
Sinkt tief des Schlosses Pracht mit seinem Strahlenmeer.
Ihn jagt die Angst zur Flucht, es packt ihn kalt im Nacken,
Doch endlich sieht er um — da ragen graue Wacken,
An ihrer Fläche kahl und leer.

Ist dieß der Wände Glanz, sind dieß die stolzen Säulen,
Wo jetzt in finst'rer Nacht ein schauerliches Heulen

In engen Spalten tobt und durch die Höhlung braust?
Es wuchert Farrenkraut am Fels bei braunem Ginster,
Und des Gewölbes Schlund gähnt schauerlich und finster,
Wo Leid' und Zauber einst gehaust.

Der Gnomen Haß verfolgt die Menschen und sie locken
In ihre Nähe sie mit hellen Feuerflocken,
Scharf lauert ihre List auf den, der fürbaß zieht.
Denn in der Zaubernäh' trifft ihn bald Regenschauer,
Bald ein geworf'ner Stein aus sichrer Felsenmauer,
Daß der Erschreckte ängstlich flieht.

144.

Der Streitberger Ende.

J. Heller Muggendorf, S. 208. G. Neumann Erinnerungen an die fränkische Schweiz, S. 93.

Der letzte Herr von Streitberg soll nur einen Sohn gehabt haben; die Kindswärterin trug ihn einmal an einem siedenden Kessel mit Wasser vorbei; das Kind sah hinein, wurde durch seinen eigenen Schatten getäuscht, wollte nach jenem langen, fiel in den Kessel und fand seinen Tod. Kurz darauf kam Streitbergs Frau nieder, gebar aber ein Mädchen; zu gleicher Zeit wurde die Frau eines Webers zu Veilbrunn von einem Knaben entbunden. Der alte Streitberg suchte beide Kinder auszutauschen, doch konnte sich der Weber nicht dazu verstehen. Streitberg hielt sich einstlange zu Bamberg auf, und kehrte des Nachts nach Hause. Auf der Höhe bei Burggrund verfehlte der Kutscher den Weg, und der Wagen mit den vier Pferden stürzte über einen hohen Felsen in das Thal hinab, so daß Alles verloren war. Dieß soll auch die Veranlassung seyn, daß man den Felsen den Todtenstein nennt. Das Ereigniß fällt in's Jahr 1690.

145.

Burggeiſt zu Heilsberg.

Mitgetheilt von Frhr. von Böhnen.

Auf der Burg zu Heilsberg bei Wieſent ſollen vor Zeiten Raubritter ihr Unweſen getrieben, die nahen Dorfbewohner beläſtigt und die vorüberziehenden Handelsleute ausgeplündert haben. Der Geiſt eines der ruchloſeſten dieſer Ritter muß zur Strafe noch heute um Mitternacht in den Ruinen der Burg umgehen. Er kann erſt dann erlöſet werden, wenn eine aus dem Wartthurm entſprießende Tanne ſo groß wird, daß man von ihr Bretter zu dieſer Wiege ſägen kann. In dieſe Wiege wird ein Knabe gelegt, der muß ſich dem geiſtlichen Stande weihen und als neugeweihter Prieſter den Burggeiſt mit ſeinem Gebete erlöſen.

146.

Das Kreuz.

Von Franz Schmidt. — Sage der Gegend von Ebermannſtadt in Oberfr. — Bieme, Bamberg 1837, S. 158.

Im Schweizerland der Franken trägt eine Felſenwand
Ein Kreuz von ſchlichtem Holze, wie's graue Zeit ſchon ſtand.
Hat wohl das Kreuz erhöhet die Trauer, war's der Dank?
Es denken Chriſti Opfer die Herzen froh und krank.
Von einem Sterbebette eilt einſt ein Prieſter ſpät,
Dem Sturm voran zu ſchreiten, der auf am Himmel ſteht,
Es ſtellt dem kühnſten Läufer im Gang der Sturm ſich gleich,
Es ſtand ereilt der Pfarrer bald in der Nächte Reich.
Des Prieſters Silberlocken durchfurcht des Regens Guß,
Und vor dem Abgrund taſtet des Greiſes ſchwanker Fuß.
Da ſendet Gott zur Leuchte den allgewalt'gen Blitz,
Daß rückwärts tritt der Prieſter vom grauſen Felſenritz,
Und auf den Knieen betet: „Herr, deiner Rache Gluth
Verwandelſt du in Lämplein zu deiner Wand'rer Hut.“
Da, wo das Kreuz ſich hebet, erſchien das Rettungslicht
Uns Allen recht zum Zeichen: Gott läßt die Seinen nicht!

147.

Der goldene Fuchs zu Rothenbühl.

Rothenbühl Weiler Ldg. Ebermannstadt in Mittelfranken. — Bat. Mag. Erlangen 1837, S. 374. J. Heller Muggendorf, S. 167.

Das Sprüchwort sagt: Mancher sucht sein Glück in der Ferne, das er doch ganz in der Nähe hätte. Dieß traf einst buchstäblich bei dem Manne ein, aus dessen Leben wir nachfolgende Geschichte erzählen wollen. Von Streitberg nach Ebermannstadt ziehen sich angenehme und fruchtbare Wiesengründe, bewässert durch Schöpfräder aus der nahen Wiesent. Links im Thale, nicht ferne von Ebermannstadt, erhebt sich der stattliche Weiler Rothenbühl. Vor langen, langen Jahren stand hier ein verfallenes Kapellchen und daneben die ärmliche Hütte eines Landmanns, der sich kümmerlich im Schweiße seines Angesichtes mit seinem zahlreichen Kinderhäuflein ernährte. Aber Gottesfurcht wohnte in der ärmlichen Hütte und täglich wurden in ihr betende Hände zum Geber aller Gaben empor gehoben, daß der den nöthigen Unterhalt verleihen und auch für die heranwachsenden Kleinen sorgen wolle. Und Gott erhörte dieses Bitten in reichster Fülle.

Einst als der bekümmerte Hausvater nach des Tages Last und Hitze der Ruhe pflegte, hatte er einen gar sonderbaren Traum. Denn es erschien ihm eine Gestalt, ernst und ehrwürdig, die gebot ihm und sprach: „Mache dich auf und reise nach Regensburg, und wenn du dort angekommen, so gehe auf die große Brücke, daselbst wirst du Glück und Wohlstand finden."

Und als der Mann erwachte, erzählte er der treuen Hausfrau seinen Traum und beide lächelten darüber. Aber in der nächsten Nacht kam die Gestalt wieder; da ward der Hausvater ernster und nachdenklicher, denn die Geschichte ging ihm im Kopfe herum.

Die sorgliche Frau jedoch wendete ein, daß es denn doch zu gewagt sei, auf einen bloßen Traum hin eine so weite Reise zu machen.

Und siehe, in der dritten Nacht kam die Gestalt noch einmal, ermahnte den Mann nachdrücklich, daß er sein Glück ja nicht versäumen solle, und bezeichnete ihm den Tag, an dem er auf der Brücke zu Regensburg sich einfinden solle. Nun half nichts mehr. „Weib!" sagte er, „ich muß dem dreimaligen Wink des Himmels folgen, packe mir mein Ränzchen zur Reise." Und die Frau selbst war jetzt leicht überzeugt, daß man solchem Ruf zu folgen nicht versäumen dürfe. So wanderte also der Mann am

frühen Morgen gen Regensburg und nach mehreren Tagen mühseligen Marsches gelangte er endlich dahin, und stand am bestimmten Tage schon mit Sonnenaufgang auf der ihm im Traum bezeichneten Stelle der Donaubrücke. Reiter und Wagen und Fußgänger zogen hier von Stund zu Stunde in buntem Gedränge an ihm vorüber, eilig ihren Geschäften nachgehend.

Und obgleich unser Reisender Jeden betrachtete, weil er meinte, von diesem oder jenem müsse das Glück ihm angeboten werden, so kümmerte sich doch Niemand um ihn und vergebens harrend und verlassen sah unser Wanderer in ängstlicher Stimmung, der Erfüllung seines Traumes entgegen.

Die Sonne brannte heiß auf die Brücke, kein Schatten bot sich dar, und so gerne der Mann sich dieser unbequemen Stellung entzogen hätte, so getraute er sich doch nicht fortzugehen, aus Furcht, sein Glück zu versäumen, denn die Erscheinung hatt' es ihm ja so bestimmt verkündet. Es wurde Mittag. Unser Bauersmann hielt sein Mittagsmahl aus der Tasche auf der Brücke und die Hoffnung würzte ihm die einfache Kost, daß es ihm besser schmeckte, als wenn er bei einer reichen Tafel gesessen. Mancher guckte ihn darüber an; da glaubte der Bauer immer, der wird es wohl sein. Doch drehten sie alle den Kopf und gingen ihren Weg weiter.

So ging es nun den Nachmittag hindurch, die Schatten wurden länger, der Abend kam heran; die Glocke des nahen Doms tönte zum Abendgebet. Da wurde der Reisende betrübt über sein hoffnungsloses Warten, und zog sein Käpplein ab, betete und empfahl dem Vater in der Höhe sein Schicksal, sein Weib und seine Kinder in der fernen Heimath. „Ich will ja gern arm bleiben," sagte er, „wenn es so über mich beschlossen ist, hilf nur mir und den Meinigen überall durch, bewahre mir Zufriedenheit und ein gottesfürchtiges Herz."

Auf solches Gebet ward dem armen Mann leicht und froh um's Herz. Und er schickte sich an, seinen bisher so standhaft behaupteten Platz zu verlassen, um in der Herberge eine Unterkunft für die Nacht zu suchen. Da kommt ein Bürgersmann vorüber, der bleibt verwundert vor ihm stehen, und redet ihn also an: „Ei, guter Mann! schon zum drittenmale bin ich heute vorübergegangen und immer seh' ich dich hier stehen. Was erwartest du denn hier?" Bei solcher Anrede geht dem Begrüßten das Herz auf und er erzählt dem Fragenden seinen Traum und den Kummer über die bisherige Täuschung. Der Bürgersmann aber lacht und spricht:

„Wer wird aber auch auf einen Traum gehen; Träume ſind Fäume! Wenn einer auf Träume achten und ihnen zu Gefallen gar weite Reiſen machen wollte, der hätte fürwahr viel zu thun! Träumte mir nicht auch geſtern: an einem Orte, genannt Rothenbühl, ſteht eine verfallene Kapelle; dort unter dem Platz, wo ehemals der Altar geſtanden, liegt ein goldener Fuchs begraben. Wie, wenn ich nun drauf achten wollte? Weiß ich doch nicht einmal, ob es nur ein Rothenbühl auf Erden gibt und ein goldener Fuchs — wo ſollte der herkommen? Darum rathe ich dir, gutes Bäuerlein! gehe du morgen wieder nach Hauſe, und hebe lieber meinen goldenen Fuchs in Rothenbühl, den ich dir gern überlaſſe, anſtatt daß du auf der Brücke hier auf einen Schatz warteſt!“ Unſer Bauersmann, der bisher das Maul verwundert aufgeſperrt, ließ ſich das auch nicht zweimal ſagen.

Gar ſchön bedankte er ſich bei dem Bürger, nahm freundlichen Abſchied von ihm, ſchlief die Nacht hindurch vor lauter Begierde nur wenig und der erſte Strahl der Sonne fand ihn ſchon weit weg von Regensburg. Raſtlos wanderte er fort und fort und kam glücklich heim zu den Seinen. Erſtaunt empfingen die den mit froher Miene eintretenden Hausvater, der ſich kaum Zeit nahm, ihre Frage zu beantworten, ſondern ſogleich Schaufel und Hacke ergriff und an dem bezeichneten Ort zu graben anfing. Und nicht lange, ſo glänzte ihm etwas Goldenes entgegen und das war wirklich ein ſchwer in Gold gearbeiteter Fuchs. Von ſeinem Staunen wollen wir nichts weiter erzählen, ſondern nur noch beifügen, daß er einen Theil des reichen Fundes dem Landesherrn überlieferte, aber das, was er behielt, war immer noch genug, daß er ſich bald ein neues, ſtattliches Wohnhaus erbauen, die umliegenden Felder und Wieſen ankaufen und ſeine Tage in Ruhe und Frieden durchleben konnte.

148.

Die Rieſenburg.

Von G. Neumann. — Die Rieſenburg bei Engelhardsberg unweit Muggendorf in Oberfr.

Es liegt des Sommertages Gluth
Schwer auf dem ſtillen engen Thal,
Und Alles ſucht des Schattens Hut
Vor glüh'nder Sonne Stich und Strahl.

Des Berges Inn'res thut ſich auf,
Wo Felſenmaſſen ragend ſtehn,
Und über Steinesſtufen auf
Erklimm' ich dieſe kühlen Höh'n.

Hier weht der Vorzeit Geiſt mich an,
Der rieſige Gedanken zeugt,
Indeß was unten liegt im Plan
Dem ſchwindelhohen Blick entfleucht.

Hier haben Rieſen einſt gehauſt,
Die Felſenburg ſich aufgethürmt,
Die nie der Welt Geräuſch umbrauſt,
Die jetzt den müden Wand'rer ſchirmt.

Aus dem vielzackigen Gekläft,
An dem das Echo donnernd kracht
Leſ' ich geheime Zauberſchrift,
Die Schauer alter Märchenpracht.

Zwei Brüder lebten einig lang
Von Raub und Mord, ſie trafen gut
Und machten rings der Gegend bang,
Denn Mancher lag in ſeinem Blut.

Was fern kam, hat ihr Blick erſpäht
Vom nahgeleg'nen Adlerſtein,
Der hoch auf freier Fläche ſteht,
Und ſchauet weit in's Land hinein.

Aus des Verſteckes offnem Rund
Entſenden ſie den Todespfeil;
Sie ſchonen Keinen, tief im Grund
Hemmt ihr Geſchoß des Wand'rers Eil.

Doch Keiner wagt's, das Räuberpaar
Zu ſtören in dem wüſten Raub;
Der Berg iſt nicht erkletterbar,
Sie ſind für alle Bitten taub.

In ihrer Höhlen tiefer Wand
Birgt ihre Gier der Schätze Hauf'.
Mit Felſen ſchließt die Rieſenhand
Die Oeffnung immer zu und auf.

Doch endlich, da ſie lange Zeit
In ihrer Burg vereint gelebt,
Sind ſie ob einem Raub entzweit,
Den zu beſitzen jeder ſtrebt.

Und da der Eine einſt entwich,
Will ihn der Bruder ſchließen aus,
Verrammelt rings zum Schutze ſich
Mit Stein und Fels das Rieſenhaus.

Der Andre kommt, ſtürmt wild empor
Laut fluchend, als der droben nimmt
Den ſchwerſten Stein zur Wehr hervor,
Den treffend, der raſch vorwärts klimmt.

Er fällt. — Doch rüttelt ſeine Fauſt
Im jähen Sturz die Felſen all',
Daß auf das Haupt des Feindes brauſt
Der Steine raſcher Niederfall.

Und Beide geh'n in Einer Stund
Zum Tod, der endigt ihren Zwiſt:
Der Rieſen Bild im Stein thut kund,
Was einſtmals hier geſchehen iſt.

Noch ſteht die Rieſenburg ſo kühn
Und trotzt der Zeit Vernichtungszahn,
Die ihrem grauen Stein mit Grün
Das ſchönſte Kleid hat umgethan.

Der Finken luſtig Lied erſchallt
Jetzt in der unbewohnten Burg,
Es zieht den dunkeln Tannenwald
Ein holder Friede ſich hindurch.

149.

Epple*) von Geilingen.

Altes Volkslied. Uhland deutſche Volksl. I., 341. M. Ph. Körner, hiſtor. Volksl. S. 195. — Eppelein von Gailingen oder Gailenreuth, Nürnbergs unverſöhnlicher Feind, wurde 1381 zu Neumarkt gerädert. Waldau's verm. Beitr. zur Geſch. d. Stadt Nürnberg I., 221. J. Heller Muggendorf, S. 48. Joh. ab Indagine Beſchr. d. Stadt Nürnberg, S. 511. Grimm d. S. I., 199, woſelbſt die Literatur. — Burg Gailenreuth im Wieſentthale in Oberfranken.

1.

Es was ein friſch freier reutersman,
der Epple von Geilingen iſt ers genant.

Er reit zu Nürnberg auß und ein,
iſt der von Nürnberg abgſagter feind.

Er reit zu Nürnberg fürs ſchmids haus:
hör, lieber ſchmid, trit zu mir herauß!

Hör, lieber ſchmid, nu laß dir ſagen:
du ſolt mir meim roß vier eiſen aufſchlagen!

Beſchlag mirs wol und beſchlag mirs eben!
ich will dir ein guten lon drumb geben.

Da greift er in die taſchen ſein,
gab im vil der roten gülden fein.

Schmid, du ſolt nit vil davon ſagen!
dein herren müßen mirs wol bezalen.

Er reit wol für das wechſelhaus,
nam in ir ſilberins vogelhaus.

Er reit wol auf den Geiersperg
und machet in ir vogelhaus lär.

Sie ſchickten im ein boten hinnach
wo Eppele wolt ligen die nacht?

Hör, lieber bot! ſo ich dich muß fragen:
was hörſt du vom Epple von Geilingen ſagen?

Das magſt wol für ein warheit jehen:
du habſt in mit dein augen gſehen.

Da reit er unter das Frawentor,
da hieng ein par reuterſtifel vor.

Torwechter, lieber torwechter mein!
wes mag diß par reuterſtifel ſein?

Sie ſeind eins freien reutersman,
Epple von Geilingen iſt ers genant.

Er nam die ſtifel auf ſein gaul
und ſchlugs dem torwechter umb das maul.

Se hin, torwechter! da haſt du dein lon,
das zeig dein herren von Nürnberg an!

Der torwechter was ein behender man,
ſagts ſeinen herrn und der gmeinde an.

Sie ſchickten ſibenzig reuter on gfär:
wo der Epple hin kommen wär?

Söldner! eur gfangner will ich nit ſein,
eur ſeind ſibenzig, ich nur allein.

Si triben in auf ein hohen ſtein,
der Epple von Geilingen ſprangt in den Main.

Ir ſöldner! ir ſeind nit eren wert,
eur keiner hat ein gut reuterpfert.

---

*) Eppelein, urkundlich ſtets Ecklein. S. Dorfmüller, Archiv f. G. u. A. in Oberfr. II., 63.

Wie bald er ſich auß dem ſattel ſchwang!
und zog im ſelbs das par ſtifel an.

Da reit er über ein awen, was grün,
begegnet im ein kaufman, der baucht ſich kün.

Hör, lieber kaufman, laß dir ſagen!
wir wöln einander umb diaſchen ſchlagen.

Der kaufman was ein bhender man,
er gurt dem Epple ſein taſchen an.

Des kaufman er gar wol vernam,
ein beurin im auf der ſtraßen bekam.

Die beurin er fraget auf der ſtet:
was man vom Eppele ſagen tet?

Die beurin im ein anwurt gab:
der Eppele wär ein naſſer knab.

So ſag mir, liebe beurin ſchon!
was hat dir Eppele leids geton?

Epple von Geiling ſich bald bedacht,
wie bald er da ein feur aufmacht!

Er nam das ſchmalz und macht es warm,
ſtieß ir die hend drein biß an die arm.

Se hin! da haſt du den rechten lon,
und ſag: der Eppele hab dirs geton!

Er ſchickt ſein knecht gen Farnbach hinab:
man ſolt im bereiten ein gutes mal.

Da kam der Epple von Geilingen ein,
da bot im der wirt ein külen wein.

Der Eppele lugt zum fenſter hinauß,
da ſchus man im vil wägen fürs haus.

Lieber wirt, tu mir die türen auf
und laß mich ſprengen über auß!

Da ſprangt er über acht wägen auß,
am neunten gab er den gibel auf.

So ligt mein muter am Rein, iſt tot
darumb muß ich leiden große not.

Da zog er auß ſein gutes ſchwert,
erſtach damit ſein reiſig pfert.

Eppele! hetſt du das nit geton
beim leben wollten wir dich lon.

Den Eppele von Geilingen namens an,
brachten gen Nürnberg den gefangnen man.

Und fürten in auf den rabenſtein,
man legt im den kopf zwiſchen die bein.

150.

Eppelin von Gailingen.

2.

Von B. B. Strauch.

In's Thal der Wieſent ſchaut kühn und feſt
Ein Schloß von felſigem Rande,
Dieß war einſt Epplins von Gailingen Neſt,
Berüchtigt im fränkiſchen Lande,

Und noch heut zu Tag'
Erzählet die Sag'
Von Epplins Schwänken und Kniffen
Und ſeinen verteufelten Piffen.

Er war ein gar trotziger, wilder Kumpan,
Mocht' keinem der Nachbarn gefallen,
Was war in der Gegend wo immer zu ſah'n,
Schnell war es in Epplins Krallen,
Und flink wie die Well',
Wie der Blitz ſo ſchnell,
War er hier und dort und zu Hauſe,
Und ſchwelgt beim geſtohlenen Schmauſe.

Dieß ging wohl mit richtigen Dingen nicht zu,
Sonſt hätte man längſt ihn gezwungen,
Doch wenn man ihn angriff, da war er im Nu
Von vierzehn Geſellen umrungen;
Drum war auch im Land
Die Sage bekannt:
Der Epplin von Gailing und Dramaus,
Der reit' allemal zu vierzehn aus.

Einsmals der Ritter an's Freien ging,
Er liebte die ſchöne Mathilde,
Der Knapp' ihm die ſtattliche Wehr umhing,
Und ſchmückt ihn mit blinkendem Schilde;
Sein kühner Blick
Gab bei Schönen ihm Glück,
Er hatte ſich nimmer betrogen,
Mathilde war ihm gewogen.

Und er ging zum Vater mit keckem Sinn,
Die Tochter zum Weibe begehrend.
Nie wird meine Tochter Euch Gaudieb Gewinn!
Sprach der Burgherr von Nürnberg verwehrend;
Euch gebühret ein Strick
Um's freche Genick,
Flugs packt Euch aus unſeren Mauern,
Sonſt werdet zu ſpät ihr's bedauern.

Und der Ritter zieht ab mit der langen Naſ'
Und macht ſich behend aus dem Staube,
„Ha! wart' nur du Alter, dir nehm' ich den Spaß,
Der Geier holt dennoch die Taube."

Und ſein zärtlich Wort
Find't ein gutes Ort,
Sie folgt dem verkleideten Knappen,
Der ſie holt mit geſatteltem Rappen.

Dieß macht nun die Nürnberger Herren gar wild,
Sie können's nicht länger ertragen,
Sie ziehen hinaus mit Lanze und Schild,
Den Dieb auf die Finger zu ſchlagen,
Und gefangen im Streit
Kriegt Eppelin Zeit,
Im tiefſten Verließe beſcheiden
Zum Galgen ſich vorzubereiten.

Schon iſt zum Tode die Stunde bereit',
Doch Epplin ſollte noch nützen;
Sein Rößlein gar flink und gar tüchtig im Streit,
Mocht' gerne der Burgherr beſitzen.
Doch das Roß trägt den Herrn
Und ſonſt Niemanden gern,
Drum ſollt' es erſt Epplin beſteigen,
Dem Burgherrn die Führung zu zeigen.

Man bringt ihn zum Walle, er ſchwingt ſich auf's Roß
Und tummelt's in mächtigen Kreiſen,
Und lenkt es ſo zierlich, daß Ritter und Roß
Hoch Gaul und Reiter wohl preiſen;
Da kocht ihm das Blut,
Es durchblitzt ihn der Muth,
Und im Nu iſt die Rettung gelungen,
Der Graben der Burg überſprungen.

Nun lachet ſich Epplin die Haut erſt recht voll,
Den Nürnberger Herren zum Spotte,
Und treibt er ſein Weſen erſt ernſtlich und toll
Mit ſeiner verwegenen Rotte.
Kein Eimerchen Wein
Kam nach Nürnberg hinein
Vom Leiſten und Stein und Randsacker,
Den er nicht gezehntet, der Racker!

Die Nürnberger Herren, die ſtehen und ſchau'n:
„Ha, das iſt des Teufels Genoſſe!"
Doch eh' ſie dem eigenen Auge noch trau'n,
Iſt längſt er ſtaubaus mit dem Roſſe.

Und von der Stund
Iſt das Sprüchwort kund:
In Nürnberg wird keiner gehangen,
Es ſei denn er wäre gefangen.

151.

Eppelein von Gailingen.

3.

Von Georg Neumann.

Was brauſt mit Staubgewölke herab in's enge Thal?
Voran ein hoher Ritter in rauhen Panzers Stahl,
Sein Blick ſo ſiegesmuthig, die Schaar ſo keck und kühn,
Als wollten ſie zur Schlacht nicht, nur zum Bankette zieh'n.

Der Tag iſt heiß und ſchwüle, es lechzet Mann und Roß;
Noch iſt es Zeit zum Fange, die Schenke winkt dem Troß;
Es lohnt ſich zu verweilen, dann gilt's dem Waarenzug,
Von welchem ein Verräther die falſche Kunde trug.

Der Ritter, ſommermüde, ſchläft in der Schenke Gemach,
Der ausgeſandte Späher macht ihn wohl zeitig wach.
Doch hat am hellen Tage umſponnen ihn Verrath,
Schon ruft, da er noch ſchlummert, blutfordernd raſche That.

„Hie Eppelein!“ — „Hie Nürnberg!“ — erklingt das Feldgeſchrei,
Trompetenſtoß, Schwertklirren ruft jeden Mann herbei.
Ha! das iſt nicht die Beute, das iſt der Reichsſtadt Heer,
Heran ſtürmt ihr Geſchwader, wie Windsbraut über's Meer.

Der Ritter greift die Waffen. Hei! wie ſein ſtarker Arm
Gleich einem Blitzſtrahl ſchmettert auf dichten Söldnerſchwarm,
Die Seinen zittern nimmer, ſo lang ſein Zuruf klingt,
Und wallend hoch zu Roſſe ſein rother Helmbuſch winkt.

Wild raſſeln Schild und Kolbe, das Schwert nach Blute lechzt,
Daß unter ſeinen Streichen der Feinde mancher ächzt;
Bezeichnet iſt am Boden mit Blut ein jeder Schritt,
Da ſinkt mit jedem Städter ein Gailinger auch mit.

Und ob auch Zornesflammen von Eppleín's Augen sprüh'n,
Und heiß, sich durchzuhauen, die Eisenarme glüh'n,
Die Feinde, übermächtig, steh'n um ihn dicht geballt,
Der Speere scharfe Spitzen gebieten höhnisch: Halt!

O weh! wo sind die Treuen? — Was Flucht nicht trieb voraus,
Das haucht in Todesröcheln die Räuberseele aus.
Die Städter schlugen tapfer; nun muß Herr Eppelein,
Gefangen und gebunden, auch ihr Triumphzug sein.

Auf einem dürren Klepper nimmt ihn der ganze Troß
Entwaffnet in die Mitte und hinter ihm sein Roß.
Im Fluge geht's zur Reichsstadt, es freu'n sich Alle jetzt
Des Preises, den die Rathsherrn auf seinen Kopf gesetzt.

In's enge Thurmgefängniß sogleich der Ritter kam,
Dieweil der Bürgermeister vom Fange Kunde nahm.
„Der Vogel sitzt im Garne, nun wohl, ich will ihn seh'n,
Ich eile gleich zum Thurme, laßt ihn heruntergeh'n!"

„Willkommen, edler Ritter! Ihr seid nun Nürnbergs Gast,
Gönnt euch von schweren Thaten die ungewohnte Rast:
Ihr nahmt mir meine Tochter, ich nehme ihr jetzt euch,
Weil ihr wollt euern Adel dem meinen machen gleich."

„Ihr habt der Stadt gesendet manch' stolzen Fehdebrief,
Der sie mit einem Räuber zu schlechtem Kampfe rief;
Doch gönnt euch meine Gnade ein besseres Quartier,
Will's Gott, so sollt ihr bleiben die längste Zeit allhier."

„„Habt Dank für eure Güte,"" entgegnet jener kalt,
„„Ihr seid an Spott ein Jüngling, wenn auch an Jahren alt.
Daß ihr mich habt erreichet, half List euch mehr als Kraft,
Im gleichen Waffentanze hätt' ich mich euch entrafft.""

Und hin zu seinem Rosse ging er mit stolzem Gang,
Das dem gewohnten Helden das Haupt entgegenschwang;
Hell sprühen seine Augen, die Mähne flattert hoch,
Es scharret wild im Boden, daß weit der Sand entflog.

„Ihr seid ein kühner Reiter," sprach drauf der Herr von Stark,
„Wer solchen Hengst besteiget, darf sein nicht schwach von Mark;
Von uns blieb Keiner oben, so reitet ihn mir vor,
Ihr werdet nicht entrinnen, verschlossen ist das Thor."

Der Alte löst die Zügel. Keck schwingt der Held sich auf,
Es dreht sich schnell im Kreise der Hengst zu schnellem Lauf;
Hoch wirft es seinen Nacken und freut sich seiner Last,
Und rasch hat auch der Reiter den feinsten Plan erfaßt.

In immer weitern Bogen spornt er das edle Roß,
Daß weit zurück sich wendet der gaffenden Knechte Troß.
Der Alte freut sich weidlich; Eins scheut hier Roß und Held,
Er denkt an die Gestalten der fabelhaften Welt.

Der Reiter nimmt die Länge des Hofes fest in's Aug',
Er scheint sich zu gefallen in edler Reitkunst Brauch.
Doch späht verborg'nen Blickes er über des Grabens Rand,
Sein Herz sehnt rachedurstig sich nach dem freien Land.

Er wagt's! des Thieres Sehnen darf er gewiß vertrau'n,
Auf seiner Hufe Fliegen den Plan der Freiheit bau'n;
Jetzt rasch im wilden Sprunge zur Mauer mit Gewalt
Sprengt er und über den Graben, daß Huf und Stein erschallt.

„Soll's gelten Tod und Leben, so gelt' es dir und mir!"
Es flog wie durch die Lüfte ein Pfeil das edle Thier,
Und glücklich hat er jenseits des Grabens Rand erreicht,
Als den erstaunten Bürgern der Schreck die Wange bleicht.

„Der Teufel sitzt im Rappen!" — ruft die verblüffte Schaar,
Kaum weiß der Bürgermeister, wie's recht geschehen war.
„Bei Gott! der ist entronnen selbst bei verschloss'nem Thor,
Rasch auf zu Roß, ob einer dem Flüchtling kommt zuvor."

„Der Rath wird schwer den lohnen, der ihn, wenn todt auch, fängt" —
Und Alles rasch auf Pferden zum Thor hinaus sich drängt.
Wie Donner hallt die Brücke, die Rosse fliegen wild,
Es jagt die Schaar zerstreuet in's niedere Gefild.

Der Ritter hört der Rosse und Reisigen Geklirr,
Ihr Fluchgeschrei umtobet ihn rechts und links so wirr.
Ihm fehlet Schild und Lanze, die Faust vermißt das Schwert,
Nur durch des Renners Eile ist Rettung ihm beschert.

Er rast mit Windesflügeln den wohlbekannten Pfad,
Nichts hemmt den kühnen Flüchtling, des Rosses Sprung schafft Rath;
Doch scheint es zu ermatten, es stöhnt in Staub und Schweiß,
Den Ritter packt's mit Grausen, das Blut wird ihm so heiß.

„Greif aus, mein Rapp', mein Retter! — greif aus zum letzten Ritt,
Laß mich nicht elend ſterben, der Ruhm mit dir erſtritt,
O hauche nicht dein Leben vor meiner Grenze aus! —
Dort ragen meine Thürme, Glück auf, wir ſind zu Haus!"

Und vor der letzten Brücke, mit Schweiß und Blut bedeckt,
Das Roß todtmatt im Graſe die ſtarken Glieder ſtreckt;
Doch oben grüßt den Ritter ſein ſich'res Gailenreuth,
Man kennt ihn, lautes Jauchzen ihm Gruß entgegenbeut.

Iſt es der todt Geglaubte, der längſt geſuchte Held? —
Wie an der Mühle Steinbank er keuchend niederfällt,
Vermag er kaum zu ſprechen: „Sorgt nur für meinen Hengſt,
Denn wär' er nicht geweſen, ich wär' geſtorben längſt."

Das Roß hebt Kopf und Augen zu ſeinem Herren auf,
Der trauernd denkt, hier endet das Thier den letzten Lauf;
Die Nüſtern ſchnauben matter. — „Hab' Dank," ſpricht Eppelein,
„Mein Retter, du ſollſt ruhmvoll allhier begraben ſein."

152.

Eppelins Roß.

S. v. Heeringen, Franken S. 126.

Eine ſchöne, adelig gekleidete Frau mit drei Knaben, die ſie umſprangen, und einem Mägdlein, welches ſie an der Hand führte, kam den Burgpfad herab und ſetzte ſich auf die Bank vor der Sachſenmühle. Aber ſo ſchön ſie war, tiefer Kummer wohnte in ihrem Antlitz und Thränen rieſelten, wie ſie da ſaß, über ihre Wangen. „Springt nur," ſagte ſie zu den Knaben, „ihr ſeid doch arme Waiſen. Euer Vater wird nimmer zurückkehren aus der Haft, denn den Tod hat ihm die Reichsſtadt geſchworen. Ach, vielleicht lebt er ſchon nicht mehr, denn ſie machen gar kurzen Prozeß da drinnen gegen gefangene Ritter." Und kaum hatte ſie das Wort geſprochen, als aus dem Dickicht ein Mann hervorbrach, athemlos und mit verſtörten Zügen. Sein eilender Gang war nach der Mühle gerichtet, an deren kleines Fenſter er heftig klopfte. „Brod!" rief er der Müllerin

entgegen, welche erſchrocken herausſah, „Brod und Wein! und Linnen zum Verband! Geſchwind, Weib! eilet euch, es iſt kein Augenblick zu verlieren.“ Da ſchrie die Burgfrau von Gailenreuth laut auf und ſtürzte auf den Mann zu, umfing ihn mit ihren Armen. „Eppelin! Eppelin!“ war der einzige Laut, den ſie hervorbringen konnte. Und die Knaben eilten herbei und ſprangen laut jubelnd an dem Vater empor und das zarte Mägdlein ſchmiegte ſich an ſeine Knie. Er aber ſtarrte Alle an und drängte ſie zurück. Das Brod und den Weinſchoppen, welches beides die Müllerin aus dem Fenſter hielt, riß er an ſich und ein weißes, feines Tüchlein, womit die Burgfrau ihre Thränen getrocknet hatte, und ihren Schleier noch dazu, und rannte damit in das Dickicht zurück. Aber Frau Hedwig, die den Gatten nur zu wohl erkannt hatte, folgte mit ihren Kindern jählings nach. Und da wo das Gebüſch ſich nach dem Wege öffnete, hart am Rande des Waldes, ſahen ſie den Ritter zu einem Gegenſtand hineilen, der am Boden lag. Es war ein Roß. Er warf ſich neben ihm auf die Knie nieder, benetzte ſeine mattſchnaubenden Nüſtern mit Wein und ſteckte ihm Brod, das gleichfalls damit befeuchtet war, zwiſchen die Zähne. Dann zerriß er den Schleier und das Tuch, tauchte ſie in den nahen Fluß und ſchlang ſie um die blutenden Beine des Gaules, während er ihm zuweilen die Seiten und den Hals klopfte. Staunend ſahen ſolches Frau Hedwig und ihre Kinder mit an. Sie erkannten jetzt wohl das braune Streitroß des Gatten, des Vaters; aber faſt war es ſchwer zu erkennen, Blut und Schaum bedeckte es und ohnmächtig ſtreckte es ſeine ſtarken und ſchönen Glieder. „Eppelin! Eppelin!“ rief jetzt Frau Hedwig noch einmal, „du ſiehſt dein Weib und deine Kinder nicht vor dem Roſſe und haſt uns zurückgeſtoßen ſeinetwegen. Verwundet iſt es, wie es ſcheint, es gibt ja der Roſſe mehr, ſollte man glauben.“ Da wandte ſich Eppelin um und umarmte ſein Weib. „Nur keines mehr wie dieſes,“ erwiederte er auf ihren liebenden Vorwurf. „Weib! Kinder! geht hin, liebkoſet das Roß in ſeinen letzten Zügen, denn ihm verdankt ihr, daß ihr mich wieder ſehet. Ueber den Burggraben der Nürnberger Veſte hat es mich getragen.“ Und ſie thaten, wie er gebot. Mit zarten Händen ſtreichelten ſie das treue Thier und thaten ihm wohl und ſuchten ſein fliehendes Leben zu halten, aber der Sprung war zu gewaltig geweſen, und hatte ſeine Sehnen zerriſſen. Nur bis hieher noch reichte ſeine Kraft, den Herrn im flüchtigen Laufe zu tragen, jetzt war ſie erſchöpft. Noch einmal wieherte das Roß aus tiefer Lunge auf, noch einmal wandte es

den Kopf nach ſeinem Herrn und wieder von ihm ab, dann brach es im Todeskampfe. Eppelin von Gailingen ließ an der Stelle, wo das treue Thier ſtarb, einen Stein errichten.

153.

Die Miſtelgauer.

Miſtelgau Dorf, Ldg. Baireuth — A. C. Cammerer Naturwunder S. 129.

Von den Bewohnern der Umgegend werden die Miſtelgauer ſpottweiſe Hummeln geheißen. Von dem Herkommen dieſes Namens geht folgende Sage. Einmal ſchickten die Miſtelgauer einen aus ihrer Mitte nach Nürnberg, um daſelbſt ſchönes Wetter zu kaufen. Man gab ihm zu Nürnberg eine Schachtel mit, mit dem Auftrage, ſie nicht zu öffnen. Doch war der Menſch neugierig und öffnete die Schachtel. Da ſummte eine Hummel heraus und freute ſich des Lebens. Jener aber lief ihr nach und ſchrie beſtändig: „Hummel, Hummel, nach Miſtelgau!“

154.

Die Wunderquelle bei Weidenberg.

Erzählt von K. Leupfer in B. Görwitz Sagenſchatz v. Oberfr. S. 58.

Die Wunderquelle des Heilsbrunnens unweit der Ruine des Pfeifer-ſchloſſes bei Weidenberg, wurde im Jahre 1660 von einer Frau mit Namen Agnes Herrmann, aus dem Filialdorf Warmenſteinach, entdeckt. Dieſe litt ſeit einiger Zeit an einem kranken Arm, der ihr unſägliche Schmerzen verurſachte.

Oft geſchieht es, daß man in verzweifelten Lagen Hoffnung und Heil in Unmöglichkeiten und fabelhaften Fügungen ſucht — ſo auch die arme Frau. Als ſie nämlich am fürchterlichſten litt, ſagte ſie zu ihrem kaum ſechsjährigen Söhnlein: „du mußt mir helfen, Kind, ſonſt bin ich verloren!“ — da lächelte der Kleine freundlich und ſagte: „Ei freilich will ich dir helfen, Mütterchen, wozu hätte mir denn ſonſt das weiße Männchen im Traume das heilſame Brünnlein gezeigt. Ich weiß den Weg dahin genau und will dich führen.“

Obwohl der Knabe noch niemals dieſen Pfad gegangen war, ſo leitete er doch wirklich die gläubige Mutter an die verheißene Quelle, darin ſie den kranken Arm baden ſollte. Sie that es und wurde ihres Uebels ledig. Die Geneſene verbreitete mit dankbarem Herzen die Kunde von der Wunderkraft des Heilbrunnens und viele Leidende beſtätigten dieſe. Man ſtellte nachmals einen Opferſtock auf, der reiche Spenden für das Gotteshaus Weidenberg aufnahm und endlich die Mittel zu den zwei großen, im Jahre 1738 gegoſſenen Glocken darbot.

155.

Die Königsheide.

Unweit Berneck. — J. v. Plänckner Piniferus S. 168.

Von der Königsheide auf dem Fichtelberg wird erzählt, daß daſelbſt ein alter König entweder ſeine Reſidenz und Begräbnißplatz gehabt, oder eine Schlacht gethan habe, welches auch bezeugen die Gebeine, Hirnſchalen, alte, roſtige Degen, Schild, Helm und andere Kriegsrüſtung ſo in den letzteren Jahrhunderten noch von dem Landvolk hin und wieder auf dem Felde ausgegraben und gefunden worden. Dieſer König ſoll nebſt ſeinen vornehmſten Helden an einer Quelle begraben liegen, indem er ſich im Kampfe für die alte heidniſche Religion nach der Königsheide zurückgezogen habe, hier aber nach tapferer Gegenwehr ſammt ſeinen Getreuen von den umwohnenden Chriſten erſchlagen worden ſei.

156.

Die Sage von den goldſuchenden Venedigern und Wahlen im Fichtelgebirg.

Von L. Zapf. — Nach Bruſch, Groß, und Pertſch die Ausf. Beſchr. des Fichtelgebirges, Leipzig 1716. Goldfuß u. Biſchof Beſchr. des Fichtelgebirges I., 298 ff. J. B. v. Baumer im Archiv f. G. u. A. v. Oberfr. II., 163. M. Schottky Bilder d. ſüdd. Alpenwelt S. 241.

Es iſt eine der ſchönſten Sagen des Fichtelgebirges, die alte Kunde von den geheimnißvollen Fremdlingen, die ſich einſt in ſeinen Wildniſſen herumtrieben. Sie ließen ſich nur zuweilen in den Walddörfern blicken,

als Mäuſefallenhändler oder in Köhlertracht, und brachten die meiſte Zeit im tiefen Forſte zu, in Höhlen und an den Brunnen und Bächen. Da gruben ſie nach edlen Metallen und ſuchten Goldkörner, welche ſie wuſchen und ſchmolzen. Oft fand das Volk, welches eine furchtſame Scheu vor ihrem Weſen und Treiben hatte, an heimlichen Plätzen verlaſſene, niedergebrannte Feuer, und daneben Spaten, Pfannen und Meiſel oder gar eines ihrer Büchlein, in denen ſie die goldreichen Stellen und Punkte des Gebirges verzeichnet hatten. Auch hörte man wohl zu Zeiten ihr dumpfes Pochen und Schlagen.

Der alte Pachelbel widmet in ſeiner „Beſchreibung des Fichtelberges“ (1716) dieſen ſeltſamen Männern und ihrem geheimen Thun einen eigenen Theil, „worinnen eigentlich dasjenige enthalten, was die Ausländer, nemlich Wallonen, Venetianer, Mailänder, Modeneſer, ingleichen Brabanter und Flandrer in ihren theils verlornen und hernach gefundenen, theils aber ihnen abgenommenen Verzeichnüßen der fündigen Oerter auf, an und um den Fichtelberg; wie auch in Ober- und Nieder-Sachſen, am Hartz, in Böhmen, Bayern, Pfaltz und Voigtland ꝛc. bemercket und beſchrieben haben, inſonderheit die Verkundſchafftung der beſagten Oerter des Venedigers Giovanni Carnero, Johann Schottens, des Grattani Grundelli eines Venetianers, der ſich achtzehn gantzer Jahre umb den Fichtelberg aufgehalten, und ſein Verzeichnüß 1531 am Dienſtag nach Galli aufgeſetzet; item des Sebaſtian Verſo, eines Venedigers, wie auch drei anderer Unbenannter ꝛc.“

Unter andern finden ſich nun darin folgende Stellen, welche am beſten geeignet ſind, das myſtiſche Weſen dieſer Sage darzuthun, welche Ueberlieferung und Aberglauben in einen eigenthümlichen, romantiſchen Schleier hüllen.

„Geſtalt und Farben der Goldkörner, wie ſie Sebaſtian Verſo in ſeinem Wahlenbüchlein beſchrieben. 1) Etliche Goldkörner ſind roth, wie roſtig Eiſen; 2) etliche wie Granaten, dunkel, durchſichtig; 3) etliche kuglicht rund; 4) etliche wie Erbſen; 5) etliche wie Bohnen; 6) etliche ſehen wie Pech aus, ſind auch gut; 7) etliche zerſpringen wie Glas im Zerſchlagen, ſind gut; 8) etliche ſehen rauh, grau und bleifarbig aus, ſind mild und mürbe, ſind auch gut; 9) etliche graulicht wie Mohnfarb, oder 10) blau inwendig mit einem friſchen Glanz; 11) etliche laſſen ſich fletſchen und plezen wie Blei, dieſe notabene ſind die beſten; 12) Gold iſt auch in weißen Kieſelſteinen, die weiße Aederlein haben ꝛc.“

„Vom Fichtelsee schreibt Giovanni Carnero, ein Venediger, und Joh. Schott also: Dieser See sei in des H. Markgrafen Land anzutreffen, zu höchst auf der See-Lohe, und sei auf 40 Klafter nicht zu ergründen. Man solle zu oberst auf diesem Berg etwan einer Spannen tieff einschlagen, so finde man gar grüne Steine, wann man diese in einer Gluth wärmet, so würden sie roth, und wann man sie dann zu Silber leget, so werde aus diesen Steinen gar gut Gold, welches bisher allen Menschen verborgen geblieben."

„Zelle: Saale. Zu Zelle soll einer vor Alters gewohnt haben, Hildebrand genannt, der zu Hof neun Häuser gebaut, und das Erz dazu geholt haben soll, wo die Saale am Fichtelberg bei Zelle entspringet, welches der Schmied zu Zelle (ehedessen nemlich) wohl weiß.

Bei dem Ursprung der Saale findet man ein Loch, dessen Erde wie ein weißer Laimen ist. Notabene, wenn diese ein wenig von der Sonne gedörret wird, so färbt sie, wie eine blaue Lasur, daß man also wohl etwas mit machen und anstreichen kann. In dieser Gruben oder darunter, daneben, dabei, schlage einen Sinter durch den Laimen, bei ein bis fünf Ellen tief, so findest du einen reinen und wohlgediegenen Goldgang, und von dannen einen Armbrustschuß weit bei dem Flüßlein gegen Hoff zu, da stehet auf einem kleinen Bühel eine Tanne mit vielerlei Zeichen an der Rinde, woselbst man findet dreierlei theure Marcasiten, als Gold, Silber, Kupffer. Der Hügel ist mit Reißig verhauen, notabene daß es nicht jedermann finde, wegen des Hügeleins und Flüßleins allda, damit es verblendet ist. Notabene darunter findet man des Hildebrands seinen Marcasit. Carnero."

„Luchsburg bei Wunsidel. Dieses Gebürg nahe bei Wunsidel am Fichtelberg ist einer unüberwindlichen, schrecklichen Höhe; darauff stehet man alte Stollen und unterschiedliche Gänge, darinnen findet man Gold und Silber, und das ist nahe bei denen alten Schlössern, so vor Zeiten Raubschlösser derer von Losburg gewesen, daher dieser Berg den nahmen hat. Vor dem einen Schloß gegen dem Thor herauswärts zur rechten Hand ist ein alt Gewölbe oder Keller in die Erden hinein, dafür liegt ein sehr großer Stein, darinnen liegt ein sehr großer eiserner Kasten mit einem unglaublichen Schatz von Gold, Silber und Kleinodien, dieser stehet auf einem viereckigten kupffernen Kessel, der ist voll gemischter Gulden einer Elle hoch und breiter dann eine Elle, obenauf stehet ein Kupfern Gefäß, darin ist eine gülbene Crone und schöne Kleinodien von Edelge-

Der Knabe hört's, doch geht er nicht:
Was Gold und Steingeflimmer!
Ihm iſt ſo wohl, ſo klar und licht;
Und ſcheiden möcht' er nimmer.
Und wieder ruft's: „Geſchwind! geſchwind!
Du biſt verloren, mein armes Kind!"
— Er bleibt, er lauſcht dem Sange.

Mit Eins verſtummt der Geiſterchor;
Und bei dem letzten Halle
Da wird es Nacht; das Eiſenthor
Schließt ſich mit Donnerſchalle.
Da ſinkt er hin im goldnen Schacht,
Da iſt er in der Zwerge Macht;
Kein Auge ſah ihn wieder.

158.

Die Geiſterkirche auf dem Ochſenkopf.

Von Ludwig Zapf.

Einſam, ſchauerlich und ſtille
Iſt's am hohen Fichtelberg,
Oben fliegen ſcheu die Raben,
In der Tiefe klopft der Zwerg.

Graue Wolken hängen flockig
In den finſtern Wald herein,
Sauſend regen ſich die Bäume,
Waſſer rieſeln vom Geſtein.

Ungeſehen blüht im Schatten
Noch die Wunderblume hold
Und im Innerſten verborgen
Düſter glüht das rothe Gold.

An dem heil'gen Tage aber,
Der Johanni iſt geweiht,
Zeigt ſich, wenn ſie drunten läuten,
Offen alle Herrlichkeit.

Eine Kirche in den Felſen
Hat ſich ſchimmernd aufgethan,
Edle Schätze, Gold und Silber,
Schaut der Wald verwundert an.

Sonnenhelle Strahlen leuchten
In die Wildniß weit hinein,
Und die alten Bäume prangen
Wunderlich im Zauberſchein.

Eile, Menſchenkind, zu haſchen,
Das zur heil'gen Stelle tritt,
Nimm ſo viel die Arme faſſen,
Doch beflügle deinen Schritt!

Denn wie drunten nun geſprochen
Wird das Evangelium,
Mit dem Wörtlein Amen! krachend
Schließt der Fels ſich wiederum.

Wunderbar, wie er erglommen,
Iſt erloſchen nun der Schein,
Und in ſeine düſtern Schatten
Hüllt der Wald ſich wieder ein; —

Einſam, ſchauerlich und ſtille
Iſt's am hohen Fichtelberg,
Oben fliegen ſcheu die Raben,
In der Tiefe klopft der Zwerg.

Zur Erzählung dieſer Sage von L. Zapf noch eine Bemerkung des Bruſchius. Aus der Wahlenſage erklärt ſich das Sprichwort, das ſich dergleichen Goldſucher etwan haben hören laſſen, nämlich, daß man an und um den Fichtelberg eine Kuh werfe mit einem Stein, der Stein ſei aber beſſer denn die Kuh. Da man jedoch ſeit Jahrhunderten weder die in den Sagen bezeichneten Goldgänge finden, noch die Steine zu Gold brennen konnte, ſo verbreitete ſich der Glaube, daß das Gebirge verwünſcht ſei, und ſeine Schätze von Berggeiſtern verſchloſſen gehalten würden. Daher iſt ein mit einer goldenen Kette und ſtarkem Schloß verwahrter Berg das Sinnbild des Fichtelberges. Doch können nach der Volksſage dieſe Schätze dereinſt von frommen und einfältigen Menſchen erhoben werden. Denn am Sankt Johannistag öffnet ſich der Berg.

157.

Die Geiſterkirche auf dem Ochſenkopf.

Von Ludwig Braunfels. — Ausf. Beſchr. des Fichtelberges S. 69. Goldfuß u. Biſchof a. a. O. I., 302. J. v. Plänckner Piniferus S. 141.

Am Sankt Johannismorgen ſteigt
Ein Knab' zum Fichtelberge:
Das iſt der Tag, der offen zeigt
Den goldnen Schacht der Zwerge;
Und wer da fühlet kecken Muth,
Mag rauben aus der Geiſter Hut,
Weß' ihm das Herz gelüſtet.

Der Knab' erklimmt in Sprung und Lauf
Die ſteilſten Bergeshänge;
Und wie er hört vom Dorf herauf
Der Glocken Morgenklänge,
Da fällt des Frühroths erſter Schein
Wohl auf das kalte Felsgeſtein
Mit wunderbarem Glänzen.

Und eine Blum' im Goldgewand
Steigt auf am ſteilſten Orte;
Er pflückt ſie; und die Felſenwand
Zeigt plötzlich eine Pforte.
Und von der Blume kaum berührt,
Springt auf das Eiſenthor; es führt
Hinein zur Geiſterkirche.

Auf Silberſäulen dringt empor
Gewölbe von Rubinen;
Ein Hochaltar ſteht dort im Chor,
Vom Himmelslicht beſchienen.
Aus jeder Niſche goldner Glanz!
Von Säul' zu Säulen ſchwebt ein Kranz
Aus Perlen reich geflochten.

Ein Prieſter Segensworte ſpricht
Zum frommen Volksvereine;
Doch ſieht der Knab' den Prieſter nicht,
Und nicht die Kirchgemeine.
Dann hebt ſich an ein heil'ger Sang
Mit Glockengruß und Orgelklang,
Und wonnig lauſcht der Knabe.

Doch eine leiſe Stimme ruft:
„Friſch auf, du kühner Knabe,
Eh' dir die Kirche wird zur Gruft,
Nimm von der reichen Habe!
Nimm Gold und Perlen und Geſtein
Nimm, weß' begehrt das Herze dein,
Nur eil', und kehre nimmer."

Der Knabe hört's, doch geht er nicht:
Was Gold und Steingeflimmer!
Ihm iſt ſo wohl, ſo klar und licht;
Und ſcheiden möcht' er nimmer.
Und wieder ruft's: „Geſchwind! geſchwind!
Du biſt verloren, mein armes Kind!"
— Er bleibt, er lauſcht dem Sange.

Mit Eins verſtummt der Geiſterchor;
Und bei dem letzten Halle
Da wird es Nacht; das Eiſenthor
Schließt ſich mit Donnerſchalle.
Da ſinkt er hin im goldnen Schacht,
Da iſt er in der Zwerge Macht;
Kein Auge ſah ihn wieder.

158.

Die Geiſterkirche auf dem Ochſenkopf.

Von Ludwig Zapf.

Einſam, ſchauerlich und ſtille
Iſt's am hohen Fichtelberg,
Oben fliegen ſcheu die Raben,
In der Tiefe klopft der Zwerg.

Graue Wolken hängen flockig
In den finſtern Wald herein,
Sauſend regen ſich die Bäume,
Waſſer rieſeln vom Geſtein.

Ungeſehen blüht im Schatten
Noch die Wunderblume hold
Und im Innerſten verborgen
Düſter glüht das rothe Gold.

An dem heil'gen Tage aber,
Der Johanni iſt geweiht,
Zeigt ſich, wenn ſie drunten läuten,
Offen alle Herrlichkeit.

Eine Kirche in den Felſen
Hat ſich ſchimmernd aufgethan,
Edle Schätze, Gold und Silber,
Schaut der Wald verwundert an.

Sonnenhelle Strahlen leuchten
In die Wildniß weit hinein,
Und die alten Bäume prangen
Wunderlich im Zauberſchein.

Eile, Menſchenkind, zu haſchen,
Das zur heil'gen Stelle tritt,
Nimm ſo viel die Arme faſſen,
Doch beflügle deinen Schritt!

Denn wie drunten nun geſprochen
Wird das Evangelium,
Mit dem Wörtlein Amen! krachend
Schließt der Fels ſich wiederum.

Wunderbar, wie er erglommen,
Iſt erloſchen nun der Schein,
Und in ſeine düſtern Schatten
Hüllt der Wald ſich wieder ein; —

Einſam, ſchauerlich und ſtille
Iſt's am hohen Fichtelberg,
Oben fliegen ſcheu die Raben,
In der Tiefe klopft der Zwerg.

159.

Das Brautpaar.

B. Görwitz Sagenſchatz S. 49.

Ein armer Aſchenbrenner zu Biſchofsgrün, der eines Morgens ausgegangen war, um die zu ſeinem Geſchäft geeigneten Bäume auszuwählen, wurde jählings von einem Unwetter überraſcht, und ſtellte ſich, Schutz ſuchend, von Ohngefähr in eine Felſengrotte. Kaum war er ein Weilchen dort geſtanden, als er ein ſeltſames Klingen und Singen hinter ſich vernahm. Er wendete ſich ſtracks um, und gewahrte zu ſeinem höchſten Erſtaunen ein weites, ſtrahlendes Gewölb', dem Innern einer Kirche vergleichbar. An den Wänden und Emporen hing Gold und Silber wie Eiszapfen herab, und Perlen und Edelgeſteine waren da aufgethürmt wie Zwiebelſtränge. Der gute Aſchenmann gedachte bei dieſem köſtlichen Anblick an nichts anderes, denn an ſein Weib, das er herzurufen müſſe; er lief fort nach dem Dorfe, und brachte dieſes, trotz alles Sträubens, daher. Schon glaubte er die Grotte wieder zu erkennen — ja, die Grotte war's — aber von all' den Schätzen und Herrlichkeiten war nicht die Spur geblieben. Dem getreuen Ehemann ward Schimpf und Spott von ſeinem Weibe, er mochte ihr betheuern ſo viel er wollte.

Mittlerweile war auch der Sohn dieſer Eltern mit ſeinem Bräutlein herangekommen und ließ ſich von dem Vater den ſeltſamen Vorgang erzählen. „Ei," ſagte er, „warum iſt das mir nicht geſchehen und meiner Gretl. Wenn wir mitſammen die Grotte offen gefunden hätten, wir wären flugs hineingegangen; denn wenn eine Kirche darinnen iſt, ſo würden wir auch einen Prieſter gefunden haben, der uns getraut hätte. Dann wären wir glücklich geworden mit einem Male."

Indem der Burſche dieß noch ſprach, war, wie durch einen Zauberſchlag, die Grotte abermals geöffnet, und darinnen zeigte ſich eine gar herrliche Ausſicht. Zur Linken ſtand eine goldene Kirche mit ſtattlichen Thürmen und ſtrahlenden Fenſtern, und helles Geläut tönte von droben hernieder; zur rechten Seite ſtand ein zierliches Haus, von Gärten und Wieſen umgeben, und es ſchaute, mit Blumen und Kränzen geſchmückt, recht hochzeitlich aus. — „Da haben wirs ja, was wir wünſchen," rief des Aſchenmann's Sohn, indem er ſein Bräutlein in den Arm nahm — „dort iſt die Kirche zur Trauung, daneben unſere Wirthſchaft — ade, Vater

und Mutter — da drinnen ſind wir glücklicher als droben!“ — Mit dieſen Worten war das Brautpaar verſchwunden, und nimmermehr kehrte es wieder.

160.

Der goldene Ziegelſtein.

Waldſtein im Fichtelgebirg. — K. Zapf, Wanderungen zu den Burgruinen des Fichtelgebirgs S. 35.

In der Nähe des Waldſteins war einſt ein armer Taglöhner mit Holzhauen beſchäftigt. Eben als er im Begriffe ſtand, nach Hauſe zu gehen, trat aus dem Gemäuer der Veſte ein kleines, freundliches Männchen, das ihn durch Geberden erſuchte, einen Ziegelſtein mit nach Hauſe zu tragen, der Holzhauer nahm und betrachtete den Ziegel und wollte eben fragen, zu welchem Behufe er ihn mitnehmen ſolle, als ſich das Männchen ſchon wieder entfernt hatte; er glaubte nun, man wolle ihn zum Beſten haben, und warf den Ziegel weg. Zu Hauſe angekommen, fragte ſeine Frau, warum ſeine Hände und verſchiedene Stellen ſeiner Kleider ſo glänzten? Nun ſah er, daß der Ziegelſtaub, welcher, während er den Ziegel betrachtete, an ſeinen Händen und Kleidern geblieben war, purer Goldſtaub geworden ſei. Jetzt erſt wurde ihm klar, welches Glück ihm die Erſcheinung zugedacht hatte; er lief in größter Eile zurück, um den weggeworfenen Ziegel zu holen; allein — er war und blieb verſchwunden.

161.

Goldſagen vom Epprechtſtein.

Der Epprechtſtein oberhalb Kirchenlamitz, 3 Stunden von Wunſiedel. — K. Zapf Wanderungen S. 57 ff.

Alle Jahre einmal, jedoch an keinem beſtimmten Tage, während der Pfarrer zu Kirchenlamitz das „Vater Unſer“ auf der Kanzel betet, hebt ſich ein Fels und zeigt bis zum Schluſſe des Gebets große Haufen Goldes. Mit dem Worte „Amen“ ſenkt er ſich nieder und verſchloſſen auf ein Jahr ſind wieder die unermeßlichen Schätze. War nun auch bis jetzt

noch Niemand auserkoren, dieſen glücklichen Augenblick zu treffen und etwas zu erhaſchen, ſo erhielten doch Einige vor langer Zeit auf folgende Weiſe mehreres von den Reichthümern: Ein Hirte weidete einſt unfern der Ruinen ſeine Heerde und ſtreckte ſich ſorglos auf den weichen Raſen. Plötzlich vernahm er ein Geräuſch in ſeiner Nähe. Er blickte auf und gewahrte ein in ſonderbare Kleidung gehülltes Mädchen, emſig beſchäftigt, abgefallenes Laub mit ſeinem Rechen umzuwenden. Sie winkte dem Hirten freundlich. Als ſich dieſer ſchüchtern genaht hatte, ſteckte ſie ihm alle Taſchen voll Laub und verſchwand. Ein unheimliches Grauen befiel den Hirten; er wande ſich zu ſeiner Heerde und trieb dieſelbe eiligſt nach Hauſe. Bei den Seinigen angekommen, erzählte er den ſeltſamen Vorgang und griff dabei in die Taſche, um das Laub vorzuzeigen. Aber — wer beſchreibt ſein Erſtaunen! — Aus jedem Blatt war ein großes blankes Goldſtück geworden! — Wäre nicht bereits die Nacht vor der Thüre geweſen, ſo wäre er ſchnurſtracks wieder auf den Berg geeilt, um alles Laub, das er tragen könnte, zu holen. Dieſe Nacht ward ihm zur längſten ſeines Lebens, er konnte kein Auge ſchließen. Kaum graute der Morgen, ſo lief er, verſehen mit einem großen Sacke, den Berg hinan und nahte ſich mit klopfendem Herzen den Ruinen; aber — Alles war verſchwunden und nie in ſeinem Leben erſchien ihm wieder die goldſpendende Frauengeſtalt.

162.

Die Goldkapelle am Epprechtſtein.

Von Hermann Zapf. — K. Zapf, Wanderungen S. 58 u. J. Ch. Holtzmann in B. Görwitz Sagenſchatz S. 123.

Es ging ein Weib in den tiefen Wald
Nach Beeren im Gebüſch und Felſenſpalt,
Sie hatt' auf dem Arme ein ſchönes Kind,
Das koſte ſie oft, ſie beide der Wind. —
O Mutter, wie fliehet dein Glück geſchwind!

Und wie ſie pflücket, da glänzet heraus
Im Dickicht ein offenes Gotteshaus,
Und viele Goldhaufen und Edelſtein'
Locken ſie ſchimmernd zu ſich hinein. —
O traue, folge nicht falſchem Schein!

Da ſtürzte hinein das thörichte Weib
Und that ihr Kleinod von ihrem Leib,
Und raffte mit Schätzen die Schürze voll,
Und lief durch den Wald nach Haus wie toll —
Wo haſt du dein Kindlein, ſo ſchönheitsvoll?

Und freudetrunken wirft ſie zu Haus
Gold und Demanten zu Haufen heraus,
Und labt die Augen an dieſer Pracht,
Schön, wie Sterngefunkel der Nacht. —
Der ſchönſte Demant dir wohl nimmer lacht!

Da dämmerts in ihrem Herzen alsbald,
Sie rast zurück in den düstern Wald,
Da war zu finden kein Gotteshaus,
Da lachte kein lallendes Kind heraus —
Tröste dich bei deinem Golde zu Haus!

Seit schallet im Walde ihr Jammerton:
Gebt mir meines Lebens Lust und Kron',
Was kann mir ersetzen mein Kind in der Welt
Da mir sind meine Tage vergällt?
Und spottend antwortet der Wald ihr: Geld'!

Am Johannistage öffnete sich die geheime Thüre dieser Kirche. Als nun der nächste Johannistag kam, erzählt Holtzmann weiter, da eilte die arme Mutter abermals der Goldkapelle zu; sie überschreitet die Schwelle und ein Freudenschrei entfährt ihrer Brust: ihr Knäblein, lebend und wohlgenährt, lacht ihr vom Altar der Kirche, auf welchen sie es vor einem Jahre gesetzt hatte, entgegen. Hastig ergreift sie die theure Last und eilt hinaus, ohne weiter nach Gold zu fragen.

163.

Das Goldlaiblein.

Erzählt v. J. Ch. Holtzmann in B. Görwitz Sagenschatz S. 125.

Einst hüteten am Ochsenkopfe zwei Knaben und ein Mädchen. Die Knaben waren Kinder wohlhabender Landleute; des Mädchens Aeltern aber waren arm. Die kleinen Gefährten erzählten sich allerlei Märlein, die sie von den Geistern des Ochsenkopfes wußten. Da gesellte sich zu ihnen ein graues Männchen, welches aufmerksam ihren kindlichen Gesprächen zuhörte. Endlich sprach es: „Ihr seid gute Kinder; darum will ich auch nicht von euch gehen, ohne euch zu beschenken." Es zog aus der Tasche drei Laiblein Brod und gab jedem Kinde eines. Darauf entfernte es sich. Die beiden Knaben lachten ob des ärmlichen Geschenks und hielten es nicht werth. Der eine nahm sein Laiblein und warf es auf die Erde. Es hüpfte den Berg hinab in possirlichen Sprüngen, bis es sich zwischen struppigem Gebüsch verlor. Da sprach der andere Knabe: „Halt, mein Laiblein muß das deinige suchen!" und warf es ebenfalls auf die Erde. Es nahm denselben Weg, wie das erste. Nun wollten die leichtsinnigen Knaben auch das Mädchen bereden, ihr Geschenk wegzuwerfen. Die Kleine aber hüllte es eilig in ihr Schürzlein und sprach: „Wie wird es meine Aeltern freuen, wenn ich ihnen etwas mit nach Hause bringe!" Da sie aber heim kam und man das Brod aufschnitt, siehe, da war ein Klumpen

Gold hineingebacken, und Reichthum war eingezogen, wo ſonſt Mangel herrſchte. Als die beiden Knaben von dem Glück ihrer Gefährtin hörten, gingen ſie zurück, die verſchmähten Geſchenke des grauen Männleins zu ſuchen. Allein es war vergeblich.

164.

Das Schloß der Spieler.

Die vor. Schrift, S. 126.

Als noch das Einbringen der abgeſtorbenen Waldbäume zu den unverwehrten Geſchäften der Landleute gehörte, war eine Bauersfamilie aus Oberſteinach am Fuße des Ochſenkopfes in dieſer Arbeit thätig. Einen zu ihr gehörigen Dienſtknecht fing auf einmal heftig zu dürſten an. Er ſprach daher zu einem jüngeren Mägdlein: „Gehe und hole mir Waſſer, ſonſt verſchmachte ich!“ Da nahm das Kind ein Trinkgefäß, dieſem Wunſche nachzukommen. Lange ſuchte es nach einer Quelle, bis es ſich verirrt hatte. Als die Kleine dieſes bemerkte, weinte ſie heftig, und rief alle Namen der Ihrigen. Niemand wollte hören. Schon neigte ſich die Sonne zum Untergange und noch hatte ſie ſich nicht aus dem Walde gefunden. Es war bereits völlige Nacht geworden, der Himmel blickte das verirrte Mädchen mit ſeinen zahlloſen, flimmernden Augen an und ſie machte ſich bereit, in der Wildniß zu übernachten. Da gewahrte ſie in geringer Entfernung ein herrlich beleuchtetes Schloß, das ſie noch niemals geſehen hatte. Wie freudig ſchlug der Geängſtigten das Herz, denn es lächelte ihr ein wirthliches Obdach! Sie eilte dieſer ſchönen Hoffnung entgegen. Als ſie näher an das Schloß kam, verkündete kein Laut lebende Bewohner. Sie klopfte — Niemand kam zu öffnen. Zum zweiten Male ſchlug ſie an die hallende Thüre — nur das Echo antwortete, ſie zu äffen. Zum dritten Male und ſtärker gebot ihr ängſtliches Pochen Einlaß. Da wurden die Riegel zurückgeſchoben und vor dem Mädchen ſtand ein Mann mit einer brennenden Kerze, der ihren Gruß nicht erwiederte und ſie ernſt und ſchweigend in einen weiten Saal führte. Sie ſetzte ſich beſcheiden auf ein Bänklein am Kamin. An einer langen Tafel ſaßen zwölf Männergeſtalten, die mit Kartenſpiel beſchäftigt waren. Aber kein

Laut bewegte ſich von den bleichen Lippen. Schweigend legte der Verlierende die Münze hin und ohne ein Wort wurde der Gewinnſt eingezogen. Da erfaßte allmählig das arme Mädchen jener Schauer, wie ihn der Sterbliche bei Ahnung des Ungeheuren zu empfinden pflegt. Mit ängſtlichen Blicken betrachtete ſie die räthſelhaften Geſtalten, und mit Entſetzen bemerkte ſie jetzt, daß die Hände jedes Spielers eine andere Farbe trugen. Sie bemerkte goldgelbe, ſilberweiße, blutrothe Hände. Ihrer Beſinnung kaum mächtig, rief die Kleine in Todesangſt: „Aſſi möchti!“ Und ſchweigend nahm der, welcher ſie eingelaſſen hatte, die Kerze und ließ ſie hinaus von der Wohnung des Grauſens. Sie ſetzte ſich ohnweit des Schloſſes nieder und ſchlief bald ein. Als ſie erwachte, vergoldete ſchon die Morgenſonne die Wipfel der Bäume, die Lerche wirbelte ihr Lied und das Schloß war verſchwunden. Ein Haufen Schutt und Steine auf der Stelle desſelben ließ vermuthen, daß wohl ehemals ein Gebäude dort geweſen ſein möge. Froh, das Abenteuer glücklich beſtanden zu haben, ſetzte das Mägdlein ihr Suchen nach dem Wege fort und fand ihn wieder.

165.

Der Nußhard.

C. v. Falkenſtein Buch der Kaiſerſagen S. 108. J. Ch. Holtzmann in B. Görwitz Sagenſchatz S. 124.

Im Fichtelgebirg, unweit Biſchofsgrün erhebt ſich der ſteile Klippenberg Nußhard.

Am Fuße dieſes Felſens ſah einſt ein Hirt eine ſchöne Jungfrau. Sie hatte einen Rechen in der Hand und breitete damit Flachsknoten in der Sonne aus.

Niemals hatte er hier ein Mädchen geſehen. Er betrachtete ſie, gewann ſie lieb, und hätte gern mit ihr geſprochen; doch dazu fehlte ihm der Muth.

Wenn ſie ſich entfernte, ging er aus dem Gebüſch und beſah ihre Knoten, unter welchen er einmal ein Goldſtück fand. Einſtmals zur Mittagszeit, in der ſie gewöhnlich kam, bemerkte ſie den Lauſcher. Beide ſahen ſich an, ohne einander zu nahen. So vergingen Wochen. Da

drängte es den armen Hirten zur ſchönen Jungfrau hin, und entſchloſſen ſprach er ſie an. Freundlich antwortete ſie, daß ſie, eine Fürſtin, ſeit Jahrhunderten in dieſe Gegend verbannt und er dazu beſtimmt ſei, ſie aus ihrem Elend zu befreien. Am St. Petritage ſollte er wiederkehren, ſich aber nicht vor ihr fürchten, wenn ſie als häßliches Weib erſchiene, ſie dann dreimal nacheinander kühn und muthig auf die Stirne küſſen und damit ihre Erlöſung bewirken. Schweren Herzens verließ der Hirt, nachdem die Jungfrau ſich ſeinen Blicken entzogen hatte, den Nußhardfelſen, dachte Tag und Nacht an ihre Schönheit und an ſein Verſprechen, doch als die Zeit erſchien, befiel ihn eine wahre Todesangſt, er trieb ſeine Heerde nach einer andern Gegend und kam nicht. Als er endlich wieder einmal am Felſen hielt, ſah er auch die Jungfrau wieder. Wehmuthsvoll fragte ſie ihn, warum er nicht zu ihr gekommen? Jetzt wäre der ſchöne Augenblick vorüber und ſehr lange müſſe ſie nun wieder warten auf die neue Stunde ihrer Erlöſung. Nie ſah der Hirt die Jungfrau wieder, ſo oft er auch die Gegend des Nußhardfelſens beſuchte.

166.

Der ewige Schmied im Fichtelgebirg.

Von J. M. Rath. — Sage des Schneebergs.

Horch! Mitternacht ſchlägt es,
Zur Mette erſchallt
Die Glocke im Wald!
Auf Meiſter! vom Amboß
Hinweg gleich und ruht;
Das Chriſtkind die Fahrt um
Im Lande jetzt thut.

„Erſt ſchlag' mir das Eiſen,
Weil's glühet, zurecht,
Untüchtiger Knecht!
Ein Schlüſſel gehämmert
Zur Chriſtmettenzeit,
Dem öffnen die Kammern
Der Schätze ſich weit."

„Die Jungfrau im Haus ging,
Die Tochter, zu Bett,
Vergaß ihr Gebet,
Mit heiligem Quell zu
Beſprengen die Thür;
Nun wehrt nichts den Geiſtern,
Nun helfen ſie mir."

Der Meiſter ſchlug rüſtig,
Der hämmernde Schall
Erklang ohne Zahl.
Der Schlüſſel iſt fertig,
Und Schmied und Geſell
Ermüdet, ſie ſchlummern
Selbander zur Stell.

„He! Schmied! nicht ſo müßig
Geſchnarcht auf dem Sitz!
Auf, ſei mir eins nütz!“
Es ruft vor der Schmiede,
Steht draußen ſo groß,
Als wäre gekommen
Ein Reiter und Roß.

„„Der iſt nicht geheuer
Der wilde Geſpann,
Den ruf ich nicht an!““
Wohl ſchreckt es den Meiſter,
Ein Grauen ihn faßt;
Das Zögern, es bringt nur
In Hitze den Gaſt.

Der ſchlägt mit dem Kolben
Mit abermal drei
Die Thüre entzwei.
Und richtet ſich hoch auf
Im niederen Bau,
Wie iſt er ſo düſter
Wie iſt er ſo rauh!

Wie hat er vom Helm und
Vom Panzer und Schwert
So ſchnell ſich entwehrt.
„Die Beulen im Harniſch,
Im eiſernen Hut,
Die klopfe mir, Meiſter!
Und glätte ſie gut!“

Er ſpricht es, und lehnt auf
Den Kolben ſich ſtumm,
Und ſchauet ſich um.
Der Meiſter iſt müde
Vom vorigen Tag,
Und fürchtet des Gaſtes
Gedroheten Schlag.

Jetzt nimmt er den Helm und
Den Panzer zur Hand,
Und klopft unverwandt.
Es ſchwingt der Geſell auch
Des Hammers Gewicht.
Sie ſchlagen, ſie treiben,
Und glätten doch nicht.

Wo iſt nun der Schlüſſel?
Weit offen die Thür,
Der Gaſt nicht mehr hier!
Zum Kämmerlein führt ihn,
Zur Jungfrau im Haus,
Der Schlüſſel; den Schatz ſpür't,
Den theuren er aus.

Es krähet der Hahn und
Der Morgen wird hell,
Wie ſtaunt der Geſell!
Er hämmert am Amboß,
Der Meiſter der ſchlug
Die Tochter, daß ſie es
Nicht länger ertrug.

Vom Reiter im Boden
Sieht man noch den Tritt,
Die Spuren vom Ritt;
Und annoch in Nächten
Der Mette im Thal
Am Schneeberg vernimmt man
Den hämmernden Schall.

Ihr Mädchen! vergeßt nicht
Das Abendgebet,
Zu weih'n euer Bett;
Es klopft noch der Schmied und
Der Gaſt geht noch um,
Und noch hängt der Schlüſſel
Nicht im Heiligthum!

167.

Den Bergmönch ſehen.

Ausf. Beſchr. des Fichtelbergs S. 147.

Im Jahre 1674 hat ein Steiger auf dem Schönlinder Zinnwerk ſein Leben durch Sprengung eines großen Felſens geendiget, wobei dieſes merkwürdig iſt, daß dieſer Steiger zu Frühe, als die Bergleute an die Arbeit gegangen, zu ihnen geſaget, es ſollte ſich anheute ein Jeder wohl in Acht nehmen, er hätte geſtern Abends den Bergmönchen geſehen, es dürfte wohl heute Etwas geben; da es ihn dann am ſelbigen Tag ſelbſt betroffen. Dieſer Berggeiſt ſoll gar oft ſich haben ſehen laſſen und nichts Ungemeines geweſen ſein.

168.

Sigmund Wann aus Wunſiedel.

Ausf. Beſchr. des Fichtelbergs S. 84. B. Görwitz Sagenſchatz S. 60.

Sigmund Wann aus Wunſiedel lernte, einer älteren Chronik zufolge, das Bäckerhandwerk, und wanderte ſodann in ſeiner Profeſſion nach Venedig. Dort lernte er in dem Hauſe einer geborenen Wahlin deren Magd kennen und verliebte ſich in dieſelbe. Einſtmals fragte ihn die Dirne, ob er ſich nicht lieber ein reiches Mädchen wählen möchte — ſie wüßte eines, das ihn wohl erhören würde. Da antwortete der getreue Sigmund, er möchte keine andere als ſie, und wenn auch eine Goldkönigin ihn liebte. Darüber freute ſich die Magd ausnehmend und ſagte: „Nun gut, ſo will ich es mit dir wagen. Ich beſitze die geheime Kunſt, aus ſchlechten Metallen Gold und Silber zu ſcheiden, und da du ein redliches Herz biſt, ſo will ich, wie ich es zeither zu deiner Prüfung that, keine Magd mehr ſein, wohl aber deine getreue Hausfrau und deines Städtleins daheim ehrſame Bürgerin.“

Nach dieſem verſtändigten ſich die Beiden und Sigmund Wann nahm die wälſche Braut mit nach Wunſiedel; — dort wurde ſie ihm chriſtlich angetraut.

Mit Hülfe ſeiner Frau gewann nun der ehemalige Bäckergeſelle durch die Kunſt der Alchymie große Reichthümer. Da ihre Ehe jedoch kinderlos

blieb, ſo erbaute Wann ein herrliches Hoſpital, und machte die von Eger darüber zu Schutzherrn. Denenſelben gab er eine große Summe Geldes, dafür mußten ſie alljährlich in das Hoſpital nach Wunſiedel 410 Goldgulden zur Unterſtützung zwölf ehrlicher alter Männer und dreier Prieſter geben.

Bei gemeldetem Hoſpital ſteht auch eine feine Kirche, welche ebenfalls von Sigmund Wann begründet wurde. In dieſer bezeichnet eine Gedächtnißtafel mit den Bildniſſen jenes wackeren Ehepaares das Andenken ihrer Segnungen.

169.

Wie ein Bauer das Alexanderbad entdeckt hat.

J. G. Köppel. Maler. Reiſe durch die Fürſtenthümer Baireuth und Ansbach II., 119. J. v. Plänckner Piniferus S. 198.

Ein Bauer mit Namen Brodmerkel im Dorfe Sichersreut, litt drei Jahre lang an einem Anſatz von ſchwarzem Staar, Geſchwulſt und ungeſunden Leib. Man rieth ihm, nach Karlsbad zu gehen oder Sauerbrunnen zu trinken, allein Beides war ihm zu koſtſpielig. Da träumte er in einer Nacht, auf ſeiner Wieſe, der Heuleiten, ſei eine Quelle, die ihn, wenn er davon tränke, geſund machen würde. Am 19. Mai 1734 ging er hinaus auf die Wieſe, fand wirklich in einem Sumpfe die Quelle, gebrauchte ſie und erhielt ſeine Geſundheit; worauf dann die Quelle gefaßt worden und das Alexanderbad aufkommen iſt.

170.

Die Zerſtörung der Luxburg.

Nach Zeidler u. Pertſch d. Ausf. Beſchr. d. Fichtelbergs, S. 64. C. v. Falkenſtein a. a. O. S. 98.

Die Luxburg oder Losburg war vor Alters ein berufenes Raubneſt von wo aus die ganze Umgegend bis nach Eger beunruhigt wurde. Nun dachten die Herren von Eger ſchon längſt mit Ernſt darauf, wie ſolchem höchſt ſchädlichen Unweſen möchte abgeholfen werden. Da war indeſſen guter Rath theuer, denn die Losburg war durch ſteile Felſen gegen jeden

Angriff geschützt endlich gerieth man auf einen guten Einfall. Denn als einstmals die Ritter von Losburg auf Raub ausgezogen waren und Niemanden als die Wachen zurückgelassen hatten, wurde Solches den Egerischen Herren durch Kundschafter heimlich zu wissen gethan. Diese ließen alsbald eine bewährte Mannschaft ausrücken und am Fuße des Berges sich zum Angriff stellen. Alsdann ließen sie gerade so viel Mann mit eben dergleichen Waffen, Röcken und Pferden, als welche die ausgezogenen Raubritter hatten, gegen den Berg vorrücken und sich dem Schlosse nähern. Die Wachen meinten nicht anders, als es wären die ihrigen und kämen mit guter Beute wieder. Also ließen sie solche ohne Bedenken einrücken, wurden aber in selbem Augenblick niedergestoßen, wornach auf ein gegebenes Zeichen der ganze Hinterhalt nachrückte, Alles niedermachte und das Raubnest zerstörte.

In dem Keller der Luxburg unweit des Thores, nach dessen verfallenem Eingang noch einige Stufen führen, liegt ein großer Schatz vergraben, worüber es in einem an den Markgrafen Friedrich gemachten Berichte also lautet:

„Gold, Silber und Edelgeschmeide in einem kupfernen Kessel einer Elle hoch und breit voll gemünzter Gulden. Auf demselben steht ein kupfern Gefäß, darinnen ist eine Krone von Gold und dabei schöne Kleinodien und Edelgestein, so von den Luxburgern etwa einem König räublich genommen, durch ein Mönchlein, hat schwarze Kleider, das klein ist und hinkt, zu erheben. Das soll geschehen in Epiphania 1504 per conjurationes."

171.

Der Teufel auf der Kössein.

Von L. Braunfels. — Die Redlichkeit der Fichtelberger geht in Hand mit jener Derbheit, die das Sprüchwort bezeichnet: „Mein Reden ist so grob, wie ein Fichtelberger." — Kössein, Gipfel des Fichtelgebirgs. S. Ausf. Beschr. des Fichtelbergs S. 128.

Dem frechen Teufel fiel' mal ein:
Er führt den Herrn auf die Kössein,
Zeigt ihm die Länder groß und klein,
Und sagt: Das soll dein eigen sein,
Verehrst du mich als Herren dein.
— Wie? lächelt Christus, Alles mein,
Die Berg' und Thäler groß und klein?

Ja, aber Eins verſag' ich dir:
Dort Reichenbach und Nagel hier;
Die ſind mein Brodſchrank für und für!
Iſt auch das ganze Bergrevier
Mit Schwören und Fluchen zu Dienſte mir,
Dort ſind die gröbſten Leute ſchier
Im ganzen Fichtelbergsrevier.

172.

Die Geiſta in Baitlmuos.

In der Mundart des Egerthals, von L. Zapf. — Zeitelmoos Wald und Sumpf zwiſchen Wunſiedel und Weißenſtadt. Vgl. Ausf. Beſchr. des Fichtelbergs, S. 90. Grimm d. S. I., 58.

Zwiſchn Weiſchtodt und Wouſiedl is a grußa Woald, as Zaitlmuos, dou hots ſchou allwall drin ſchpuckt. Boall hat ſich der wilde Jega vanehma loſn, boall is a Raitr ohne Kopf gritten kumma, boall hot mer des, boall ſell gſegn. A moll is nu a glehrtr Harr dorchgrittn, wies ſchou dunkl wuorn is, der ficht aff a moll on Weg zwai Bübl ſitzn, die gonz muntr und luſti wuorn. Do drüba hat er ſich nu tüchti verwunnert, und wall er nu docht hot, ſie wärn as ran Duorf in der Näh, hot r gſogt za ihna: „Mocht, doaß r haam kummt, ihr Kinna, 's werd finſtr, ihr findt finſt 'a Weg nimma haam!" Etz hobn's o z'lachn gfangt und hobm na verſpott't, ſu doaßn faſt uheimli z'Muth wuorn is. Wie er nu widdr a guts Stück grittn wuor, ſenn aff a moll die nämling zwai Bübl widdr on Weg gſeſſu und hobm na auslocht. Dou hat er nu ſein Gaul die Schpoorn gebm nnd nimma agſchaut, bis r as 'n Woald draußn wor; denn er hot etz woll gmerkt, doaß des net mit rechtn Dinga zugonga is und wos die zwai Bübl eigentlich gweſen ſenn.

173.

Zeitelmoos.

Von August Kopisch.

„Geht hinein, ihr Kleinen, wärmet euch am Feuer,
Am Abend ist's im Zeitelmoose nicht geheuer!“ —
Die Kleinen lachen. —

Und wie er weiter reitet von der Stelle,
Wirft sich am Teich ein Mädchen in die kühle Welle....
Was will er machen?

Er springt ins Wasser nach, um sie zu retten;
Ja, wenn ihn nur die Nixen nicht zum Narren hätten! —
Die Nixen lachen.

Er tappt zurück zum Roß mit nassen Beinen,
Da sitzen auf dem Rosse wiederum die Kleinen...
Was will er machen?

Er nimmt die Peitsch' und haut sie aber munter,
Heupferdchen ähnlich springen sie von da herunter
Und stehn und lachen.

Auf setzt er sich, doch Angstschweiß muß er schwitzen,
Denn hinter sich fühlt wieder er die Kleinen sitzen...
Was will er machen?

Sie klammern sich oft fest an ihn und kneifen!
Er kann sich die Spuckgeister nicht vom Halse streifen:
Sie aber lachen.

„Im Zeitelmoos ist's Abend's nicht geheuer!“
Zirpt Eines; — doch er sieht nun Hirten um ein Feuer....
Was will er machen?

Er traut sich nicht hin bis zum nächsten Orte
Und will herab, und gibt den Hirten gute Worte. —
Die Kleinen lachen.

Nun möcht' er gern sie hauen mit dem Stecken,
Sie aber flieh'n, indem sie mit den Zähnen blecken...
Was will er machen?

Die Hirten wollen ihn vom Pferde heben,
Da dreht sich gar der Sattel um, er fällt daneben.
Die Hirten lachen.

Er ſchilt ſie aus, die Hirten ſchwinden beide,
Er liegt im Moor, am Schimmern einer faulen Weide....
Was will er machen?

Auf ſpringt er, ſchnallt den Sattel wieder feſte,
Steigt auf und peitſcht: „Fortreiten," ruft er, „iſt das Beſte!"
Die Kleinen lachen.

Er kommt nicht fort, es iſt ihm wie im Traume:
Der Sattel ſitzt am Roſſe nicht, nein an dem Baume....
Was will er machen?

Aus allen Ecken ruft's: „Geh heim zum Feuer
Und wärme dich, im Zeitelmoos iſt's nicht geheuer!"
Die Kleinen lachen.

Nun bleibt er ſitzen. Die Laubfröſche quarren,
Die Mücken ſtechen, Alles hat ihn da zum Narren...
Was will er machen?

Er ſitzt und ſitzt — auskräht der Hahn den Morgen,
Da rufen ſie: „Nun guter Mann biſt du geborgen!"
Und flieh'n und lachen.

Er geht zum Roß: es iſt ihm wie im Traume,
Sitzt auf und jagt aus dem verherten Raume —
Was will er machen?

Fortreitet er, es klingt ihm nach im Ohre,
Er höret immer noch, und immer wie im Chore
Die Kleinen lachen.

174.

Der Weiher ohne Fröſche.

Von L. Zapf. — Vgl. Ausf. Beſchr. des Fichtelbergs S. 25.

Im großen Weiſſenſtädter Weiher, der jetzt abgelaſſen und ausgefüllt iſt, hat es keine Fröſche gegeben; das ganze Jahr ließ ſich keiner hören und warf man einen hinein, ſo ſuchte er herauszukommen oder ſtarb ſogleich. Das kommt nun daher. Als einſtens der Pfarrer von Weiſſenſtadt auf der Kanzel ſtand, ſchrieen die vielen Fröſche in dem großen Weiher ſo ſtark, daß er dadurch beinahe in der Predigt irre gemacht worden wäre.

Da kam er in einen ſolchen Zorn und Eifer, daß er alle Fröſche im Weiher verfluchte, ſo daß ſie auch wirklich alle ſogleich ſtumm wurden und ſtarben. Und von dieſer Zeit an iſt kein Froſch mehr darin zu vernehmen geweſen.

Auch wird erzählt, der Pfarrer und die Einwohner hätten ſich mit einem „Landſtreicher“ abgefunden, der für eine Summe Geldes alle Fröſche aus dem Weiher verbannte.

175.

Sagen vom Waldſtein.

Mitgeth. von L. Zapf.

Vom Waldſtein, der düſtern Ruine des „rothen Schloſſes,“ wird viel erzählt. Manchmal ſoll droben das Glöcklein der alten eingefallenen Kapelle läuten, wer es aber läuten hört, dem zeigt es ſeinen Tod an. Von der Schüſſel, der höchſten Felskuppe, hat ſich einſt ein Weib in die ſchauerliche Tiefe hinabgeſtürzt, um ihrem Leben ein Ende zu machen. Große Schätze liegen droben vergraben und noch heutigen Tages ſucht und gräbt mancher arme Mann nach ihnen. Früher hat ſich manchmal ein Männlein ſehen laſſen, das reichte dem Hirten oder Holzhauer, dem es begegnete, einen Stein oder ſonſtigen unſcheinlichen Gegenſtand. Mancher warf ihn weg, mancher ſteckte ihn ein und nahm ihn mit nach Hauſe — dem iſt er im Sack zu eitel Gold geworden.

176.

Von den zwei Kaufleuten auf dem Waldſtein.

Von L. Zapf. — Vgl. Beſchr. des Fichtelbergs S. 82.

Als das „rothe Schloß“ noch auf den rieſigen Felsmaſſen thronte, ein dräuender Schrecken der Reiſenden, da lagen auch einſt in den Verließen zwei Kaufleute aus Nürnberg, die die Raubritter aufgegriffen hatten und wahrſcheinlich nur gegen ein unerſchwingliches Löſegeld freigeben wollten. Mit einem Male aber fanden dieſe Gelegenheit, die Flucht zu ergreifen,

wie gesagt wird, mit Hilfe des Burgvogtes. Sie eilten den waldigen Berg herab und verfolgten die Richtung gegen Münchberg, hatten aber kaum den halben Weg zurückgelegt, als ihnen schon Hufschlag und die Stimmen ihrer Verfolger in die Ohren drangen. Eben hatten sie das Lehstenbächlein erreicht, das hier den Weg durchschneidet; von der Nähe der Gefahr gedrängt, sprangen sie in das rauschende Wasser und schmiegten sich unter das steinerne Brücklein, mit Zagen die Ankunft der Verfolger harrend. Und diese kamen heran, — in der Hast aber sprengten sie über die Brücke weg, auf der Straße weiter, weil sie die beiden Kaufleute immer noch vor sich glaubten. Fluchend über die entgangene Beute, kehrten sie endlich wieder und zogen abermals über die Brücke, ohne an eine Untersuchung derselben zu denken. Wie ihr Toben verhallt war, wagten die Beiden es endlich, hervorzukommen, und als sie den Weg sicher fanden, ihre Flucht fortzusetzen. Glücklich haben sie Münchberg erreicht, und als sie dann vollends außer Gefahr waren, machten sie ihre Leiden und wunderbare Rettung und das unehrliche, zügellose Thun und Treiben der Ritter von Sparneck offenkundig. Bald darauf legten die Feldschlangen des schwäbischen Bundes die trotzige Veste in Asche.

Die Kaufleute aber haben eine Stiftung errichtet zur Unterhaltung der kleinen Brücke, die ihnen das Leben gerettet, und vor Kurzem noch war an einem Steine derselben eine darauf bezügliche Inschrift zu lesen.

177.

Der Teufelstisch.

In der Mundart des Pulschnitz- und Saalthals erzählt von L. Zapf. Vgl. J. v. Plänckner Piniferus S. 136.

Vor villn Johrna hot a moll in Weisdorf a Feilnhauer galebt, des wor a Geisterbanner und wor weit a brat 'rimm bokannt. In der ganze Gegnd hot er sich säba losen, immer in zerlumpte Kladerna und mit ran Ränzla affm Buckel, und die Menschn und die Gschpenster hamm sich vor ihn gfertt.*) Worsch inran Haus net richtig, sa hamm a die Leut komma losen, bo is nocher der Geist gleich za Kreuz krochen und off sein

*) gefürchtet.

Wink in sei Ränzla nei gschlupft. Su hot er gar manning gfangt und zer Strof hot er scha alla affe Woldschtaa nauf verbannt, daß sa kann Menschn mehr plogn und queeln konnten. Daß ihna aber die Zeit in ihra Einsamkeit net long worn is, hot er ihna eisera Kartn gamacht, do hamm sa nocher za Nocht sich immran grusen schtauerna Tisch rimm gsetzt und sich die Zeit mit Kartenschpilln vertrieben. Ruch heunt haaßt mer denn na Teifelstisch und mer sicht auch die Löcher, die die eisern Kartn in Schtaa nei gadrückt hamm.

178.

s' Keesbrickla.

In derselben Mundart von K. Zapf.

Bo Mechlareith *) is a Brickla, des haaßts Keesbrickla. Do hamm a moll zwa Handwarksborsch vor an Haus gabettelt und hamm mit a nanner drei Keesquerkla kriegt. Wie sa nu gathalt hamm, hot jeder na drittn Kees gor fer sich hobm welln. Do hamm sa o za schtreitn gfangt und grod wie sa bon Brickla gawesn senn, hamm sa ihra Messer raus und oner hot na annern za gleicher Zeit daschtochen, su daß sa alla zwä tud affm Plotz gabliebm sinn. Deßtwegn haaßts mersch heunt nuch as Keesbrickla.

179.

Der Feilenhauer von Weißdorf.

Im Fichtelgebirge. — K. Zapf Wanderungen S. 34.

Zu Weißdorf wohnte vor Zeiten ein Mann, welcher in seiner Jugend das Feilenhauen erlernt hatte, später aber dieses Geschäft aufgab, und sich dem Geisterbannen widmete. Zu seiner Zeit waren die Gespensterercheinungen an der Tagesordnung; kaum hatte Jemand, der nicht sonderlich gut angeschrieben stand, die Augen im Tode geschlossen, so war ein Wiederkommen so gut als entschieden. Noch vor dem Begräbnißtage fing in seinem Hause

*) Mechlenreuth.

ein Poltergeiſt an zu rumoren, der ganze Ortſchaften in Bewegung ſetzte und jede Nacht eine andere Albernheit anrichtete. Wer nun genöthiget war, in dergleichen Nothfällen einen Helfersmann aufzuſuchen, der nahm ſeine Zuflucht zu dem alten Feilenhauer. Dieſer, ein langer, hagerer Mann, mit zerlumpten Kleidern und einen Ranzenſack auf dem Rücken, zog von Ort zu Ort und leiſtete Hülfe. Sobald er irgendwo eintrat, wußte auch Jedermann, was ſeine Gegenwart zu bedeuten habe. Dann war der Feilenhauer ein Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit, und die Schenke, wo er einzukehren pflegte, wurde an jenem Tage häufiger beſucht. Gefürchtet war er von Jungen und Alten. Noch mehr aber, als die Menſchen, hatten die Poltergeiſter vor dem Manne Reſpekt. Der ungeſtümſte Dämon kam auf einen Wink des Feilenhauers demüthig herbei und kroch in den vorgehaltenen Ranzenſack. Das gewöhnliche Schickſal der eingefangenen Gäſte beſtand darin, daß ſie nach Waldſtein verbannt wurden, um in dieſer furchtbaren Einſamkeit Ordnung und Eingezogenheit zu lernen. Dort ſtanden ſie unter ſtrenger Mannszucht. Wer von ihnen ſich eines Vergehens ſchuldig machte, wurde exemplariſch beſtraft. Doch um einigermaſſen die ewige Langeweile, der die Gefangenen anheimgefallen waren, zu mildern, erlaubte ihnen der Feilenhauer das Kartenſpiel und verfertigte dazu ſelbſt die eiſernen Karten. Der einem Tiſche ähnliche Stein im Burghofe zu Waldſtein, war der Platz, wo die Geiſtergeſellſchaft dieſem Zeitvertreibe huldigte; die Spuren der eiſernen Kartenblätter kann man auf demſelben noch jetzt erkennen.

180.

Die Feuerglocke zu Hof.

Von Bernhard Görwitz.

Zu Hof wollte ein Meiſter auf Ehrhard's Wieſen
Eine ſchöne, klangreiche Glocke gießen,
Die weit und breit mit dem ehernen Mund
Verkünde die heilige Gottesſtund'; —
D'rum trugen die Nachbarn mit gläubigem Sinn
Manch' Stücklein Goldes und Silber hin,
Und warfen es in die Glockenſpeis
Zum heller'n Klang, zu Gottes Preis! —

Und doch — ſo geſchickt auch der Meiſter war,
Das Werk mißrieth ihm ganz und gar. —
Und zum zweiten Mal wagt' er in Gottes Namen
Den köſtlichen Guß mit Gebet und Amen,
Und zum zweiten Mal war die Hoffnung verloren,
Und ein Mißding von einer Glocke geboren! —
D'rauf goß der Meiſter in Zornes Wuth
Zum dritten Mal die metallene Fluth
In's Teufels Namen in die Form,
Und die Glock' gerieth nach Regel und Norm. —
Doch als ſie erprobt ward, da tönt' ihr Klang
Wie Ingrimm und hölliſcher Hohngeſang,
Und wecket, ſtatt Andacht, Schrecken und Grau'n,
Kein frommer Sinn konnt' ihrem Klang vertau'n;
Solch' ſchrecklicher Ruf für ein Gotteshaus
Schloß jegliche gläubige Seele aus! —
D'rum hing man die falſche hoch auf den Thurm
Als Unglücksprophetin bei Feuer und Sturm,
Und ſo oft ſie ertönt in Nacht und Graus,
Lacht der Teufel in ihr den Meiſter aus! —

181.

Der lange Becher.

Von B. Görmitz.

Am Markte zu Hof war ſeit etlichen Tagen
Ein wunderbarlicher Brief angeſchlagen,
D'rinn ſtund: „Ihr Wohlehrbaren, Getreuen
Von Hof, hört mich, es ſoll Euch nicht reuen,
Ich komme zum künftigen Sonntag Mittag
In Euere Stadt, und will gemäch
Mich als Gaſt an Euerer Großmuth ergötzen
Und meine durſtige Kehle letzen;
D'rum ſtellet in jeglichem Fenſter droben,
Das ſich bis zum erſten Gaden (Stock) erhoben,
Eine Kandel kräftig Gebräu heraus,
Ich geh' dann vorbei, und trink' ſie aus!"

Die wackeren Nachbarn befolgten ſofort
Die ſeltſame Vorſchrift Wort für Wort. —
Der Tag und die Mittagsſtunde war da,
Und richtig — noch ehe man ſich's verſah',

Kam ein ſchlanker Geſell die Straße daher, —
Einen ſolchen Rieſen gab's nicht mehr! —
Er ſchaute bei'm hellen Sonnenſchein
Zum erſten Gaden gerad hinein,
Und brachte die Kandeln bequem ſich zum Mund,
Und leert' ſie der Reihe nach bis auf den Grund,
Und that das noch einmal und abermals wieder
Die Straße wandelnd auf und nieder;
D'rauf rückt er ſein Hütlein, und mit Behagen
Spaziert er noch über zween Fuhrmannswagen,
Dann ließ er den Höfern in Gruß und Blick
Des „langen Zechers" Verheißung zurück.

Man hat noch die Läng' vom ſothanen Rieſen
Durch ein Zeichen im Mittelgäßlein erwieſen;
Auch treibt man das Zechen noch jetzund ins Weite,
Geht's nicht in die Länge, ſo geht's in die Breite! —

182.

Der lange Mann in der Mordgaſſe zu Hof.

Widmann Höfer Chronik bei Grimm d. S. I., 243.

Vor dieſem Sterben (der Peſt zu Hof 1519) hat ſich bei Nacht ein
ßer, ſchwarzer, langer Mann in der Mordgaſſe ſehen laſſen, welcher
ſeinen ausgebreiteten Schenkeln die zwei Seiten der Gaſſen betreten
mit dem Kopf hoch über die Häuſer gereicht hat; welchen meine
frau Walburga Widmännin, da ſie einen Abend durch gedachte Gaſſe
n müſſen, ſelbſt geſehen, daß er den einen Fuß bei der Einfurt des
rthshauſes, den andern gegenüber auf der andern Seite bei dem großen
s gehabt. Als ſie aber vor Schrecken nicht gewußt, ob ſie zurück
: fortgehen ſollen, hat ſie es in Gottes Namen gewagt, ein Kreuz vor
gemacht, und iſt mitten durch die Gaſſe und alſo zwiſchen ſeinen
nen hindurch gegangen, weil ſie ohne das beſorgen müſſen, ſolch Ge-
ſt möchte ihr nacheilen. Da ſie kaum hindurch gekommen, ſchlägt
Geſpenſt ſeine beiden Beine hinter ihr ſo hart zuſammen, daß ſich
ſolch groß Gepraſſel erhebet, als wann die Häuſer der ganzen Mord-
e einfielen. Es folgte darauf die große Peſt und fing das Sterben
er Mordgaſſe am erſten an.

183.

Wie ein Hirtenknabe wohlfeile Zeit macht.

Nach B. Görwitz Sagenſchatz v. Oberfr. S. 47.

Um das Jahr 1694 kam eine große Theuerung in's Land. Reiche Leute mehrten ihren Reichthum durch Wucher, die Armen geriethen in großes Elend. Da lebte unweit von Roſenbühl ein frommer Hirtenknabe; dem erſchien, als er eines Tages ſeine Heerde weidete, ein Engel mit einem Kreuzlein in der Hand, zum Zeichen, daß er ein guter Geiſt ſeie, und von Gott geſandt. Dieſer verkündigte dem Knaben, daß über die reichen Wucherer, wofern ſie nicht ſchleunigſt Buße thäten, ſchreckliche Krankheit und Noth kommen würde. Das erzählte der Knabe aller Orten. Die Wucherer ſchrieen: Das ſei Teufelstrug, und fuhren fort, die armen Leute zu bedrücken. Da geſchah es um Johanni, daß der Engel dem Hirtenknaben zum drittenmale erſchien, als dieſer ſeine Schafe auf der Trift weidete. „Gieb mir ein Stücklein Brod!“ ſagte er zu dem Knaben. Allein der Knabe litt ſelber Noth und hatte nichts mehr, als ein trocken Rindlein, für ſelben Tag ſeinen Hunger zu ſtillen. Das theilte er gutherzig mit. Da nahm es der Engel aus der Hand des Knaben und ſprach: „Gottes Segen wird ſein über dieſem Brode, ich will hingehen und es vertheilen auf allen Wegen. Und ſiehe, von Stund' an bewährte ſich das Wort und der Hunger verſchwand und es kam wohlfeile Zeit, alſo daß die Leute glaubten, die Geſtalt ſei eines Engels geweſen.

184.

Das Zwergloch bei Marlesreuth.

Ausf. Beſchreib. des Fichtelbergs, S. 93. Grimm d. S. I., 42. C. v. Falkenſtein Buch der Kaiſerſagen S. 96. Mündlich von L. Zapf.

Zwiſchen Selbitz und Marlesreuth (bei Naila) befindet ſich im Wald eine Felſenhöhle. Man heißt ſie das Zwergloch. Hier unterm Felſen wohnten vor mehr als hundert Jahren Zwerge, die mit den Bewohnern der Ortſchaft Naila Verkehr hatten.

Zwei redliche und glaubwürdige Männer aus Marlesreuth, Albert Neffel und Hans Kohmann, welche daſelbſt in hohem Alter in den Jahren

679 und 80 ſtarben, haben darüber dem Pfarrer Hedler zu Selbitz den 5. Juli 1654 folgenden Bericht abgeſtattet.

Des Kohmanns Großvater fuhr einſt mit zwei Pferden auf ſeinen cker in der Nähe des Zwerglochs. Sein Weib hatte ihm zum Frühſtück n neugebackenes Brod zugebracht, es in ein Tuch gewickelt an den Rain legt, und war nach Gras auf die Wieſe gegangen.

Da kommt in einer Weile ein Zwergweiblein und bittet den Ackers=ann, ihm das Brod zu geben, das ihrige läge noch im Ofen, die ngrigen Kinder aber könnten nicht abwarten, bis es fertig wäre, Mit=gs wollte ſie's richtig zurückerſtatten. Der alte Kohmann hat dem Weib=in das Brod herzlich gern hingegeben.

Mittags kommt darauf die Zwergin wieder und bringt einen noch armen Kuchen auf ſehr weißem Tuche, reicht ihn jenem mit Dank und gt, er möge das Brod nehmen und ohne Scheu genießen, ihr Tüchlein er liegen laſſen, da ſie es ſelbſt abholen würde.

Dieß iſt auch geſchehen. Und das Weiblein hat hinzugefügt, nun üßten ſie bald ſcheiden und ihren bequemen Sitz hier verlaſſen, denn es ürden ſo viele Hammerwerke in der Gegend aufgerichtet, die ſie beunruhigten; ch vertreibe ſie das viele Schwören und Fluchen der Menſchen umher, eich wie die Sabbatsentheiligung, wo die Hausväter vor der Frühſonntags=rche auf's Feld gingen und die Früchte beſchauten, welches doch ſündlich wäre.

An einem Sonntage ſind einmal etliche junge Marlesreuther Bauern it Lichtern in die Zwergenwohnung, bald aufrecht, bald gebückt, ein=drungen und nach langem Gehen endlich auf einen geräumigen Platz in ereckiger Form und zierlich mit Felſen ausgearbeitet, gelangt. Nach llen Seiten hin haben ſie viele kleine Thüren und Kämmerlein gefunden nd zum Theil beſehen.

Da iſt ihnen aber ein Grauſen angekommen, ſie haben den Rückweg ieder geſucht, und ſind Alle einige Tage unwohl geweſen.

185.

Die Gräfin Beatrix von Orlamünde, oder die weiße Frau auf der Plassenburg.

Die Literatur der Sage bei Falkenstein Nordg. Alterth. III., 151. Grimm d. S. 1k., 376; Stadelmann Archiv f. Oberfr. I., 116. Die älteſten Erzähler: Lucä uralter Grafenſaal S. 373; Brusch chron. mon. Germ. p. 331; Reutſch Cedernhayn S. 318. Neuerdings: J. v. Minutoli die weiße Frau. Berlin 1850. Hier nur die Sage der Plaſſenburg; was Neuhaus, Berlin ꝛc. angehört, ſ. bei Minutoli. Grimm a. a. O. u. Hormayr Taſchenb. 1830, S. 411.

Beatrix, des Grafen Otto von Orlamünde ehelich Gemahel, eine geborne Herzogin von Meran, verlor frühzeitig ihren Herrn. Sie war aber von ungemeiner Schönheit und wohnte zu Plaſſenburg mit ihren Waiſen, einem Knäblein und einem Mägdlein, beide unter zwei Jahren. Wie nun der Wittwe ſeltene Schönheit dem jungen Burggrafen Albrechten zu Nürnberg behagte, alſo erklärte einſtmals derſelbe ſeine keuſche Liebe, vorgebend, wann nicht vier Augen im Wege ſtünden, wollte er mit dieſer Wittwe zu Plaſſenburg eine Heirath anſchlagen. Sogleich hinterbrachten dieſes Wort des Burggrafen der Gräfin zu Plaſſenburg die heimlichen Ohrenbläſer. Weil nun ſolches ihren Ohren ſchmeichelte, auch ihren Lüſten wohlgefiel, gedachte ſie darauf, wie ſie die Kinder aus dem Weg räumen möchte. Und damit es das Anſehen hätte, als wären ſie an einer heftigen Krankheit geſtorben und ſchnellen Todes verfahren, ſo durchſtach ſie den Wirbel auf dem Haupte beider mit einer Nadel und tödtete alſo ihre leibliche Kinder.

Etliche wiſſen, die Gräfin ſei eine Tochter des Landgrafen Ulrich von Leuchtenberg geweſen und habe ſich 1321 mit dem Grafen Otto von Orlamünde verheirathet. Auch wird ſie bald Agnes, bald Kunigunde geheißen.

Die Leichname der ermordeten Kinder ſeien in dem nahen Ciſterzienſer-Nonnenkloſter Himmelkron beigeſetzt worden. Die Gräfin ſelbſt habe in einem Kerker zu Hof Buße gethan, oder ſei, wie ſich noch heutiges Tages die Leute der Gegend erzählen, als Büßerin auf bloßen Knieen von Plaſſenburg bis nach Himmelkron gerückt.

186.

Die weiße Frau.

Von L. Zapf.

Die Gräfin Orlamünde
Wallt nächtlich durch das Schloß,
Und große Schlüsselbünde
Umklirren ihr den Schoß.

Sie läßt sie rasselnd fallen
Droht Unheil ihrem Haus,
Daß durch die stillen Hallen
Es mächtig dröhnt und graus.

Sie kann nicht Ruhe finden
Die Kindesmörderin,
Sie muß die Hände winden
Und wandeln her und hin;

Die alten, öden Zimmer
Durchrauschen allezeit
Um Mitternacht, und nimmer
Wird sie davon befreit.

Sie schreitet in den Gängen
Im weißen Bauschgewand.
In stummer Trauer hängen
Die Ahnen an der Wand.

Sie blicken starr hernieder,
Gespenstisch auf ihr Leid,
Wenn durch das Dunkel wieder
Aufschimmert hell ihr Kleid.

So büßend ihre Sünde
Wallt durch den weiten Bau
Die Gräfin Orlamünde,
Die blut'ge weiße Frau.

187.

Die Gräfin von Orlamünde.

Von August Nodnagel.

Von des Schlosses hohem Söller
Schaut die Gräfin in das Thal;
Auf dem Schlosse ruht die Zither,
Sieh! da sprengt ein stolzer Ritter
Her im Abendsonnenstrahl.

Albrecht war's, genannt der Schöne,
Nürnbergs hochberühmter Graf,
Der die Städter zwang zu weichen
Und mit scharfen Schwertesstreichen
Jeden kecken Gegner traf.

Freundlich blickt er auf zum Schlosse
Und sein Helmbusch flattert weit;
Denn er grüßt mit Flammenblicken
Liebe fordert sein Entzücken,
Erster Wonne Seligkeit.

Zum Vasallen tritt die Gräfin:
„Hayder, sattle flugs dein Roß!
Beut dem Grafen Hand und Minne,
Ob ich ihn zum Herrn gewinne
Und zum Lohne nimm dies Schloß!"

Wie der Bot' auch fliegt von dannen,
Träg enteilt ihr doch die Zeit.
Sieh! da ſpringen in das Zimmer
Ihre Kinder, lieb wie immer
Voller ſchelm'ſcher Fröhlichkeit.

Wollt' ihr einen Vater haben,
Herzgeliebte Kinder mein? —
„Vater ging zu Gottes Freuden,
Wo die Wolkenlämmer weiden,
Spielt er mit den Engelein."

Hayder kommt zurück und kündet,
Was betrübt der Ritter ſprach:
„Laßt, o Herrin dies Beginnen,
Nimmer darf Euch Albert minnen,
Eh' der Tod vier Augen brach!"

Weh! ſie ſtarrt juſt auf die Kinder
Und durchſchnitten zuckt ihr Herz.
Der verſchmähten Liebe Plagen
Kann die Stolze nicht ertragen
Und zur Wuth wächſt an der Schmerz.

Mit der Flamme in dem Buſen
Wandelt ſie drei Tage hin —
Hört nur in den eignen Hallen
Spott und Hohngelächter ſchallen,
Kann ſich ſelbſt nicht mehr entfliehn.

„Hayder — fleht ſie dumpfen Tones —
Fördre meine Ungeduld;
Morde die verhaßten Kleinen,
Sie, nur ſie kann Albrecht meinen
Und ich trage jede Schuld!"

Hayder lockt die beiden Kleinen
In's Gebüſch mit Spiel und Scherz;
Dort am Weiher, ohn' Erbarmen
Packt die Eiſenfauſt die Armen,
Zuckt den Dolch auf's zarte Herz.

Ach, das Mägdlein fleht zum Mörder,
Thränen in dem Angeſicht:
„Lieber Hayder laß uns leben,
Will dir Orlamünda geben —"
Doch das rührt den Buben nicht.

Auch das Knäblein ringt die Hände:
„Lieber Hayder ſchone mich,
Kriegſt dann meinen Helm, den neuen,
Traun! es wird dich nicht gereuen,
Mutter ſelbſt belohne dich!"

Doch ſie fallen — da verwirrt
Gottes Zorn des Mörders Sinn;
Und er kommt mit wildem Tritte,
Schleudert in der Diener Mitte
Seinen Dolch der Gräfin hin.

„Kennſt du wohl das Blut der Kinder,
Das der Wolf im Forſte leckt?
Die dort, wo die Birken neigen
Haſelbuſch mit ſchlanken Zweigen
Wehmuth zitternd nun bedeckt?" —

Albrecht kam in's nahe Kloſter:
„Heilige Väter, tröſtet mich,
Dieſer Mord, davon in Tagen
Später Zeit man noch wird ſagen,
Ward begangen — weh! um mich!

Agnes liebt' ich wie mein Leben,
Höher ſtand mein Gott mir nur;
Aber treue Kindespflichten
Wollt' ich dennoch ſtets verrichten,
Bis mich löſet die Natur.

Vater lebt mir noch und Mutter,
Dennoch bin ich nun allein. —
Ach ihr Männer! heil'gen Lebens
Nimmer ſchloßt ihr euch vergebens
Vor dem tiefen Elend ein!"

Und im Kloſter ruhn die Leichen
Arm in Arm, wie man ſie fand.
Agnes war ſeit jenen Stunden
Aus der Heimathflur verſchwunden
Pilgernd in's gelobte Land.

188.

Volkslied von der Herzogin von Orlamünde.

Waldenfels antiqq. coll. l. XII. p. 465. Wunderhorn II., 232.

Albert Graf von Nürnberg ſpricht:
„Herzogin ich liebe nicht;

Bin ein Kind von achtzehn Jahren
Und im Lieben unerfahren,

Würde dich zum Weib ich nehmen,
Doch vier Augen mich beſchämen;

Wenn nicht hier vier Augen wären,
Die das Herze mein beſchweren."

Orlamündens Herzogin
Spricht zu ſich in ihrem Sinn:

„Wittwe bin ich ſchön vor allen,
Aller Fürſten Wohlgefallen;

Wenn nicht hier vier Augen wären,
Würde ſeine Lieb' mich ehren.

Kinder ihr vom ſchlechten Mann,
Der mich hielt im ſtrengen Bann.

Weil ihr meine Land ererbet
Wenn ihr nicht unmündig ſterbet."

Alſo Oel in Flammen wüthet,
Das ſtatt Waſſer aufgeſchüttet.

Alſo deutet ſie die Rede
Auf zwei eigen Kinder ſchnöde,

Die im Saal zum Spiel abzählen
Unter ſich den Engel wählen.

„Engel, Bengel, laß mich leben
Ich will dir den Vogel geben."

Nadeln aus dem Wittibſchleier
Zieht ſie, daß er falle freier,

Zu dem wilden Hager ſpricht:
„Nimm die Nadeln und verricht,

Schwarzer Hager, du mein Freier
Fürchteſt nicht den ſchwarzen Schleier,

Fürchteſt du nicht auch vier Augen,
Die zum Zuſehn auch nicht taugen,

Setz' dich mit zu ihren Spielen,
Daß ſie keine Schmerzen fühlen,

Daß die Wunden niemals ſprechen,
Mußt du in das Hirn ſie ſtechen."

Herkules zum Hager ſpricht,
Eh' der ihm das Hirn einſticht:

„Lieber Hager, laß mich leben,
Will dir Orlamünde geben *),

Auch die Plaſſenburg, die neue,
Und es ſoll mich nicht gereuen."

Herula zum Hager ſpricht,
Eh' er ihr das Hirn einſticht:

„Lieber Hager, laß mich leben,
Will dir meine Docken geben,

Engel, Bengel, laß mich leben,
Will Dir meinen Vogel geben."

Hager ſich als Mörder nennt,
Eh' er ſich das Hirn einrennt.

„Gott, ach Gott, wo werd' ich ruhen,
Höre ſchon den Vogel rufen,

Gott, ach Gott, wo ſoll ich fliehen,
Sehe ſchon den Vogel ziehen.

*) Var: Will dir Norden und Nisden geben.

Albert ſpricht zur Herzogin,
„Das war nicht der Rede Sinn,
Meinte unſre eignen Augen,
Wie wir nicht zuſammentaugen.“

Beide Kinder unverweſet
Liegen noch im Marmorſarge,
Als wär' heut der Mord geweſen,
Recht zum Trotze allen Argen.

189.

Marienweiher.

J. A. Eiſenmann, geograph. Beſchreibung des Erzbisthums Bamberg, S. 443.

Vor Zeiten war die Gegend um Marienweiher mit dichten Wäldern bedeckt, und an der Straße, welche durch dieſelbe von Franken nach Sachſen führte, ſtanden in verſchiedenen Entfernungen von einander ſogenannte Nothwirthshäuſer. Im zwölften Jahrhundert befuhr einmal auch ein ſächſiſcher Fuhrmann, welcher ein Marienbild in Franken hatte fertigen laſſen, um ſolches mit nach Hauſe zu bringen, die Straße, und nahm in dem Wirthshauſe an dieſem Orte, damals Vorderſee genannt, ſein Nachtquartier. In derſelben Nacht wurde das Haus von Räubern überfallen; der Fuhrmann aber mit ſeiner ganzen Habe entkam glücklich den gierigen Händen der Räuber. Aus Dankbarkeit gegen Gott und Maria, welche er in dieſer großen Gefahr um Hülfe angefleht hatte, ließ er hierauf das mitgeführte Marienbild an dem nämlichen Orte aufrichten und eine Kapelle von Holz darüber bauen; auch ſoll er ſich daſelbſt ſpäter, nachdem er ſeine Güter in Sachſen verkauft hatte, angeſiedelt haben. Bald wurde dieſe Kapelle von Pilgern und andern Andächtigen, nah und fern, häufig beſucht. Als dieſelbe, aus nicht benannter Urſache, in Brand gerieth, warfen die dortigen Bewohner, deren Zahl inzwiſchen ſich ſehr vermehrt hatte, das Bild, um es vor den Flammen zu retten, in den nahen Weiher: entdeckten aber an demſelben, als ſie es wieder herauszogen, eine Beſchädigung in deſſen Geſichte neben der Naſe, welche jetzt noch zu ſehen iſt. Nachher wurde daſelbſt eine große Kirche von Stein, wahrſcheinlich vom Biſchofe Otto II. erbaut und darinnen das berühmte Marienbild, deſſen Verehrung je länger deſto mehr ſich verbreitete, aufgeſtellt.

190.

Der Geist zu Lichtenfels.

J. Heller, in: Das Königreich Bayern in seinen Schönheiten III., 20. L. Braunfels die Mainufer S. 87.

Noch sieht man im Städtchen Lichtenfels die Mauerreste einiger Burgen, in welchen es, der Volkssage nach, nicht geheuer ist; denn es geht dort der Geist des edlen Fräuleins Podica von Schaumburg um, welche vor Kummer starb, als ihr Bräutigam aus der Fehde bei Scheßlitz nicht wieder zurückkehrte. Nun hört man nächtlicher Weile ihr leises Rufen: „Kömmt mein Kunimund noch nicht?“ Und so lange muß das Fräulein rufen und auf Erlösung warten, bis ihr eine barmherzige Stimme antwortet: „Längst fiel dein Kunimund bei Scheßlitz.“ Warum ihr bis heute Niemand den Liebesdienst erwiesen, verschweigt die Sage.

191.

Alberada zu Banz.

Von Franz Schmidt. — Henrici origg. Banz. ap. Ludewig script. Bamb. II., 48. Brusch chron. mon. Germ. p. 52 u. 281.

Frau Alberade herrscht im weiten Banzagau,
Was Itz und Main umfluthet, war treu der schönen Frau,
Es wiegte sie ein Knäblein auf ihrem Mutterschoos,
Es herzte sie ein Mägdlein mit kindlichem Gekos.
Wer ist mir gleich an Ehren, und wer mir gleich an Glück?
Sprach stolz die hohe Gräfin, berufend ihr Geschick.
Es drehte seinen Kreisel der Junker auf dem Eis,
Des Maines Spiegeldecke gab ihn den Wellen Preis.
Und Fräulein Judith blickte zur nahen Burg so gern,
Die sich zum Raubhorst thürmte dem Katzenburger Herrn.
Sie brach die ersten Veilchen im Forst vor Stegelitz —
Und vor der Mutter Augen raubt' sie der kecke Fritz.
Da riß die Gräfin bebend den Handschuh von der Hand
Und rief: „Dir ew'ge Fehde, du feiger Weiberfant!
Kannst meinen Arm du höhnen, sollst du die Zunge flieh'n.
So lang sie lallt im Munde, soll sie dir Flüche sprüh'n“ *).

*) Der Handschuh soll in der Luft verschwunden sein.

Sie weihte Banz zum Kloſter und ſich zur Nonne ein;
Und ihre Flüche ſollten fortan nicht kraftlos ſein:
Es war Herrn Friedrichs Töchtern der Tugend Glanz verſagt,
Und ſeine Söhne wurden der Raubſucht angeklagt.

192.

Alberada's Born.

Adelberade, ſtill und fromm,
Kehrte zurück vom heil'gen Rom —
Ihr Gatte, weil mit Muth und Lieb'
Er treu dem Kaiſer Heinrich blieb,
War jüngſt in Gregor's Bann geſtorben.
Sie hatt' beim Papſt als Gnad' erworben,
Daß ehrenvoll, in Bamberg's Dom,
Die Leich' zu ſel'ger Ruhe komm'.

Mit ihren Dienern feſt und treu
Betrat das Maingau ſie auf's Neu.
Da in Gebirg und dichtem Wald
Verirrten ſich die Pilger bald —
Verſchwunden war der heit're Main,
Rings ſchloß ſie rauhe Wildniß ein —
Die Eule ſchwirrte durch die Zweige —
Hier modert' die geſunk'ne Eiche,
Die morſche Tann' ſank mit Gekrach,
Kein Lichtſtrahl drang durch's wald'ge Dach,
Die Roſſe konnten nicht mehr weiter —
Der Wildniß ließen ſie die Reiter.
Jäh ging es nun hinab im Lauf,
Dann wieder ſtill den Berg hinauf,
Müd' auf die forſtumzog'ne Halde
Kam die Verirrte und's Geleite.

Da ſank der jüngſte Knappe nieder
Und ſchloß die matten Augenlider:
„Ich muß verſchmachten!" ſeufzt er leiſe,
Und gleiche Klag' ertönt im Kreiſe:
„Wenn nicht ein Labetrunk uns rettet,
So werden wir in's Grab gebettet
Hier in der Wildniß ſchauerlich —
O Herr und Gott, erbarme dich!"

Die Gräfin kniet hin zum Gebet
Und brünſtig zu dem Herrn ſie fleht:
„Du Ewiger, deß ſtarke Hand,
Uns ſchirmte in dem fernen Land,
Uns über's Alpeneis geleitet,
Im Schneeſturm Hülfe uns bereitet,
O laß, ſo nah' der Heimath Höh'n,
Mich und die Meinen nicht vergeh'n!
Ich weiß, dein Vaterauge ſieht
Auf uns, die hier der Tod umzieht,
Du leiteſt auf dem Lebenspfade,
Dein iſt die Macht, doch auch die Gnade!
Du, der von Moſes kahlen Felſen
Sich Waſſerfluthen hieß entwälzen,
Kannſt dieſem Boden kahl und trocken
Die Rettungsquelle auch entlocken!"

Sie richtet voll Vertrau'n ſich auf,
Ihr Stab' berührt des Sandes Hauf' —
Raſch quillt hervor ein Waſſerſtrahl
Und plätſchert über's Moos in's Thal.

Sie und die Ihrigen erquickt
Der Trunk, den Himmelsgnade ſchickt,
Sie füllen die verdorrten Flaſchen,
Ihr Schleichen wird zum muntern, raſchen,
Belebten Gang und bald und leicht
Iſt froh der gelbe Main erreicht,
Und herrlich liegt das Stammſchloß Banz
Hoch in der Abendſonne Glanz.

Das Brünnlein aber rauſchte fort,
Belebend ſanft den wilden Ort.

Die Gräfin faßte es in Stein,
Führt' nach ihm Wege durch den Hain
Und bald ward es durch's ganze Land
Adeberada's Born genannt.

193.

Das Irrglöcklein von Seßlach.

Von Fr. Rückert.

Der Tag verliſcht, es ſenket grauſend
Die Nacht vom ſchwarzen Himmel ſich,
Und Nebelwinde ſtreichen ſauſend
Durch Waldesgründe ſchauerlich;
Das Fräulein irrt mit bangem Schweigen
Allein auf ungebahnten Steigen.

Sie ſchreckt das Rauſchen jedes Blattes,
Sie ſchreckt des eignen Fußes Tritt;
Es leuchtet aus der Luft kein mattes,
Kein bleiches Sternlein ihrem Schritt;
Sie irrt mit jedem neuen Schritte
Nur tiefer nach des Waldes Mitte.

Da drehet ſich vor ihren Blicken,
Im leichten Tanz am ſchwarzen Moor,
Sie mit Verderben zu beſtricken,
Der Waldesgeiſter reges Chor;
Sie laſſen düſtre Flammen glühen,
Um täuſchend ſie hinabzuziehen.

Sie ſcheinen Lichter niedrer Hütten,
Sie ſcheinen fern, und ſind ihr nah;
Sie treibt ſich an mit ſchnellern Schritten,
Sie fliegt hinzu, ſchon iſt ſie da;
Schon iſt ſie da! und freudig ſehen
Die Argen ſie am Abgrund ſtehen.

Schon will ſie in die Tiefe gleiten,
Da ruft ſie's an aus tiefem Wald;
Ihr iſt, als wenn ein fernes Läuten
Ihr rückwärts in die Ohren ſchallt;
Sie wendet ſich halb froh, halb bange,
Und horcht dem wunderbaren Klange.

Und vor dem Klang in Luft zerflogen
Sind alle Flämmlein fort im Nu;
Sie wandelt mächtig angezogen
Dem wunderbaren Klange zu;
Er führt ſie weit auf Weg und Stegen,
Und endlich aus des Walds Gehegen.

Und dämmern ſiehet ſie die Häuſer
Des Weilers aus der Ferne ſchon;
Da klingt es leiſ' und immer leiſer,
Und gar verklungen iſt der Ton;
Schnell mit andächtiger Geberde
Senkt betend ſie das Knie zur Erde.

Sie weinet frommen Dankes Thränen,
Ihr Haupt verhüllend in's Gewand,
Den Rettern, die mit leiſen Tönen
Sie riefen von des Todes Rand;
Dann will ſie freudig aufwärts ſchauen,
Und ſieht den Tag im Oſten grauen.

Und ſieht mit rothbeſtrahlten Zinnen
Auf fernem Berg ihr hohes Schloß;
Sie rafft ſich auf, und eilt von hinnen
In ihres bangen Vaters Schooß.
Mit Staunen aus der Tochter Munde
Hört er die wundervolle Kunde.

Dann baut er auf derſelben Stelle,
Allwo ſein Kind ſich wiederfand,
Ein kleines Thürmlein und Kapelle,
Mit Schieferdach und Mörtelwand;
Und in des Thurmes höchſtem Stocke
Hängt hellen Klanges eine Glocke.

Und bei des Abends ersten Sternen
Schlägt hoch im Thurm das Glöcklein an,
Durchhallt des Waldes weite Fernen,
Und ruft den irren Wandersmann;
Er folgt getrost mit sichern Schritten
Dem Rufe zu des Weilers Hütten.

Das Glöcklein hängt in der Kapelle
Dreihundert Jahr und drüber schon,
Und immer klingt es klar und helle,
Und immer heller wird sein Ton.
Es heißt, zu seiner Stiftung Kunde,
Irrglöcklein bis auf diese Stunde.

194.

Die lichten Steine.

L. Bechstein S. 200.

Inmitten des Steinschuttes der Burgruine Lichtenstein erheben sich hochragend zwei Felsenblöcke über dem Boden, und es geht die Sage, daß dieselben seit undenklichen Zeiten in dieser Stellung gestanden, nämlich einer dicht über dem andern gelehnt und geneigt, ohne daß einer den andern berührt, und so dem Lichte zwischen sich freie Bahn lassend. Davon soll nun auch der Namen der Lichtensteiner, sowie ihr Wappen herrühren, welches zwei weiße gezackte Steine im rothen Felde, deren Spitzen sich nicht berühren, zeigt.

Man sagt, so lange diese Steine ständen, werde das Geschlecht nicht gänzlich erlöschen, und so lange sei der alten Burg Wiederaufbau zu hoffen. Noch ist auch das Geschlecht der Freiherren von Lichtenstein nicht erloschen; doch gingen die meisten der ehemaligen Besitzungen in fremde Hände über, und viele wurden Eigenthum der Grafen von Ortenburg, Rotenhan u. A.

195.

Das Schneidersloch.

Die vor. Schrift S. 201.

Im Bereich der Burgtrümmer von Lichtenstein befindet sich eine in Stein gehauene Felshöhle, die wird das Schneidersloch genannt. Wildes Gestrüpp bedeckte die Oeffnung, und sie konnte mit einem Steinblock verschlossen werden. Im Innern erblickt man eine Vertiefung am Boden,

wie eine Feuerstätte, und eine Art Futteral eingemeiſelt, für eine Scheere. Hier ſoll ſich, ſo geht die Sage, zur Ritterzeit ein keckes Schneiderlein verhalten haben, das lauerte den Knappen auf, wenn ſie einzeln mit Beute beladen, in die Burg heimzogen, und erſchoß ſie tückiſch und meuchlings, worauf es dann herauslief und die Gefällten beraubte. Dieſes Weſen trieb das Schneiderlein lange Zeit, bis endlich ſeine Unthaten an das Licht kamen, da iſt es mit feurigen Scheeren und glühenden Nadeln zu Tode gemartert worden.

196.

Die Fickmühle *).

Die vor. Schrift S. 202.

Auf einer Felſenſpitze in der Nähe der Burgruine Lichtenſtein ſoll eine ſogenannte Fickmühle eingegraben ſein. Dort ſpielte einſt der Teufel mit einem Ritter. Gewann der Ritter, ſo mußte ihm der Teufel eine lange Reihe von Jahren dienſtbar ſein, ohne Lohn, gewann der Teufel, ſo war des Ritters Seele ſein eigen, ohne daß er demſelben zu dienen brauchte. Man weiß nicht, wer das Spiel gewonnen hat. Andre ſagen, hier habe Guſtav Adolph mit ſeinen Generalen um Dukaten geſpielt, und dieſe aus einem noch zu ſehenden ausgehöhlten Loch, das man das Dukatenloch nennt, genommen.

197.

Wüſtung Erbrechtshauſen.

Die vor. Schrift S. 189.

Ueberm Schloß Königsberg gegen Morgen, wo man nach Bramberg und Ebern geht, zwiſchen dem Sperbersheig und Roßberg, einem Walde, liegt einſam in der ebenen Feldflur ein Schafhof und über ihm öde Kapellentrümmer. In dieſes Hofes Nähe ſtand einſt ein Dorf, deſſen Namen er fortpflanzt: Erbrechtshauſen, welches nach der Umwohner Sage verſunken iſt. Noch ſteht ohnweit des Hofes die Dorflinde neben einem

*) Anderorts Zwickmühle, das bekannte Bretſpiel, vom alten Ficca, hin- und herfahren.

Brünnlein, und die Kapelle hieß St. Jakobskapelle und hat zum Dorfe Erbrechtshauſen gehört. Noch nicht lange iſt's her, daß man nahe der Kapelle mehrere alte Leichenſteine liegen ſah, doch mit unlesbarer Schrift. Es ſoll dort nicht richtig und geheuer, und bisweilen in gewiſſen ſtillen Mondnächten das Dorf Erbrechtshauſen wieder ſo, wie es vordem geſtanden, auf der Oberfläche zu ſehen ſein. Dann ſteht auch die St. Jakobskapelle in ihrer alten Geſtalt wieder da, und man ſieht Schaaren von geſpenſtigen Männern und Frauen in dieſelbe zum Gottesdienſt eilen.

198.

Die Altenſteiner.

Von M. Joh. Epiſkopius. — Altenſtein Burgruine beim Markt Altenſtein Ldgr. Ebern. — Nach Fries, Gropp, Bruſch in F. N. Wolf Beſchreib. d. Burgruinen und Schlöſſer d. Ldgr. Eltmann I., 48. F. Hohn bei Gottſchalk V., 105.

Eyring von Reinſtein vom Adel gut
Zum Biſchof man erwählen thut,
Da nach der Geburt Chriſti man ſchrieb
Zwölf 100 Jahr und 50 blieb.

Dieſer wohl 16 ganze Jahr
Im biſchöflichen Amt auch war,
Er hat aber gräulich auferlegt,
Wie man den ungehorſamen pflegt,
Würzburg und Rotenburg den Städten
Hat große Geldbuß, ſie's kaum hätten.

Dieſer ohn' all' Mittel war,
Ein grauſamer Tyrann führwahr,
Er konnt auch ſeine Tyrannei
Treiben ohn all Furcht und Scheu,
Weil damals im Reich, wie man ließt,
Kein Haupt noch Kaiſer geweſen iſt.

Auch die von Altenſtein das ſeyn
Gnug innen worden ingemein,
Ihr 12 aus ihrem Geſchlecht er hat
Heimlich erwürgt an einer Statt,
Welches ſich alſo zutrug, nun hör,
Hernach nicht unrecht judicir.

Als Eyring einsmals auf ihr Schloß
(Nach Altenſtein genennt wird das)
Da zwiſchen ihnen viel Hader war,
Kam, und ſie hett vertragen gar,
Auch alls nun war in vergeſſen geſtellt,
Biſchof Eyring ſelbſt böslich hält.

Dann als er war von ihnen tractirt
Aufs beſte, wie ſich dann gebührt,
Und ihm war alle Ehr erzeigt,
Sondern er thät wider alle Lehr
Freundlicher Wirtſchaft, ſchwecht die ſehr,
Auch wider ſeine Ehr und Treu,
Die er ihnen hat gelobet frey.

Da ward das Abendmahl vollendt,
Einen jeden fordert er behend
Inſonderheit in ſein Gemach,
Als wollt er mit ihnen halten Sprach,
Sobald aber einer zu ihm kam,
Ließ er denſelben ſtracks halten an
Und niederhauen ohne Gnad.
Noch heutig's Tags weißt man die Statt
Im ſchönen adelichen Hauß,
Welches vor der Burg gebaut iſt heraus.

Alſo geſchah den eilfen all,
Der zwölfte aber merkt dieſen Fall.
Herbegen mit nahm, der ein Ritter war,
Der wehrt ſich fleiſig der Gefahr,
Den Biſchof er in Winkel trieb,
Und ihm im Grimm die Naß abhieb,
Er mußt aber ſobald gleichwohl
Herhalten als die andern all.
Und wurden die zwölf entleibte Herrn
Von Altenſtein mit großen trauren
Gen Lankheim in das Kloſter geführt,
Allda begraben, wie ſich's gebührt.

Wär nicht geweſen in Frankenland
Einer diß Geſchlecht Seyfried genannt,
So war der ganze Stamm fürwahr
In einer Stund vertilget gar.

Es ſtarb aber Biſchoff Eyering,
Als Rudolph noch nicht allerding
Zum Kaiſerthum beſtättigt war,
Welchs ledig ſtand 17 Jahr,
Als nach des Herrn Chriſti Geburt
Tauſend 266 gezehlet wurd.

199.

Der Haß im Grabe.

Von Franz Schmidt.

Man ſagt, der Tod verſühne
Der Herzen alten Groll,
Doch ſucht man über Gräbern
Auch noch der Rache Zoll.
Einſt wollte man verſenken
Des Herrn von Reinſtein Sarg
Nächſt einem Domherrngrabe,
Das einen Steiner barg.
Da hat von Stein Herr Endres
In altem Haß gemeint,
Sein Bruder könne ſchlafen
Nicht bei des Hauſes Feind.
Man hat gelegt Herrn Heinrich
An einen fernen Ort,
Als ob auch überm Grabe
Der Zwiſt noch wuchre fort.
Eiring von Reinſtein pflanzte
So gift'gen Haders Kraut,
Dem Edle elf vom Steine
Sich blindlings anvertraut.
Mit ſanftem Hirtenſtabe
Stieg er zum Altenſtein,
Um den entzweiten Brüdern
Ein Friedenshort zu ſein.
Er hat ſie wohl vereinet,
Denn er erſchlug ſie all:
Ein Grab im Kloſter Langheim
Zeugt von der Brüder Fall.

200.

Der alte Fuhrmann.

Von L. Braunfels. — Auf einer Anhöhe bei Baunach liegt die Magdalenenkapelle, 1473 von dem Fuhrmann Ueberkum (Victor) zu ſeiner Begräbnißſtätte geſtiftet. — Gropp Wirtzb. Chronik I., 191.

„So manches Jahr iſt's, daß ich zog
Mit dem Geſpann thalein, thalaus;
Nur wo ich Luft der Alpen ſog,
Im fremden Land war ich zu Haus.
Nun ſind die Pferde blind und matt;
Krank lieg ich auf der Lagerſtatt.

„O daß mich bindet Todes Band
In enger Heimath, zwiefach Weh!
O läg' ich hoch an Bergeswand,
Beſtattet im Lawinenſchnee,
Daß meine Seel' aus leichter Gruft
Vernehm' den Gruß der Alpenluft.

„Wenn ſtill mein Herz, mein Körper kalt,
Lad' ihn, mein Knecht, dem Wagen auf;
Spann vor die Roſſe, blind und alt,
Laß ihren Hufen freien Lauf:
Und wo ſie ruh'n, da ſei dir's recht;
Da grab' mich ein, du treuer Knecht."

Des alten Fuhrmanns Herze brach,
Hat von den Alpen ausgeträumt.
Und was der Alte ſterbend ſprach,
Der treue Knecht hat nichts verſäumt;
Es zieh'n die Roſſe, blind und matt,
Den todten Herrn zur Ruheſtatt.

Durch Wald und Flur ſie ſchleichen ſacht,
Bis zu dem Berg, der einſam ſteht:
Da iſt die alte Kraft erwacht;
Hinauf geht's, wie vom Sturm geweht,
Da hält hoch oben das Geſpann;
Da gräbt ein Grab der treue Mann.

Wo ſtill nun die Kapelle ragt,
Vom Athem des Gebirgs umkreiſt,
Wenn's durch die Nächte klingt und klagt,
Das iſt des Alten trüber Geiſt;
Das iſt von ferner Alpenluft
Der Gruß in eines Wandrers Gruft.

201.

Der Dombau zu Bamberg.

Von Auguſt Kopiſch. — Pomarius p. 185. Münster cosmogr. l. III. bei Grimm d. S. II., 175.

Beim Dombau zu Bamberg ging es zu langſam her,
Da betete Frau Baba, auf daß es anders wär'!

Nun ſchenkt' ihr Gott ein Wunder. Damit war's ſo beſtellt:
Sie bracht an jedem Abend eine große Schüſſel Geld.

Die ſetzt' ſie an die Pforte und jeder Werkmann nahm
Sich ſelber ſeine Löhnung, wie er vorüber kam.

Doch mehr als er verdiente, konnt' er nicht nehmen dort,
Und wollt' er mehr ſich langen, ſo rollt es wieder fort.

Den Fleißigen ſchmeckt es ſüße, wie lauter Honigſeim,
Gewaltig griffen die Faulen, doch brachten ſie wenig heim.

Da wurden ſie endlich wacker: nun bauten ſie den Chor,
Nun ſetzten ſie Stein auf Stein da, nun ſtieg der Dom empor!

Es blieb Frau Baba's Schüſſel faſt bis zur Hälfte voll,
Tagtäglich war ſie leichter, nun ging es, wie es ſoll!

Tagtäglich blieb ein Groſchen, nun war's der rechte Zug!
Am Groſchen war zu merken, es hab ein Jeder g'nug.

Frau Baba ſprach: „Das Wunder iſt Bild vom Himmelreich:
Da gibt es keinen Faulen, da ſchafft ein Jeder gleich;

Was Gott ſie heißt vollbringen die Engel in ſchnellem Flug,
Und weſſen Jeder werth iſt, deß hat ein Jeder genug."

202

Die Schale der heiligen Kunigund.

Hoffmann ann. Bamberg p. 47.

Im Dom zu Bamberg befindet ſich das Grab des heiligen Paares Heinrich und Kunigunde. Ein Bildwerk dieſes Grabmales zeigt die Kaiſerin, wie ſie die Bauleute der Stephanskirche bezahlt. Es war nämlich unter den Werkleuten ein bösartiger, unzufriedener Mann, der beſtahl den Schaffner des Baues beim Ausbezahlen, ſo daß die beſtimmte Summe niemals zureichen wollte. Man konnte dem Diebe lange nicht auf die Spur kommen. Da begab ſich die heilige Kunigundis eines Tages ſelbſt unter die Werkleute und hielt eine Schale dar, aus welcher ſich jeder ſeinen Pfennig nahm. Auch der Dieb griff in die Schale, nahm aber, wie früher, unvermerkt mehrere Pfennige. Kaum hatte er ſie ergriffen, als ihm die Hände entſetzlich brannten, ſo daß er heulend davonlief, und als er nach Hauſe kam, nur noch Einen Pfennig in der Hand hatte.

203.

Der Hahn im Dom zu Bamberg.

Berthold, Geſchichte von Rügen und Pommern I., 230. bei Nork Mythol. d. Volksſagen S. 568.

Im Dom zu Bamberg befindet ſich ein Hahn, von deſſen Bedeutung man ſich Folgendes erzählt: Die alten Pommern verehrten den Hahn. Dieß benutzte der Biſchof Otto, als er zu ihrer Bekehrung auszog. Denn indem er in einen ſilbernen Arm die Gebeine des heiligen Veit einfaſſen, und an demſelben zugleich das Bild eines Hahns anbringen ließ, bewirkte er, daß die heidniſchen Pommern, weil ſie vor dem Hahne niederfielen, zugleich den Reliquien des Heiligen Verehrung erwieſen. Dieſes letztere geſchah zwar unwiſſend von ihnen, aber ſie wurden dadurch doch der gnadenreichen Einwirkung der heiligen Gebeine theilhaftig, und um deſto leichter waren ſie zum Chriſtenthum zu bekehren.

204.

Domkröten zu Bamberg.

C. v. Falkenſtein S. 105. Bericht des hiſt. Ver. zu Bamberg 1840. S. 16. L. Braunfels Mainufer, S. 118.

Am Eingang des Doms zu Bamberg liegen zwei große ſteinerne Thiere, welche der Sage nach Kröten ſind. Das Volk erzählt, zur Zeit des Dombaues habe der Teufel aus beſonderem Neid über den Fortgang des chriſtlichen Werkes zwei Thiere geſchickt, halb Kröten, halb Löwen, welche zur Nachtszeit den Bau untergruben und beinahe zum Einſturze brachten. Wie man der teufliſchen Thiere Herr geworden, verſchweigt die Sage.

205.

Adalbert von Babenberg.

Von Schöppner. — Luitprand II. c. 3. Lambert. Schafn. ad a. 907. Otto Frising VI., 15. Marian. Scot. ad a. 908. u. A. bei Falkenstein Nordg. Alterth. II., 272. Ayrers Reimchronik, Bamberg 1838 S. 19.

Dem Babenberger bräuet umsonst des Königs Schwert,
Auf seiner Veste spottet des Feindes Adalbert;
Herr Konrad, Ludwigs Bruder, erlag des Grafen Arm,
Der König fordert Rache mit seiner Mannen Schwarm.

Doch stark auf seinem Schlosse, ein Aar im Felsennest,
Hält sich der Babenberger mit seinen Mannen fest;
Da sinnen Ludwigs Schranzen auf einen schlauen Rat,
Der Mainzer Bischof Hatto erfand die schnöde That.

Als Friedensherold wandelt in's Schloß der fromme Mann
Und trägt dem Babenberger die Huld des Königs an:
„Kommt mit mir, edler Ritter! versucht der Gnade Glück,
Ich führ' euch schlimmen Falles auf eure Burg zurück."

Der Ritter treu und bieder vertraut dem falschen Mann,
Sie gehn, doch halben Weges der Erzbischof begann:
„Das Fasten mag beschwerlich bis zu dem Lager sein,
Beliebt es euch, so nehmen wir erst ein Frühstück ein."

„Ihr ehret mich, Herr Bischof," versetzt der Graf darauf,
„Begebt ihr Euch zum Imbiß auf meine Burg hinauf."
So kehren sie noch einmal auf Babenberg zurück,
Nicht ahnt der edle Ritter sein trauriges Geschick.

Sie gehn zum zweiten Male, gelabt mit Speis und Trank,
Ach! edler Babenberger, es ist dein letzter Gang!
Kaum tritt er in das Lager, da hält man sein Gericht,
Der König ihm das Urtel des Hochverrates spricht.

Und wie der Graf den Bischof des schnöden Truges schilt,
Entgegnet dieser höhnend: „Ich hab' mein Wort erfüllt,
Ich führt' zurück euch wieder!" — Der Mainzer sprach's und lacht.
So ward der Babenberger darauf zum Tod gebracht.

206.

Die Feuerprobe der heiligen Kunigund.

Nach Lohengrün Nr. 754 u. Pomarius S. 181 bei Grimm d. S. II., 174. Ludewig script. Bamb. I., 346. Cranz Saxon. l. IV., c. 32. Hoffmann p. 52.

Kaiſer Heinrich II. und Kunigund, die blieben beide unbefleckt bis an ihren Tod. Der Teufel wollte ſie da unehren, daß ſie der Kaiſer zieh von eines Herzogen wegen, mit dem ſollte ſie in Ungebühr ſtehen. Die Fraue bot dafür ihr Recht, dazu kam manich Biſchöfe und Fürſten. Da wurden ſieben glühende Eiſenſchaaren gelegt, die ſollte die Fraue treten. Sie hub auf ihre Hände zu Gott und ſprach: „Gott, du weißt wohl allein meine Unſchuld; ledige mich von dieſer Noth, als du thäteſt der guten Suſanna von der ungerechten Bezeugniß!“ Sie trat die Schaar kecklich und ſprach: „ſieh Kaiſer, ſo ſchuldig ich deiner bin, bin ich aller Männer.“ Da ward die Fraue gereinigt mit großen Ehren. Der König fiel ihr zu Füßen und die Herren alle.

207.

Der Gang nach dem Kalkofen.

Sage von der Gertraudenkapelle zu Bamberg. — N. Haas Geſchichte der Pfarrei St. Martin zu Bamberg S. 93. Vgl. Schillers Gang zum Eiſenhammer.

Es war ein Edelknabe der Kaiſerin, welchen man des ſträflichen Umgangs mit ihr verdächtigt hatte. Dieſen befahl der Kaiſer im Kalkofen jenſeits des Mains zu verbrennen. Alſo gab man den Arbeitern die Weiſung, den Erſten, welcher kommen und fragen würde, ob des Kaiſers Befehl vollzogen, ohne Weiteres zu ergreifen und in den Kalkofen zu werfen. Dieſen Befehl bewirkte ein gottloſer Kämmerling Kunigundens, indem er den unſchuldigen Edelknaben beim Kaiſer verläumdete. Als nun der Jüngling, das Gebot ſeines Herrn zu vollziehen, des Weges nach dem Kalkofen wandelte, kam er an der Kapelle der heiligen Gertraud vorüber, wo der Prieſter ſoeben das h. Meßopfer verrichtete. Da gedachte der Edelknabe frommen Sinnes, dem h. Opfer beizuwohnen und ſodann ſeinen Gang nach dem Kalkofen fortzuſetzen. Unterdeſſen war auch der Kämmerling herausgegangen Nachfrage zu thun, ob des Kaiſers

Gebot vollzogen. Da ergriffen ihn die Knechte und warfen ihn in die Glut des Ofens. Gott hatte gerichtet. Der Kaiser erkannte seinen Irrthum und dankte Gott, daß er der Unschuld Zeugniß gegeben.

208.

Der Truppacher Fluch.

Truppach Dorf, Ldg. Baireuth, mit dem Stammschlosse der von Truppach. — J. Heller Muggendorf S. 200.

Ein Truppacher soll es gewesen sein, welcher als Kämmerling der heiligen Kaiserin Kunigundis, diese bei ihrem Gemahl des Ehebruchs bezüchtigte. Sie mußte, um ihre Unschuld zu beweisen, sich der Feuerprobe durch das Gehen auf glühenden Pflugschaaren unterwerfen. Nachdem sie dieses gethan, soll sie dem Truppacher geflucht haben, daß seines Geschlechtes nie über drei auf einmal den Harnisch tragen würden. Und so geschah es; denn über 600 Jahre von jener Zeit an sollen nie vier Truppacher den Harnisch getragen haben.

209.

Bamberger Wage.

Von K. Simrock. — Maulii loci comm. coll. p. 46. Vita S. Henrici ap. Ludewig I., 307. Hoffmann p. 70. Grimm deutsche Sagen I., 382. Hormayr Taschenb. 1838, S. 144.

Zu Bamberg auf des Kaisers Grab,
Der einst der Welt gebot,
Der ihr Gesetz und Rechte gab
Und hielt bis in den Tod,
Ein Denkmal hat man ihm geweiht,
Das Denkmal ist von Stein —
Da thronet hoch Gerechtigkeit,
Die soll auch steinern sein.

Die Wage hält sie in der Hand
Und so geziemt's der Frau,
Und gleiches Recht ertheilt dem Land
Und allem Volk genau.

Nur eins befremdet euch zu seh'n,
Daß, wie sich deutlich zeigt,
Die Zunge, statt gradein zu steh'n
Sich einer Seite neigt.

Und eine alte Sage spricht,
So hat man mich belehrt,
Verbürgen kann ich's freilich nicht,
Doch scheint's bemerkenswerth:
Wenn einst der Wage Züngelein
Sich mitten inne stellt,
Das soll ein sich'res Zeichen sein
Vom Untergang der Welt.

Drum glaubt nicht, was Propheten lang,
Schon in die Welt posaunt,
Es ist zum nahen Untergang
Die Welt noch nicht gelaunt.

Posaunen Jericho's, der Schall
Euch viel zu früh entquillt:
Ihr seht ja, daß noch überall
Bamberger Wage gilt.

210.

Bamberger Wage.

Von K. F. G. Wetzel.

Zu Bamberg in dem Dome
Ruht Kaiser Heinrich wohl,
Der Zweite dieses Namens,
Den Jeder deutschen Samens
Mit Recht hochhalten soll.

Auf seinem Grab gehauen
Steht die Gerechtigkeit,
Zu ihrer Hand die Wage;
Davon geht eine Sage
Aus grauer Väterzeit.

Das Zünglein an der Wage
Nicht ganz die Mitte hält;
Wann's aber gleich wird stehen,
Wird man anbrechen sehen
Das Ende dieser Welt.

In Walserland bei Salzburg
Ein wilder Birnbaum ist,
Ganz ausgedorrt zu schauen,
Der, einmal umgehauen,
Frisch immer wieder sprießt.

Wenn er zum vierten Male
Ausschlägt und Früchte trägt,
Wird sein in Walserfelden
Wohl eine Schlacht der Helden,
So all' die Bösen schlägt.

Dann herrschen die Gerechten
Auf Erden eine Zeit
Noch vor dem jüngsten Tage,
Bis ihnen steht die Wage
Ew'ger Gerechtigkeit.

211.

Die Jungfrau an der Fürstenthüre des Domes zu Bamberg.

Mündlich.

Der Wärter am Jakobsthore zu Bamberg hatte eine Tochter von großer Schönheit. Da fanden sich lüsterne Herren, das Mägdlein zu verführen; sie widerstand aber allen Einflüsterungen und bewahrte ihre Unschuld. Das verdroß den Satan, und er brachte es dahin, daß die reine bei ihrem Vater sündigen Wandels angeklagt wurde. Der Vater

glaubte der falschen Aussage und ließ sein eigenes Kind zum Tode verurteilen. Als sie nun hinausgeführt wurde und auf dem letzten Gange an der Fürstenthüre des Domes die auferlegte Buße verrichten sollte, warf sie sich auf die Kniee und rief zur heiligsten Jungfrau: sie wolle gern in den Tod gehen, nur möge die Schmach der Hinrichtung von ihr genommen werden. Und siehe, als sie das Wort gesprochen, fällt ein Ziegel vom Dach mit großer Gewalt und schlägt die flehende todt. Alles Volk erkannte die Unschuld der Tochter, und zum Angedenken wurden zwei Bildsäulen: der heiligen Jungfrau und des Mägdleins — dieses fünf Ziegel in der Hand — an der Fürstenthüre des Domes aufgestellt *).

212.

Der Meßner zu Bamberg.

Von Philipp Will.

Der Meßner Jobst zu Bamberg ward
Gar gern geseh'n bei frohem Schmause:
Ihn lockte mehr der Becher Art,
Als frommer Dienst im Gotteshause.

Und wenn des Nachts bei vollem Glas
Die heiße Wang' ihm thät erglühen
Bei Wein und Minnesold vergaß
Er leicht des Tages heil'ge Mühen.

So war er einst vom Weine spät
Nach Mitternacht zur Ruh gegangen,
Und ohn' ein frommes Nachtgebet
Hat ihn der Schlummer bald umfangen.

Und hohl, wie aus dem Grabe tönt
Ein Pochen in des Domes Raume.
So dumpfen Tones nicht gewöhnt,
Erwachte Jobst aus schwerem Traume.

Und eilt voll Angst der Kirche zu,
Späht' rings im Tempel gar verdrossen,
Was ihn gestört aus süßer Ruh'
Ob wohl ein Beter eingeschlossen.

Er schaute nichts, doch plötzlich stieß
Sein Fuß an eines Grabmals Kante,
Das prunklos diese Inschrift wies,
Die nicht des Frommen Namen nannte:

„Es leuchte hier ein ew'ges Licht
Zu meines Namens Angedenken,
Und täglich sei's des Meßners Pflicht,
Die Lampe frisch mit Oel zu tränken."

„„Schlaf still in deinem dunklen Haus,
Dir leuchten Gottes Sterne alle.""
So rief der Meßner frevelnd aus,
Eilt brummend aus des Tempels Halle.

*) Fünf Gesetztafeln, als Anspielung auf die 10 Gebote. So weiß das Volk zu deuten nach seiner Art.

Still war's. Der freche Spötter ſchlief.
Doch horch'! Welch' ſchaurig Grabespochen
Jobſt wieder aus dem Schlafe rief,
Daß ihm begann das Blut zu kochen.

„So ſchweig doch, du todter Mann!
Was willſt du mir die Ruhe ſtehlen?
Nicht zünd' ich dir die Lampe an,
Bis du mich ſuchſt in meinen Pfählen."

Es klirrt — erzittre Böſewicht! —
Es öffnet ſich des Zimmers Thüre.
Da ſteht der Geiſt. Rieſſt du mir nicht?
Nun folge mir, wie ich dich führe."

Zum Dome rauſcht es hin im Flug,
Das Thor geht auf, der Geiſt bleibt ſtehen
Am Grab. „Nun Jobſt die Hand zum Krug,
Und thue jetzt, was nicht geſchehen!"

Der Meßner that nach dem Geheiß;
Der Geiſt verſank in Grabesſtille,
Jobſt aber fror das Blut zu Eis,
Geſchehen war des Frevlers Wille.

Siehſt du im Dom den Beter knie'n?
Jobſt iſt's, der Küſter, frommergeben.
Der Herr hat ihm die Schuld verzieh'n,
Er führt ein bußgeweihtes Leben.

213.

Urſprung der Kirche zum heiligen Grab in Bamberg.

Eigentlicher Urſprung und Herkommen des Jungfrauen-Kloſters zum h Grab. Bamberg 1786, S. 14. Hoffmann l. l. p. 187. N. Haas, Geſch. der Pfarrei St. Martin, S. 152. A. Haupt, Bamberger Legenden u. Sagen, S. 167.

Vor Zeiten, als noch „fahrende Schüler" ſingend das Land durchzogen, kam auch ein Häuflein derſelben im Jahre 1314 nach Bamberg. Sie nahmen nahe der Pfarrkirche St. Martin Herberge, ſangen und ſpielten; es war acht Tag nach Petri und Pauli. Da verlor ein gewiſſer Simon all' ſein Geld und ſeine Kleidung. Seine Genoſſen verſtießen ihn nun, und er nahm im Badehaus hinter St. Martin ſeinen Aufenthalt. Am Tage hatte er in einer ſilbernen Büchſe das Allerheiligſte zu einem Kranken tragen ſehen. Hätte ich dieſe Büchſe, dachte er, ich wollte damit aus allen Schulden und Nöthen kommen. Der Gedanke wurde zur That. Begleitet von dem Teufel in Geſtalt eines Badeknechts gelangte er durch ein Fenſter in die Kirche, band den Kirchner feſt, welcher wachte, erbrach das Sakrarium, und bemächtigte ſich der koſtbaren Büchſe. Es waren heilige Hoſtien darin. Ihr Anblik machte ihm unheimlich und bange. Nach kurzem Zaudern legte er die Hoſtien auf einem Kornacker nieder. Zur Unterlage hatte er rothen Sendel genommen. Er nahm mit dem ſilbernen Raube die Flucht nach Forchheim. Dort ergriffen geſtand er ſein Unrecht, und wurde zu Bamberg zum Tode verurtheilt, durch die Straßen

geſchleift und gerichtet. Er ſtarb voll Reue. Der Vorfall ſetzte die ganze Stadt in Bewegung. Die Mägde des Cuſtos bei St. Gangolph hatten im Vorübergehen die Hoſtien entdeckt. Sie eilten, die Sache ihrem Herrn, dieſer dem Pfarrer bei St. Martin zu hinterbringen. Der begab ſich an den bezeichneten Ort; nahend mit Ehrerbietung wollte er wiederholt das Heiligthum erheben, aber eine geheime Kraft lähmte ſeine Arme. So kam der Biſchof Wulfing in feierlichem Zuge, begleitet von der Geiſtlichkeit und allem Volke der Stadt, und erhob das Sakrament. Kranke und Lahme, welche dem Zuge ſich angeſchloſſen oder ſich nachtragen ließen, erhielten ihre Geneſung. An demſelben Orte, wo der Gekreuzigte, wie dort zu Jeruſalem im Grabe, hier auf der Erde ruhte, wurde nun eine Kirche erbaut und zum heiligen Grabe genannt. Anfangs umzäunte man nur den Ort. Der Cuſtos erbaute, unterſtützt von dem Bürger Tauſendſchön, die erſte kleine Kapelle, woraus nachmals die Kirche zum heiligen Grabe hervorgegangen.

214.

Der Fürſtenſtreit.

Von Andreas Haupt.

Herr Wigand von Redwitz, ein fröhlicher Herr,
Saß ſchmunzelnd und lachend beim Becher,
Er möchte wohl einen Geſellen mehr,
Der alte luſtige Zecher.
Er hatte in Bamberg zwei Gäſte zumal,
Die beſchied er zu ſich in den prunkenden Saal.

Das waren der Herr von Wittenberg, *)
Und der Fürſt von Würzburg am Maine,
Der eine ein kleiner und harmloſer Zwerg,
Der and're ein Rieſe beim Weine.
Es kamen die beiden, der eine zum Scherz,
Der and're zu laben am Weine das Herz.

Sei waren vergnügt beim Würfelſpiel,
Und ſprachen vom Fürſt und vom Reiche,
Sie ſpielten zur Kurzweil, und wagten nicht viel,
Und leerten manch' perlende Neige,
Und wer 'ne Niete nach Hauſe trug,
Mußt leeren den Becher auf Einen Zug.

*) In der Ballade: „Der reichſte Fürſt": Würtemberg.

„Ja, ja," hebt jener von Wittenberg an,
„Ihr Herrn, das muß ich Euch sagen
Und daß es wahr ist, da setz' ich dran
So viel, als Ihr beide mögt wagen:
Im Reiche ist manches höchst seltene Ding:
Doch acht' ich das Alles mit Recht gering.

Denn wollt Ihr von Allem das Seltenste seh'n —
Mein, sag' ich mit Stolz, ist es eigen —
So müßt Ihr, Ihr Herrn nach Wittenberg geh'n,
Dort will ich das Kleinod Euch zeigen.
Und seid Ihr nun wohl bei gesundem Verstand,
So schaut Ihr in andern nur nichtigen Tand."

„„Ei doch,"" hebt der Würzburger an und spricht,
„„Das könnt ihr nimmer verwinden,
Wenn hier in Wittenberg weiter nicht,
Ein Kleinod wäre zu finden.
Da kommt Ihr nach Würzburg, da zeig' ich Euch wohl,
Wo man das Kleinod suchen soll.""

„Ihr Gäste," versetzt der Bamberger d'rauf,
Und lächelt nach stillem Begrüßen,
Ihr Gäste, Ihr müßt schon den Main gar herauf,
Gen Bambergs grünende Wiesen.
Hier ist Euch das Seltenste gleich zur Hand,
Ihr findet's nur Einmal im deutschen Land."

„Nun denn," so stimmen selbdritt sie an,
„Laßt sehen, wer das Seltenste zeige.
Und daß sich der andere, Mann für Mann
Vor dem Eigner des Seltensten neige.
Und soll ihm verehren, so sei der Bund,
Ein Stückfaß, voll bis zum zischenden Spund.

Und der Wittenberger beginnet sogleich,
Und spricht mit ernstem Behagen:
„Ihr Herrn, im ganzen deutschen Reich
Von den frühesten, ältesten Tagen,
Hat nie noch ein Mann solch Glück gehabt,
Und hat sich so innig und rein gelabt.

Denn seht, mein Volk ist biedet und treu,
Hängt an mir mit heiligem Lieben,
Und bis auf heute so frisch und so neu
Ist dies Gefühl ihm geblieben.

Und ging ich hinaus in Mördesnacht,
Ich würde von tausend Augen bewacht.

Und macht' ich die Rund' durch des Landes Plan,
Und träfe an einsamer Stätte
Ein Bäuerlein, dem ich Unrecht gethan,
Und sagte: „Dein Schoos ist mein Bette,"
So schlief ich so ruhig, so sicher und kühl,
Als ständen zehn Wächter an meinem Pfühl."

So sprach er mit inniger Herrscherlust;
„Ihr Herren, nun wollet entscheiden;"
Und warf sich so stolz und so frei in die Brust,
Wohl bist du, mein Fürst, zu beneiden.
Da nahm der Würzburger d'rauf das Wort,
Und fuhr dermaßen zu prunken fort:

„Das ist wohl schön, doch das Seltenste nicht,
Das ist noch, und war schon gewesen;
So könnt Ihr, wenn Euch die Neugier sticht,
Wohl oft in der Chronika lesen,
Und glaubt nur, mein volkgeliebter Mann,
Daß kecklich der Würzburger auch das kann.

Doch sehet, es gibt was Seltneres noch,
Das stehet bei Würzburg am Maine;
Wie, freundliche Herren, ei sagt mir doch,
Habt Ihr nichts noch gehöret vom Steine?
Vom Steine bei Würzburg, der gibt mir im Jahr
Acht Fuder voll Weines, perlend und klar.

Denn solch ein Stein wohl das Seltenste ist,
Das jemals die Erde gezeuget;
D'rum wohl bedacht, was ihr thun jetzt müßt,
Ihr Herrn, Euch gehörig verneiget.
Das Volk in der Wüste hatt' auch neun Steine;
Doch gab er nur Wasser statt goldenen Wein."

So sprach der von Würzburg; der Bamberger jetzt
Streicht lächelnd den Bart sich und winket,
Und als er vom Zuge abgesetzt,
Da verläßt er den Sessel und winket:
„Ihr Herrn, nur gemach, so lang man denkt
Das Beste ward immer zuletzt geschenkt.

Ihr Wittenberger habt ſchon Eu'r Theil,
Das hat Euch mein Nachbar gereichet,
Bei Euch, Würzburger, hat's auch noch nicht Eil',
Daß man ſich verbeuget und neiget,
Eu'r Steinlein iſt doch nur ein winziger Zwerg
Gen den Rieſen, den edlen Johannesberg.

Doch wollt Ihr ſeh'n in den deutſchen Gau'n,
So Selt'nes, als nie Ihr gewähnet,
So müßt Ihr den Garten in Bamberg ſchau'n,
Der hoch auf der Brücke ſich dehnet;
Und zeigt Ihr mir das an der Elbe, am Rhein,
So ſoll mein Stückfaß verloren ſein."

„Auf der Brück' ein Garten? — Das iſt fürwahr
Ein Werk, ſo ſelten erkühnet!
Und was noch ſeltner — das ganze Jahr
Der Garten blühet und grünet;
Und kommt Ihr im Winter, und kommt Ihr im Mai,
Dem Gärtner iſt's immer einerlei."

Das Pärchen ſchüttelt das Haupt und ſchweigt,
Den Garten müſſen ſie ſchauen.
Und als ſie die obere Brücke erreicht —
Kaum konnten den Augen ſie trauen —
Vom Brückenkopf an bis zur Rathhaus-Thür,
Da grünte der Garten für und für.

Von der Thür bis zum anderen Brückenkopf
Zeigt Alles ein fröhlich Gedeihen,
Da blühten die Roſen, die Nelken im Topf,
Da lagen in zierlichen Reihen
Der Spargel, das Süßholz, das Kraut und der Kohl,
Sie lächelten zwar, doch bemerkten ſie's wohl.

Und drückten dem Fürſten die wackere Hand,
Die mild dem Drucke begegnet,
Wohl war kein einzig deutſches Land
An Früchten ſo reichlich geſegnet.
Und lächelten heiter, und ſchlugen ein:
„Dein, Bamberger, ſoll das Stückfaß ſein."

215.

Der Schäfer von Haid.

Mündlich.

Am Ufer des Maines erglänzet ein ſchönes Kirchlein zu Ehren der Muttergottes. Wie das erbaut worden, erzählet die Sage. Es war ein heißer Sommertag, da ruhte ein Schäfer mit ſeinen Schafen unter dem Schatten eines Baumes, der hatte einen ſchönen Traum, denn es war ihm, als ſehe er einen lichten Engel zu ihm niederſchweben. Der Engel aber ſprach: Geh' hinauf auf jenen Berg, dort liegen Steine, davon fülle deine Hirtentaſche ſiebenmal und trage ſie zu dieſer Stelle, alsdann haſt du Steine genug um ein Kirche zu bauen. Das klang dem Hirten ſeltſam in die Ohren, dennoch machte er ſich auf, beſtieg den Berg und trug ſiebenmal ſeine Hirtentaſche voll Steine an die Stelle, wo ihm der Engel im Traume erſchienen war. Als er nun damit fertig war, ging er hin, Maurer und Werkleute zu holen. Wie dieſe kamen und das winzige Häuflein kleiner Steine erblickten, ſchlugen ſie ein helles Gelächter auf. Aber das währte nicht lange, denn ehe ſie ſich's verſahen, waren die Steinchen große Steine und Quadern geworden, auch wollte der Haufen Steine, als ſie zu bauen anfingen, gar nicht abnehmen, ſo daß eine ganze Kirche mit ſammt dem Thurme davon erbaut werden konnte. Und als nun das Kirchlein fertig ſtand und die Glocken hell erklangen, zogen die frommen Waller von weit und breit zur Mutter des Herrn nach Maria-Haid.

Des Biſchofs Jagd.

Von Ludwig Braunfels. — Die Volksſage liebt es, ſchalkhaft zu werden, vorab in Deutung der Ortsnamen. Hoffmann ann. Bamb. p. 19. Speyrer Handb. für Mainreiſende S. 39. L. Braunfels Mainufer S. 158. Franken von G. v. Heeringen S. 74.

'S war in der guten alten Zeit;
Der Biſchof und ſein Jagdgeleit,
Die thäten mal auf's Pirſchen gehn.
Er ſprach: „Heut muß was Rechts geſchehn!
Mir ſchwant's fürwahr, daß dieſe Jagd
Noch unſern Enkeln baß beklagt."

Nun treibt der Bischof im Revier
Ein Häslein auf, ein zartes Thier;
Doch schnell entspringt's in's Uferfeld,
„Ach, Has' fort!" seufzt der fromme Held.
Zum Denkmal für dies große Wort
Das Städtlein Haßfurt baut' er dort.

Und wie er schier den Muth verlor,
Da blicken plötzlich halb hervor
Zwei Hasenlöffel hinter'm Kraut,
„Ha, der is!" ruft der Bischof laut.
Zum Denkmal für dies große Wort
Das Kloster Theres baut' er dort.

Der Has vergoß sein junges Blut.
Da sprach der Bischof wohlgemuth:
„Auf Pirschen dürsten, heißt der Reim;
Drum, habt ihr Jäger Durst, geht heim!"
Zum Denkmal für dies große Wort
Das Dörflein Gädheim baut er dort.

O Vorzeit, die in Stein und Erz
Verkörpert fürstlich frommen Scherz?
Wo Stadt und Dorf und Kloster flugs
Aus der Geschichte Boden wuchs!
O Zeit, wir weckten dich so gern,
Doch ach! du schläfst den Schlaf des Herrn.

217.

Der wandelnde Prior.

Von F. J. Freiholz.

In Ebrachs Klosterhallen
Geht oft ein Geist umher
Im Grab zwar darf er liegen,
Doch ruhen nimmermehr.

Er war in Ebrach Prior,
Doch hielt er nichts auf Pflicht,
Drum darf er nimmer sterben,
Bis zu dem Weltgericht.

So oft ein ander Schicksal
Dem Kloster steht bevor,
Steigt er zur Geisterstunde
Aus seinem Sarg empor.

Er geht durch alle Säle
Bis hin zum Gotteshaus,
Dort spricht er dann mit Beben
Die Unglücksmähre aus.

Und weithin in die Runde
Hört jedermann den Geiſt,
Der Kloſter Ebrach Unglück
Und Mißgeſchick verheißt.

Und ſtürzen Ebrach's Mauern
In Trümmer und in Graus,
Dann darf er ruhig liegen
In ſeinem Bretterhaus.

Zweimal iſt er erſchienen,
Kömmt er zum drittenmal,
Dann droht dem alten Kloſter
Wohl gänzlicher Verfall.

Doch ſterben darf er nimmer,
Wenn Alles auch zerbricht,
Sein Geiſt darf nicht vom Leibe,
Ob der verletzten Pflicht.

218.

Vom Götzen Lollus in Franken.

Falkenſtein Thüring. Chronik I., K. 4.

Am Main, in der Gegend, wo nach der Zeit Schweinfurt erbaut worden, wurde zur Zeit des Heidenthums ein Götze verehrt, der Lollus hieß. Sein Bild war von Erz, einem Jüngling gleichend. Auf dem Haupte trug er ein krauſes, gelbes Haar. Um den Hals über die Bruſt herunter, hing ein Kranz von Mag- oder Mohnſaamenköpfen. Mit der rechten Hand griff er nach dem Munde, und faßte mit dem Daumen und Zeigefinger die Zunge; mit der linken aber hielt er einen Becher Wein, in welchem Kornähren lagen. Er war ganz nackend und hatte um den Leib einen Schurz. Das Bildniß ſtand in einem nächſt dem Main gelegenen Hain, der mit einem Zaun umgeben, wo ihm das Volk zu gewiſſen Zeiten Trauben und Kornähren zu opfern pflegte. Ein Strich Landes wird noch heutigen Tages das „Löhle" oder „Lölle" genannt.

219.

Die Jungfrauen der Petersſtirn.

L. Bechſtein, die Sagen des Rhöngeb. und des Grabfeldes S. 156. Hanle u. Sprunner Handb. für Mainreiſende S. 51.

Das Jungfrauenkloſter auf der Petersſtirn wurde ſpäter in ein Mönchskloſter verwandelt und 1283, als es ſchon ganz verfallen war, an den Deutſchherrenorden abgetreten, der ein Ordenshaus daraus machte.

Auf dem Berge, wo das Kloſter ſtand, der jetzt ganz mit Rebenpflanzungen überdeckt iſt, ſoll ein großer Schatz vergraben liegen. Viele haben ſchon zu verſchiedener Zeit und Stunde drei Jungfrauen in ſchneeweißen Kleidern auf dieſen Mauertrümmern ſitzen ſehen. — Einer Frau aus Schweinfurt erſchienen einſt dieſe drei Jungfrauen im Traume und ſagten ihr an, ſie möge auf die Petersſtirn gehen und dort einen Schatz heben. Sehr frühzeitig erwachte die Frau, kleidete ſich an und ward von einer wahren Sehnſucht nach jenem Orte erfüllt, dem ſie unverweilt zueilte. Schon ſtand ſie am Fuße des Berges, als die erſten Strahlen der Morgenſonne jene Mauertrümmer und das kleine Häuschen vergoldeten, welches daneben für die Weinbergshüter erbaut iſt; da erblickte ſie droben die drei Jungfrauen gerade ſo, wie ſie ihr im Traume erſchienen waren, freundlich winkend. Aber der wunderbare Anblick dieſer geiſterhaften Weſen erſchreckte die Frau auf den Tod, ſo daß ſie bewußtlos niederſank. Andere Weinbergsleute fanden ſie und brachten ſie wieder zum Bewußtſein. Haſtig blickte ſie nach den drei Jungfrauen, doch dieſe waren verſchwunden. Als die Frau zu ihrem Manne zurückgeführt wurde, ſchmälte dieſer ſie aus, daß ſie nicht mehr Muth an den Tag gelegt, ſie würde ihr und ſein Glück gemacht haben. Auch einem Bürger aus Schweinfurt ſind auf der Mainleite, dicht über der Petersſtirn, da er auf der alten Straße fuhr, in einer ſtürmiſchen Novembernacht die drei Jungfrauen, ſchleierweiß auf der Mauer ſtehend, erſchienen. Und es ſchauerte ihn, daß er eilend vorüberfuhr.

220.

Die goldgekrönte Schlange.

Die vor. Schriften.

Auf der Petersſtirn iſt ſchon oftmals eine Schlange erblickt worden, die trägt auf ihrem Haupte ein goldenes Krönlein. Einſt ging ein Häcker (Weinbergsmann) den Berg hinauf, wo noch die geringen Mauerſchädel des alten Kloſters liegen; da rauſchte mit raſchem Ringeln ihm eine große und glänzende Schlange entgegen, die trug auf dem Haupt eine goldene Krone und im Maul ein großes Bund Schlüſſel, die glitzerten und klingelten wie Silber. Der Häcker entſetzte ſich, hob ſeine Karſt, um nach

den Schlange zu schlagen, da sah ihn die Schlange wehmüthig an, und bezauberte ihn mit ihrem Blick, daß er regungslos stand, und da sah er denn, daß sie weinte wie ein Kind. Als das einige Minuten gedauert, schwand die Schlange in die Erde, und war ihm aus den Augen und hinweg und war nirgends im Boden ein Loch zu sehen.

221.

Ausgehackte Frösche.

Die vor. Schriften.

Einem Weinhäcker aus Schweinfurt begegnete unter der Petersstirn bei der Mamleite etwas sehr seltsames. Er war mit seiner Frau mit Brechen des Weinbergs, der unmittelbar unter der Trümmerstätte liegt, beschäftigt; die Frau hackte sehr fleißig, und mit einem Mal hackte sie bei jedem Schlag in die Erde einen Frosch heraus. So mochte sie wohl fünf oder sechs Frösche herausgehackt haben, als es ihr auffiel und sie zu ihrem Manne sagte: „Pfui! Was sind das garstige Frösche.“ Und jetzt kamen keine mehr. Und der Mann, näher tretend, bückte sich nach den Fröschen und sah keine, wohl aber leuchteten so viele Goldstücke, als zuvor Frösche zum Vorschein gekommen waren, am Boden. Die hob er auf und steckte sie ein, und zankte seine Frau, daß sie nicht stillschweigend fortgehackt. Beide hackten und brachten den ganzen Tag damit zu, es gab aber keine Goldfrösche mehr.

222.

Auferstandene Frau.

Bechstein S. 166.

Auf dem Schweinfurter Gottesacker ist ein alter Grabstein mit dem lebensgroßen Bildniß einer vornehmen Frau zu sehen, welche ein eingewickeltes Kind zu ihren Füßen liegen hat. Diese war die Frau eines Syndikus Albert. Man sagt von ihr, daß sie sehr schnell und plötzlich gestorben sei, und als ihr Tod erfolgt war, wurde sie unter einem Schwib-

bogen, in welchem sich ihr Familienbegräbniß befand, beigesetzt. Ihr zurückgelassener Gatte betrauerte sie sehr aufrichtig. Der Todengräber, ein habgieriger Mann, hatte jedoch an dem Finger der Leiche einen kostbaren Ring bemerkt, den er der Todten nicht lassen wollte; er machte sich daher des Nachts heimlich auf, hob den Sargdeckel ab, und wollte der Leiche den Ring vom Finger ziehen; da richtete sich diese plötzlich auf. Entsetzt lief der Todtengräber davon; die Frau im weißen Todtengewande entstieg ihrem Sarg, wandelte ihm nach, und kam ruhigen Ganges vor ihr Haus, wo sie anläutete. Eine Magd sieht zum Fenster hinaus: „Wer da?" „„Ich bin's, die Frau! Oeffne!" Erschrocken stürzt die Dienerin zu ihrem Herrn: „Die Frau ist unten an der Thüre, ich habe sie an der Stimme erkannt!" — Der Herr schüttelt ungläubig den Kopf und läßt seinen Diener hinaussehen. „Oeffne mir um Gotteswillen! Ich komme um vor Kälte!" Da eilt auch der Diener rasch zum Herrn: „Es ist die Frau, ich erkenne sie an ihrer Stimme." — Der Herr aber sagte: „Ihr seid Thoren und dümmer wie das Vieh! Wenn meine Pferde zum Fenster hinaussehen, würden sie gescheidter antworten, als ihr!" Kaum ist das Wort gesprochen, so kommt es mit Gelärm und mit Gepolter die Treppe herauf, und stampft und trappt und wiehert, — die Pferde sind's — zur Stube herein, und sie stecken die Köpfe durch die Fenster, daß die Scheiben klirren, und die Flügelbänder brechen, und beide sehen den Vorsaal hinab zum Fenster hinaus und wiehern. Nun läßt der Herr, erschrocken, schleunig öffnen, und die halberstarrte Frau wird zu Bette gebracht und geneset bald darauf eines Töchterleins. Doch Mutter und Kind lebten nicht lange mehr, und die erste wurde zum zweiten Male begraben, und beiden dieser Grabstein zum Andenken gesetzt. Alle Jahre am ersten Ostertage ist eine wahre Wallfahrt nach dem Gottesacker, der dann prächtig mit herrlichen Blumen geschmückt ist, aber das Erste, was man den Kindern zeigt und was sie alle gerne sehen wollen, ist die wiedererstandene Frau mit ihrem Kinde.

223.

Die langen Schranken.

Die vor. Schrift, S. 159.

Im Bereich der alten Stadt liegt ein schöner, ebener Platz, welcher jetzt mit Obstbäumen bewachsen ist. Hier, sagt man, sei vor Zeiten der Turnierplatz gewesen, daher der Name „die langen Schranken" noch bis auf den heutigen Tag sich fortgeerbt habe. Einst war ein glänzendes Turnier angestellt, zu dem kamen viele fremde Ritter. Einer derselben erblickte unter den anwesenden Damen eine, die wohl auch fremd sein mochte, und deren Schönheit ihn so bezauberte und umstrickte, daß er sich zu ihrem Kämpfer weihte, und jedem den Handschuh hinwarf, der ihr nicht den Preis der Schönheit zugestehen wollte. Er blieb auch wirklich Sieger, streckte alle Gegner in den Sand und nahte nun der Holden, die ein meergrünes Kleid trug, sittig, ihren Dank zu empfangen. Sie lächelte ihn lieblich und holdselig an, aber wie wird ihm, als er dabei wahrnahm, daß sie grüne Zähne hatte. Er bebte zurück, sie stieß einen Schrei aus, verwandelte sich in ein Seeweiblein und rutschte auf dem Schlangenleib dem Main zu, in den sie sich stürzte und auf dessen Oberfläche sie eine Weile fortschwamm, bis sie niedertauchte und den Blicken der staunenden Herren und Damen entschwand. Da that sich der Ritter seine Waffen und Rüstung ab und trat als Mönch in einen der strengsten Orden.

224.

Wolfsgasse und Wolfsbrunnen.

Bechstein S. 161. Nork Mythol. der Volkssagen, S. 482.

Vor mehreren hundert Jahren trug sich's zu in einem sehr harten und strengen Winter, daß zum oberen Thore zu Schweinfurt ein Wolf hereinkam, der sich alsbald von einer großen Menschenmenge gehetzt und verfolgt sah. Er nahm seinen Weg in die erste beste Gasse und sprang, als er sich von allen Seiten umringt sah, aus Angst in einen Brunnen.

Zum Gedächtniß erhielten Straße und Brunnen die Benennung Wolfsgasse und Wolfsbrunnen, und über letzterem wurde bildlich ein Wolf in Stein gehauen aufgestellt, so noch zu sehen ist.

225.

Die Alte mit dem Krüglein.

Bechstein S. 161.

Bei Schweinfurt ist eine Wiese, heißt die Grafenrheinfelder Wiese. Ein Mann, der mit seiner Tochter über Land gewesen war, ging eines Abends in der Dämmerung über diese Wiese nach Hause. Sie durften über einen Steg gehen; der Vater hatte diesen bereits betreten, die Tochter war einige Schritte zurück, da vertrat ihr ein altes Mütterlein den Weg, die hielt ein wunderlich geformtes Trinkkrüglein in ihrer Hand und hob es zum Munde der Maid, mit dem Bedeuten, daß sie trinken solle. Das Mädchen wehrte ab, da ihr solch Begehren nicht anstand, aber die Alte bot immer von neuem an, und schien ihr gewaltsam den Trunk aufdringen zu wollen. Da wurde das Mädchen unwillig und rief: „Laßt mich, ich habe keinen Durst!“ und im Moment war die Alte mit dem Krüglein verschwunden. Erschrocken eilte die Jungfer ihrem Vater nach und erzählte ihm, was ihr begegnet, fragte auch, ob er die Alte nicht gesehen und ob er sie nicht kenne? Der Vater hatte nichts gesehen, tadelte aber seine Tochter, daß sie nicht einen Tropfen mindestens gekostet, damit habe sie ihr Glück machen, entweder die Alte erlösen, die wohl als Geist umwandeln müsse und dazu verwünscht sei, oder einen Schatz finden können; denn es sei auf der Wiese nicht geheuer, und möge wohl ein großer Schatz auf ihr vergraben sein. Dabei zeigte er nach einem alten Baume ohnweit des Stegs, und sagte ihr, daß um diesen die Irrlichter zum Oeftern zu tanzen pflegten.

226.

Die drei Waſſerfrauen.

Von L. Braunfels. — Zwiſchen Sennfeld (bei Schweinfurt) und dem Main hieß ein ſtehendes Waſſer vor Zeiten das ſchwarze Loch. Häule u. Sprunner Handb. für Naturreiſende S. 47.

Dort zu Sennfeld auf der Kirchweih,
Sagt, wo kann es luſt'ger ſein?
Flöten klingen, Pfeifen gellen;
Heiſa! tanzen die Geſellen
Mit den blonden Mägdelein.

Dort zu Sennfeld auf der Kirchweih
Blinkt der Abendſtern herein;
In den Saal, den kerzenhellen,
Treten zu den Tanzgeſellen
Grünen Haar's drei Mägdelein.

Dort zu Sennfeld auf der Kirchweih
Brauſt der Tanz wie ſtürm'ſche See;
Mit den fremden Frau'n in Reigen,
Welch ein Fliegen, Wiegen, Neigen!
Wilde Wonne, wildes Weh!

Dort zu Sennfeld auf der Kirchweih
Flüſtert's leiſe dort und hier:
Mägdlein mit dem grünen Haare
Kehrſt du auch zum nächſten Jahre?
— „Ja, ich komm' zum Tanz mit dir" —

Dort zu Sennfeld auf der Kirchweih
Brauſt der Tanz wie ſtürm'ſche See;
Und die frommen Mägdlein bangen:
„Vollmond ſchon hinabgegangen!
Unſere Zeit iſt um! ade!"

Dort zu Sennfeld auf der Kirchweih
Wer hat wohl der Stunden Acht?
Die Geſellen fleh'n; o bleibe!
Noch iſt hell des Mondes Scheibe!
Noch iſt fern die Mitternacht!

Dort zu Sennfeld auf der Kirchweih,
Heiſa! geht's in Saus und Braus!
Und die fremden Mägdlein bangen:
„Weh! die Sonn' heraufgegangen!
Und der Vater iſt zu Haus!"

Dort von Sennfeld nach der Kirchweih,
Eilen ſie zum ſchwarzen See;
„Lebewohl und ew'ges Schweigen!
Nimmer Wiederkehr zum Reigen!
Vaters Zorn, der thut uns weh."

Dort von Sennfeld nach der Kirchweih,
Stehn die Burſchen ſtill am See;
Schäumen aus den dunklen Wellen
Tropfen Blutes dreifach quellen;
Schöne Waſſerfrau'n, ade!

227.

Das wilde Heer bei Wipfeld.

Fr. Panzer a. a. O. S. 164.

Wipfeld liegt nahe an dem Main. Der verſtorbene Ueberführer Miteſſer hörte bei Sturm und Regen von dem jenſeitigen Ufer herüber

ein Gewinsel, und glaubte, es wolle Jemand übergefahren sein. Er fuhr hinüber, und das wilde Heer bestieg die Fähre. Das waren große und kleine Geister durcheinander; er hatte aber so große Furcht, daß er sie nicht zu betrachten wagte. Wie nun das wilde Heer übergefahren war, fragte einer, was sie schuldig seien? Aber der Fährmann getraute sich nicht, den Lohn zu bestimmen, und schwieg; darauf wurde ein Knochen auf den Ständer der Fähre gelegt. Wie sie die Fähre verlassen hatten, rief ein zurückgebliebener Geist nach: „Wäre ich geschürzt und gegürtet, so könnte ich auch mit!“ Das hörte ein Mann, der oben an dem Haidgäßchen den Waizen hütete; er band dem Geist ein Strohseil um den Leib, und sprach: nun kannst du nach! Der Geist gab dem Gerstenhüter eine Hand voll Gold. Nun eilte auch der Fährmann Mitternacht hinab, um den Knochen zu holen, fand ihn aber nicht mehr. Das wilde Heer kam von Altach, einem vormaligen Wald, und zog, nachdem es über den Main gefahren war, das Haidgäßl hinauf.

228.

Der Lindwurm in Volkach.

Fr. Panzer, S. 164.

An der westlichen Seite der an dem Maine liegenden Stadt Volkach ist noch ein Theil der alten Befestigung, nämlich die Ringmauer, Thürme, Wall und Gräben, erhalten. Dabei steht eine steinerne Martyrsäule, auf der einen Seite Christus am Kreuze mit knieendem Ritter, Frau und Kindern, dann auf der anderen Seite St. Georg darstellend, wie er den Drachen tödtet. Der Ritter St. Georg ist Schutzpatron der Stadt. In diesem Graben, weiß die Sage, war sonst ein See, in welchem sich ein Lingwurm (nach der Aussprache des Volkes) aufhielt, der Menschen und Thiere vergiftete. Da aber der See abgelassen und der Graben ausgetrocknet wurde, so konnte sich das Thier nicht mehr aufhalten, und seit dieser Zeit ist Ruhe. Alle Jahre, am Samstag Abends nach Fronleichnam geht wegen dieses Ereignisses eine große Wallfahrt nach Burgwindheim.

229.

Huya.

Mündlich.

Als einmal einige Handelsleute auf den Volkacher Markt gehen wollten, führte sie ihr Weg durch das Volkacher Wäldchen. Es war beim ersten Morgengrauen, als sie in der Ferne ein Licht bemerkten, und beständig den Ruf: Huya, Huya! hörten. Dieser Ruf kommt von einem Gespenst, welches die Fremden, oft auch Einheimische, dadurch an sich lockt und irre führt. Als sie unweit des Wäldchens an den See und in seine Nähe kamen, fuhr es plötzlich in den See, daß es plätscherte, und verschwand.

230.

Steinklopfer bei Dettelbach.

Mündlich.

Mehrere Handelsleute gingen einmal mit einander nach Mitternacht von Dettelbach nach Würzburg zur Messe. Unterwegs gewahrten sie in der Ferne ein Licht, und hörten nach und nach ein Klopfen. Da sagte einer aus ihnen: Das ist der Steinklopferle, der sich oft sehen läßt. Als sie näher kamen, erblickten sie einen Mann, der auf einem Steinhaufen saß und klopfte. Er hatte einen breiedigen Hut so tief in's Gesicht herabgedrückt, daß man dies nicht sehen konnte, und ihm zur Seite befand sich eine Laterne. Als sie an ihm vorübergehen wollten, zerbarst die Laterne und er selbst verschwand mit einem Geschwirre, wie von einem Trupp aufgescheuchter Vögel. Es soll dies ein verwünschter Siebener (Feldgeschworner) sein, welcher unredlich Marksteine setzte oder sie verrückte.

231.

Wie Kitzingen seinen Ursprung nahm.

Ladislaus Sunthem. monast. Franc. ap. Gefele II., 611.

Hadalagia war eine Tochter Karl Martells geheißen. Um diese versammelten sich Könige und Königssöhne von allen Landen, denn der Ruf ihrer Schönheit war weithin gedrungen. Sie aber gedachte, Gott allein zu dienen, in welchem Vorsatze ein frommen Beichtvater sie bekräftigte. Darob ergrimmte ihr Vater gar sehr und jagte sie mit sammt dem Kaplan aus seinem Schlosse. Da wanderten nun beide des Weges fürbaß und kamen durch einen dichten Wald. Das schien ihnen ein rechten Ort, ein Kloster zu bauen und Gott zu dienen. Also versammelte Hadalagia noch andere Jungfrauen um sich und errichtete das Kloster. Dieses hat nachmals den Namen Kitzingen erhalten, von einem Hirten Kitz, welcher seine Heerde in einer Gegend weidete. Einmal brach ein Wolf aus dem Walde hervor und ergriff eine seiner Ziegen. Der Hirtenknabe rief zur Mutter des Herrn um Hilfe und entrieß dem Raubthiere die Beute.

Wie nun Karl Martell hörte, daß seine Tochter in der Einsamkeit wohne und dem Herrn diene, ward sein Herz von Reue erfüllt, sie verstoßen zu haben. Also machte er sich auf, bat sie unter Thränen um Verzeihung und beschenkte das Kloster mit reichen Gaben. Und Hadalagia betete für den Vater bei Tag und bei Nacht.

232.

Kitzingen.

Mündlich. — Die Ableit. von Kitz bestätigt F. A. Reuß Chron. Abriß d. Gesch. des vormal. Frauenklosters zu Kitzingen S. 5.

Auf dem Schwanberger Hofe bei Kitzingen soll der König Pipin Hof gehalten haben. Da geschah es eines Tages, daß ihn seine Tochter Hadeloga bat, ihr ein Stück Landes in der Gegend zu schenken, um ein Kloster zu bauen. Pipin erfüllte ihren Wunsch. Da zog Hadeloga ihren Handschuh aus, um dem Könige die Hand zum Danke zu reichen. So ergriff der Wind den Handschuh und führte ihn durch die Lüfte über den Main hinüber. An dem Ufer des Flusses weidete Kitz, ein Hirt des

Königs, seine Heerde. Der hob den Handschuh auf und brachte ihn der Königstochter. Hadeloga erkannte dieses für einen Wink des Himmels, an der Stelle, wo der Handschuh niedergefallen war, ein Kloster zu bauen, wie Solches denn geschehen im Jahre des Herrn 745.

233.

Die Gründung der Stadt Kitzingen.

Var. d. vor. Sage, erzählt von Dr. Zöllner.

Es war im Jahre des Heils 746. Da saß in einer schwülen Septembernacht Adelheid, des Herzogs Pipin Töchterlein, an einem Fenster ihres Schlosses auf dem Schwanenberge, die Blicke gegen Süden gerichtet zu dem vollen Monde, der hinter düsteren Gewitterwolken spärlich hervorblickte, und zuweilen den Weg mit ihren Blicken verfolgend, der zu dem Städtchen Pipinhofen, jetzt Iphofen, führte, welches schon freundlich aus der Wildniß hervorragte.

Denn dort hauste Ritter Karl, schlank und fein, sehnsuchtsvoll nach dem herzoglichen Schlosse schmachtend, und, weil er gar oft von seiner Wohnung aus den Berg beschaute, wo sie wohnte, von seinen Spießgesellen der Guckenberg genannt wurde, woher noch bis auf den heutigen Tag eine Familie jenes Städtchens ihren Namen führen soll. Täglich bei einbrechender Nacht stellte er sich unter den Fenstern Adelheids ein, doch heute konnte er nicht. Immer dunkler ward die Nacht, sie sang ein ernstes Lied und spielte dazu auf ihrer Leier. Aber der Heißersehnte erschien nicht. Umsonst suchten die sie umgebenden Edelfräulein sie zu trösten.

Endlich erschien der Ritter Karl um Mitternacht und erzählte der Harrenden, wie er in des heil. Stephanus Marktflecken (Marktsteft) gewesen, wo in diesem Jahre ein munteres Völklein sein erstes Kirchweihfest beging, wie er dort im ritterlichen Wettkampfe den ersten Preis aus den Händen der schönsten Dame davongetragen, auch der Ehre gewürdiget worden, die Holde zum Reigen zu führen.

Darob ergrimmte in Eifersucht des Herzogs Tochter. Auch der Herzog Pipin schwor in seinem Zorn, nie solle der Verräther hoffen, die reine Hand der Prinzessin zu erhalten.

Traurig zog ſich Karl nach ſeiner Burg zurück, und hatte nur noch den einzigen Troſt, nach dem Berge zu blicken, wo ſeine Liebe wohnte. Traurig ging auch die Sonne des anderen Morgens für Adelheid auf. Der Sturm der Leidenſchaft hatte ſich gekühlt, es war alles ſo öde aber des Vaters Zorn vereitelte jede Hoffnung. Sie entſchloß ſich daher, nach damaliger Sitte ein Kloſter zu gründen.

Die Auswahl des Platzes ſtellte ſie dem Himmel anheim, und warf bei einem Sturmwinde ihren Handſchuh von der Schwanenburg Zinnen hoch in die Luft. Wo er niederfalle und gefunden würde, da wolle ſie ihr junges Leben vertrauern.

Es hauste aber damals am rechten Mainufer in zerſtreuten Hütten ein alt-deutſches Geſchlecht, abgehärtet durch Fiſcherei, Vogelfang und Jagd, ſeine Lieblingsbeſchäftigungen. Hier war es am Saum eines Waldes, wo ein Jäger, dieſen Handſchuh für einen Haſen im Lager anſehend, ſein Geſchoß auf ihn abdrückte und dieſes ſo durbohrte Zeichen der Prinzeſſin überreichte.

Dem Gelübde gemäß gründete nun Adelheid auf dem Platze des gefundenen Handſchuhes am 23. September 745 das berühmte Nonnenkloſter, welches ſie nach dem Namen des Jägers, er hieß Chiez, Kitzingen nannte, und ließ unter dem Namen Thekla ſich zur Aebtiſſin weihen. Bald erhielt ſie viele Geſellſchafterinnen, die ein ähnliches Geſchick im Kloſter beweinen wollten, den Jungfrauen aber zog ſich viel anderes Volk nach, und erbaute rings umher an den Ufern des Maines die zierliche Stadt Kitzingen.

Ritter Karl aber, als er die Schreckenspoſt, daß ſeine Geliebte den Schleier genommen, gehört hatte, wollte der Stätte nahe ſein, wo ſie für ihn lebendig todt war. Er ſiedelte ſich alſo mit mehreren Getreuen dem Kloſter gegenüber am linken Mainufer an und nannte den Ort, zum Zeichen, daß ihm Adelheid auch als Aebtiſſin Thekla noch Etwas gelte, Etwashauſen, welches jetzt noch die Vorſtadt von Kitzingen iſt. Auch ſoll von der Kloſterkirche in Kitzingen unter dem Maine hindurch ein unterirdiſcher Gang in die Kreuzkapelle zu Etwashauſen geführt haben.

234.

Schatz bei Kitzingen am Main.

B. Baader bei Mone, Anz. IV, 411.

Eine Frau von Kitzingen sah auf dem Felde einen Haufen glühender Kohlen unter einem Baume liegen. Weil sie solche für einen Schatz hielt, schickte sie sich an, dieselbe in ihre Schürze zu fassen. Da erblickte sie ihren längst abwesenden Bruder, der über das Feld herkam und rief ihm zu: Heinrich! wo kommst du her? In demselben Augenblicke waren Schatz und Bruder verschwunden.

235.

Die drei Wasserjungfrauen im Gründlesloch.

Zu Castell in Unterfranken. — Bayer. Annalen 1833, IV. 17., woselbst des häufigen Vorkommens dieser Sage in Franken gedacht wird. Vgl. Bat. Mag. 1838, S. 91. Panzer a. a. O. S. 176.

Am Fuße des Casteller Berges, eines der Vorberge des Steigerwaldes, bricht in der Ebene zwischen Castell und Rüdenhausen aus dem Gypsgestein eine mächtige Quelle, und füllt mit dem klarsten Wassen einen mäßigen Kessel. Das Wasser kömmt aus großer Tiefe durch das unregelmäßig zerklüftete Gestein mit solcher Macht herauf, daß es Gegenstände, welche ein die Wasserschwere nicht stark überwiegendes Gewicht haben, nicht zu Boden läßt. Der Grund des Wassers ist nicht zu erforschen, weil es durch Krümmungen heraufbricht, und die Quelle heißt deshalb in der Umgegend der grundlose Bronnen, oder das Gründlesloch. Auf der Höhe des Casteller Berges steht noch eine Thurmruine von dem alten Schlosse der Grafen von Castell, deren wohnliches neues Schloß nun nahe am Fuße des Berges liegt. Das alte Schloß setzt die Sage mit der Quelle in Verbindung.

In jenen Zeiten nämlich, da das alte Schloß noch stand, feierte ein Graf von Castell seine Hochzeit in den Sälen dieses Schlosses, und aus der Ferne und Nähe waren edle Gäste zum Feste geladen. Mit dem Anbruche der Nacht begann der Tanz, und die Jünglinge und Jungfrauen ergötzten sich in der festlichen Lust; Musik und freudiger Jubel tönte den Berg hinab weit in die Ebene hin. Da um Mitternacht traten plötzlich

leiſe drei Jungfrauen von blendender Schönheit in weißen langen Gewändern in den Tanzſaal, und erfüllten die jubelnden Gäſte erſt mit Staunen, dann mit Bewunderung, die Herzen der Jünglinge aber mit Sehnſucht der Liebe. Die Anmuth und Schönheit der Fremden hatte bald den erſten Schauder überwunden; man zog ſie in den Tanz und ſie ſchlangen ſich mit wunderbarer Zierlichkeit durch die Reihen. Die Stunden flogen hin, aber je näher der Morgen rückte, je mehr wurde eine ängſtliche Sorge in den Augen der ſchönen Jungfrauen ſichtbar, und als der erſte Schauer des nahenden Morgens ſich empfinden ließ, baten ſie dringend um Entlaſſung. Es waren Nixen aus der Tiefe des grundloſen Bronnens. Da die Luſt des Feſtes in den jubelnden Tönen zu ihnen gedrungen war, hatten ſie dringend die Mutter angegangen, ſie an dem Feſte der Menſchen Theil nehmen zu laſſen. Nach langer Weigerung hatte die Alte den Bitten der Töchter nachgegeben, aber ihnen wiederholt das alte Geſetz der Tiefe eingeſchärft, vor dem Hahnenſchrei zurück zu ſein und ſie vor den furchtbaren, tödtlichen Folgen der Uebertretung dieſes Geſetzes in wehmüthiger Ahnung gewarnt. So waren ſie denn aus dem klaren ſtillen Waſſerſpiegel aufgetaucht, und ein alter Jäger hatte von der Waldecke her die lieblichen Geſtalten über den Pfad der Wieſe, den Steig am Berge hinauf ſchweben ſehen. Deshalb erfüllte der nahende Morgen ſie mit Bangen. Die Leidenſchaft der liebenden Jünglinge hielt ſie wider Willen zurück. Da krähte der Hahn, und mit dem Blicke des Entſetzens ſtürzten ſie aus dem Saale durch die Höfe, den Berg hinunter mit fliegender Eile, daß die Jünglinge ihnen nicht zu folgen vermochten. Sie ſahen ſie nur eilend über die Wieſe nach der Quelle zu ſchweben, und als ſie bei derſelben angelangt waren, ſich in dieſelbe ſtürzen. Entſetzt eilten die Jünglinge hinzu, und als ſie in den reinen Waſſerſpiegel hineinſahen, wallte ein warmer Blutſtrom ihnen aus der unheimlichen Tiefe entgegen.

Nicht überall, wo dieſe Sage erzählt wird, betrifft die Jungfrauen das Unglück, oder wenigſtens nur eine von den Dreien, die ſich verſpätet hat, während die anderen beiden zur rechten Zeit um Mitternacht den Tanzplatz verließen.

236.

Die Nymphen von Kaſtell.

Von Philipp Scherl.

1.

Auf Flachſtein, moosumgürtet,
Im Glanz der Mitternacht,
Hält Lula mit Wellentöchtern
Einſame Brunnenwacht.

Sie bringt das wimmernde Waſſer
Heut nicht zum leiſen Gang,
Fern aber aus Tannenwölbung
Rauſcht Tanz und Geſang.

Und die Töchter ſchön und lüſtern,
Umrücken die Mutter ganz:
Da drüben iſt Pomp und Hochzeit,
Führ uns zum Buhlentanz

Die Mutter aber ſeufzet:
O Kinder, ſchweifet aus,
Nur kehrt bei Todesahnung
Heut bald ins Wellenhaus.

2.

Blank leuchtet im gewölbten Saal
Der Glanz und gold'ne Flitter,
Es flammt der Kelch, es dampft das Mahl
Und taumelnd ſinkt der Ritter.
Graf Otto, wie der Templer kühn,
Rigiſſa, zart wie Lilien blüh'n,
Bejahten heut die Frage
Und hielten Brautgelage.

Und ſetzo vom Geländer hoch
Hört man den Takt erſchallen,
Und brauſend in die Runde flog
Der Wirbel der Vaſallen.
Der friſche Blick, das graue Haar —
Wie kettet flink ſich Paar an Paar,
Doch leiſ' wie Lüfte ſchleichen
Tanzt Gräfin ihren Reigen.

Da plötzlich ſpringt das Flügelthor:
Drei Mädchen zum Entzücken
Mit Schneegewand und Silberflor
Verneigten ſich den Blicken.
Ein Krönchen ſchließt das blonde Haar,
Der Gürtel flimmert wunderbar,
Und alles auf dem Feſte
Umdrängt die ſchönen Gäſte.

Und ſtolz am Arm der Ritter zog
Die Nymphe durch die Hallen,
Und brauſend in die Runde flog
Der Wirbel der Vaſallen.
Sie ſchwenkten raſch nach altem Brauch,
Wie Donnerſturm und Zephyrhauch
Und tanzten ohne Wanken
Bis Mond und Stern verſanken.

„Schön Dank, ihr Herrn, der Dämmer bricht,
Zum andernmal dann wieder!"
„„Was Schönſte, was? doch ſcheiden nicht?
Friſch auf, ihr flinken Brüder!""
Das Zeichen tönt, die Tücher weh'n,
Die Cymbel rauſcht, die Tänzer ſteh'n,
Und flüchtig um die Wette
Schlingt Kette ſich an Kette.

„Der Schatten zieht, die Wolken zieh'n,
O Ritter, tanz' zu Ende!"
„„Ha Jugendblut, ha Flatterſinn,
Wer dreht ſich da die Hände!""
Und Sang und Klang und Wirbellu[ft]
Betäuben die beklemmte Bruſt
Und laut vom wilden Schalle
Erzittert Dach und Halle.

„O hörst du nicht? Das Schluchzen nicht?
Das Wimmern aus den Teichen?“ —
„„Mein Kind, was soll das Traumgesicht,
Zum letzten noch den Reigen!““
Und Sang und Klang und Wirbelluft
Betäuben die beklemmte Brust
Und laut vom wilden Schalle
Erzittert Dach und Halle.

Verlockter Leichtsinn, frevle nicht!
Ich zitt're schon, ich ahne!
Weh! Weh! dort blitzt das Morgenlicht,
Lautflatternd kräh'n die Hahne.
Und jach, wie Sturm die Blätter schreckt,
Entsetzt und bleich und schweißbedeckt,
Entstürzen, hilf Erbarmen.
Die Schwestern aus den Armen.

Und Knapp und Ritter fliegend auf,
Und d'rein mit Ruf und Winken,
Bis in des Strudels Kreisellauf
Die Jammernden versinken.
Erschrocken blickt der Schwarm hinab
Dumpfwimmernd stöhnt das feuchte Grab
Und aus der Höhlung quellen
Drei dunkelblut'ge Wellen.

Jetzt blikt die Veste öd' und leer
Aus moderndem Gesteine,
Die gute Nymphe spielt nicht mehr
Im lauen Mondenscheine.
Der Quell, der einst so munter floß,
Und Kraft und lindes Heil verschloß
Schleicht trauernd durch die Gründe,
Ein Bild gestrafter Sünde.

237.

Der Commandanten-Pöpel zu Aub.

Mitgeth. von Dr. Zöllner.

In diesem adelichen Hauß haben vor Zeiten, wie der Bürgerschaft und in selbiger Resier bewußt, die adelich Rosenbergische Wittiben nachgehends unterschiedliche Beamten gewohnt, und ist darinn jezuweilen sonderlich zu heylichen Zeiten ein Tumult als ob es von gespenstern geschehe, gehört worden. Dieß hat sich nun nach denen deß 1666ten Jahrs verwichenen Heylige Weihe-Nachts-Feyertagen wiederumb gereget, und in besagtem Haus ein grausames und Erschröckliches Werffen, als wenn es große Steine wären, auch an den Thüren ein Klopfen und Poltern entstanden, bei 15 Tag und Nacht unaufhörlich gewehret, daß es auf den Gassen an zwanzig und dreyßig Burger mit Abscheu und Schröcken angehört haben. Als aber deßwegen Jhro Hochgräflich Excell. Herrn Grafen zu Gleichen und Haßfeld Caplan nach verrichteten Andächtigen Gebet nicht allein das ganze Haus mit Weihwasser besprengt, sondern auch die Herrn Patres zu Lautenbach auf Unser lieben Frauen Capellen drey heylige Messen, daß Gott die Seel gnädig anhören wolle, gelesen und aufgeopfert, ist zwar der Geist 3 Tag ausgeblieben. Aber am 6ten Januarii 1667 Morgens

frühe 6 Uhr wiederkommen, und an der Wohnſtuben Thür dreimal angeklopfet, auch bald hernachher von Jung und Alten ein Geſchrey entſtanden, der Geiſt laſſe ſich in dem hintern Baw ganz weiß ſehen. Deßwegen abermals viel Volks zugelaufen. Dann hat ſich dieſer Geiſt den 7ten Januarii an gemeldetem Ort wiederumb präſentirt, und weil ſolches ehe gedachter Caplan herzukommen, bis Nachmittags 4 Uhr gewehret, hat der Apotheker daſelbſt, welcher Evangeliſch, zwar den Geiſt angeredet, der ihm aber nicht geantwortet. Nach dieſem hat mit Rath und Gutachtens Herrn Amptmanns erſtgemeldeter Herr Caplan in der Kirchen drey Degen geweihet, und mit dem Cruzifix voran auf dem Bau geſtiegen, ſodann mit den geweyheten Degen in alle Ecken herumgeſtochen und gehauet. Als man aber nichts antreffen noch fühlen können hat der Caplan angefangen und geſagt. Ich habe Dich Geiſt verſchworen, du wußt weichen, und darauf mit dem Amptmann in das Haus und den Garten gangen, um zu ſehen, ob das Spectrum nicht mehr kommen würde. Da aber der Caplan kaum in das Haus hineingeweſen, iſt er wiederumb zurückberufen und ihme angedeutet worden, daß der Geiſt wieder erſchienen ſey. Ob nun wohl bemeldter Caplan hierüber, bevorab weillen der Geiſt über ein klein Weil ſich wiederumb praesentirt, ſehr erſchrocken, hat er jedoch demſelben zugeſchrieen und befraget, Was ſein Anliegen und Beſchwerden ſeyen, ſolle ſolches offenbaren und erkennen geben. Hierauff iſt der Geiſt alsbald wiederumb verſchwunden, bald hernachher aber eine Stimme weinend gehört worden. Als nun deshalb oft beſagter Caplan pro defunctis zu beten angefangen hat, inmittelſt das Spectrum wieder herausgeſehen, und ſo oft der Name Jeſus genannt worden, ſich geneigt. Und hatte nach geendigtem Gebet der Caplan gegen den Geiſt mehrmalen adjurationes gethan mit Vermelden, wenn ihm zu helfen ſeye, er Caplan es thun wolle, wie er auch bereits 3 Hl. Meſſen für ſelbigen zu leſen verſprochen. Dann hat der Geiſt mit einer Stimme, als ob er weinete, geantwortet, fünf Heylge Meſſen. Herr Caplan fragete ferner, ob ſonſt weiter nichts zu thun, der Geiſt geantwortet, Almoſen geben. Herr Caplan weiter, Wenn nun die 5 Heyl. Meſſen geleſen, Almoſen ausgegeben worden, ob ihm dadurch geholfen würde, und er alsdann den Ort quittiren wollte. Der Geiſt alsdann mit Ja geantwortet und wiederumb verſchwunden. Hierauf nun ſeind den 8ten Januarii die Heyl. Meſſen 5 Tag nach einander geleſen, darzu die Burgerſchaft Katholiſch und Evangeliſch zum Opfer gegangen die 3 Geiſtlichen mit den Armen jedesmal ihr Gebet gegen Gott verrichtet

und aufgeopfert, ſodann das Almoſen an ſelbigem Ort, wo der Geiſt ſich ſehen laſſen, ausgetheilt worden. Seithero, Gott ſey Lob und Dank geſagt, hat man weiter nichts gehört noch geſehen. Derowegen gedachter Herr Commandant zu ewigen Zeiten ein Geſtift gethan jährlich den 3ten Tag nach Johannis Evangelistae vor alle nothleidende Seelen in der Pfarrkirchen zu Ayb 3 heilge Meſſen zu leſen und darauff das Almoßen auszutheilen.

So geſchehen in Auw den 6ten Januarii 1667.

238.

Eibelſtadt.

Von F. J. Freiholz. — Mundart um Würzburg.

„No Bärbele, was eilſt denn ſo
Mit deiner ſchwere Kötze
Es helt jo grad e Wage do
Do kannſt die auſt ſetze;
Die Annemie fehrt a no mit
Un lieber fahr i Schritt for Schritt
Als daß mit meine müde Bee
I do den weite Weg no geh.
I ha a ſchöne Gſchichtli ghört,
Die will i der verzehl
Denn wen mer ſo minanner fehrt
Derfs nit am Plaudern fehl.
Doch ehr als i die Leut ausricht
Verzehl i der e annre Gſchicht.
Du weßt, daß unner neue Stadt
No nit emol en Name hat,
Mer hamm uns all minanner bſunne,
Un kens hat no was getlis gfunne
Un hat a ens emol was gſagt
So hamm's die Annre ausgelacht;
'S is for die ſchöne Stadt nor Schad,
Daß ſie ken ſchöne Name hat."

„„Ei wel e Stadt!"" fengt's Bärbele a,
„„Ihr bräucht euch aufzeblaſe,
Do denkt ke Menſch mei Lätti dra
Des Neſt e Stadt ze haße.
Ihr meent vielleicht, weil's Mauern hat
Und Thörm auf alle Seite
Des kann doch werli no ke Stadt,
Ihr Eſelsköpf, bedeute.
Ihr wollt halt imüner obe naus,
Ei wel e Stadt! do werd nix draus!""

„„Jetzt weß i wie mer's heße kann,
Fengt auf emol e Annre an,
So wie's es Bärbele gheße hat,
So heße mir's a: Ei wel Stadt!
Mer woll' ne ſcho die Gritz vertreib
Der Spottnam ſoll 'ne immer bleib!""

Es ſen ſchon mehr als hunnert Johr
Seit die Gſchicht ging bei Wörzburg vor
Doch ſeit der Zeit im Frankelaud
Werd Eibelſtadt der Ort benannt,
Wenn er glei Thörm und Mauern hat
Heltn ke Menſch no for e Stadt.

239.

Von der Franken Ankunft in Frankenland.

Fries Vorr. z. Wirtzb. Chron. Gropp Wirtzb. Chron. I., 13.

Um das Jahr des Herrn 319 zogen die Franken aus Niederland den Schwaben wider die Römer zu Hülfe und schlugen diese aus dem Land hinaus. Indem trug es sich zu, daß zwei Kriegsmänner, deren einer, Adalbert genannt, ein Schwab, der andere ein Thüringer, Günther geheißen, miteinander der Beut' halber zu beschwerlichem Unfrieden kommen. Der Schwab zeihet den Thüringer, er hätte etliche Ding aus der geschwornen Beute gestohlen. Das widersprach der Thüringer und schalt den Schwaben einen Lügner. Dagegen erbot sich der Schwab, solche That mit dem Kampf auf den Thüringer zu bringen. Und als sich jedes Volk der seinen annahm, ward ihnen der Kampf erkannt; den thaten sie auch von Stund' an und ward der Günther von dem Adalberten erschlagen; und da man seinen todten Leichnam entwaffnet, ward der Diebstahl bei ihm funden. Diese öffentliche Schand' verdroß die Thüringer sehr und schwuren ihrer bei hundert zwanzig, daß sie solche Schmach rächen, und weder Fleiß, Mühe noch Gefährlichkeit meiden wollten, bis sie den Adalbert auch umgebracht hätten. Und in folgender Nacht kamen sie für das Gezelt, darin Adalbert lag und forderten, diesen herauszugeben. Die Schwaben im Gezelt gaben ihnen im Anfang freundliche Antwort, vermeinend, sie damit gütlich abzuweisen. Als sie aber nicht nachgelassen, sondern den Adalberten mit Gewalt haben wollten, griffen sie zu ihren Wehren, und schlugen die Thüringer fast alle zu Boden. Etliche, die entflohen waren, brachten die Mähr' in das Land der Thüringer, die waren ob dieser That sehr bewegt, zogen auch von Stund an mit bewehrter Hand über die Schwaben, die hatten sich mittler Zeit auch bereit gemacht, und griffen beide Theil einander mit Grimm und Ernst an. Die Franken schlugen sich in die Sache, konnten aber keinen Frieden machen. Doch brachten sie es letzlich zwischen ihnen zu einem dreijährigen Stillstand. Nach Ausgang dessen fingen die Schwaben an, den Krieg zu erneuern, schrieben auch den Thüringern offene Vehde zu. Als aber die Thüringer besorgten, daß sie den Schwaben nicht stark genug sein möchten, baten sie die Franken abermals um Unterhandlung und Beistand. Die sendeten ihre Botschaft zu den Schwaben und erlangten bei ihnen noch einen dreijährigen

Stillſtand. Aber mittler Zeit ſchickten die Franken auf der Thüringer Begehren zu zweimalen bei viertauſend Franken herauf an die Saal und den Main, die nahmen das Land ein, das zwiſchen den Schwaben und Thüringern gelegen iſt und auf dieſen Tag den Namen von ihnen hat, ließen ſich mit Weib und Kind nieder, und fingen an, das Feld zu bauen.

240.

Sankt Kilian.

Von J. B. Goßmann. — Serar. vita S. Hil. ap. Ludewig Geſchichtſchreiber p. 966. Gropp Wirtzb. Chron. I., 39 u. A.

Der Gottesmann Sankt Kilian, von edlem Stamm ein Schotte,
War jenem Glauben zugethan, der Juden dient zum Spotte,
Den Heiden aber Thorheit iſt; Er war's mit Herz und Munde
Und wünſcht, daß Jeder ſei ein Chriſt, aus laut'rem Herzensgrunde.

Was ihn ſo froh, ſo ſelig macht, das ſollen Alle finden,
Des Götzenglaubens alte Nacht ſoll vor dem Lichte ſchwinden,
Das aus dem Stall von Bethlehem die ganze Welt verkläret hat,
Dann ſterbend zu Jeruſalem am Kreuze ſich bewährt hat.

D'rum zieht er aus dem Vaterhaus, die Botſchaft zu verkünden
Den Völkern, die in Heidengraus noch leben und in Sünden,
Der beſſeren Erkenntniß baar, entbehrend eines Sternes
Der ihnen Licht und Leuchte war, und doch ſo edlen Kernes.

So kommt er in das Frankenland mit ſeinen zwei Gefährten,
Wo ſie ſich an des Maines Strand mit roher Koſt noch nährten;
Denn keine Rebe blühte dort, ſie wußten Nichts von Feldern,
Umgeben düſter war der Ort von ſchauerlichen Wäldern.

Doch in die Herzen drang das Licht, es drang auch in die Wälder,
Sie widerſtanden beide nicht, und wurden gute Felder;
Die kehren Beil und Pflugſchaar um, und müh'n ſich nicht vergebens,
Und die das Evangelium zur Saat des ew'gen Lebens.

Schon war im Land' auf manchen Höh'n das heil'ge Kreuz errichtet,
Schon war vom Maine bis zu Rhön auch mancher Wald gelichtet,
Und Gottes reicher Segen ruht gar ſichtbar auf dem Samen
Den Kilian mit hohem Muth geſtreut in Jeſu Namen.

Doch wo ein guter Sämann ſä't, da kommt der Feind gegangen,
Der lang die günſt'ge Zeit erſpäht, mit ſehnlichem Verlangen,
Er wirft das Unkraut in die Saat, das bald darin erblickt wird,
Damit durch ſolche ſchnöde That, das edle Korn erſtickt wird.

Der Herzog Goßbert liebt ein Weib, in jugendlicher Blüthe,
Die war wohl ſchön an ihrem Leib, doch ſchön nicht im Gemüthe;
Des Horzogs Bruder hatte ſie zur Gattin erſt genommen,
Dann war ſie, feſt in Treue nie, an Goßberts Hof gekommen.

„Es iſt dir, Herzog, nicht erlaubt, des Bruders Weib zu nehmen!
Wer treu an Jeſum Chriſtum glaubt muß ſeine Lüſte zähmen;
Herodes that, wie du gethan, der Herr hat ihn gezüchtigt!
Herodias, ſie bleibt fortan durch alle Zeit berüchtigt!"

Der Herzog hört es an und ſchweigt, und ſcheidet nicht im Grolle,
Und fühlt im Herzen ſich geneigt, es koſte, was es wolle,
Zu löſen das verruchte Band, das ihn an jene kettet,
Auf daß er vor der Hölle Brand die ſünd'ge Seele rettet.

Doch in Galiana's Herzen kocht's, wie Gifte ſpeit ein Drache,
Durch alle Pulſe glüht's und pocht's: „Ha! Rache! Rache! Rache!
Du falſcher Biſchof, der du mir willſt Lieb' und Leben rauben!
Argliſtiger, was that ich dir? So ſei verflucht dein Glauben!"

„So ſei verflucht dein Chriſtenthum, verflucht ſei, der's geſtiftet!
Verflucht dein Evangelium, das uns die Welt vergiftet!
O Freya, wär' ich doch getreu nur deinem Dienſt geblieben,
Kein Fremdling hätte ſonder Scheu mich aus der Burg vertrieben!"

Da ſie dem Heil'gen ſo geflucht, geflucht dem eig'nen Leben,
Hat ſie ſich Diener ausgeſucht, ihr treu und ganz ergeben,
Die drangen in des Biſchofs Haus, wie ungeſtüme Horden,
Den gottgeſalbten Mann, o Graus! mit blankem Beil zu morden.

Doch kaum geſchah der Todesſtreich, ſo ward er ſchon gerochen:
Der eine Mörder hatt ſich gleich mit eignem Schwert erſtochen,
Den andern treibt es her und hin, ſein Geiſt iſt ihm geblendet,
In Wahnſinn hat die Stifterin der Frevelthat geendet.

Zu Würzburg iſt des Martyrs Blut und ſeiner zwei Genoſſen,
So ihn begleitet treu und gut in ſinſt'rer Nacht gefloſſen,
Zu Würzburg nächſt dem Dome nun, Neumünſter heißt die Stätte,
Wo ſie ermordet wurden, ruh'n die drei im Todtenbette.

Nach Würzburg wallt noch jedes Jahr am Kilianstage
Des Frankenvolkes fromme Schaar und kniet am Sarkophage
Von Morgens früh bis in die Nacht, und läßt den heil'gen Glauben
Den sein Apostel ihm gebracht durch keinen Feind sich rauben.

241.

Vom Bischof Braun (Bruno) zu Würzburg.

J. Müller Würtzb. Chronik p. 364. Fries Würtzb. Chron. 1847, S. 158. Gropp Wirtzb. Chron. I., 209. Ertl relatt. cur. Hav. S. 107 u. A.

Braun war ein hochgelehrter frommer und einsichtsvoller Fürst. Einmal mußte er den König Heinrich (III.) auf einem Heereszuge nach Ungarn begleiten. Als das Schiff, auf welchem sich der Kaiser mit Braun befand, gerade den Donaustrudel bei Grein passirte erhob sich plötzlich auf der Spitze des Felsens am rechten Ufer eine gespenstige Erscheinung in Gestalt eines unförmlichen schwarzen Mannes, welcher dem Schiffe mit schrecklicher Stimme zuschrie: „Hörst du, Bischof Braun, wo willst du hin? Du wirst mir nicht entfliehen; wohin du auch gehest, bleibst du doch mein. Zwar habe ich diesmal nichts mit dir zu schaffen, doch werde ich in Kürze wieder bei dir sein.“ Alle die auf dem Schiffe waren, erschracken heftig ob dieser Anrede und bezeichneten sich mit dem heiligen Kreuze, worauf das Gespenst verschwand. Der Kaiser nahm des Abends im Schlosse Boissenburg sein Absteigequartier. Als er nun nach dem Abendessen in Gesellschaft des Bischofs Braun, des Abtes Alman von Seusenstein und der Hauswirthin Gräfin Reichilt in einem Sommerhause nächst der Donau sich an der frischen Luft und Aussicht weidete, brach mit einem Male der morsche Boden des Sommerhauses ein und die vier Personen fielen in den untern Stock hinab, wo sich eine Badestube befand. Kaiser Heinrich fiel unbeschädigt mitten in eine mit Wasser gefüllte Badewanne, Bischof Braun aber starb acht Tage darnach am 27. Mai 1045.

242.

Das Cyriakus-Panier zu Würzburg.

Monumenta Hiliana (von Reuß) Würzburg 1844, I. Gropp coll. nov. II., 42.

Nach dem Tode des Biſchofs Iring von Reinſtein im Januar 1266 hatte das Domkapitel neue Biſchofswahl vorgenommen. Es waren aber auf die Grafen Konrad von Trimberg und Berthold von Henneberg gleiche Wahlſtimmen gefallen und beide bemühten ſich eifrigſt in den Beſitz des fränkiſchen Herzogshutes zu gelangen. Während Konrad nach Rom gereiſt war, beſtürmte Berthold das Domkapitel, ihn als Biſchof anzuerkennen. Dieſes wies jedoch ſeine Anträge zurück und ernannte einſtweilen den Dombechant Berthold von Sternberg zum Stiftspfleger. Zornentbrannt verließ der Henneberger die Stadt, um bald mit einem mächtigen Heere wiederzukommen. Unterdeſſen traf auch der Stiftspfleger gute Vorkehrungen, dem Anfalle eines ungerechten Feindes Widerſtand zu leiſten. Bald zog die Schaar der Würzburger in's Feld; eine große, mit dem Bilde des heiligen Kilian geſchmückte und im Dome geweihte Standarte wurde vorangetragen. Es war am 8. Auguſt, dem Cyriakustage, als die Würzburger den an Zahl weit überlegenen, ſorglos gelagerten Feind bei Kitzingen angriffen. Nach heißem Kampfe wurden die Henneberger geſchlagen. In wilder Flucht ſtürzten ſie über den Main, der ſich vom Blute der Erſchlagenen röthete. Darauf zog der Stiftspfleger im Triumphe zu Würzburg ein und ließ die geweihte Standarte als Siegeszeichen im Dome aufhängen. Alljährlich wurde zum Andenken die Cyriakusprozeſſion gefeiert. Das Cyriakuspanier aber wird noch heute in der Sammlung des hiſtoriſchen Vereins bewahrt.

243.

Wer das Glück hat, führt die Braut heim.

Fries Würzb. Chronik. N. Ausg. S. 74. Ertl relatt. II., 4.; woſelbſt das Sprüchwort lautet: „wer weiß, wer die Braut heimführt."

Auf dem Kriegszuge König Ludwigs des Deutſchen gegen die Mähren befanden ſich auch die Franken, angeführt vom Biſchof Arno

von Würzburg im Heere. Dieſe erprobten große Tapferkeit beim Angriffe und trugen auch den Sieg davon. Zufällig hatte damals der Herzog von Behaim ſeine Tochter mit dem Herzoge von Mähren vermählt und die fürſtliche Braut befand ſich auf der Reiſe in das Land ihres Bräutigams. Dies erfuhren Biſchof Arno und der Vogt Rudolph von Bayern von aufgefangenen Boten, überfielen den in ſorgloſer Fröhlichkeit daherkommenden Brautzug, tödteten die Widerſpenſtigen, nahmen die Braut ſammt ihren Jungfrauen gefangen und erbeuteten den ganzen anſehnlichen Brautſchatz. Der Herzog von Mähren wartete nun mit den feſtlich geſchmückten Hochzeitsgäſten vergebens auf die Ankunft ſeiner geliebten Braut und hatte umſonſt den Zurichtungen zu deren Empfang und Bewirthung gemacht, denn Biſchof Arno lieferte die gefangene Fürſtin an den König aus. Von ſeinem wohlgelungenen Handſtreiche wurde bald in ganz Deutſchland mit Ruhm geſprochen. Und weil der Biſchof ungeladen zur Hochzeit gekommen und die Braut weggeführt hat, entſtand das Sprüch-Wort: „Wer das Glück hat, führt die Braut heim.“

244.

Guſtav Adolph in Würzburg.

Von F. J. Freiholz.

Unterm Schalle der Trompeten
Zog der wilde Held von Schweden
In die Frankenhauptſtadt ein.
Kinder thäten 's Liedlein ſummen:
Schwed iſt kummen hat genummen
Selbſt das Blei vom Fenſterlein.

Ueberall raubten die Soldaten,
Thäten überall großen Schaden
Treulich half ihr König mit.
Leer war Würzburg ſchon an Schätzen,
Ach! da ſah man mit Entſetzen
Wie er zum Spitale ſchritt.

Doch ein Prieſter fromm und bieder
War des reichen Stiftes Hüter,
Und der ſprach zum König frei:
„Raube nicht und hab' Erbarmen,
Dieſes Gut gehört den Armen,
Das wäre Gottesräuberei!“

Und er reichet unterthänig
Jetzt dem wilden Schwedenkönig
Ein beſchriebnes Pergament:
„Nimm und lies die Stiftungsgabe,
Die ich hier in Händen habe,
Es iſt Julius Teſtament!“

Und mit merklichem Verdruſſe
Las der Schwede an dem Schluſſe
Julius Drohung, dieſen Satz:
„Greifet je mit gier'gen Händen
Andrem Zweck ihm zuzuwenden
Einer nach dem Spitalſchatz:

Den will in den letzten Tagen
Ich vor Gottes Thron verklagen,
Fluch beſchwör ich auf ſein Haupt!
Ewig ſoll es ſo verbleiben
Wie es ſteht in dieſem Schreiben,
Fluch! wer Aendrung ſich erlaubt!"

Da ſprach Guſtav zu dem Hüter:
„Ich belaß euch alle Güter,
Keinen Pfennig rühr ich an;
Gott behüt mit dieſem Pfaffen,
Mag ich drüben nichts zu ſchaffen
In der andern Welt mehr han."

245.

Biſchof Conrads Mainfahrt.

Von J. B. Goßmann. — J. W. Wolf, deutſche Märchen und Sagen. Leipzig 1845, S. 210. Erasmi Franciſci hölliſcher Proteus S. 397. De Vries de Satan II., S. 345. — Conrad Wilhelm von Wernau von Würzburg und Herzog in Franken, ſtarb 1684.

„Geh, Diener und halte das Schifflein bereit!
Herr Dechant, Ihr gönnt uns Euer Geleit;
Die Frühlingsſonne, der freundliche Main,
Sie locken und laden zur Luſtfahrt ein."

Kein Stündchen verſchwand, da verließen das Schloß
Der Biſchof und Dechant auf ſchmucken Roß
Beſtiegen ſelbander das harrende Schiff
Nach Höchheim zu rudern mainab im Begriff.

Wie ſpielte die Luft mit den Wimpeln ſo hold,
Wie glänzte die Burg in der Sonne Gold,
Wie trieben die Fiſchlein ihr munteres Spiel,
Wie rauſchte die Well' um den bauchigen Kiel!

Da wurde dem Biſchof im Herzen ſo warm,
Da fühlt er ſich ledig von Sorgen und Harm,
Da mundet ihm wieder der köſtliche Wein,
Den drüben die Sonne gewürzt hat am Stein.

Das iſt ein Getränk für Dezember und Mai,
Und zaubert dem Zecher all Holdes herbei;
Das kühlet im Sommer die ſengende Glut
Das wärmet im Winter das froſtige Blut.

Und langſam bewegt ſich das Schifflein zur Stell
Des Frauenkloſters zu Unterzell,
Wo frommgeprieſen, zu ſelbiger Friſt,
Die Schweſter des Biſchofs — Aebtiſſin iſt.

Und kommen ſieht ſie von Weitem den Zug —
Und ſieht — iſt es Täuſchung und Sinnenbetrug? —
Und reibt ſich die Augen, und ſtarret mit Graus —
Die Schweſter nach ihrem Bruder hinaus.

Denn vor ihm, da Wimpel und Deck ihn nicht barg,
Lag ſchwarzumhangen von Tüchern ein Sarg
Und Stola darauf und Inful und Stab,
So wie er geſenkt wird in's offene Grab.

Da ruft ſie die Schweſtern herbei auch in Eil'
Doch Keiner ward die Erſcheinung zu Theil,
Sie ſah'n in der Helle des ſonnigen Lichts,
Den Biſchof, den Dechant, die Diener, ſonſt Nichts.

Die Aebtin eilet entſetzt in den Chor,
Und ſendet Gebete zum Himmel empor,
Und klagt: „So früh ſchon zum Tode beſtimmt,
Da friſch noch die Lampe des Lebens ihm glimmt!“

Der Biſchof reitet zur Stadt zurück:
„Ein ſolcher Tag iſt im Leben ein Glück!“
Der Biſchof reitet hinan auf's Schloß,
Steigt ab, und ſtreichelt das muntere Roß.

Das Rößlein wird in den Stall geführt,
Da hat's nicht Hafer noch Heu berührt,
Dem Biſchof drückte zur ewigen Ruh'
Der Engel des Todes die Augen zu.

Dies Alles geſchah in derſelbigen Nacht,
Des andern Tags hat die Sonne gelacht
So freundlich, als wie den Tag vorher,
Das Roß und den Reiter — ſie freut es nicht mehr.

246.

Bischof und Marschall.

Von F. J. Freiholz. — Johann Gottfried II. von Gutenberg Bischof und Herzog in Franken 1684—1698.

Nicht immer wohnet Tapferkeit
Im blankgeschliffnen Schwerte,
Es gibt auch sonst noch tapfre Leut
Auf Gottes weiter Erde,
Und mancher unterm Pfaffenhut
Zeigt in Gefahren großen Muth.

Zu Würzburg in dem Frankenland
Saß auf dem Bischofsstuhle
Ein edler Herr; an seiner Hand
Saß immer seine Buhle;
Die liebt er heiß, die liebt er sehr,
Sie war auch schön, hieß — Fürstenehr'!

Da kam Türenne, der große Held
Ließ nirgends was als — Asche,
Und steckte gern die ganze Welt
In Frankreichs weite Tasche.
Kam auch nach Würzburg, klopfte an,
Doch ward ihm hier nicht aufgethan.

Da lacht der Marschall: „Ha bei Gott!
Die sollens noch beklagen!"
Und läßt dem Bischof wie zum Spott
Die kurze Rede sagen:
„Komm' morgen selbst zum Bischof Hans,
Und eß mit ihm die Martinsgans!"

Doch Hans Gottfried, der tapfre Mann,
Versammelt seine Franken:
„So lang ich auf euch bauen kann,
Soll auch mein Muth nicht wanken.
Den Kelch vertausch' ich mit dem Schwert,
Und schütze euch aus euren Herd!"

Da schlägt aus jeder Frankenbrust
Ein Jubel gegen Himmel;
Das ist ein Leben, eine Lust
Ein kriegerisch Gewimmel;
Und Jeder nimmt das Schwert zur Hand
Zum Schutze für das Vaterland.

Der Bischof spricht zum Feldmarschall
Durch seinen Abgesandten:
„Es ist zu einem Mittagsmahl
Viel Gänsefleisch vorhanden,
Dieweil in Franken Gastrecht gilt
Sind ihn zu füttern wir gewillt.

Doch käme er zu uns als Feind,
Soll dies Brandschatzung heißen,
Dann haben wir's nicht so gemeint,
Dann gibt es Gäns von Eisen,
Und biss' er sich an unsrem Trumpf,
Auch alle seine Zähne stumpf.

Und alldieweil die Gänse sind
Sehr schwierig zu vertragen,
So sind wir freundlich ihm gesinnt,
Und füllen ihm den Magen
Mit heißem, blutigrothem Wein,
Den schenken Kanoniere ein!"

Es stutzt der Marschall, staunt und schaut,
Als dieses er vernommen;
Auch ist ihm eine Gänsehaut
Gar plötzlich überkommen.
Hat reiflich drüber nachgedacht,
Und klüglich sich davon gemacht.

Drum noch einmal, nicht immer steckt
Die Tapferkeit im Schwerte
Und manches Pfaffenkleid verdeckt
Wie. [illegible] lehrt,
Zu seiner Unterthanen Glück
Ein muth'ges Herz im Mißgeschick.

247.

Der heilige Macarius zu Würzburg.

Groyp Wirtzb. Chronik II., 222.

Macarius, ein Mönch aus dem Schottenkloster zu Regensburg, nachmals Abt des Schottenklosters St. Jakob in Würzburg, war nicht sobald zu Würzburg angekommen, als der Ruf seiner Heiligkeit sich verbreitete. Eines Tages kam er in Geschäften zu dem Bischof Embrico, welcher ihn gar freundlich empfing und befahl, nach Landes Gebrauch mit einem guten Trunke Wein zu bewillkommnen. Macarius, fest entschlossen, bei seiner strengen Lebensart und Abbruch von Wein zu verharren, entschuldigte sich ehrfürchtig mit diesen Worten: Mein Vater! ich trinke keinen Wein. Der Bischof versetzte: ich befehle dir aus heiligem Gehorsam, bitte dich auch, daß du zu Ehren des heil. Martyrers Kilian mit mir etwas Weniges von diesem Wein verkostest.

Also stund Macarius zwischen zweien Tugenden, des Gehorsams und des Abbruchs, zweifelhaft, welcher von beiden er folgen sollte. Und siehe, er nimmt den eingeschenkten Becher und verkostet etwas Weniges. Alsdann redet er den Bischof an: Hochwürdiger Vater! ihr werdet aus gleicher Liebe euch gefallen lassen, mir aus diesem Becher Bescheid zu thun. Embrico nimmt solches von dem Abte, verkostet denselben, und da er merkt, daß es Wasser, verwundert er sich über die Maßen, ruft seinen Mundschenk mit dem Verweis, warum er dem Abte Macarius Wasser eingeschenkt, da er doch befohlen, ihm von dem guten Kiliani-Wein zuzubringen. Der Mundschenk betheuerte gar sehr, daß er von dem besten Weine im ganzen bischöflichen Keller herbeigebracht habe. Hierauf hat der Bischof selbst allen Anwesenden den Becher herumgetragen und jedem das aus Wein gewordene Wasser zu verkosten gegeben. Alsbald wurde das Wunder in der Stadt bekannt, zu Jedermanns Erstaunen, so daß

darob die Glocken geläutet, auch Macarius als ein frommer Diener Gottes von dem Bischof, Hohen und Niedern durch das ganze Land geehrt und gepriesen worden *).

248.

Das Grab im neuen Münster zu Würzburg.

Von August Stöber.

Im Lorenzgarten liegt ein Stein
An einer kühlen Stelle,
Da schwirren die Vöglein aus und ein,
Und pfeifen und singen helle.

Es ist ein alter Leichenstein
Von Trauerweiden beschattet,
Darunter liegt in engem Schrein
Ein Sängerherz bestattet.

Die Vöglein waren seine Lust,
Es hörte gern ihr Singen,
Und hüpfte selber in der Brust,
Wie muntre Vöglein springen.

Der Sänger lauschte mit Acht und Müh,
Der Lerche Ton zu lernen:
Auch schallt sein Lied wie morgenfrüh
Aus himmelblauen Fernen.

Er lernte von der Nachtigall
Das innigliche Kosen:
Drum singt er oft mit süßem Schall
Von Minnelust und Rosen.

Auch liebt er, wie die Vögelein,
Ein Wanderleben zu führen,
Und Gärten und Felder aus und ein
Die Flügel frisch zu rühren.

So streift er über den Wiesengrund
Und über die Bergesgipfel,
Bis er ein warmes Nestchen fand
Auf einem stolzen Wipfel.

An Vögel mahnt des Sängers Nam',
Ein Vöglein saß im Schilde,
Und als er nun zu sterben kam,
Bedacht' er sie gar milde.

„Vier Löcher höhlt in meinen Stein,
Und senkt darein drei Vöglein,
Und schüttet Wasser und Körner ein
Für meine lieben Vöglein!"

Und was er bat im letzten Drang,
Willfahret ward ihm eilig;
Die Klosterbrüder hielten lang
Des Sängers Willen heilig.

Herr Walther von der Vogelweid,
Ist unser Meister geheißen;
Noch fliegen Vögel aus Wald und Haid
Und singen ihm frische Weisen.

*) Vgl. die Legende von Mechtildis zu Dieffen in Zimmermanns geistl. Kal. I., 138.

249.

Des Minnesängers Vermächtniß.

Von Langbein.

„Walther von der Vogelweide
Nennt mich unter Allen die Welt
Und ein Weidplatz, wann ich scheide,
Sei den Vögelein bestellt."

„Meinen Leichnam zu bedecken,
Wählet einen flachen Stein;
Und vier Höhlen an den Ecken
Meiselt tief und sauber ein."

„Füllet täglich diesen Becher
Mit des Baches reiner Flut
Für die höchst bescheidnen Zecher,
Denen Wasser Genüge thut."

„Und auf meines Grabsteins Mitte
Streut zugleich des Weizens Frucht,
Daß die Schaar zu Gast sich bitte,
Die oft mühvoll Nahrung sucht."

Als der gute Minnesänger
Sein Vermächtniß so gemacht,
Stundet ihm der Tod nicht länger
Seinen Gang ins Reich der Nacht.

Und in Würzburg an dem Orte,
Wo er manche lange Zeit,
Ward ihm vor des Münsters Pforte
Seine Ruhestatt geweiht.

Ihre grünen Arme streckten
Hohe Linden drüber hin
Und die Vögelein entdeckten
Bald den reichen Fruchtgewinn.

Freudig flogen sie herzusehen,
Labten sich mit Speis' und Trank,
Schwirrten auf die Bäume wieder,
Sangen dort dem Geber Dank.

Doch erlebte dies Vermächtniß
Leider nur ein nahes Jahr,
Ohne zu ewigem Gedächtniß
Gleich unlängst gestiftet war.

Denn der Chorherrn böses Geizen
Unterbrach der Spende Lauf,
Und sie sammelten den Weizen
Für sich selbst zu Kuchen auf.

Auch das Wasser ließ man fehlen,
Das behielten Quell und Bach,
Jene weingewohnten Kehlen
Sehnten nimmer sich danach.

250.

Des Malers Rache.

Von Julius Kuttor.

War einſt ein junger Maler
Zu Würzburg, weltbekannt;
Sein Name wird in keiner
Der Chroniken genannt.
Doch lebt im Volksmunde
Des Malers Rachethat;
Ich will es euch erzählen,
Wie ſich's begeben hat.

Der Maler führt den Pinſel
Nach innerm Künſtlerdrang;
Darum ihm auch vortrefflich
Des Heilands Bild gelang.
Und weit und breit erſchollen
War unſers Malers Ruhm;
Und ſeine Bilder prangten
Im Tempelheiligthum.

Da war im Neuenkloſter
Ein Mönch zur ſelben Zeit,
Trotz ſeinem mächt'gen Geize
Im Ruf der Heiligkeit.
Der ließ den Maler kommen,
Und ſprach: „Mein lieber Sohn!
Mal' unſrer Kirch' den Heiland,
Was heiſcheſt du für Lohn?" —

Der Maler ſprach: „Zweihundert
Bezahlt der Gulden mir;
Ich mal' euch unſern Heiland,
Schön ſoll er prangen hier.
Doch brauch' ich zwanzig Wochen,
Bis er vollendet iſt;
Ich mal' mit allem Fleiße
Das Bild von Jeſu Chriſt."

Der Prieſter drauf verſprach ihm
Den ausgedungnen Lohn;
Der Maler ging zur Arbeit
Voll Eifer gleich davon.
Und als die zwanzig Wochen
Vorbei, die Arbeitsfriſt;
Da iſt das Bild vollendet,
Das Bild von Jeſu Chriſt.

Er tritt mit ſeinem Bilde
Zum greiſen Prior hin;
Doch dieſer will vom Lohne
Die Hälfte weg ihm zieh'n.
Da wird der Maler zornig,
Vernichtet raſch das Bild,
Und droht dem Mönche Rache,
Sein Auge rollet wild.

Der Maler zieht nach Hauſe,
Im Herz der Rache Plan:
„Dich ſoll man immer ſchauen,
Weil du mir ſo gethan."
Und ſchon am andern Tage
Wird neu ein Bild beſtellt,
Wo Chriſtus wird gezeiget
Der ſchlimmen Judenwelt.

Dieß Bild ſoll in dem Dome
Dort am Altare ſteh'n.
Hört nun, was von dem Maler
Dem Mönchen iſt geſcheh'n.
Er malet den Pilatus,
Wie er den Heiland zeigt,
Und ſich zum Judenvolke
Vom Altan ſprechend neigt:

Seht da den Judenkönig!
Seht euren Meiſter an! —
Da ſchrie das Volk der Juden
In ſeinem irren Wahn:
An's Kreuz mit dem Betrüger,
Er ſprach dem Kaiſer Hohn;
Den Tod ſoll er erleiden
Als ſeiner Thaten Lohn!

Und in der Juden Mitte,
Da ſieht man einen Mann,
Mit einem weißen Mantel,
Hat braune Kutte an.
Das Haupt iſt ihm geſchoren,
Er ſtreckt den Arm empor,
Und feuert an zum Rufen
Des Judenvolkes Chor.

Und dieſer iſt der Prior. —
Der Maler Rache ſann,
Er zeichnet ihn noch ſchlechter
Als jeden Jud'ſchen Mann.
Der Maler iſt vergeſſen,
Ihn nennt kein Chronikbuch,
Doch jenen geiz'gen Mönchen
Verfolgt der Rache Fluch.

Ihn ſchau'ſt du auf dem Bilde
Zu Würzburg in dem Dom,
Wie er dem Volk der Juden
Anregt der Bosheit Strom,
Der Maler iſt vergeſſen,
Sein Nam' wird nicht genannt;
Doch ſeine grimme Rache
Zeigt des Altares Wand.

251.

Stift Haug.

B. Baader bei Mone, Anz. IV., 411.

Als die Hauger Stiftskirche in Würzburg erbaut werden ſollte, machte ſich der Baumeiſter verbindlich, ein ſchönes Gotteshaus mit hoher Kuppel, ähnlich der Peterskirche in Rom, herzuſtellen, auch wollte er, wenn das Werk mißlänge, durchaus keinen Lohn dafür. Mit Hülfe des Teufels vollendete er das Gebäude. Als man das Gerüſt vom Gewölbe nahm, ſenkte ſich der Bau mit ſolchem Krachen, daß der Baumeiſter glaubte, Alles ſtürze zuſammen. Eilends ſchwang er ſich auf ſein Pferd und ſprengte den Galgenberg hinauf; wurde aber hier vom böſen Feinde geholt. Bis zum heutigen Tag iſt die Kirche noch nicht bezahlt. So oft etwas an der Kuppel ausgebeſſert wird, muß ein Arbeiter dabei das Leben verlieren; was auch im Jahre 1827 wieder der Fall geweſen iſt.

252.

Das Teufelsthor zu Würzburg.

Von J. Ruttor.

In mitternächt'ger Stunde,
Im Arme das Gewehr,
So ſchreitet dort am Thore
Die Wache hin und her.

Da kommt ein ſchwarzer Pudel,
Und grinſt den Krieger an,
Und droht ihn zu zerreißen,
Die Wache ſieht ihn nah'n.

Da tönt es aus dem Pudel
Wie eines Menſchen Laut;
Dem Krieger ſcheint's nicht richtig,
Als er ihn näher ſchaut.

„Zurück!" ruft nun die Wache, —
Der Pudel weichet nicht.
„Zurück!" ſo ſchallt es nochmals,
Der Spuckgeiſt weichet nicht.

Es ſchallt zum dritten Male:
„Zurück!" — es wirket nicht;
Da legt er an und ſchießet
Dem Pudel in's Geſicht.

Und gut hat er getroffen,
Der Spuckgeiſt liegt im Blut,
Und röchelt vor dem Tode
In letzter Lebensglut.

Und als am andern Morgen
Den Pudel man beſchaut,
Iſt's eines Studio Leiche
In eines Pudels Haut.

Der wollt' die Wache ſchrecken,
Und büßt' den Frevel ſchwer.
Es ſchrecket wohl kein Studio
Vermummt die Wache mehr.

Und kommt die eilfte Stunde,
So ſpuckt ſein Geiſt am Thor;
Als ſchwarzer Pudel rennt er
Mit weißem Schweif und Ohr.

Und ſeit die Wache nimmer
Am Thore dorten ſteht,
So hält der Teufel ſelber
Dort Wache — ha nun ſeht!

Was trägt er auf der Schulter?
Das iſt doch kein Gewehr?
Er ſchultert die Kanone,
Ihm iſt ſie nicht zu ſchwer.

Noch jetzt ſpuckts dort am Thore
In ſtiller Mitternacht,
Wenn Alles rings im Schlummer
Und noch der Träumer wacht.

Ich ſah den Spuck auch ſchleichen
Jüngſt dort entlang der Wand.
Das Thor es wird noch heute
Das Teufelsthor genannt.

253.

Die Reſidenz zu Würzburg.

Von A. Ruttor.

Die Bauten ſind zu Ende,
Es prangt der Fürſtenbau,
Und über ihm ſich wölbet
Voll Stolz des Himmels Blau.

Die Reſidenz, die ſchöne,
Sie prangt in Kaiſerpracht;
Das Werk bald in Vollendung
Dem edlen Meiſter lacht.

Da tritt er vor den Biſchof,
Und fordert ſeinen Lohn;
Doch dieſer zwacket dieſes
Und jenes ab davon.

Der Meiſter drob erzürnet,
Geräth in bittre Wuth,
Und redet zu ſich ſelber
In heißer Zornesglut:

„Der Bau ſoll ſtets erinnern,
Daß er nicht ganz bezahlt;
Der Bau wird nicht vollendet,
Wie fürſtlich er auch ſtrahlt!“

Und tritt zu den Geſellen,
Und ſpricht das herr'ſche Wort:
„Ein Fenſter gegen Norden
Bleibt unvollendet dort!“

Und die Geſellen thaten,
Wie jener ſtreng befahl;
Am Fenſter das Geſimſe
Wird nicht behau'n einmal.

Und noch zu dieſer Stunde
Iſt's unvollendet dort;
Der Geiſt des zorn'gen Meiſters,
Er wandelt Nachts am Ort.

Verſucht's ein and'rer Meiſter,
Das Fenſter auszubau'n,
Kann er's am Morgen wieder
Im alten Stande ſchau'n.

Drum bleibt es unvollendet,
So lang der Bau beſteht,
Der Wandrer kann es ſchauen,
Der dort vorüber geht.

254.

Das Kreuz im Neumünſter.

Mündlich.

In der Kirche zum Neumünſter in Würzburg iſt ein altes Kreuzbild, davon geht die Sage: Als die Schweden in Würzburg hausten, ſtieg ein Soldat zur Nachtszeit in die Gruft der Neumünſterkirche hinab, in der Abſicht, ſich des goldenen Kreuzbildes zu bemächtigen, das ſeine Habgierde gereizt hatte. Doch ſiehe! als er die räuberiſche Hand darnach ausſtreckt,

umschließt ihn das Bild des Gekreuzigten mit beiden Armen und läßt ihn nicht mehr von der Stelle weichen, so viel er auch flucht und lästert und sich mit Gewalt davon losmachen will. So blieb er gefesselt hängen bis zur frühen Morgenstunde. Da nahte sich ein Priester, hörte das Wehklagen des Frevlers und bewirkte durch sein Gebet die Befreiung desselben. Das Kreuzbild aber wird bis auf diese Stunde in dem Neumünster aufbewahrt.

255.

Der Schornsteinfeger am Fischmarkt.

Mündlich.

Auf einem Schornstein des Fischmarktes zu Würzburg war früher ein Schornsteinfeger abgemalt zu sehen. Davon erzählt die Sage: Nach der Schlacht bei Nördlingen rief der schwedische Heerführer, welcher damals in Würzburg lag, seine Leute auf dem Fischmarkt zusammen und verkündigte ihnen in schwedischer Sprache, damit es die Würzburger nicht merkten, was bei Nördlingen vorgefallen, und wie man sich schleunigst aus Würzburg zurückziehen müsse; vorher sollte jedoch die Stadt noch einmal männiglich geplündert werden. Diese Anrede hörte Niemand mit an als ein Schornsteinfeger, der aus dem Versteck eines benachbarten Schornsteines lauschte. Derselbe hatte sich früher als Handwerksbursche ein wenig in Schweden umgesehen und so viel von der Sprache gemerkt, daß er die Würzburger alsogleich von der drohenden Gefahr benachrichtigen konnte. Wie das der Magistrat hörte, traf er schnell geeignete Maßregeln, und so mußten die Schweden diesmal mit leeren Säcken aus Würzburg ziehen. Zum Angedenken dieser Begebenheit wurde ein Schornsteinfeger auf den Schornstein eines Hauses am Fischmarkt gemalt.

256.

Der Blutstein auf Marienberg.

Mündlich.

In dem Kirchlein der Veste Marienberg bei Würzburg wird ein Stein am Fuße des Altars gezeigt, der von Blut befleckt ist. Davon geht

im Volke die Sage: Als die Schweden im Jahre 1631 nach Würzburg kamen und das feste Schloß des Bischofs erstürmten, drang ein wüthender Haufe in die Kirche, woselbst ein greiser Kapuziner am Altare so eben das heilige Meßopfer feierte. Bei dem Anblicke des würdigen Priesters ergrimmt die rohe Schaar und Einer haut ihn meuchlings mit seinem Schwerte nieder. Das Blut des Unschuldigen spritzte auf einen Stein, von welchem es nicht mehr abgewaschen werden konnte. Noch heutiges Tages zeugt der blutige Stein von der unmenschlichen That.

257.

Die Geister auf Marienberg.

Mündlich.

Früher wurde jeden Abend auf der Veste Marienberg das Ave Maria getrommelt. Dieser Gebrauch soll daher gekommen sein, weil sich auf eine Zeit um Mitternacht ein Geisterzug mit solchem Brausen und Lärmen vernehmen lassen, daß nicht nur die wachthabenden Soldaten in Schrecken gerathen, sondern auch die Schläfer aus ihrer Ruhe aufgescheucht worden. Man weiß nicht, ob es die Geister erschlagener Schweden oder der von den Schweden Erschlagenen gewesen seien. Das Ave Maria hat sie zur Ruhe gebracht.

258.

Der Schenkthurm bei Würzburg.

B. Baader im Anzeiger von Mone 1838, S. 53.

Zu Zell bei Würzburg wurde einst in der Spinnstube gesagt, daß im Schenkthurm ein Hühnernest mit Eiern sei, und dabei demjenigen ein grüner Rock versprochen, der sich getraue, jetzt in der Nacht allein die Eier zu holen. Ein Mädchen erklärte sich zu dem Unternehmen bereit, wenn man ihr einen Ranken schwarz Brod, einen Wetzstein und einen schwarzen Kater verschaffte. Nachdem sie diese Dinge erhalten, ging sie damit hinauf in den öden Bergthurm, fand dort in einer Raufe das Nest und nahm die

Eier heraus. Da rief ein grauer Mann ihr zu: „Hätteſt du deinen rinkenden Rank, deinen wetzenden Wetz und deinen ſchwarzen Kater nicht, ſo wollt' ich dir den Hals brechen!“ Voll Schrecken lief das Mädchen davon, und brachte zwar die Eier nach Zell, wurde aber krank und ſtarb nach kurzer Zeit.

259.

Die verſunkene Mühle.

Von F. J. Freiholz. — An der Straße nach Veitshöchheim, wo das Siechenhaus ſteht.

Es ſaßen einſt vier Geſellen
In einer Mühle am Main,
Die zechten da und die ſangen
Manch wüſtes Lied darein.

Sie fluchten auf Gott und Teufel,
Auf Zeit und auf Ewigkeit;
Sie fluchten dem eig'nen Fluchen,
In ihrer Trunkenheit.

Da tappt es leis an der Thüre,
Da tappt es leis an dem Schloß,
So daß den wilden Geſellen
Der Schweiß vom Antlitz floß.

Sie ſitzen ganz ſtill und ruhig
Nur Einer ſpringet hervor,
Verlacht die feigen Gefährten
Und öffnet keck das Thor.

Doch draußen da ſtehet zitternd
In einem ärmlichen Kleid,
Mit ihren bittenden Augen
Die wunderſchönſte Maid.

In herrlichen Locken wallet
Ihr ſchwarzes, glänzendes Haar,
Es bringt das leuchtende Auge
Wohl jedem Herz Gefahr.

Da jubelten die Geſellen,
Im wilden, luſtigen Chor;
Es ſchlug die ſchüchternen Augen
Die holde Maid empor:

„O gebet mir Trank und Speiſe
Und laſſet fürder mich ziehn,
Ich muß noch heute nach Würzburg,
Der Frankenhauptſtadt hin.“

„„Ho ho! du mein blödes Täubchen,““
So ſchreit der Erſte und lacht,
„„Du wirſt ſo ſchnell nicht entwiſchen,
Du bleibſt bei mir heut Nacht!““

„„Ho! ho!““ ſo ſchreiet der Zweite,
„„Komm' Mädel trinke mit mir
Und ich verlange nichts weiter
Als einen Kuß dafür.““

„„Ho! ho!““ ſo ſchreiet der Dritte,
„„Ich wünſch' ein Tänzchen mit dir,
O komm' ſchwarzlockiges Mädel
Und tanze ein's mit mir.““

Jedoch in der Bruſt des Vierten,
Da wirkt der Liebe Gewalt,
Verdrängt die rohe Begierde
Durch ihre Huldgeſtalt.

„„O komme,““ ſo rief er freudig,
„„O komme, holdeſte Maid;
Ich will dich treulich beſchützen,
Ich geb dir das Geleit;

Ich liebe dich feſt im Herzen,
Ich lieb' dich innig und wahr,
Trau meinem kräftigen Arme
Er ſchützt dich vor Gefahr.““

Da neiget ſich ſüß erröthend,
Zu ihm die herrliche Maid,
Aus ihren glühenden Lippen
Saugt er ſich Seligkeit.

So hielt er feſt ſie umſchlungen
Mit ſeinem kräftigen Arm;
Wie ruht am Buſen der Liebſten
Er gar ſo ſüß und warm.

Drob zürnten die drei Geſellen,
Und ſchrie'n und lärmten darein;
„„Laß Bruder, laß die Beute,
Denn ſie iſt allgemein.

Es hole ſich Jeder ſelber
Was er für's Beſte dann hält,
So haben wir's ſtets getrieben,
So iſt der Lauf der Welt.““

Doch feſter hält er im Arme
Die ewig theuere Maid,
Er faßt die blinkende Waffe,
Und iſt zum Kampf bereit.

Da ſtürmten die drei Geſellen,
Auf ihren Bruder herein,
Und ſtoßen mordende Dolche
Ihm tief in's Herz hinein.

Er ſinket verblutend nieder,
Das Leben will ihm entfliehn,
Da wirft ſich ſeine Geliebte
Noch einmal auf ihn hin.

Sie preßt ihn an ihren Buſen,
Und an ihr pochendes Herz,
Sie kühlt mit brennenden Küſſen
Ihm ſeinen Todesſchmerz.

Doch jach empor von dem Boden,
Reißt ſie der erſte Geſell,
Umſchlingt das bebende Mädchen
Mit ſeinen Armen ſchnell.

Er eilt mit ihr zu der Thüre,
Und faßt das dröhnende Schloß,
Als einer ſeiner Gefährten,
Von hinten ihn erſchoß.

Da faſſen die zwei Geſellen
An beiden Armen die Maid;
Doch über ihrem Beſitze
Entbrannte neu der Streit.

Es kämpfen die zwei Geſellen
Um ſie auf Leben und Tod;
Von ihrem ſtrömenden Blute
Iſt ringsum alles roth.

Sie ſtoßen die blutigen Dolche
Zugleich in's Herz ſich hinein;
Doch während die Zwei ſich morden
Entkömmt die Maid zum Main.

Hier ſpringt ſie in die Fluthen,
In's tiefe, ruhige Grab,
Mit ihrem Leid um den Theuren,
Mit ihrem Schmerz hinab.

Da bebte es in der Runde,
Weit öffnete ſich der Main,
Zog die verrufene Mühle
In ſeinen Schooß hinein.

Da ſtehet ſie nun noch unten,
Und treibet ihr Rad noch heut,
Gar viele hörten ſie rauſchen
Zur mitternächt'gen Zeit.

Es ſchlagen die Wellen höher,
Wo einſt die Mühle verſank,
Gar mancher iſt hier ertrunken,
Der ſonſt kein Waſſer trank.

Drum beten auch alle Schiffer,
Beim unterirdiſchen Haus
Ein andächt'ges Vaterunſer
Zum heil'gen Nicolaus.

260.

Die eingemauerte Nonne.

Von F. J. Freiholz.

Bei dem Kloſter Himmelspforten
Sieht ein Kreuz der Wandersmann
Dort iſt eingemauert worden
Eine Nonne, die gethan,
Was ihr Schwur und Pflicht verbot,
Darum litt ſie dieſen Tod.

Und im Volke geht die Sage,
Naht dem Kreuz ein Wandersmann
Mit der neugiervollen Frage:
„Nonne was haſt du gethan,
Daß du ſchuldig des Gerichts?“
Horch! da ſpricht die Nonne — nichts!

261.

Bilhildis zu Veitshöchheim.

Gropp. woll. nov. script. Wirceb. II., 765 sq. Deſſelben Wirzb. Chronik I., 39 ff. u. A, Bechſtein a. a. O. S. 28.

Bilhildis war eines angeſehenen Frankengrafen Iberich Tochter; ihre Eltern waren beide dem königlichen Hauſe Dagoberts verwandt; ſie wurde geboren in dem Orte, den man heutzutage Veits-Höchheim nennt, und es trug ſich zu, daß ſie, obſchon ihre Eltern Chriſten waren, das Sacrament der Taufe nicht empfing, weil die landverderblichen Hunnen durch ihre Einfälle den Chriſtenglauben faſt ganz vertilgt und alle Prieſter getödtet, oder zur Flucht gezwungen hatten. Im dritten Jahre ihres Alters kam ſie zu einer Verwandten nach Würzburg auf deren Begehren, damit dieſe an der Holdſeligkeit Bilhildis die Freude empfinden möge, die ihr durch den Mangel eigener Töchter verſagt war. Dieſe Verwandte, Kunigunde mit Namen, war eine fromme, chriſtliche Matrone, die das zarte Kind in den Geheimniſſen des Chriſtenglaubens unterrichtete, und auch durch Prieſter unterrichten ließ, ſo daß Bilhildis unter die Zahl der Katechumenen aufgenommen wurde, welche demnächſt zur Taufe gelangen ſollten. Da

geſchah abermals ein Hunneneinfall, die Taufe der Bilhildis unterblieb, und kam in Vergeſſenheit, ſie ſelbſt aber wußte nicht, daß ſie nicht getauft war.

Bilhildis erblühte, ſpäter wieder zu ihren Eltern zurückgekehrt, zu einer ſehr liebreizenden Jungfrau, die ſich jedoch vornehmlich in den Schmuck der Tugend kleidete, und von allen Heidengräueln ſich fern hielt, ja ſchon frühzeitig dahin wirkte, daß gewiſſe anſtößige, und der Tugend gefährliche Tänze und Gebräuche abgeſtellt wurden. Der Ruf ihrer Schönheit, Sitte und Anmuth flog weit in alle Gauen und drang auch zu den Ohren Hetans, des Thüringerherzogs Radulf Sohn, welcher Wittwer war, und dem von ſeiner erſten Gemahlin zwei Söhne lebten. Dieſer warf ein Auge auf die ſeltene Jungfrauenperle, und warb um ſie. Vergebens wurde Bilhildis Jugend, und der Unterſchied des Glaubens eingewendet; der zudringliche Freier ließ ſich nicht abweiſen, und Bilhildis ward ihm vermählt. Willig dem Gebot ihrer Eltern ſich fügend, fand ſie reichen Anlaß zu Schmerz und Kümmerniß, da ſie wahrnahm, daß ihr Gemahl kein Verlangen nach Bekehrung trug, und an ſeinem Hofhalt ſo Manches vorging, was ihren Anſichten und Grundſätzen widerſtrebte. Sie lebte daher ſehr eingezogen, aſcetiſch, ſchmucklos, und unterzog ſich harten Bußübungen und Kaſteiungen. Als die Zeit kam, daß die Herzogin Bilhildis ſich Mutter fühlte, brach ein neuer Krieg aus, und Hetan war beſorgt, wohin er ſeine Gemahlin ſicher bringen ſollte, falls der Ausgang des Krieges für ihn nicht ſiegreich wäre, und der Feind in das Land bräche, ungern gab er ihren Bitten und ihrem Verlangen nach, ſie zu ihrer Mutter ziehen zu laſſen, doch ließ er dieſes endlich geſchehen. Vielleicht ahnete er, daß Bilhildis im Sinne habe, ihn ganz zu verlaſſen, die alle ihre Koſtbarkeiten und Kleinodien mit ſich hinwegnahm, ihre Dienerſchaft aber, die ſie als Herzogin bis nach Höchheim begleiten mußte, von da zurückſandte. Sie hatte ihr Vorhaben ſowohl ihrer Mutter, als dem König Siegbert, ihrem Verwandten, offenbart, und der letztere ſagte ihr nicht nur alle Hülfe zu, ſondern lud ſie auch nach Mainz ein. Da ſetzte ſich Bilhildis mit einigen vertrauten Jungfrauen eines Abends, als Niemand ihre heimliche Flucht ahnete, getroſt auf ein Schiffchen, und fuhr den Main abwärts. Und es ruderten und lenkten Engel das Schiff, daß es mit wunderbarer Schnelle über den Strom glitt, und mit dem anbrechenden Tage Bilhildis vor Mainz anlegte. Dort lebte ſie mit unerkannt und in tiefer Verborgenheit.

Bilhildis genas in Mainz eines schönen Prinzen, dem sie den Namen Siegbert beilegen ließ, allein nach wenigen Jahren starb dieses Kind, und nicht lange nachher kam auch die Nachricht, daß Herzog Hetan mit Tode abgegangen sei. Nun war Bilhildis ganz frei und konnte sich nach ihrem Gefallen ohne ein weltliches Hinderniß dem heiligen Leben widmen, wie sie denn auch that. Sie kasteite ihren zarten Leib durch Bußkleider, härene Hemden, Fasten und Schlafentziehung, bis sie die äußerste Abmagerung zur Schau trug. Dabei war sie eine Mutter der Armen, eine Trösterin der Nothleidenden, eine Pflegerin der Kranken, und wurde Stifterin des Klosters Alt-Münzer zu Mainz (altum monasterium), zu dessen Gründung und Erbauung sie ihr väterliches Erbtheil verwendete. Hierauf nahm sie ein geistliches Ordenskleid, führte das beschaulichste Leben und war lebhaft in einem übernatürlichen Glauben, fest in Hoffnung, und vollkommen in der Liebe Gottes und des Nächsten.

Als das Leben der gottseligen Frau sich zum Ende neigte, offenbarte ein Traum dreien ihrer untergebenen Klosterfrauen, daß Bilhildis, ihre Mutter und Oberin weder das Sacrament der Taufe noch das der Firmung empfangen habe; dieses Gesicht hinterbrachten die Drei, nach überwundenem Bedenken, der Bilhildis, die aber ihrer Rede wenig Glauben schenkte, bis auch dem Bischof, dem sie sich anvertraute, die gleiche Offenbarung wurde. Nun bereitete Bilhildis sich mit Ernst und Andacht auf den Empfang dieser Sacramente vor, und empfing sie mit gottfreudigem Herzen.

Nach diesem entzog sich die Fromme allen zeitlichen Geschäften, versagte sich den Zuspruch weltlicher Personen, fastete ganze Tage und ließ ihren Geist durch den Vorschmack himmlischer Freuden sättigen.

Als es mit ihr zum Sterben gekommen und ihr seliger Geist eingegangen war in das Friedensreich, erschien um ihre irdische Hülle ein ungewöhnlicher Glanz, und ein wundersamer Wohlgeruch erfüllte ihr Sterbezimmer. Kranke genaßen in der Nähe der Entseelten, Blinde erlangten ihr Gesicht wieder, Tode wandelten. Bilhildis war die erste Heilige des Frankenlandes. Eine spätere, dankbare Zeit stiftete ihr einen Festtag zu Veitshöchheim, ihrer Geburtsstadt, und bewahrte dort ihre Reliquien auf.

262.

Maria zu Retzbach im Grünen Thal.

G. Höfling Beſchreib. und Geſch. des Marktfleckens Retzbach, S. 53.

Die Herren von Thüngen hielten ein Jagen im grünen Thale bei Retzbach. Da flüchtete ſich ein Haſe, von einem Geſchoſſe bereits verwundet, in eine kleine Höhle, mit ſehr ſchmalem Eingang. Als man der Neugierde wegen aufgegraben, fand man ſechs Schuh tief unter der Erde ein fünfthalb Schuh hohes ſteinernes Muttergottesbild. Das hielten die Ritter für einen Wink von oben und gelobten zur Stelle, eine Kapelle zu Ehren der himmliſchen Mutter errichten zu laſſen. Alſo nahm die Wallfahrt Maria Retzbach im Grünen Thal ihren Urſprung.

263.

St. Johannisnacht auf der Karleburg.

Von Schöppner — Karleburg oder Karlsburg bei Karlſtadt am Main — C. v. Falkenſtein Buch der Kaiſerſagen S. 122.

Es macht in der Sankt Johannisnacht
Auf Karlsburg ein Zug die Runde;
Ein Leichenzug geht ſtill und ſtumm
Ein Gemäuer der Burg dreimal herum
Zur mitternächtigen Stunde.

Auf jenem Schloß an des Mains Geſtad
So ſtolz und luſtig zu ſchauen
Erblühte der knoſpenden Roſe gleich
Ein Fräulein an Adel und Tugend reich,
Die Perle fränkiſcher Frauen.

Zwei Ritter kamen gezogen von fern,
Den Edelſtein zu erwerben,
Doch weil von Zweien nur Einer allein
Als Bräutigam konnte die Liebliche frein,
So mußte der Andre verderben.

Nur Einer konnte der glückliche ſein,
Das kränkte den Anderen bitter;
„Du ſollſt mir theuer bezahlen die Braut,
Die wird mit der Klinge dir angetraut!“
So ſchwur der verachtete Ritter.

Und nächtlicher Weile lauert und harrt
In glühendem Racheverlangen
Der Ritter des Feindes am Felſenthor —
Da tritt der glückliche Jüngling hervor,
Von der Liebſten kam er gegangen.

„Willkommen Geſell! willkommen zum Strauß!
Jetzt ſollſt du die Braut dir erwerben!
Hier über die zackige Felſenwand
Muß einer von uns an des Mainos Strand
Hinabgeſchleudert verderben.“

Und es zucken wie Blitze die Klingen empor
Und es raſſeln die Schwerter ſo munter —
Ein Schrei und ein Fall! der Jüngling gut
Er ſtürzt getroffen in ſeinem Blut
Die zackigen Felſen hinunter.

Und es macht in der Sankt Johannisnacht
Auf Karlsburg ein Zug die Runde;
Ein Leichenzug geht ſtill und ſtumm
Mit des Jünglings Sarg in der Burg herum
Zur mitternächtigen Stunde.

264.

Das Kreuz bei Reußenberg.

Reußenberg Ruine bei Gemünden. — B. Baader in Mone's Anzeiger IV., 409.

Von der Burg auf dem Reußenberg ging jeden Abend eine Magd auf den eine halbe Stunde davon entfernten Sodenberg zur Spinnſtube. Um ſchneller hin und her zu kommen, machte ſie einen Bund mit dem Teufel. Eines Abends, als ſie wieder heimkehren wollte, regnete es fürchterlich. Die Sodenberger Burgleute redeten ihr zu, noch da zu bleiben; ſie aber entgegnete: „Ich gehe fort, und ſollte ich auf einem

Bock heimreiten!" Wirklich ſtand auch ein Bock für ſie bereit, den ſie beſtieg, und mit ihm gegen den Reußenberg ritt. Aber ihre Zeit war aus, und in der Hälfte des Weges wurde ſie vom Teufel umgebracht. Auf dem Platze, wo dieß geſchehen, ſteht noch heutiges Tags ein ſteinernes Kreuz.

265.

Seyfriedsburg.

Seyfriedsburg bei Gemünden. — B. Baader in Mone's Anz. IV., 410.

Ein Schweinhirtenbube, mit dem Vornamen Fritz, fand einſt beim Schwemmen ſeiner Heerde etwas in der Saale. Er rieb ſich damit, und wurde feſt gegen Hieb und Schuß. Nachdem er unter die Soldaten gegangen war, erwarb er ſich im Kriege durch ſeine Tapferkeit Reichthum und Adel, und erhielt die Erlaubniß, ſich ein Schloß zu bauen, wo er wolle. Da wählte er ſeine Heimath, und ließ unterhalb ſeines Geburtsdorfes auf demſelben Berg eine ſtattliche Burg erbauen. Dieſes Schloß wurde nebſt dem Dorfe „Säufritzburg" benannt, weil er in ſeiner Jugend „Säufritz" geheißen worden*).

Viele Jahre hatte die Burg geſtanden, als einmal in der Heuärnte ein ſchweres Gewitter kam. Faſt alle Leute, welche auf der an das Schloß grenzenden Wieſe beſchäftigt waren, wollten nach Hauſe; eine Magd aber rief:

Es mag donnern oder blitzen,
So muß ich meinen Heuhaufen ſpitzen!

Kaum war dieß geſagt, ſo fuhr ein gewaltiger Blitz herab und zerſtörte das Schloß und erſchlug die Magd, und ließ Heu und Wieſe in's Thal hinunter. Seit dieſer Zeit liegt die Burg in Trümmern; das Dorf Seyfriedsburg aber beſteht noch heute.

---

*) Das iſt nun der hörnen Sigfrit in ſeiner letzten Verwandlung als Sauhirtenbube, — quantum diversus ab illo! und doch noch erkenntlich durch ſeinen geringen Stand (Schmiedſunge oder Hirtenbube gleichviel), durch ſein Bad, ſeine Unverwundlichkeit, ſeine Thaten, ſeinen Hort, ja ſogar durch ſeinen Namen, den das Volk nicht im Wahnwitz, ſondern aus einer dunklen, aber feſten Erinnerung, daß er in ſeiner Jugend niedere Arbeit verrichtet hat, ſo geändert hat. Lehrreich iſt dieſes Beiſpiel, weil es beweiſt, wie die große Sage bis auf die heutige Zeit noch ihre Verwandlungen durchgeht, noch ein Pflanzenleben führt, nachdem der Geiſt ihr abgeſtorben, wie zäh daher ihr Leben iſt, bis ſie endlich in Trümmer und einzelne Bruchſtücke zerfallen wird, mit deren Auflöſung ſie dann völlig untergeht. Mone.

266.

Das Schloß der Thüringerfürstin.

Von F. J. Freiholz.

Des Jägers Hüfthorn mischt sich mit dem Abendglockenklang
Und zwischendrein ertönet süß ein reizender Gesang.
Wie klang das dem Verirrten doch so hoffnungsfroh in's Ohr
Der in dem dichtbelaubten Forst vom Wege sich verlor.

Und wie er lauschend stille steht, woher der Ton wohl kam
Und leise flüsternd ein Gebet, vom Haupt die Mütze nahm,
Da tönt derselbe Zauberklang noch einmal durch den Wald,
Noch einmal ruft das Glöcklein ihm, eh' leiser es verhallt.

Rechts klang die Glocke, links das Lied, wohin nun soll er ziehn,
Links drängt ihn eine Stimme hin, und eine heißt ihn fliehn;
Ob mahnend auch das Glöcklein klang, bezaubernd rief das Lied,
So daß des Herzens Widerstreit es siegreich bald entschied.

Links bricht der Fuß durch das Gestrüpp sich rasch erwünschte Bahn,
Bald lacht des Himmels dunkles Blau den müden Wandrer an;
Es dehnt die reiche Ebne sich vor seinen Blicken aus,
Und stolz vom Berge niederblickt ein mächt'ges Ritterhaus.

Wie schlägt die Brust ihm hoch vor Lust! wie wird ihm doch so bang!
Da von dem Schloß herniedertönt noch einmal der Gesang;
Und freundlich vom Altane winkt ihm zu ein reizend Weib
Die reich mit Gold und Edelstein geschmückt den schönen Leib.

Wie er bewundernd stille steht, zu ihr den Blick gewandt,
Die in des Waldes Dunkel ihm der Liebe Gruß gesandt,
Da hat der Schönheit Allgewalt die Sorge bald verbannt,
Die bei der Holden Anblick ihn schier plötzlich übermannt.

Die Freude flügelt seinen Fuß, rasch steigt er auf zur Burg
Und unbehindert schreitet er die Zimmer all hindurch;
Doch vor der letzten Thüre bleibt er bange zögernd stehn,
Denn durch der Thüre Spalte hat die Holde er gesehn.

Von ungewissem Dämmerlicht war das Gemach erhellt,
Die Harfe die sie kaum noch trug war nebenan gestellt,
Doch sie, die seinen Sinn bethört, lag wohllustathmend da,
So reizend und so zauberisch, wie er kein Weib noch sah.

Wild ſchlägt ſein Blut und ungeſtüm betritt er das Gemach,
Was kaum ein kleiner Funken ſchien wird ſchnell als Flamme wach;
Vor ſeiner Schönen ſinkt auf's Knie er liebeflehend hin,
Sie ſenkt ihr glühend ſchwarzes Aug voll heißer Gluth auf ihn.

Verzeihung heiſcht ſein banger Blick, daß er zu ſtürmiſch war,
Doch ſie reicht lüſtern ihm zum Kuß die Roſenlippen dar:
Und feurig preßt ſein ſtarker Arm ſie feſt an ſeine Bruſt,
In langen Zügen trinken ſie den Becher wilder Luſt. —

Doch als des Morgens Frühgold kaum des Schloſſes Zinnen ſäumt,
Verläßt ihn leis die Buhlerin, indeß er ſorglos träumt.
Und als er auf vom Schlummer fährt durch Waffenlärm geweckt,
Schon eine rauhe Eiſenfauſt nach ſeiner Bruſt ſich ſtreckt.

Doch wie er auch ſich ſträuben mag, wie er nach Hülfe ſchreit,
Hier iſt die eigne Kraft zu ſchwach und Hülfe nicht bereit.
Es ſchleppt ihn fort der ſtarke Mann zum unterſten Verließ,
In das die falſche Buhlerin den armen Fremdling ſtieß.

Da ſaß er nun mit wirrem Geiſt, der grübelnd es nicht faßt,
Daß, die ſo brünſtig ihn geliebt, ihn jetzt ſo grimmig haßt;
Und als des Abendglöckleins Ruf noch einmal ihm erſchallt,
Da denkt er wohl wie liebend es ihm geſtern rief im Wald.

Es ſinkt das müde Haupt zur Ruh, er flüſtert ein Gebet,
Und mit des Glöckleins letztem Schlag ſein Herzſchlag ſtille ſteht;
Doch oben vom Altane tönt der Zaubrin ſüßes Lied,
Das lockend durch die Lüfte hin, durch Flur und Wälder zieht.

So ſang oft Amalberga noch, Thüringens Königin,
Und manchen Ritter lockt ſie noch zu ſich in frevlem Sinn:
Von Allen, die da kamen auch, hat Keiner mehr geſchaut,
Wie außerhalb Saalecks Verließ der Himmel heiter blaut.

267.

Der heilige Salzfluß.

Die Nachweiſe aus Tacitus, Barth, Schmidt, Mannert bei G. Th. Rudhart, Aelteſte Geſchichte Bayerns S. 30. Grimm d. S. II., 1.

Die Germanen gewannen auf dieſe Art ihr Salz, daß ſie das ſalzhaltige Waſſer auf glühende Bäume goßen. Zwiſchen den Katten und Hermunduren ſtrömte ein ſalzreicher Fluß, die fränkiſche Saale, deſſen Beſitz ein jeder Theil für ſich in Anſpruch nahm. Dazu kam noch der Glaube der Germanen, eine ſolche Gegend ſei dem Himmel am nächſten und nirgendwo erhörten die Götter beſſer die Gebete der Sterblichen; denn durch die Gnade der Götter entſtehe fortwährend das Salz in dieſem Fluſſe und dieſen Wäldern. Das Kriegsglück war den Hermunduren günſtig, verderblich den Katten, weil die Katten im Falle des Sieges die feindlichen Reihen dem Mars und Mercurius geweiht, ein Gelübde, welches Männer, Roſſe und jegliches Leben der Tödtung anheim gibt. Die Drohung traf nun die Katten ſelbſt, denn die Hermunduren übten an den Beſiegten, was dieſe als Sieger gethan haben würden.

268.

Die Schlacht am Salzfluſſe.

Von J. B. Goßmann. — Die Schlacht mag im J. 57—58 n. Chr. in der Gegend von Kiſſingen vorgefallen und dem Grabfelde vielleicht von den Gräbern der erſchlagenen Katten ſein Name geworden ſein. G. Th. Rudhart a. a. O. S. 30.

Siehſt du's von jenen Bergen niederziehen
Mit Sturmeseil' in zott'gen Bärenfällen?
Hörſt du der Schlachtenhörner Melodieen
Wie gräßlich ſie, verſtärkt durch's Echo, gellen?
Es ſcheint der Fluß, als woll' er ſcheu entfliehen,
In ſeinem Bett mit Grau'n ſich aufzuſchwellen!
Dem Lande weh, dem dieſe Rache ſchwuren,
Das ſind die fürchterlichen Hermunduren!

Und hörſt du's klirren auf der andern Seite,
Und ſiehſt du drohend es dort niederellen?
Sie ſchwingen Aexte, wie zum nahen Streite,
Und durch die Wälder ſchallt ein gräßlich Heulen,

Daß Schrecken bei dem Gegner ſich verbreite!
Dem Lande weh, wo dieſe feindlich weilen,
Es hüllt ſich ein in Nacht- und Todesſchatten
Vor ihrem Grimm; das ſind die wilden Katten!

Und horch! ſchon miſchen ſich im Schlachtgefilde
Geheul und Ruf und Kampf und Hörnerklänge!
Schon raſſeln dumpf auf Schädel und auf Schilde
Streithämmer ein und Kolben im Gedränge,
Und wilder ſtürzt zum Streit heran der Wilde,
Begeiſtert durch der Barden Schlachtgeſänge!
Die Helme ſind Geweih und Löwenrachen,
Die Panzer aber Häute ſchupp'ger Drachen!

Wie mähen ungeheure Sichelwagen
Im dichteſten Gewühl die Heldenſchaaren!
Und dichter wirrt der Knäul ſich! Weiber tragen
Die Todten fort, und werden überfahren!
Um deine Quellen ward die Schlacht geſchlagen
Du Saale dort, von heulenden Barbaren,
Und als die Nacht ſich ſenkt' auf deine Fluren,
Da floh'n die Katten vor den Hermunduren.

269.

Die Saalnixe.

Mündlich.

Am grünen Ufer der Saale ſaß eine liebreizende Nixe, beſchäftigt, mit ihrer Angel Fiſchlein zu fangen. Dieſe ſah von weitem ein Jäger und war entzückt von der Schönheit des Angeſichts und dem Liebreize der Geſtalt. Schnell eilte er hinunter in's Thal und geſellte ſich zur anmuthigen Fiſcherin. Er bewunderte ihr Geſchick, die Fiſchlein zu angeln und ſchmeichelte ihr mit ſchönen Worten. Das Mägdlein aber lächelte ſchalkhaft und meinte, daß ſie wohl noch beſſere Angeln als dieſe verwahre: wer damit gefangen werde, der könne ſich nimmer entledigen. Das verſtand der Jäger gar wohl, denn er merkte bereits, daß er ſelbſt mit ſeinem Herzen an dieſer Zauberangel gefangen worden. Indeſſen ſchätzte er ſich glücklich, die Liebe der holdſeligen Waſſerjungfrau gefunden zu haben und wollte ihr eben den erſten Kuß auf die Lippen drücken — als in

demſelben Augenblicke die Nixe in den Fluthen der Saale verſchwand. Da ſtand nun der arme Liebesjäger und ſah der Treuloſen nach, und erzählte den Erlen und Saalweiden ſein Herzeleid. Und noch heute wandelt der Jäger einſam das Thal auf und ab und klagt in vernehmbaren Tönen ſein Schickſal.

270.

Des Dörfchens Name.

Von J. Ruttor.

Am Ufer einſt der Saale
Ein Dörfchen ward erbaut;
Es lacht im Sonnenſtrahle
So niedlich und ſo traut.

Wie viel der Wandrer kamen
An dieſen neuen Ort,
Erfuhren keinen Namen,
Und reisten wieder fort.

Des Dörfchens ſchlichte Leute,
Mit Sprachkunſt unbekannt,
Da Jedermann ſich ſcheute,
Hatten's noch nicht benannt.

Einſt kam auf ſeinem Wege
Ein Wandrer in den Gau;
Und in dem Feldgehege
Stand eine alte Frau.

Und nach dem Dörfchen deutet
Der junge Wandersmann;
Und da er näher ſchreitet,
Zu fragen er begann:

„Iſt's euer Dorf, das niedlich
Mir dort entgegenlacht?
Es ſcheinet mir ſo friedlich,
Von ſtiller Luſt umfacht!“

Kaum hat ſie dieß vernommen,
Da eilet ſie nach Haus;
Im Dörfchen angekommen,
Ruft ſie voll Freuden aus:

„O hört es, gute Leute,
Dieß Dörfchen, unbekannt,
Es werd' von uns ſeit heute
Stets „Euerdorf“ genannt.“

„Denn wißt es, daß ſo eben
Ein Mann, mir unbekannt,
Den Namen ihm gegeben,
Es „Euerdorf“ genannt.“

„Ja,“ riefen froh die Leute,
„Ihn hat uns Gott geſandt, —
Das Dörfchen wird bis heute
Noch „Euerdorf“ genannt.

271.

Die Eilingsburg bei Kiſſingen.

Fr. Panzer Beitrag S. 181.

Die Saale fließt an einem Berge vorüber, die Patzeleiten genannt. In dem öſtlichen ſteilen, dichtbewaldeten Abhang ſteht der Sandſteinfelſen zu Tag. Dieſer Platz heißt Eilingsburg. In den Felſen führt die Wichtelshöhle, an deren Eingang ſoll ein hohler Raum ſein, gleich einer Kammer, von welchem aus ein ſchmaler, niedriger Gang bis Aura führen und, nach alter Sage, ganz kleinen Leuten, Wichtelen genannt, zum Aufenthalt gedient haben ſoll.

In Lindes an der Saale, in der Lindesmühl, lebte in alten Zeiten ein Müller, welchen dieſe Wichtelen zum reichen Mann machten, denn ſein Speicher war immer voll Getreid. Einſt ſtieg ein Wichtel über die Treppe nach dem Speicherboden. Obgleich er nur eine Kornähre trug, ſo kreiſchte er doch wehleidig und unaufhörlich. Darüber wurde der Müller zornig und rief: „Du Blutkröt, wie kreiſcht du über dein Aerla Korn!“ Auf dieſe rauhe Rede trugen die Wichtelen alles Getreid fort, und machten den Müller zum armen Mann.

Daß vom Schloß Aura ein unterirdiſcher Gang abzieht, ſagt Erzähler, iſt gewiß; denn einſt wollten die jungen Edelleute den in dieſen Gängen verborgenen Schatz ſuchen; wie ſie aber vordrangen, ſahen ſie drei Geſtalten um einen Tiſch herum ſitzen, welcher ganz mit Gold bedeckt war; ſie erſchraken und liefen ſo ſchnell davon, daß einer über den andern fiel.

272.

Jud Schwed in Kiſſingen.

Bechſtein S. 131.

Am Rathhaus der Stadt Kiſſingen ſchaut oben ein bärtiger Mannskopf, der ſich in den Haaren rauft, als ein Wahrzeichen herab. Das nennen die Einwohner den Jud Schwed und erzählen davon folgende Sage: Im dreißigjährigen Kriege, als die Schweden dieſe ganze Gegend heimſuchten, wurde auch Kiſſingen von ihnen belagert und hart bedroht.

Doch widerſtand die Stadt tapfer und wäre vielleicht nicht erobert worden, wenn nicht ein Jude an ihr zum Verräther geworden wäre. Dieſer wußte einen unbewachten Ausgang durch die Mauer und führte die Feinde dort ein. Doch empfing er ſeinen Lohn und zum Andenken wurde ſein Bild, wie er ſich aus Reue die Haare ausrauft, am Rathhaus befeſtigt. Hernach kam es auch, daß man ihn und die Seinen nicht mehr bei ihrem wahren Namen, welcher der Vergeſſenheit überliefert wurde, rief, ſondern Schwed, zur ewigen Erinnerung; und dieſer blieb auch, denn noch heute leben Nachkommen von ihm zu Kiſſingen, welche den Namen Schwed führen.

Eine andere Sage von dieſem Juden kündet aber gerade das Gegentheil des vorſtehenden. Nach dieſer goß der Jude für die Bürger Kugeln, welche die geheimnißvolle Eigenſchaft hatten, unfehlbar zu treffen, und den Schweden ſo tödtlich wurden, daß ſie abziehen mußten. Darauf wurde des Juden Kopf als Erinnerungszeichen dankbar am Rathhaus angebracht.

273.

Wie Kiſſingen vor den Schweden gerettet ward.

Laur. Helbig alveare cath. p. 874. Gropp coll. nov. script. Wirceb. II., 95. Bechſtein S. 132.

Unter der Anführung Reichwalds näherte ſich ein Trupp Schweden dem Städtlein Kiſſingen. Sie lagerten ſich in aller Stille auf den benachbarten waldigen Höhen, mit der Abſicht, zur Nachtszeit den Angriff zu machen. Nun traf es ſich, daß zur ſelben Zeit etliche Krämer, vom Jahrmarkte heimkehrend, des Weges zogen. Dieſe bemerkten den im Hinterhalte lauernden Feind und ſetzten alsbald die Kiſſinger von der bevorſtehenden Gefahr in Kenntniß. Da verſammelten ſich die Bürger und wandten zu allererſt ihre Blicke zur gnadenreichen Mutter des Herrn und begaben ſich in ihren Schutz mit frommen Gelübden. Darauf faßten ſie Muth und rüſteten ſich wacker zum hartnäckigſten Widerſtande. Wie nun die Schweden heranrückten und anfingen, das Städtlein zu berennen, wurden ſie bald von denen auf der Mauer zurückgeſchlagen. Als ſie ſich aber ermannten und den Angriff erneuerten, fand ſich unter den Kiſſingern ein Bürger, Peter Heil mit Namen, der kam auf den Einfall, man

ſollte alle Bienenkörbe von ganz Kiſſingen zuſammenbringen und von den Mauern hinunter auf die Feinde werfen. Alſo geſchah es. Zahlloſe Bienenſchwärme ſtürzten ſich auf die betroffenen Feinde und brachten ſie mit ihren Stichen in ſolche Verlegenheit, daß ſie den Belagerten gegenüber wehrlos ſich in aller Eile auf die Flucht begaben. Die Kiſſinger aber zogen zum Dank für ſo wunderbare Rettung alljährlich am dritten Faſtenſonntag in Prozeſſion von der Pfarrkirche nach dem Kirchlein der Muttergottes, deren Schirm und Schutz ſie gefunden hatten. Dem Peter Heil wurde als Denkmal ein ſteinerner Kopf am Rathhaus geſetzt, den man noch heutiges Tags ſehen kann.

274.

Schloß Huhnberg.

Bechſtein S. 245.

Ueber Nüdlingen, zwiſchen Münnerſtadt und Kiſſingen gelegen, iſt eine Burgſtätte auf einem ziemlichen Hügel ſichtbar, welche heute Huhnberg genannt wird, vor Alters aber Henneberg genannt wurde, wie eine Urkunde vom Jahre 1243 deutlich ausſagt. Den Namen ſoll Burg und Berg von einem zahmen oder Haushuhn erhalten haben, das zur Zeit, als man die erſtere gründen wollte und für dieſelbe noch keinen Namen wußte, auf dieſen ein Ei gelegt. Zur Unterſcheidung des Namens von dem weit früher ſchon erbauten Stammſchloſſe Henneberg aber, habe man es ſpäter nicht Henne-, ſondern Huhnberg genannt, und dieſe Burg durch das Bild eines Haushuhns von dem Wappen der erſteren, einer Wildhenne, unterſchieden. Die Sage verkündet, daß, von Erbauung dieſer Burg an, alle hundert Jahre Mittags und Mitternachts ein Huhn auf dem Schloßberge dreimal fröhlich ſchreie und ſo das Jahrhundert verkünde, wie man es zuletzt noch, namentlich im Jahre 1742, gehört haben will. Noch ſoll unter den verſchütteten Kellern und Gewölben der Huhnburg viel Geld und Wein verborgen ſein. Die Leute erzählen: Jeder, der den Schloßplatz beſuche, finde bei ſeinem erſten Kommen, wenn er nicht an die Schätze denke, und nicht auf deren Hebung ausgehe, eine kleine Oeffnung, welche in die Tiefen hinabführe; benutze er dieſes Glück, ſo könne er reich werden, doch nie werde zum zweitenmale dieſe Gelegenheit geboten. Wer

die Oeffnung finde und einen Stein in sie hinabwerfe, höre diesen nicht auf den Grund fallen, so tief hinab gehen Keller und Gewölbe, so tief ruhen die Schätze. Versuche, durch Nachgrabungen sie zu heben, schlugen gänzlich fehl, und mußten bald unterbleiben, denn die Grabenden sahen sich seltsam erschreckt und in ihrem Vorhaben gehindert. Auch wurden Versuche solcher Art obrigkeitlich untersagt. Daher harren die Schätze noch der Erhebung.

275.

Botenlauben.

Von Franz Schmidt. — Jäger Gesch. des Klosters Frauenrod im Archiv d. hist. V. f. U. u A. V., 57. L. Bechstein Geschichte u. Gedichte Otto's von Botenlauben S. 40. Dessen Sagenschatz S. 133. Vaterl. Mag. von Fr. Mayer, 1838, S. 356.

Wie sich die Blasenperle bebend
Drängt aus der Lebensquelle Schooß:
So ringt sich von des Sängers Herzen
Des Liedes Luftgebilde los.
Verzeiht, ihr Freunde dieses Thales,
Daß sich ein Harfner Euch gesellt,
Und wenn Ihr ruht hier unter Ulmen,
Sich mit der Harfe zu Euch stellt!
Dort blickt herab die Botenlaube,
Einstmals ein stolzes Ritterhaus,
Zerstückt, zerstreut jetzt und zerstäubet,
Bewohnt nur von der Winde Saus.
Einst sah Beatrix, seine Herrin,
Herab auf ihren Saalagrund,
Es maß das Gut ihr stolzes Auge,
Das unter ihrem Scepter stund
Da weht ein Lüftchen an die Hehre —
Es sank ihr Schleier schnell zu Thal,
Sie sann erschreckt und ihr Geträume
Sank mit dem Schleier allzumal.
„Bin in der Hand des mächt'gen Glückes
Ich mehr wohl, als ein dünn Gespinnst:
Ein Hauch entfährt aus seinem Munde,
Was ich mir zählte zum Gewinnst.
Es baue nicht auf diese Erde,
Wer stille, sel'ge Wonne sucht,
Denn zu Vergänglichkeit und Moder
Ist alles Erdengut verflucht."
So sann die Gräfin in dem Fenster,
Aus dem der Schleier ihr entrann. —
Und wo der Schleier ward gefunden,
Stieg bald ein Kloster himmelan.
Dort stand die Gräfin auch am Fenster,
Und sann, wie reich sie sei zur Zeit,
Zwar nicht an Gütern nächst der Saale,
Doch an der Seelen Seligkeit.

276.

Frauenroda.

Von J. B. Goßmann.

Mit ſtillvergnügtem Sinnen
Beim Abendſonnenſtrahl
Steh'n auf den hohen Zinnen
Der Ritter und ſein Gemahl.

Sie ſchau'n ihr liebes Franken
Und ſchau'n hinab ins Thal,
Und haben fromme Gedanken,
Der Ritter und ſein Gemahl.

Laßt uns ein Kloſter bauen
Und beten drin zumal.
So ſprach die Perl' der Frauen
Zum Ritter, ihrem Gemahl.

Das eben iſt mein Sinnen,
Doch wird mir ſchwer die Wahl,
Wo Raum ſei zu gewinnen!
Der Ritter ſo zum Gemahl.

Da kam ein Sturm geflogen
Mit großer Gewalt zumal,
Der hat den Schleier gezogen
Vom Haupte ſeinem Gemahl.

Ihn trug der Wind im Wehen
Wohl über Berg und Thal,
Das haben mitangeſehen
Der Ritter und ſein Gemahl.

Ihr Knappen, auf! ihr geſchwinden,
Zum Suchen auszugeh'n!
Wo man den Schleier wird finden,
Da ſoll das Kloſter ſteh'n.

Drei Tage ſind verſchwunden,
Und nach der dritten Nacht,
Da wird der Schleier gefunden
Und in die Burg gebracht.

Des Kloſters Bau wird begonnen,
Wo man den Schleier fand,
Er ward beſtimmt für Nonnen
Und Frauenrode genannt.

In ſelbem Kloſter thäten
Der Ritter und ſein Gemahl
Für ihre Seelen beten
Gebetlein ohne Zahl.

Im Kloſter zu Frauenrode
In Zellen eng und ſchmal,
Da ruhen nach ihrem Tode
Der Ritter und ſein Gemahl.

Dort hängt zur ew'gen Feier
Am heiligen Altar,
Der wunderbare Schleier,
Der Gottes Bote war.

277.

Die luftige Brücke.

Bechſtein S. 124.

Bei der alten Kloſterſtätte zu Frauenrode iſt es, der Sage nach, nicht geheuer. Lodernde Feuer oder bläuliche Flämmchen werden in gewiſſen Nächten brennend auf dem Kirchhof oder in der Nähe der Kloſterkirche

erblickt, welche einen großen dort vergrabenen Schatz anzeigen. Nicht weit von der Kirche erhebt sich ein Hügel, auf welchem vor langen Zeiten erst eine Burg, dann ein Theil des Klostergebäudes gestanden. Von dort führte ein bedeckter Gang nach der Kirche, über welchen die Nonnen schritten, wenn sie auf dem Chor sich versammelten, die Horas zu singen. Man sieht noch überm Portal die vermauerte Oeffnung. Alljährlich in gewissen heiligen Nächten erblickt man diesen Gang durch die Luft und den Zug gespenstiger Nonnen und sieht die Kirche erleuchtet, doch ist es nicht gut lange hinzusehen, noch viel weniger die Kirche dann zu betreten, denn in dieser halten die Geister Mette und es knieen vor dem Altar die Gestalten des Stifters und der Stifterin und hinter ihnen alle, die in der Kirche begraben wurden; von dem Haupte Beatricens weht der weiße Schleier, und auf Otto's Haupte rauschen die Blätter eines welken Lorbeerkranzes geisterhaft im Hauche der Nacht. Nach der Mette ziehen die Nonnen alle still zurück und schwinden in Nebel, wie sie dem Hügel sich nähern.

278.

Sterneckerschloß bei Roth nächst Kissingen.

Fr. Panzer Beitrag S. 182.

Auf dem Berg Sterneck stand in alten Zeiten ein Schloß gleichen Namens, welches aber in die Tiefe versunken ist. Von dem Sternecker-schloß zieht, so geht die Sage, ein unterirdischer Gang unter der Saale durch, und hat in dem Thurme des alten Schlosses zu Steinach seine Mündung. Vor Zeiten kamen durch diesen Gang zwei Jungfrauen auf die Kirchweih in Steinach zum Tanze. Sie waren allgemein unter dem Namen: „die Sterneckerfräulein" bekannt. Sie durften nie über die zwölfte Stunde weilen. Einst suchten sie die jungen Leute zu bestimmen, länger zu bleiben; nur eine ließ sich bewegen und weilte bis zwei Uhr in der Nacht, gerieth aber dann in große Angst und eröffnete ihren Tänzern, daß sie schwerer Strafe nicht entgehen werde; sie möchten nur nach der Saale gehen, zeige diese einen rothen Strich, so habe sie ihre Schuld mit dem Leben gebüßt. Hierauf eilte sie durch den unterirdischen Gang fort. Die jungen Leute sahen die blutigen Wellen. Von nun an

kommen die Sterneckerfräulein nicht mehr zum Tanz. Einst ging ein Mann am Weihnachtstag früh fünf Uhr von Steinach nach Windheim. Als er an das Schloß Sterneck kam, sah er eine Schlüsselblume. Er wunderte sich, im Winter eine so schöne Blume zu finden, pflückte und steckte sie auf den Hut. Nun irrte er aber lange im Walde herum, und es war ihm, als ob ihn eine unsichtbare Macht in die Höhe ziehe. In Schrecken und Angst gelangte er vor ein großes Thor eines Schlosses, welches sich von selbst öffnete. Er trat in das Schloß und sah ein weißes Fräulein, neben ihr zwei weiße Tücher ausgebreitet; auf dem einen lag ein Haufe Roggen, auf dem andern ein Haufe Weizen. Dabei lag ein schwarzer Hund. Der Mann faßte Muth, nahm von jedem Haufen eine Handvoll Körner, steckte sie in die Tasche, und verließ das Schloß. Als er ein Stück Weges gegangen war, sah er nach der Schlüsselblume, hatte sie aber nicht. Aber die Körner hatten sich in pures Gold verwandelt. Es reute ihn, daß er nicht mehr genommen hatte. Noch vor nicht langer Zeit, wird erzählt, gruben Schatzgräber im Sterneckerschloß; sie fanden Asche, zusammengeschmolzene Metalle; endlich zogen sie einen Kessel mit Geld herauf; aber schnell errichtete der Teufel hinter ihnen einen Galgen und nannte einen der Schatzgräber mit Namen; voll Schrecken rief dieser: Jesus! Maria! da versank der Schatz, und er hatte nur den Kesselring in der Hand. Eine Frau sah öfter den Schlangenkönig, wie er sich in der Saale badete. Als er einst wieder kam, breitete sie auf der Wiese am Ufer ein weißes Tuch aus, auf welches der Schlangenkönig seine Krone legte. Die Frau nahm die Krone und lief nach ihrer Wohnung; der Schlangenkönig eilte ihr aber so schnell nach, daß die gerade noch zur rechten Zeit die Hausthüre hinter sich zuwerfen konnte, gegen welche der Schlangenkönig mit solcher Gewalt stieß, daß er todt zu Boden fiel. Die Sage von dem Sterneckerfräulein ist in dortiger Gegend ziemlich verbreitet.

279.

Von der Burg Steineck.

Bechstein S. 248.

Im Walde Queſtenberg, wo sich das Gebirge des Burg Wallbacher Forstes hinabsenkt gegen die sanften Ufer der fränkischen Saale, in der

Nähe des ohnweit Bocklet gelegenen Marktfleckens Steinach, hart über dem Dörfchen Roth, liegt heutzutage die Trümmerstätte der ehemaligen Burg Steineck. Diese wurde von Rittern bewohnt, welche ein heilloses Leben führten, täglich zechten, fluchten, und an keinen Gott und keine Erlösung glaubten. Diesen Rittern diente eine alte, fromme und gottesfürchtige Magd, welche öfters in den langen Winterabenden den Tummelplatz roher Lustbarkeiten und Laster verließ, und herabging nach Roth, um bei einfachen und guten Bauersleuten zu spinnen. Einst am Christabend, welcher auf Burg Steineck gänzlich ungefeiert blieb, ging die Alte auch herab, sich mit den befreundeten Leuten der gnadenreichen Geburt des Weltheilandes zu freuen, und blieb über die Mitternachtstunde in Roth. Als sie den Weg zur Burg wieder betrat, und in deren Nähe gelangte, kam es ihr sehr befremdlich vor, daß sie nicht, wie sonst, schon von weitem wüstes Geschrei, Gesang und Becherklirren hörte; noch mehr aber verwunderte sich die Alte, daß sie kein erleuchtetes Fenster mehr sah. Endlich mischte sich Schreck, Erstaunen und Grauen in ihrem Innern, als sie die Burg gar nicht wiederfand, sondern an ihrer Stelle nur zerbrochene Außenmauern, und wüste Trümmer. Die Burg war mit sammt den gottlosen Rittern, deren Schändlichkeit in dieser heiligen Nacht ihren Gipfel erreicht hatte, und mit sammt den in ihr aufgehäuften, durch Raub zusammengerafften Schätzen — versunken. Die alte Magd glaubte zu träumen, oder einen Schlaf, ähnlich dem der Siebenschläfer geschlafen zu haben, und ging ganz bestürzt und zitternd wieder nach Roth hinunter, wo sie den Leuten erzählte, was sich zugetragen, sie zu einem gottgefälligen Leben ermahnte, und bald darauf zum ewigen Leben einging. Auf der Trümmerstätte der Burg Steineck aber ist es nicht geheuer. Gespenster haben dort ihr Wesen, vornehmlich in der Christnacht, und doch soll es nur in dieser Nacht möglich sein, die Schätze zu heben, die in ihrem tiefen Schooße ruhen. Manche versuchten das, doch ist es noch Keinem geglückt.

280.

Der Todtemannsberg.

Die vor. Schrift S. 121.

Unter den schwarzen Bergen, die sich in der südlichen Nähe des Kreuzberges zwischen Brückenau und Kissingen düster bewaldet erheben,

liegt eine Höhe, der Todtemannsberg geheißen, deren Namen die Sage folgender Begebenheit zuschreibt. Ein Reisender verirrte sich zur Winterszeit in diese etwas unwirthbare und öde Gegend, in welcher die Dörfer ziemlich einzeln liegen. Die Nacht übereilte den Mann, er suchte Schutz gegen die Kälte, fand aber keinen andern, als einen Busch, in welchen er, da er vor Ermattung nicht weiter konnte, sich niederkauerte, und entschlief. Er erwachte nicht wieder aus seinem Schlafe und Niemand wußte, wohin der Reisende gekommen. Er ward vermißt, überall gesucht und sein Signalement in Zeitungen beschrieben, doch vergebens: er kehrte nicht zurück. Erst im Vorsommer ließ ein Zufall auf einem hohen Baume am Berg einen todten Körper entdecken.

Der Baum war so tief eingeschneit und der Schnee so fest gewesen, daß der Reisende den Baumgipfel für einen Busch gehalten, in welchen er sich gebettet, und als der Schnee hinwegthaute, war sein Leichnam droben ruhig hängen geblieben. Daher vom todtgefundenen Manne des Berges Name.

281.

Verwünschtes Schloß Dreistelz.

Die vor. Schrift S. 119.

Ohnweit des schönen Bades Brückenau erhebt sich ein Berg, der Dreistelz geheißen; jetzt liegt auf ihm ein Hof, der Dreistelzhof, vordem aber stand darauf ein prächtiges Schloß, und zwar an der Höhe nach Brückenau zu. In diesem Schloß wohnten drei stolze Damen, und man sagt, daß man diese Fräulein nur die drei Stolzen genannt habe, wegen ihrer absonderlichen Schönheit sowohl, als wegen ihrer großen Pracht und Hoffart; und ihr Haus, das hieß man das Dreistolzenschloß, daraus später Dreistelz geworden ist. Die Fräulein führten ein üppiges Leben, waren aber hart gegen ihre Untergebenen und karg gegen die Armen. Eines Tages, als es auf den Abend zuging, kam ein armer Pilger daher, bat um Einlaß, um einen Imbiß und um Nachtquartier; doch als sein Begehren den drei Fräulein angesagt wurde, so wurde ihm von seinen drei Bitten weder die eine gewährt, noch die andere, sondern man hieß ihn gehen, und weil er nicht gehen wollte, hetzten die rohen und ebenfalls

harten Diener ihn mit Hunden fort. Da rührte der Pilger die Hunde an mit seinem Stabe, und sie verstummten alsbald auf ewig, und fielen todt hin; dann schwang er den Stab gegen das Schloß, und sprach einen erschrecklichen Fluch, und alsbald fuhr das ganze Haus mit allen seinen Bewohnern in den Schooß des Berges hinab, und an seine Stelle trat ein kleiner See. Noch immer ist am Dreistelz die Stätte zu erschauen, wo das Schloß gestanden hat, und zu gewissen Tagen und Stunden hören Sonntagskinder einen Hahn in der Nähe krähen, denn das verwünschte Schloß mit seinen Bewohnern steht noch unter der Erde, darinnen schlafen die Fräulein bis zum jüngsten Tag. Alle drei Jahre aber, an dem Tage, an dem das Schloß verflucht wurde, kräht dreimal der Hahn. Da wachen die Schläfer auf im Bergesschooß, beten ein Ave Maria, und bereuen ihre Missethaten. Manche Leute erzählen auch, daß die verwünschten Fräulein aus dem Berg auf Kirchweihen gekommen seien, und sich unter die tanzenden Mädchen gemischt hätten; doch seien sie immer blaß gewesen, und wären nie über den Glockenschlag zwölf hinaus bei den Tänzen geblieben.

282.

Schatz bei Wolfsmünster.

B Baader bei Mone, Anz. IV., 410.

Bei Wolfsmünster lag am Ufer der Saale ein großer Stein. Ein Zimmermann, der öfters bei Nacht daran vorüber ging, hörte daselbst jedesmal einen Lärm, wie wenn ein Faß den Berg herabrollte. Da dachte er, der Stein möge Schuld sein, und versenkte ihn in den Fluß. Im Boden unter dem Stein war aber ein großer Schatz vergraben, denn als später einmal zwei Gesellen Nachts am andern Ufer gingen, sahen sie auf dem Platze, wo der Stein gelegen, einen Haufen glühender Kohlen. Da sagte der Eine zum Andern: „Sieh', da drüben liegt ein Schatz!" Da waren die Kohlen plötzlich weg.

283.

Mariabuchen bei Lohr.

Gropp coll. nov. script. Wirceb. I., 34. J. G. Höfling Beſchreib. u. Geſch. von Mariabuchen S. 11.

Unter dem Volke von Franken geht allgemein die Sage von dem Urſprung der Wallfahrt Mariabuchen bei Lohr. Auf dem Platze, wo heutiges Tags das Kirchlein ſteht, erhob ſich vor Zeiten eine gewaltige Buche. Dieſer Baum hatte die ſonderbare Eigenſchaft, daß kein Jude vorübergehen konnte, ohne wie von einer geheimen Kraft gefeſſelt und angehalten zu werden, während die Chriſten unbehindert ihres Weges vorüberzogen. Einmal kam ein Jude daher, dem geſchah es wie ſeinen Brüdern, daß er keinen Schritt von dem Baume weiter konnte. Da entbrannte er in Zorn, zog einen Dolch und ſtieß ihn wüthend in die Buche. Aber o Wunder! alſogleich ertönt aus dem Innern des Baumes ein dreimaliges Wehe! Der Jude ſieht ſeinen Dolch von Blut befleckt und ſinkt ohnmächtig vor Schrecken zu Boden. Bald darauf kamen Chriſten des Weges, hoben den Juden auf und vernahmen aus ſeinem Munde die ſeltſame Geſchichte. Nun wurde die Buche von Obrigkeits wegen geöffnet, und ſiehe! ein Bildlein der ſchmerzhaften Muttergottes gefunden, das von Blut noch geröthet war. Schnell gelangte der Ruf von dieſer Begebenheit bis zu den Ohren des Biſchofs Johann von Brun, der ließ auf dem Orte eine Kapelle bauen, welche nachmals durch den Biſchof Julius erneuert und vergrößert worden.

284.

Die Geiſterjagd im Neuſtadter Forſt.

A. v. Herrlein die Sagen des Speſſarts S. 132.

Die Kloſterherren zu Neuſtadt verſahen den Gottesdienſt auf der Burg Rothenfels. Sie waren bei den gaſtlichen Amtleuten freundlich aufgenommen und es kam manches Mal der ſpäte Abend herbei, bis ſie die Burg verließen. Einſt an einem Feiertage nach bereits eingetroffener Nacht ſchritt ein Kloſterherr von Rothenfels am Maine hin gegen Neuſtadt. Da hörte er von Würzburg her luſtigen Hörnerſchall herüberklingen, der

erſt ſehr entfernt war, aber ſchnell näher kam. Der Kloſterherr lauſchte feſtgebannt den wunderlieblichen Klängen und heller und heller ertönte es und herüber über den Main kam ein glänzender Zug, voraus reitende Jäger mit den klingenden Hörnern, dann ſtattliche geiſtliche Herren und Ritter hoch zu Roſſe mit dem Jagdſpeer in der Fauſt, dann Karoſſen mit ſchönen Frauen, endlich ein großer Troß, berittene und unberittene, mit Jagdgeräthe und den Bracken an der Leine. Der Zug ſchwebte, ohne Land oder Waſſer zu berühren, an dem erſchrockenen Kloſterherrn vorüber und verlor ſich in dem großen Kloſterwalde. Im darauf folgenden Jahre traf ſich's, daß der nämliche Kloſterherr an demſelben Feiertage wieder den Gottesdienſt auf der Rothenfelſer Burg abhielt. Auch dieſes Mal ging er in der Nacht nach Neuſtadt. Und wieder hörte er den Hörnerklang, und wieder erſchien der Jagdzug und verlor ſich, wie das erſte Mal im Neuſtadter Forſt. Daheim im Kloſter erzählte der Herr, was er zwei Male erlebt, und hörte, daß vor vielen Jahren eine Geſellſchaft von hohen geiſtlichen Herren, Rittern und Frauen aus Würzburg acht Tage im Kloſter ſich aufgehalten, um der Jagdluſt zu genießen, und daß ſie ſelbſt am Freitage die Jagd nicht ausgeſetzt hätten, weßhalb ſie wohl auch nach ihrem Tode die Geiſterjagd abhalten müßten.

285.

Der Bildſtock bei Rothenfels.

B. Bader in Mone's Anz. IV., 498. L. Braunfels Mainufer, S. 285.

Am Bergwege von Rothenfels auf das dortige Schloß ſteht ein ſteinerner Bildſtock, worauf eine knieende Frau ausgehauen iſt, die betend zu einem himmliſchen Strahl aufſieht. Ein Judenmädchen, das katholiſch werden wollte, und daher Verſtoßung und Enterbung von den Seinigen zu erwarten hatte, dachte einſt auf dieſem Platze: wenn ich katholiſch werde, wie wird es mir ergehen, dann habe ich Niemand mehr! Da kam ein Lichtſtrahl vom Himmel, und eine Stimme rief daher: „Dann haſt du Gott!" Auf dieſes trat das Mädchen in die katholiſche Kirche, und fand alle Unterſtützung bei ſeinen neuen Glaubensgenoſſen, die auch nachmals den Bildſtock errichteten.

286.

Die Wettenburg.

A. C. Cämmerer Naturwunder, S. 231. F. J. Mone Anzeiger IV., 407. L. Braunfels Mainufer S 259.

Im südlichsten Theile des Herrschaftsgerichtes Kreuzwertheim im Untermainkreise erhebt sich ein steiler Berg, die Wettenburg genannt, auf drei Seiten vom Main umflossen, und mit der Blume des Wertheimer Weines prangend. Der Name des Berges stammt der Sage nach von einer Burg, die ehemals seinen Scheitel krönte.

Eine reiche Gräfin, so erzählt man, die Besitzerin der Burg wollte den Berg auch noch auf der vierten Seite vom Main umgeben wissen. Ihre Unterthanen erlagen fast unter der Last der Frohnarbeiten zu dem ungeheuren Unternehmen. Hindernisse aller Art veranlaßten endlich die Gräfin, jedem ihrer Freunde und Vasallen eine Wette für das Gelingen des Unternehmens anzubieten.

Sie warf einen blitzenden Demantring in die Fluth, und sprach: „So gewiß dieser Ring nimmer in meine Hände kommt, so gewiß muß der Berg durchgraben werden, wo nicht, so versinke meine Burg.“ Ein furchtbarer Donnerschlag aus heiterem Himmel zeugte von ihrem Frevel. Am zweiten Abend saß die Dame in großer Gesellschaft bis Mitternacht bei üppigem Schmause. Ein großer Fisch ward endlich aufgetragen und beim Zerlegen in dessen Eingeweiden der in die Fluthen geschleuderte Ring gefunden. Alles entsetzte sich; aber mit dem letzten Schlage der Geisterstunde sank unter Donner und Blitz die Burg mit ihren Bewohnern in die Tiefe des Stromes. Nur wenige Trümmer und ein tiefer Schacht bezeichnen noch die Stelle des Schlosses. In diesen Schacht ließ sich einmal ein Hirt an einem Seil hinab und hatte seinen oben gebliebenen Gefährten angewiesen, ihn auf ein gegebenes Zeichen sogleich herauszuziehen. Er kam in einen Saal, worin ein schwarzer Hund lag, und etliche Männer und Frauen in alter Tracht regungslos, wie Standbilder, beisammen saßen. Da faßte ihn ein Grausen und schnell ließ er sich hinaufziehen.

Einen Schäfer, welcher ein andermal hinunter gestiegen war, führte eine Frau, die Herrlichkeiten des Schlosses ihm zeigend, durch viele Gemächer, zuletzt in eines, worin lauter Todtenköpfe sich befanden. Als

er aus dem Berge kam, erfuhr er, daß ſeit ſeinem Hineinſteigen nicht, wie er geglaubt hatte, einige Stunden, ſondern ſieben ganze Jahre verfloſſen waren.

Heutiges Tages iſt auch der Schacht nicht mehr zu ſehen; wohl aber hört man noch Glockengeläute aus der Tiefe des Berges. Jedes ſiebente Jahr erſcheint die Burg in der Tiefe des Mains; und alsdann erblicken Sonntagskinder auf der Berghöhe einen einſamen Felſen, daran ein gewaltiger Eiſenring befeſtigt iſt, und eine tiefe Höhle daneben. Aber noch Keiner hat ſich in die Höhle gewagt. An einem ſolchen wunderbaren Tage hat einſt ein Faßbinder ſein Meſſer neben den eiſernen Ring gelegt; da fühlte er einen unwiderſtehlichen Drang zum Einſchlafen. Und wie er erwachte, war mit dem Ring und Felſen auch das Bandmeſſer verſchwunden; aber als er nach genau ſieben Jahren abermals hinkam, lag es wieder auf derſelben Stelle.

287.

Der Siebener Tanz zu Kreuzwertheim.

Von J. Ruttor.

Was iſt für ein Klagen im Dorfe?
Was deutet des Glöckleins Klang? —
Es wüthet der Tod, ach, der ſchwarze,
Durch alle Häuſer entlang.

Und immer grimmiger hauſet
Des ſchwarzen Todes Kraft;
Faſt Alle liegen im Grabe,
Er hat ſie weggerafft.

Die Häuſer ſtehen entleeret,
Sind ihre Bewohner ja todt.
Acht Nachtbarn nur begrüßen
Einſt noch das Morgenroth.

Sie theilen die Güter der Andern,
Und werden Achtherren genannt;
Sie waren reich geworden
An Häuſern und an Land.

Bald raffte der Tod auch dieſe
Hinweg ins öde Grab;
Sie mußten von ſich legen
Des Lebens Wanderſtab.

Und als der letzte der Achter
Sein Ende nahe ſah:
Da ſtanden ſieben Söhne
Vor ſeinem Bette da.

Er theilte die reiche Habe
Den Söhnen aus und ſpricht:
„Vergeſſet liebe Kinder,
Der böſen Zeiten nicht.

Doch freut euch des Wechſels der Zeiten,
Wenn jährlich der Mai ſich erneut;
Hinaus zum Walde ziehet,
Und ſingt ein Lied erfreut.

Des Waldes schönste Eiche
Laßt fallen unter'm Beil,
Mit Weibern und mit Kindern
Tanzt um ihn eine Weil.

Das Geld, das ihr draus löset,
Vertrinkt dabei voll Lust,
An diesem Tag soll freuen
Sich hier jedwede Brust."

Der Alte schloß die Augen,
Sein Wille ward erfüllt;
Am ersten Tag des Maien
Ward jedes Leid verhüllt.

Da ward getanzt, gejubelt,
Da ward so froh gezecht;
Der Siebner Tanz vererbte
Sich auf das junge Geschlecht.

Noch heute, wenn der Maimond
Erscheint im Blütenkranz,
Wird in dem Land gefeiert
Der lust'ge Siebnertanz.

288.

Engelstadt bei Prozelten.

Hänle und Spenner Handb. für Mainreisende S. 147.

In einer Schlacht in Böhmen hatte Heinrich der Finkler Kyrie eleyson zum Schlachtgeschrei. Und siehe da! die Engel kamen, um ihm zu helfen. Zum Andenken daran hat er die Burg bauen lassen und sie Engelstadt geheißen. Fünf unterirdische Keller führten von ihr nach der Stadt Prozelten, und einer nach Faulenbach, woselbst auch ein Keller ist, der sich durch einen ganzen Weinberg erstreckt. Im Schlosse aber ist es nicht geheuer. Schon die letzte Hennebergerin wollte nicht mehr darin hausen, weil sie jenseits des Mains auf Mondfelder Markung Nachts so viele Flammen und Lichter brennen sah, daß es ihr davon unheimlich wurde. Diese Flammen leuchten über den Schätzen, welche hier und in der ganzen Burg verborgen liegen.

289.

Der Geisfuß.

A. v. Herrlein S. 123.

Vor vielen Jahren hörte einmal ein Fischer von Langenprozelten auf der andern Seite des Mainес „Fährer hol!“ rufen. Es war schon Nacht und ein abscheuliches Wetter; ein dichtes Schneegestöber ließ kaum drei Schritte weit sehen und der Sturm heulte, daß man fast sein eignes Wort nicht hörte. Dennoch klang das „Fährer hol!“ deutlich und laut herüber. Den Fischer dauerte die arme Seele, die bei solchem Unwetter auf die Ueberfahrt harrte, er entschloß sich, den Rufer abzuholen. Er war noch nicht ganz am linken Ufer, da sprang ein kräftiger, großer Mann in einem dunkeln Mantel hinein, und der Nachen sank augenblicklich so tief in's Wasser, daß der Rand kaum fingersbreit war. Der Fischer ruderte aus Leibeskräften, um den unheimlichen Gast bald an's Land zu bringen, und der sprang auch, sobald er in die Nähe des rechten Ufers gelangte, hinaus, und eilte ohne Lohn und Dank davon. Der Fischer war nur froh, daß der unheimliche Mann fort war, und verzichtete gern auf den Fahrlohn; den andern Morgen betrachtete er sich die Stelle, wo der Mann an das Ufer gesprungen, und fand im harten Gestein eine große Geisklaue tief eingedrückt. — Die Geisklaue ist unterhalb Langenprozelten noch zu sehen.

290.

Die Herren von Rüdt.

Hänle u. Sprunner Handbuch für Mainreisende S. 148. L. Braunfels Mainufer S. 305.

Nach dem Erlöschen des Geschlechtes der Guglenberg kam ihre Burg an die Herren von Rüdt, welche sich seitdem Rüdt von Kollenberg nannten. Von diesem Geschlechte geht eine Familiensage, die häufig wiederkehrt. Einer der Ahnen dieses Hauses war kinderlos. Darüber war er voll Grimm und Unmuth, so daß er rauh und mißgünstig wurde, und die Armen mißhandelte. Einst kam ein Bettelweib mit sechs Kindern vor seine

Thüre und flehte um eine Gabe; er aber hetzte sie mit Rüden von der Burg. Da fluchte ihm das Weib: Weil du so geizig bist, so möge dir dein Weib ein ganzes Dutzend Kinder auf einmal gebären, auf daß sie all' das Deine verzehren und vernichten! Und siehe, die Rittersfrau gebar ihrem Gemahl wirklich zwölf Söhnlein auf einmal. Da nahm der geizige Herr eilf von den Kindern und befahl seinem Jägersknechte, er solle ihm diese eilf Rüden in's Wasser werfen. Allein sie wurden wunderbar erhalten, kehrten als Männer in's väterliche Haus zurück und lösten durch fromme Thaten den Fluch der Bettlerin. Sie nannten sich aber Rüden zum Angedenken des Tages, wo man sie in's Wasser warf. Andere erzählen, die Rittersfrau selbst habe jene Bettlerin abgewiesen, und nach ihrer Niederkunft die eilf Knäblein in den Main zu werfen befohlen; der Ritter habe jedoch die That vor der Ausführung entdeckt und die Kinder bis zum einundzwanzigsten Jahr in der Fremde erziehen lassen. Alsdann habe er sie auf's Schloß geführt und die Mutter gefragt: Welche Strafe eine Mutter verdiene, welche ihr Kind ermorde? Da sagte die Frau: Man soll ein Faß mit langen Nägeln rundum beschlagen, sie hineinwerfen und den Berg hinunterrollen. Da holte der Ritter seine Söhne herbei, gab sie der Frau zu erkennen, und gebot, die angegebene Strafe an ihr selbst zu vollziehen. Allein die Fürbitte der Söhne rettete die Mutter, die sich schon lange Jahre in Reue verzehrt hatte.

291.

Riesensäulen bei Miltenberg.

Grimm d. S. I, 26.

Bei Miltenberg oder Kleinen-Heubach auf einem hohen Gebirg im Wald, sind neun gewaltige, große steinerne Säulen zu sehen und daran die Handgriffe, wie sie von den Riesen im Arbriten herumgedreht worden, damit eine Brücke über den Main zu bauen; solches haben die alten Leute je nach und nach ihren Kindern erzählt, auf daß in dieser Gegend vor Zeiten viele Riesen sich aufgehalten.

Da steht mit einem Mal Einer neben ihr und fragt, warum sie so thue? Ja, sagt sie, sie habe ihrem Herrn die beste Kuh verfüttert und könne doch nichts dazu; nun solle sie die Kuh bezahlen und hätte kein Geld, und ihre Eltern auch nicht. Wenn's Einem so gehen könne, so müsse doch kein Gott im Himmel sein. Ei, sagte der Andere, das glaube er auch nicht; er sei ein besserer Freund und wenn sie ihm ihre Seele verschreiben wollte, sollte das gleich zu Handen sein. Weil sie nun vor Angst nicht mehr wußte, was sie that, versprach sie's — der Fremde aber war der Teufel. Sie wollte mit ihm heimgehen und unterschreiben, er aber sagte, das sei nicht nöthig; Feder und Papier habe er bei sich, und vom Finger laufe ihr ja Blut, damit könne sie auch unterschreiben. Sie betrachtete ihre Hand und wirklich! sie hatte sich mit dem Grasstumpf geschnitten, — das war sie aber vorher nicht weiß geworden.

Sie unterschreibt also, und der Teufel gibt ihr einen Beutel mit Geld und geht davon, sie aber hebt das Tuch mit dem Gras auf den Kopf und geht heim. Im Vorbeigehen an ihrem väterlichen Haus hört sie drinnen ihre Mutter wimmern, als ob sie krank wäre. Wie sie nun eilends in die Scheuer tritt und das Gras in's Tenn geworfen hat, steht sie ihren Herrn vor sich: er hatte sich an einen Balken aufgehenkt, weil er sich nicht wollte brennen lassen. Dann geht sie in den Stall, um nach der Kuh zu sehen und wird gewahr, daß die Kuh nicht verfüttert, sondern todtgeschlagen war mit Fleiß und Absicht. Da fällts ihr centnerschwer auf's Herz, daß sie umsonst ihre Seele dem Teufel verschrieben hatte, jammert noch mehr, als zuvor und läuft zu dem Pfarrer, erzählt ihm Alles und bittet ihn auf den Knien, ihr einen Rath zu geben, wie sie ihre arme Seele retten und von dem Bösen loskommen könne, denn ihre Verzweiflung sei groß. Der sagt, sie solle das Geld gleich wegwerfen und in die Kirche gehen und beten und nicht mehr die Kirche verlassen, bis er's ihr sage. So wirft sie denn das Geld in die Scheuer, nimmt das Gebetbuch und will in die Kirche.

Unter der Zeit war's Abend geworden. Wie sie nun aus dem Hause tritt, steht der Teufel da, bietet ihr einen guten Abend und sagt: „Ich hab' mein Geld klingen hören, wo willst du hin, — doch nicht in die Kirche?" „Zu meiner Mutter," sagt das Lisbethchen, „die am Brunnen wohnt, laß mich gehen, ich fürchte mich vor dir," — und will vorbei. „Warum hast du denn so Eile?" fragte der Teufel, indem er neben ihr hergeht und sie am Rock hält, „nimm mich nur auch mit!" Das Lisbethchen

worden. Wo der Wildenseer Grund aber nach Mönchberg hinüberbiegt, oberhalb der Waldmühle, auf der Mönchberger Seite, ist ein Platz, der „Hexenbrand," und dabei ein Brunnen, das „Hexenbrünnlein" genannt. Dort haben vor Zeiten die Mönchberger ihre Hexen verbrannt und der Platz hat davon seinen Namen. Wenn die Schäfer sonst des Nachts auf dem Wirbel die Schafe hüteten, sahen sie drüben oft ein Feuer glimmen — sobald sie doch hinzugingen, war's aus und keine Asche und keine Kohle zu sehen. Gras wachs noch vor zwanzig Jahren keines auf dem Platz, jetzt aber wird er wohl eingesäet sein.

Auf dem Hexenbrand nun liegt ein Mönchberger Schultheiß begraben, der Staudersjörg genannt, und das Lisbethchen von Mönchberg wäre auch beinahe dahin begraben worden, wenn das Unglück hätte seinen Willen haben dürfen.

Der Staudersjörg war sehr reich, aber ein böser Mensch und ein Hexenmeister, wie keiner. Obwohl's dem Amtmann und der ganzen Gemeinde bekannt war, wollte sich doch keiner an ihn wagen aus Furcht, daß er ihm ein's anthun möchte und er ward je länger desto kecker und hatte seine Hand in allen schlimmen Händeln. Endlich aber, nachdem er's viele Jahre getrieben, kam ein neuer Amtmann, der war sehr scharf und wollte dem Gräuel mit Ernst ein Ende machen. Da hatte er's denn vor Allem auf den Staudersjörg abgesehen und that Befehl, ihn einzubringen. Wie der's hörte, wußte er wohl, daß es ihm an's Leben gehen würde, möchte aber nicht Reu und Leid, sondern wurde so falsch, daß er gern die ganze Welt umgebracht hätte, wenn's nur in seiner Gewalt gestanden wäre. In seinem Zorn geht er in den Stall und sticht die beste Kuh todt, die er besaß. Dann geht er hinaus an das Hexenbrünnlein, wo er seine Wiese hatte, und findet dort das Lisbethchen, die als Magd bei ihm diente, mit dem Grasstumpf Futter machen. Sie war auch aus Mönchberg und rechtschaffener Leute Kind. Wie er sie sieht, schreit er sie an: sie habe ihm seine beste Kuh verfüttert, daheim liege sie maustodt im Stall und sie müsse sie nun bezahlen, wenn nicht, so wolle er sie in den Thurm setzen und keinen schließen lassen, und Vater und Mutter dazu, und wollte ihr ein solches Geschrei im ganzen Land anrichten, daß sie keinem Menschen mehr unter die Augen treten dürfe. Darüber entsetzte sich das Mädchen so sehr, daß sie laut jammerte und die Hand wand, und als er wieder fortgegangen war, jammerte sie immer noch und wußte sich nicht zu helfen.

Da steht mit einem Mal Einer neben ihr und fragt, warum sie so thue? Ja, sagt sie, sie habe ihrem Herrn die beste Kuh verfüttert und könne doch nichts dazu; nun solle sie die Kuh bezahlen und hätte kein Geld, und ihre Eltern auch nicht. Wenn's Einem so gehen könne, so müsse doch kein Gott im Himmel sein. Ei, sagte der Andere, das glaube er auch nicht; er sei ein besserer Freund und wenn sie ihm ihre Seele verschreiben wollte, sollte das gleich zu Handen sein. Weil sie nun vor Angst nicht mehr wußte, was sie that, versprach sie's — der Fremde aber war der Teufel. Sie wollte mit ihm heimgehen und unterschreiben, er aber sagte, das sei nicht nöthig; Feder und Papier habe er bei sich, und vom Finger laufe ihr ja Blut, damit könne sie auch unterschreiben. Sie betrachtete ihre Hand und wirklich! sie hatte sich mit dem Grasstumpf geschnitten, — das war sie aber vorher nicht weiß geworden.

Sie unterschreibt also, und der Teufel gibt ihr einen Beutel mit Geld und geht davon, sie aber hebt das Tuch mit dem Gras auf den Kopf und geht heim. Im Vorbeigehen an ihrem väterlichen Haus hört sie drinnen ihre Mutter wimmern, als ob sie krank wäre. Wie sie nun eilends in die Scheuer tritt und das Gras in's Tenn geworfen hat, sieht sie ihren Herrn vor sich: er hatte sich an einen Balken aufgehenkt, weil er sich nicht wollte brennen lassen. Dann geht sie in den Stall, um nach der Kuh zu sehen und wird gewahr, daß die Kuh nicht verfüttert, sondern todtgestochen war mit Fleiß und Absicht. Da fällt's ihr centnerschwer auf's Herz, daß sie umsonst ihre Seele dem Teufel verschrieben habe, jammert noch mehr, als zuvor und läuft zu dem Pfarrer, erzählt ihm Alles und bittet ihn auf den Knien, ihr einen Rath zu geben, wie sie ihre arme Seele retten und von dem Bösen loskommen könne, denn ihre Verzweiflung sei groß. Der sagt, sie solle das Geld gleich wegwerfen und in die Kirche gehen und beten und nicht mehr die Kirche verlassen, bis er's ihr sage. So wirft sie denn das Geld in die Scheuer, nimmt das Gebetbuch und will in die Kirche.

Unterdessen war's Abend geworden. Wie sie nun aus dem Hause tritt, steht der Teufel da, bietet ihr einen guten Abend und sagt: „Ich hab' mein Geld klingen hören, wo willst du hin, — doch nicht in die Kirche?“ „Zu meiner Mutter,“ sagt das Lisbethchen, „die am Brunnen wohnt, laß mich gehen, ich fürchte mich vor dir,“ — und will vorbei. „Warum hast du denn so Eile?“ fragte der Teufel, indem er neben ihr hergeht und sie am Rock hält, „nimm mich nur auch mit!“ Das Lisbethchen

sagt: „Ach, mir ist Angst, sie stirbt und ich seh sie nimmer in alle Ewigkeit.“ „Ha!“ antwortet der Teufel, „sie wird nicht gleich sterben!“ und packt sie bei der Hand. „Laß mich gehen!“ bittet das Lisbethchen und hebt an zu weinen und zu schluchzen, „die Hand thut mir wehe, ich habe mich ja heute mit dem Grasstumpf hineingeschnitten,“ und ringt mit ihm, aber der Teufel will nicht und hält sie fest, wie mit eisernen Zangen.

Indem fängt's vom Kirchthurm an Abend zu läuten, und die Leute, die noch auf der Gasse waren, ziehen den Hut ab und beten, der Teufel aber muß vor Jedem, der betet, stehen bleiben und kann nicht vorbei, als bis er ausgebetet. Wie dieß das Mädchen merkt, fängt sie an zu laufen, geht aber nicht in ihr Haus, sondern will nur so schnell wie möglich die Kirche erreichen und der Teufel bleibt immer weiter zurück, und wie das Mädchen den Berg hinaufgekommen ist und auf die Kirchentreppe tritt, schaut sie sich um und sieht den Teufel noch wie gebannt unten am Brunnen stehen, — dort stand ihr Vater und betete noch, und sie erkannte ihn an seinem weißen Kittel. Da hörte das Läuten auf — und in dem Augenblick kommt den Teufel wie ein Sturmwind ihr nachgefahren, packt sie am Haare, wie sie gerade die Kirchthüre in die Hand nehmen will, und sagt: „Es hilft dir nichts, Lisbeth! Hättest du das Geschrei nicht gemacht bei dem Pfaffen, so hättest du immer noch eine Weile gute Tage haben können, — jetzt aber ist's aus. Vor einer Stunde habe ich den Herrn geholt, jetzt hol ich die Magd. Aber die Kirche sollst du dir noch einmal ansehen.“ Wie er das sagt, fährt er mit ihr in die Höhe und schwenkt sie bei den Haaren dreimal um den Kirchthurm herum. Das Lisbethchen aber fängt an zu beten: „Herr Jesu, für leb' ich! Herr Jesu für sterb' ich.“ Da muß der Teufel sie auf die Erde niedersetzen; wie er's aber gethan, fällt das Mädchen um und ist todt.

Den Staudersjörg haben die Henkersknechte abgeschnitten und auf dem Schinderskarren hinausgeführt auf den Hexenbrand und dort eingescharrt. Für das Lisbethchen aber hat der Pfarrer gebeten, und so haben sie's ehrlich begraben. Seine Mutter ist bald nach ihm auch gestorben, und sein Vater ist weggezogen.

Man soll an unserm Herrgott nicht irre werden — am allerwenigsten, wenn einem ein Bösewicht bange machen will.

294.

Das Glöckchen der Stromfei.

Von Ludwig Köhler. — Deutsches Museum v. L. Bechstein II., 194.

Das war der Graf von Klingenberg,
Der zog zum heil'gen Krieg.
Er sprach zu seiner Frauen:
„Ade, woll' Gott vertrauen
Und unsrer Jungfrau gnadenreich,
Die gibt uns schönen Sieg!"

Ein silbern Glöcklein gab er ihr.
„Nimm's in dein Kämmerlein;
So lang es stumm wird hangen,
Darfst du um mich nicht bangen,
Doch wenn es einstens läuten wird,
Werd' ich gestorben sein.

Und wenn du mir die Treue brichst,
Das Glöcklein sagt dir's an!
Ich stirb zur selben Stunde
An tiefer Herzenswunde;
Das Glöcklein hat die Stromesfei
Geschenkt einst meinem Ahn!"

Die Fraue schwur ihm ew'ge Treu
Mit Herz und Hand und Mund
Der Graf zog drauf von dannen
Und Jahr' um Jahre rannen
Und aus dem Morgenlande kam
Noch immer keine Kund.

Es war ein junger Rittersmann
In Lieb zu ihr entbrannt,
Er sprach: „o Fraue minniglich,
Ich lieb' Euch so herzinniglich,
Mehr wohl als Euer Ehgemahl
Im fernen Morgenland!

Ein artig Mährchen sann er Euch
Mit seinem Glöcklein aus,
Es wird wohl nie erklingen
Und von Todes Schwingen
Ereilt, schläft er den langen Schlaf
Wohl längst im Grabeshaus.

Die Gräfin fühlte sich bestrickt
Von seiner Augen Strahl,
Er klopft mit süßen Worten
An ihres Herzens Pforten
So lang bis sie die Treue brach
Dem fernen Ehgemahl.

Und als die Treu gebrochen war,
Griff er zum Glöcklein schnell.
„Laßt uns das Angedenken
Im tiefen Main versenken!"
Horch, Wunder! da erklangen draus
Drei Schläge silberhell.

Da ward der schönen Sünderin
Zu Eis das warme Blut,
Sie sprang in lautem Jammer
Aus der entweihten Kammer
Hinauf zur höchsten Thurmeszinn'
Und stürzt sich in die Fluth.

Der Ritter stand wie Marmor bleich
Und schaudernd er entwich,
Als Mönch mit nackten Füßen
Die schwere Schuld zu büßen. —
Zur selben Stund' im Morgenland
Graf Klingenberg erblich.

295.

Die Kapelle im Haßlocher Thal.

L. Braunfels Mainufer S. 304.

Nicht weit von Wertheim am rechten Ufer des Maines liegt das Dorf Haßloch in einem reizenden Thale an der Mündung des Hasselbaches. Verfolgt man das Thal der Hassel aufwärts, so kömmt man an eine verfallene Kapelle, die der Wertheimer Graf Johann mit dem Barte erbaut haben soll. Johann liebte das Jagdvergnügen so leidenschaftlich, daß er sogar den Tag des Herrn mit dem wilden Treiben des Waidwerkes entheiligte. Selbst am Osterfeste ließ er nicht ab davon; da sprang ein weißer Hirsch vor ihm auf und lockte den verfolgenden Jägersmann immer weiter und tiefer in den dichten Wald. Es wurde Nacht; der Graf sank schier verschmachtend zur Erde. Da gedachte er sehnsüchtig seiner lieben, frommen Hausfrau, die ihn oft so flehentlich gewarnt vor dem gottlosen Uebermaaß der Jagdlust. Und plötzlich, wie innige Reue in ihm erwachte, hörte er neben sich ein Brünnlein rauschen; und als er gelabt und gestärkt nun weiter schritt, schallte ein Glöcklein vor ihm, immer vor ihm her, bis ihn der fromme Klang wieder auf seine Burg heimführte. Zum Dank für seine wunderbare Errettung baute der Graf an der Stätte, wo ihm die Quelle geflossen, diese kleine Kapelle.

296.

Die Frau Hulle.

A. v. Herrlein S. 197.

Auf dem Schellenberge zwischen Heimbuchenthal und Wintersbach stand vor Zeiten ein Schloß und im Schloßhof ein Lindenbaum. Der war sehr groß und schön und es ging die Sage, so lange der Lindenbaum stehe und grün sei, werde das Schloß auch stehen, wenn er aber dürr und abgängig würde, würde das Schloß verfallen und die Herrenleute würden in's Abwesen gerathen.

In dem Schloß nun lebte einmal ein Schloßherr, der hatte zwei Söhne. Der älteste war sehr groß und schön, der jüngste aber war klein und häßlich. In seiner Jugend hatte er einmal das Bein gebrochen, und man nannte ihn darum nur den krummen Jakob. Wie nun der Schloßherr sein Ende nahe fühlte, ließ er sie beide vor sein Bett kommen, übergab dem Einen das Schloß, als dem Erstgeborenen, und eine große Kiste mit Geld und ermahnte ihn, den Jakob bei sich zu behalten, Zeitlebens ihm brüderlich zu begegnen und an nichts es ihm fehlen zu lassen. Das versprach nun der Aelteste mit Hand und Mund, wie aber der Vater gestorben war und er das Schloß überkommen hatte, hielt er's nicht, vielmehr behandelte er den Bruder schlechter, als den geringsten Taglöhner. Er ließ ihn nicht mit sich am Tische essen und nicht in seinem Schlosse wohnen, sondern er mußte im Stall bei den Pferden schlafen und mit den Hunden aus einer Schüssel essen. Da ging der Jakob, als er sah, daß der Bruder kein brüderliches Herz gegen ihn habe, eines Tages zu ihm und verlangte sein Erbe, denn er wollte sein Glück weiter suchen; der Schloßherr aber gab ihm nichts, sondern schlug ihn und ließ ihn zum Schloß hinauswerfen.

Also geht der krumme Jakob traurig fort in den Wald, immer zu, Berg auf Berg ab, und wie er in's Thal kommt, wo heutzutage die Karthause steht und die alte verfallene Kirche, ist's Abends, und er setzt sich unter einen Baum, legt den Kopf in die Hände und weint bitterlich. Wie er wieder aufstehen will, sitzt gegenüber auf einem Stein eine alte Frau mit grauen Haaren und runzlichtem Gesicht, die spinnt und wie sie das Rad tritt, nickt sie in Einem fort dazu mit dem Kopf, — das war die Frau Hulle. Sie hatte eine kleine Platthaube auf dem Kopfe, wie sie die alten Weiber sonst in die Kirche aufzusetzen pflegten, und eben ein solches schwarzes wollenes Mützchen, das nur bis knapp unter die Ellenbogen ging, und darunter vom Ellenbogen bis an die Hände weiße Stauchen. Sie fragt ihn, warum er so traurig sei? er aber sagt: „Ihr könnt mir doch nicht helfen!" und will weiter. „Du bist der krumme Jakob aus dem Schloß," sagt sie, „ich kenne dich und deinen Bruder und will dir wohl und kann dir helfen, wenn du mir das Zutrauen schenken willst." Da ging dem krummen Jakob das Herz auf — denn seit seines Vaters Tod hatte noch kein Mensch freundlich ihm zugeredet — und er klagt, wie sein Bruder ihn so schlecht behandelt, wie er sein Erbe ihm vorenthalten, und ihn, wie einen Bettler, aus seinem väterlichen

Schloß hinausgeworfen. Die Alte aber ſagte: „Komm mit mir, nach drei Jahren wollen wir wieder zu deinem Bruder gehen, vielleicht reut's ihn bis dahin, und er gibt dir dein Eigenthum.“

Der Jakob ließ ſich das gerne gefallen, und ſie nahm ihn mit ſich in ihr Häuschen und gab ihm auf, ihren Rosmarinſtock zu gießen, und ihre Katze zu füttern, und ihr Flachsfeld zu bauen, und im Winter mußte er Pfahlſtecken ſchneiden für die Weinbergsbauern und Schiffsſtangen für die Schiffsleute, und im Frühjahr trug er ſie an den Main, um ſie zu verkaufen. Wenn die rechte Zeit dazu gekommen war, nahm die Frau Hulle ihren Spinnrocken in die Hand, als einen Gehſtock, und ihre Kötze (Huckelkorb) auf den Rücken und packte ihr Garn hinein, um es auch zu verkaufen und ging mit, und wenn dem Jakob die Pfahlſtecken und Schiffsſtangen zu ſchwer wurden wegen ſeines lahmen Beines nahm ſie ihm die Laſt ab und warf ſie mit ihren dürren Armen oben auf die Kötze, als wenn's Strohbürden wären. Zwiſchen Haßloch aber und Faulbach iſt hart am Weg ein Stein, dort ruhte ſie jedesmal aus, und wo ihre Kötze mit den Füßen aufſtand, ſind die Löcher davon heute noch zu ſehen. So hatte es der Jakob recht gut bei ihr; dabei lehrte ſie ihn allerlei Bauernarbeit, ſo daß er ſich zuletzt beſſer darauf verſtand, als ein gebornet Bauer.

Wie aber die drei Jahre um waren, ſagte die Alte: „Komm, nun wollen wir zu deinem Bruder gehen!“ und nahm ihren Spinnrocken in die Hand und die Kötze auf den Rücken, und der Jakob ging mit. Den Bruder fanden ſie im Schloßhof unter der Linde ſitzen, — denn es war ſehr ſchwül an dem Tag, und die Linde blühte und gab einen großen Schatten, und die Vögel ſangen in ihren Zweigen. Wie ſie herankommen, fragt er ſie nach ihrem Begehr, und die Frau Hulle nimmt das Wort für den krummen Jakob und ſagt, ſein Bruder ſei da und wolle, was ihm gehöre. Der Schloßherr aber flucht und ſagt, wenn ſie nicht gleich gingen, wolle er ihr ihren alten wackeligen Kopf herunterreißen und dem Krummen das andere Bein auch noch lahm ſchlagen. Da wurde die Alte ſehr zornig, nahm ihren Spinnrocken und ſtieß ihn in die Linde, und alsbald, wie dieß geſchehen, fliegen die Vögel auf, und der Baum fängt an zu zittern von der Wurzel bis zum Gipfel, und aus dem Stamm und den Aeſten und Zweigen läuft der Saft und tropft auf den Boden, und die Blätter werden gelb und fallen ab, und die Frau Hulle ſagt: „O du arger Böſewicht, ſieh' her! wie dem Lindenbaum, ſo ſoll es dir

einem Hause, — so sollst du verdorren und verschmachten
nd kein Glück mehr haben ewiglich!" Dann ging sie mit
innen.

hatte, so geschah's. Als der Lindenbaum verdorrt
bloß nicht mehr. So oft es stürmte, fiel auch ein
uer ein, und der Regen schwemmte die Steine
t mehr aufbauen konnte. Kein Mensch wollte
und der Schloßherr wohnte im Keller, — dort
von der wollte er sich nicht trennen, sondern
Tag und Nacht. Zuletzt, wie nichts mehr vom Schlosse übrig war als der Keller und der verdorrte Lindenbaum, der vor dem Keller stand, kam auf Martini in der Mitternacht ein großer Sturm und warf den Lindenbaum auch um: der fiel gerade vor die Kellerthür und sperrte den Ausgang und der Schloßherr konnte die Thüre nicht mehr aufbringen, wie er sich auch anstemmte und nach Hülfe schrie, und mußte elendiglich auf seiner Geldkiste verhungern.

Die Frau Hulle aber wußte das Alles gar wohl, und den Tag nach seinem Tod kommt sie, hebt den Lindenbaum hinweg, öffnet die Kiste und scheidet das Gold in zwei gleiche Theile; den einen läßt sie liegen, den andern nimmt sie mit, und wie sie aus dem Keller tritt, stürzt der auch zusammen. Daheim gibt sie dem Jakob das Gold und sagt: „So! jetzt hat jedweder das Seine — er und du! — wie's der Vater befohlen hat. Nimm, was dein ist, aber den Edelmann schlag dir aus dem Sinn und werd ein Bauer: so kannst du noch Glück haben. Leb wohl, mich wirst du jetzt nicht mehr sehen."

Da nahm der Jakob Abschied und baute sich von dem Gelde einen großen Bauernhof auf dem Hundsrück bei Altenbuch, nahm eine Frau und viele Knechte und Mägde und ward ein großer Bauer. Keine Seuche kam in seinen Stall, und keine Raupen auf seine Obstbäume, und kein Hagelschlag über seine Felder. In der Erntezeit, wenn das Gesinde alle Hände voll zu thun hatte, damit das gute Erntewetter nicht verpaßt würde, geschah es oft, daß, wenn sie in der Früh auf's Feld kamen, die Arbeit schon gethan war, daß die Garben alle geschnitten und gebunden und auf Haufen gestellt waren, daß man sie nur hineinzufahren brauchte. Die Leute sahen sich groß darum an, — der Jakob aber wußte wohl, wer's gethan hatte. Wie ihm sein erster Sohn geboren wurde, und er's den Nachbarsleuten anzuzeigen ging, meinte er in seiner Freude, er müsse

der Frau Hulle davon doch auch Meldung thun, und machte ſich zu ihr auf den Weg, aber wie er auch ſuchte und ſich die Augen rieb, er konnte weder das Häuschen mehr finden noch das Thal, in dem das Häuschen geſtanden, und nachdem er den ganzen Tag vergeblich im Walde herum gelaufen, fand er ſich Abends, als man die Lichter anzündete, wieder vor ſeinem Bauernhof. Endlich iſt er im hohen Alter geſtorben.

Sein Hof ſteht noch, und der Bauer, der ihn heutzutag im Beſtand hat, heißt der Hundsrücks-Philipp.

297.

Das Faunkraut.

Die vor. Schrift S. 145.

Im Waldesdunkel auf gewiſſen Berghöhen wächst ein Kraut, das allen Zauber löst. Wo ein Anderer nur einen Haufen glühender Kohlen erblickt, ſieht der Beſitzer des Krautes blankes Gold — und was das Kraut berührt, iſt der Gewalt der Erdgeiſter entzogen. Darum bewachen ſie auch das Kraut, und obwohl ſie nicht im Stande ſind, geradezu deſſen Abbrechen zu verhindern, ſo wiſſen ſie doch dem, der es ſucht, ſo vielen Spuck in den Weg zu werfen, daß er nur ſelten zum Ziele gelangt. Und das Kraut iſt nur einmal im Jahre, in der heiligen Chriſtnacht, während es zwölf Uhr ſchlägt zu brechen, und es darf der, welcher es holt auf dem Wege nicht beſchrieen werden und er muß ſtumm bleiben, bis er wieder heimgekommen.

Es iſt nicht gar lange, da lebte zu Faulenbach ein Mann, der war ganz erpicht auf Dinge, die man weit beſſer unerforſcht läßt. Er ſuchte auf den Friedhöfen in die Geheimniſſe des Jenſeits einzudringen, er ſpürte an verrufenen Orten den unheimlichen Weſen nach, die da hausten, und kein Zaubermittel, kein bannender Spruch war ihm unbekannt. Aber ſein Ziel, ein reicher Mann zu werden, hatte er noch nicht erreicht. Er war Wirth und wußte recht gut, daß es, wenn in der heiligen Chriſtnacht um zwölf Uhr der junge Wein aus dem Faſſe ſteigt, ein gutes, wenn er aber ſinkt, ein ſchlechtes Weinjahr bedeutet, aber er hatte nicht hinreichend Geld, um im letzteren Falle zu rechter Zeit erkleckliche Weinvorräthe einzukaufen. Er wußte auch, daß zu derſelben heiligen Zeit aus gewiſſen

Quellen Wein fließt, allein in den wenigen Augenblicken, in welchen die Mitternachtsglocke ſchlägt, läßt ſich nicht viel Wein ſchöpfen, und es iſt eben auch damit nicht zu ſcherzen: war doch kurz vor jener Zeit erſt ein Mann dabei ſehr übel gefahren. Der hatte auch in der heiligen Chriſtnacht eine Quelle, wo Wein fließen ſollte, glücklich unbeſchrieen erreicht, und als es zwölf Uhr ſchlug, trank er und rief freudig aus:

Alleweil *) trink ich Wein!

Aber ein Krallenfuß packte ihn, der das Gebot des Schweigens gebrochen hatte, am Genick, eine Donnerſtimme rief:

Alleweil biſt Du mein!

und der Mann ward nicht mehr geſehen.

Dem Faulenbacher Wirth ward bekannt, daß auf dem Kühlberge das Kraut wuchs, das allen Zauber löst. So ſehr es ihm nach ſeinem Beſitze gelüſtete, hatte er doch lange gezögert, es zu holen, denn er ſah voraus, daß er mit allen Schrecken der Unterwelt zu kämpfen haben werde, wenn er es erlangen wollte. Endlich aber überwand die Geldgier alle Bedenklichkeiten und in der nächſten heiligen Chriſtnacht machte er ſich auf den Weg.

Der Kühlberg iſt ein mäßiger Berg zwiſchen Faulenbach, und Stadt-Prozelten; die Ausſicht iſt dort prachtvoll, aber der Boden iſt ſchlecht und nährt nur nothdürftig traurige Kiefern, in ihrem Schatten wächst das Zauberkraut.

Der Mann hatte den Wald kaum betreten, da wälzte ſich ihm ein Ding entgegen, das er nicht recht zu erkennen vermochte, das aber ſo gräulich war, daß es auch einem beherzten Manne Schrecken einjagen konnte. Aber er ließ ſich nicht einſchüchtern, und als das Ungethüm bis zu ſeinen Füßen kollerte, faßte er ſich ſchnell und ſprang darüber weg. Ohne ſich umzuſehen eilte er weiter, aber bald trat ihm in der Enge des Weges ein ſchwarzer Mann entgegen hoch wie ein Kirchthurm. Neben vorbei war kein Raum, und an das Ueberſpringen war ohnehin nicht zu denken; der Rieſe kam mit ſo gewaltigen Schritten auf ihn los, daß ſeine Beine gleichſam einen Thorbogen bildeten — und ſchnell ſchlüpfte der Mann durch und kam unverletzt davon. — Schon nahte er ſich der

*) Jetzt.

Stelle, wo das gesuchte Kraut wachsen mußte und er glaubte sich schon am Ziele, als von allen Seiten Kriegsknechte zu Roß und zu Fuß heranrückten und drohend gegen ihn die Waffen schwangen. Er ließ auch da seinen Muth nicht sinken und schlüpfte bald an einem Ritter, bald an einem Fußknechte vorbei; aber es stellten sich ihm stets neue Schaaren entgegen — und als sie endlich ihre Reihen lichteten und er eben den Letzten hinter sich hatte, schlug es zwölf Uhr. — Der Spuck verschwand, aber auch die kostbare Zeit war verschwunden und unverrichteter Dinge und todesmatt schlich der Mann seiner Heimath zu.

Als am andern Morgen den Mann, der den tiefen Schlaf gänzlicher Erschöpfung schlief, seine Leute wecken wollten, bebten sie erschrocken zurück, denn die einzige Nacht hatte aus dem kräftigen Manne im besten Lebensalter einen hinfälligen Greis mit weißen Haaren gemacht. Er hat seinen Verwandten, deren Kinder zum Theil noch leben, oft die Geschichte zum warnenden Beispiel erzählt.

298.

Der Schatz auf der Karlshöhe.

Von B. Baader im Anz. v. Mone IV., 162.

Auf der Karlshöhe im Spessart liegt ein Platz, den man die Schatzgräberei nennt. Hier liegen eine silberne Glocke und eine Kiste voll Geld vergraben, welche dem Frauenkloster Schmerlenbach gehört haben. Eine Nonne ist schon oft als Gespenst auf dem Platz und in der Umgegend gesehen worden. Zu einem Köhler aus Steinmark, der Nachts auf der Karlshöhe Kohlen brannte, kam sie bis an seine Hütte, zeigte ihm einen großen Schlüssel, den sie in der Hand trug, und winkte ihm, mit ihr zu gehen. Der Köhler aber, voll Angst, blieb in seiner Hütte zurück; worauf der Geist traurig davonging.

Schon mehrmals haben Leute versucht, den Schatz zu heben, es ist ihnen aber noch jedesmal mißlungen.

299.

Wie ein Bauer Niedernberg rettet.

L. Braunfels Mainufer S. 326.

Als die Schweden in die Gegend von Niedernberg bei Aſchaffenburg kamen, begaben ſich alle Bauern des Dorfes auf die Flucht, nur ein einziger blieb. Der machte ſich getroſten Muthes auf, ging den Feinden entgegen, begehrte Gehör bei Guſtav Adolf, und bat ihn in ſchlichten Worten um Schonung für ſeinen Ort. Der König gewährte die Bitte; und um das fromme Vertrauen des Bauern zu belohnen, ſchenkte er ihm alle Häuſer und Felder der ganzen Gemeinde. Als ſpäter die Schweden abzogen und die Entflohenen zurückgekehrt waren, ſtellte der Bauer Jedem das Seinige wieder zu; in der ganzen Gegend aber war kein Edelmann fürderhin ſo hochgeehrt, wie dieſer Bauer.

300.

Das Wunderkreuz.

Von Schöppner. — Unfern der Faſanerie bei Aſchaffenburg ſieht man Spuren der Stammburg der Cuglenberge, die nachmals bei Stadtprozelten, eine mit jener Burg gleichnamige erbauten. Die Veranlaſſung zur Ueberſiedlung erzählt die Sage Behlen u. Merkel Geſch. u. Beſchr. v. Aſchaffenburg, S. 13.

Juchhei! mein ſchönes Fräulein von Cuglenberg! juchhei!
Es zieht auf ſtolzem Roſſe der Bräutigam herbei!

Zum Feſte geht es heute, ſchon naht des Ritters Troß,
Bald klingt vom Hochzeitjubel der Cuglenberge Schloß.

Das ſchöne Bräutchen eilet behend auf den Altan,
Mit ſüßem Minnegruße den Liebſten zu empfah'n.

Da ſchallt Trompetenſchmettern entgegen ihm ſo traut —
O Gott! was muß geſchehen? — zu Boden ſinkt die Braut.

Der Rappe tobt und ſchäumet — o gräßliches Geſchick —
Vom Roſſe ſtürzt der Ritter und bricht ſich das Genick.

Das Fräulein ringt die Hände, es bricht ihr armes Herz,
Sie klagt in einem Kloſter dem Heiland ihren Schmerz.

Ein Kreuz von ihr errichtet an jenem Schreckensort
Es trug auf unſre Zeiten die Trauerkunde fort.

Und weil der Pilger mancher dort Troſt und Rettung fand,
So ward das Kreuz vom Volke das Wunderkreuz genannt.

301.

Die verſunkene Glocke.

A. v. Herrlein S. 18.

In der Pfarrkirche zu St. Agatha hingen neben einander zwei Glocken, die eine Marianna, die andere, die von Silber war, Suſanna geheißen. Im dreißigjährigen Kriege raubten die Schweden die ſilberne Glocke, luden ſie in ein Schiff und wollten ſie den Main hinabführen. Als ſie an das Ende der Stadt kamen, nämlich an den Felſen, auf dem jetzt der Pavillon im ſchönen Thale ſteht, wo aber früher die Stadtmauer gegen den Main zog, ſprang die Glocke aus dem Schiffe in den Main, wo ſie noch liegt. So oft nun die Glocke Marianna geläutet wird, ruft ſie

Bimbam, Bimbam, wo iſt die Schweſter Suſann?

Und die feine Silberſtimme der Glocke im Maine antwortet:

Bimbam, Bimban, da bin ich, Schweſter Mariann'.

Dieſe Worte hören freilich nur die Golden-Sonntags-Kinder, die frommen Herzens und gläubigen Sinnes ſind: ein Liedchen von der Suſanne ſingen aber noch alle kleinen Kinder. Es lautet:

Kling klang Glorian
Unſ're Schweſter Suſann'
Liegt im Main
Am grauen Stein,
Kehrt nimmer heim.

302.

Die verlornen Heiligenbilder.

Die vor. Schrift S. 19.

Vor dem Hauptthore des Schloſſes Johannisberg zu Aſchaffenburg ſtand urſprünglich jenſeits des Grabens ein Portal und darauf die ſteinernen Bildſäulen des heil. Martin, des Patrons des Erzſtiftes Mainz, und des heil. Johannes des Täufers in kunſtreicher Arbeit. Der Kurfürſt Emmerich Joſeph ließ vor etwa ſiebenzig Jahren das Portal der freieren Ausſicht wegen abbrechen, die Bildſäulen wurden beſeitigt und im Laufe der Zeit hatte man ihrer vergeſſen.

In einer der ſchönen Spätſommernächte des Jahres 1811 ging ein alter Fiſcher aus der Weinſchenke heim, in der er täglich ſeinen Schoppen zu trinken pflegte. Die Weinſchenke befand ſich in dem Eckhauſe zwiſchen der Karlsſtraße und dem Viehberge, und der Fiſcher wohnte in der Fiſchergaſſe; er nahm ſeinen Weg aber nicht den Viehberg hinunter am Maine hin, ſondern an dem Bauhofe und Schloß vorbei durch die neue Anlage. Von dem Bauhofe zieht ſich eine Mauer gegen das Schloß und darin iſt ein zugemauerter Thorbogen. Als der alte Fiſcher dahin kam, ſtand vor dem Thorbogen ein Biſchof im vollen Ornate mit Inful und Stab; der erhob die Hand und ſprach: „In dieſem Gewölbe liegen die Bildſäulen des heil. Martin und des heil. Johannes, die vom Schloßthore abgebrochen worden ſind. Sie ſollen nicht länger gleich altem Gerümpel im Moder liegen, ſondern wieder hervor an's Tageslicht — und du ſollſt dieſes mein Gebot verkünden!“ Darauf war er verſchwunden.

Des folgenden Morgen überlegte ſich der Fiſcher die Geſchichte. Die Nacht war hell geweſen und der Fiſcher hatte den Biſchof deutlich geſehen und ſeine Worte wohl vernommen, allein die Erſcheinung war ſo ſchnell vorüber — und gerade an dieſem Abend hatte der Fiſcher mehr als einen Schoppen getrunken: er war darum nicht ſicher, ob ihm nicht der Wein einen Streich geſpielt, und beſchloß, vor der Hand über die Sache zu ſchweigen. Sie ging ihm indeſſen den ganzen Tag im Kopf herum und erſt am Abende in der luſtigen Geſellſchaft des bekannten Weinhäuschens vergaß er ihrer.

Zur gewöhnlichen Stunde, es war nicht die früheſte, ging er heim. Er dachte an nichts, als an den guten wohlfeilen Wein, den er getrunken.

Der Eifer war zwar damals noch nicht im Faß, aber der voraussichtlich reiche Herbst zwang zum Fortschaffen der Weinvorräthe. Als der Fischer am Bauhofe vorbei war, blickte er doch scheu nach dem zugemauerten Thorbogen — und der Bischof stand wieder dort und sprach dieselben Worte.

Jetzt konnte der Fischer nicht mehr zweifeln, daß er wirklich eine Erscheinung aus einer andern Welt gesehen. Wäre es nicht späte Nacht gewesen, er hätte gleich die Anzeige gemacht; so mußte er sich schon bis zum andern Tage gedulden. Im Strahle der Morgensonne sehen indessen alle Dinge anders aus, als beim Sternenlichte. Der Fischer bekam am andern Tage wieder Zweifel und er trug sie so lange herum, bis es wieder Nacht war.

Und zum dritten Male ging der Fischer am Thorbogen vorüber und zum dritten Male stand der Bischof davor, jetzt aber zürnenden Antlitzes. Er sprach: „Wenn du mein Gebot wieder nicht verkündest, so ist dieser Tag dein letzter!“

Da hatte alles Zögern ein Ende. Der Fischer machte augenblicklich die Anzeige. Das vermauerte Gewölbe, das früher zu einem Kohlenbehälter gedient hatte, wurde aufgebrochen und es fanden sich darin die Bildsäulen des heil. Martin und des heil. Johannes in unversehrtem Zustande.

Sie wurden im schönen Thale unfern der Kirchenruine aufgestellt und dort stehen sie noch, freilich jetzt sehr verstümmelt.

303.

Der Riesenpflug im Schlosse zu Aschaffenburg.

Von W. v. Kleudgen. Vgl. v. Herrlein S. 1.

Karol der Kaiser reitet von Salzburg an der Saal,
Sein Weg geht durch den Spessart nach dem Main zu Thal
Turpin ist ihm zur Rechten, zur Linken prangt Roland,
Welch wunderbares Schallen in dem Wald entstand?
Das ist Urgand der Riese, Roland zum Kaiser sprach,
So treibt er euer Wild und geht der Jagdlust nach;
Doch morgen zu der Stunde bekommt ein Jagen er,
Gewährt ihr's, daß er Bären und Hirsche fängt nicht mehr.

Das möge Gott verhüten, Karol im Ernſte ſpricht,
Wer kämpft mit Egolanden, wenn mir dein Arm gebricht?
Darum verſagt den Kampf dir mein kaiſerlich Gebot
Bis uns der Maurenkönig nicht mehr mit Krieg bedroht.
Indeſſen drangen Thürme die Eichenwipfel durch,
Was liegt dort in dem Thale, Turpinus? — Aſciburg.
Seht dort die hohe Zinne, das iſt der Heidenthurm,
Er trotzet, von den Römern erbaut, dem Zeitenſturm.
Am Hügel rechts vorüber, auf dem die Zelle ſteht,
Der Schritt der müden Roſſe zu dem Kaſtelle geht.
Die Brücke raſſelt nieder, die Gäſte kommen an,
Und an dem Thor empfängt ſie des Schloſſes Kaſtellan.
Beſchütze Gott den Kaiſer, ihm Lob daß nicht Urgand
Euch reiten ſah — Karolus: war denn nicht da Roland?
Die Abendſonne purpurn das weiter Land beſchien,
Vom Söller ſchau'n der Kaiſer, ſein Held und auch Turpin.
Was ſind das für Gebirge, dort wo der Tag ſich neigt?
Dort zwiſchen Main und Lahn empor der Taunus ſteigt,
Auf jenem Gipfel träumte der Königin Brunhild,
Daß ſie geſchleift einſt werde von einem Roſſe wild,
Turpin und jener Thurm, den dort mein Auge ſchaut,
Barthelomei Kirche, die ihr habt aufgebaut.
Und dort zu meiner Linken die Mauern in Ruin?
Das war vordem ein Landſitz, die Römer bauten ihn.
Seht rechts die Klausnerhütte, ſie heißt zum guten Mann,
In Armuth ward des Guten ſchon reichlich dort gethan. —
Karol beſchaut noch lange die Lande weit und breit,
Erſtaunt und hingeriſſen von ſo viel Herrlichkeit;
Doch wie er ſo betrachtet im Abendgold den Main,
Schleicht leiſen Trittes Schwermuth in ſein Entzücken ein.
Ja, prachtvoll auf dem Hügel ſteht dieſe Burg, Turpin,
Von hier zeigt mir dein Finger nach werthem Orte hin,
Nur eines fehlt, das Auge, das eine Gegend ſchmückt;
Von hier iſt allzuferne der Fluß hinweggerückt,
Denn von der Römervilla bis zu dem guten Mann,
In ſeinem graden Laufe man kaum ihn ſehen kann.
Da ſchaff' ich Rath, Herr Kaiſer, laßt ſchmieden einen Pflug,
Ein neues Bett zu pflügen ſchwer und auch groß genug,
Dran ſpannet unſre Roſſe, die ſind der Arbeit werth,
Was zieht allein nicht Bajard Rolands, das ſtarke Pferd?
Wohl haſt du mir gerathen, das ſoll geſcheh'n ſogleich —
Bald ſchallet durch das Schweigen des Hammers lauter Streich,
Die Eſſe ſprüht der Funken, durch manchen ſchweren Schlag
So viele, daß das Dunkel verwandelt wird in Tag,

Und wie die Morgenſonne glänzt von der Berge Wand,
Iſt ſchon der Pflug geſchmiedet und Bajard angeſpannt.
Er wiehert, laut dröhnen ſeine Hufe von Metall
Und auf den hohen Erwig Urganden lockt der Schall,
Im Thal die Männlein, Pferdlein, er heftig zappeln ſieht,
Und lacht mit Macht, weil keiner den Pflug von dannen zieht.
Darob der Kaiſer trauert, Roland wagt den Verſuch,
Rückt eine Handbreit weiter, den ſchweren Rieſenpflug.
Sie raſten nicht bis purpurn die Abendröthe glüht,
Da waren ſie voll Hunger mit Schweiß bedeckt und müd.
Laßt Kaiſer eure Sorgen, Herr Roland kehrt nach Haus,
Ich führe dieſen Handel allein, ſo denk' ich, aus.
Heim kehrten nun die beiden, Turpinus blieb allein,
Und läßt zwei Zicklein kommen, ſpannt in den Pflug ſie ein;
Da wurde voller Neugier Urgand der große Mann
Stieg von des Berges Gipfel herab zu dem Geſpann,
Was willſt du Pfäfflein, ſage, mit dieſem Ziegenpaar?
So wenig wie die Zicklein, rückſt du die Pflugesſchaar.
Vor Zorn ward roth der Rieſe, ſtreckt nach Turpin die Hand;
Doch wollt' er ganz ihn laſſen weil er ſo ſchön ihn fand.
Schad' wär' es um dein Röckchen, dein Hütlein von Karmin,
Lauf hin du nettes Töckchen! — und los ließ er Turpin,
Und dieſer ſpannt die Zicklein vom Rieſenpfluge aus,
Treibt ſie vor ſeinen Tritten zu dem Kaſtell nach Haus.
Er fand Roland im Schlafe und ſchlafend auch Karol,
Bei ihren goldnen Bechern, das that der Kummer wohl.
Das ganze Junggeſinde ſchlief tief in dieſer Nacht,
Den Kaiſer hütend hat Turpin allein gewacht.
Und als der Kloſterwächter die neunte Stunde rief,
Pflügt ſchon der Rieſenpflug im Thale breit und tief.
Und eh' ſich noch der Frühhahn in dem Kaſtelle regt,
Schon an das Fundament der Burg die Welle ſchlägt.
Das Bett iſt bald gepflüget bis zu dem guten Mann,
In einem Ellenbogen krümmt ſich der Main fortan.
Die Arbeit iſt vollendet — was will des Rieſen Droh'n?
Turpin vernimmt es zagend und tritt auf den Balkon.
Klein Pfäfflein, hörſt du rauſchen im Thale nicht den Fluß?
Des Maines Fluth beſpület nun des Kaſtelles Fuß,
So war mir denn zu ziehen der Pflug nicht allzuſchwer;
Doch Morgen noch des Tages zeig' ich der Stärke mehr.
Ein Stündchen will ich raſten und dann mit dieſer Hand
Erproben ob dieß Schloß mir leiſtet Widerſtand,
Ob ich in einem Tage zerſtöre dieſen Bau,
Mich höhnend ſteht zu lang ſchon die Burg in meinem Gau.

Turpinus war erſchrocken. Das wäre Jammerſchad,
Nein, nie darfſt du verüben ſo ſchwere Miſſethat,
Bedauern müßte fühlen das Raubthier in dem Wald!
Und horch mit lautem Brüllen der Bären Wuth erſchallt.
Der Rieſe kehrt zur Wildniß und aus dem Oſten lacht
Das Morgenroth, Karolus und auch ſein Held erwacht.
Was hör ich für ein frohes Rauſchen in dem Thal?
Der Kaiſer tritt zum Söller, ſieht in dem Morgenſtrahl
Den Fluß zu ſeinen Füßen — mein Auge doch nicht trügt?
Wie, haſt du mit zwei Zicklein den Main herbeigepflügt?
Wo geſtern Fluth geweſen, da ſproſſen Blumen auf,
Wo geſtern Blumen blühten, geht nun der Fiſche Lauf.
Das Wild ſeht, das zur Tränke ſich heerdenweis gewandt,
Rohrdommeln, Störche flattern an des Fluſſes Rand?
Turpin ſieht, daß dem Kaiſer die Arbeit wohlbehagt,
Darum er eine Bitte ihm vorzutragen wagt:
Urgand hat dem Kaſtelle den Untergang gedroht;
So ziehet an den Mantel von Gold und purpurroth,
Die Krone nehmt, das Scepter führt mit eurer Hand,
Auch ich will mich bekleiden mit meinem Feſtgewand
Und Roland ſoll von Ferne, ſo daß er uns kann ſeh'n,
Zu eurem Schutz', in voller Rüſtung mit uns geh'n,
Ich flehe, ihr befehlet Urgand den Frieden an!
Sie lenkten ihre Roſſe zum Wald auf wilder Bahn.
Der Grund war vor der Rieſenhöhle aufgewühlt,
Als ob ein Heer von Rittern die Kampfluſt drauf gekühlt;
Da riefen ſie Urganden, doch keine Antwort ſcholl,
Turpin trat in die Höhle, Blut ihm entgegen quoll,
Den Rieſen fand er nicht in der Höhle Schooß,
Nur eine abgenagte Rippe die war groß.
Weil er nicht hören wollte, als ich Erbarmen rief,
Ward er von wilden Thieren zerriſſen, als er ſchlief.
Karol war freudig, aber Held Roland betrübt,
Weil er mit ſeiner Stärke die That nicht ausgeübt,
Drauf zogen ſie gen Spanien, wo in den Krieg es ging,
Wo Roland Egolanden, den Maurenkönig fing;
Zuvor doch ließ Karol im Kaſtelle weiſ' und klug,
Die Rippe aufbewahren und auch den Rieſenpflug,
Im Schloſſe, das Sulkardus auf's neu hat aufgebaut,
Man heut zu Tag die Rippe, den Rieſenpflug noch ſchaut.

304.

Der geſpenſtige Küfer.

v. Herrlein S. 19.

In dem Keller des Schönborner Hofes zu Aſchaffenburg, unter dem Baue, welcher zunächſt des Freihofes liegt, befand ſich ein großes Weinlager. Der Küfer, welcher dasſelbe zu beaufſichtigen hatte, war ſo dienſteifrig, daß er alles Andere darüber vergaß; er hämmerte oft an den Fäſſern herum bis tief in die Nacht. So trieb er's einſt auch an dem heil. Weihnachtsabend, und die Leute, die in die heil. Chriſtmette gingen, und die, welche heraus kamen, hörten ihn noch im Keller klopfen. Deßhalb hebt er jetzt noch, wenn es zur heil. Chriſtmette läutet, zu klopfen an, und man kann das unheimliche Hämmern hören, ſo lange die heil. Chriſtmette währt.

305.

Aſchaffenburgs Retter.

Von Schöppner. — Behlen u. Merkel Geſch. u. Beſchr. von Aſchaffenburg S. 91.

Aſchaffenburg! Aſchaffenburg! o weh dir ſchöne Stadt,
Es dräuet deinen Mauern der ſchwediſche Soldat.

Was flüchten kann, das flüchtet mit Sack und Pack davon,
Denn vor den Thoren flattert der Schweden Banner ſchon.

Nur einer ſteht entſchloſſen das Ungewitter nahn,
Ein alter Kapuziner, des Hauſes Guardian.

Der ſtellt ſich auf die Brücke und präſentirt die Schlüſſel
Aſchaffenburgs dem König auf ſchön gezierter Schüſſel;

Und fleht ſo heiß um Gnade und ruht zu flehen nicht,
Bis daß der Schwedenkönig Erhörung ihm verſpricht.

„Um deinetwillen bleibe die Stadt von Schaden frei!"
Der König hat's geſprochen, der König hielt es treu.

Aſchaffenburg! Aſchaffenburg! denk ewiglich daran,
Das hat ein Kapuziner zu deinem Heil gethan!

306.

Finnberg bei Aſchaffenburg.

Von W. v. Kleudgen.

Ein rother Stein ragt in die Luft
Hoch auf des Berges Firne,
Die Wolken und ein leichter Duft
Bekrönen ſeine Stirne.

Zu ſeinen Füßen krönt der Hain,
Um Zuflucht zu geſtatten,
Führt in den Berg ein Gang vom Main,
Geheim in Waldesſchatten.

Und wenn der liebe Hag erwacht,
Ein Schäfer ſeine Schafe
Zur Tränke treibt aus Berges Schacht,
Kehrt dann zum ſichern Schlafe.

Zwei Fräulein ſind in großer Noth;
Im Schloß', von dem ſie ſtammen,
Ach! liegen ihre Eltern todt,
Auf geht's in lichten Flammen.

Ach, Schäfer, unſer Leid iſt groß,
Dein Schutz mög' uns auch frommen!
Nur Lämmlein in des Berges Schooß
Mit mir zur Ruhe kommen.

Des Hirten Schutz und Hut ſie heiß,
Bis er willfährt, begehrten.
Und ſiehe da, als Lämmlein weiß
Vermehrten ſie die Heerden.

Bei lautem Kriegsgedröhn und Streit,
Bannt ſie im Berg' ein Grauen,
Man ſieht ſie nur wenn Friedenszeit
Beglückt die deutſchen Gauen.

Wem dieſes Schau'n ſo engelrein
Nur einmal ward beſchieden
Auf goldner Trift im Sonnenſchein,
Der lebt fortan im Frieden.

307.

Die Hölle.

Orber Mundart. — v. Herrlein S. 39.

In Arb war emol e Mann, der hatt' e bes Fraa. Er wor e armer Weckhaer, der de ganze Dog im Wald mußt ſchaffe, daß er ſich un ſa Fraa nu ernähre däht. Un der hätt' aach zefriede ſei gekunnt mit ſei Verdienſt; wann er mied un hungrig ham kumma is, do is aber ſei Krötz erſcht recht ogange. Die Fraa, di hatt' em ka ornliche Beſſe gekocht, zankte und rollte Alles im Haus erum, als wann ſe der lewendig Deifel geweſt wer. Un ſo warſch Dag vor Dag, un neit emol Nachts hatt' der Mann ſei Ruh.

Wei 's zom Haamache kumma war, do hot der Mann ſei Weiſe gemaht un is Mittags drous gebliewe, wal's ſelle Dag gar ze haas

war, un er die Weiſe volls a hot meh wolle. Die Fraa bracht em wohl das Eſſe; wall er aber e wink hot ausruhe wolle, do hot ſei en faule Belz gehaaſſe, der nix ſchaffe mag, und lieber ſa Fraa und Kinn Hunger leide laßt. So hot ſe fort gemacht un fort gemacht, bis er en Kopp kriegt hot, wie e Gickel, un des Eſſe eweckgeworfe und die Fraa fortgejaht hot. In ſam Arger ſaht er do laut zou ſich ſelberſcht: „Do mecht mer aber leber des lewendigen Deifels wern, als ſo e Lewe fortfehre. Aich will mich leber dem Deifel verſchreibe, wann aich nor a Jahr Rouh hätt!“

Kaum hatt' er des Wort geſaht, ſo war der leibhaftig Deifel do — un halber im Zorn un halber in der Angſt hot er dem Deifel a Verſchreibing ausgeſtellt, daß noch Jahr und Dag der Deifel ihn ho ſollt, wann em ſa Fraa ſo lang de Rouh leſt. Wie's der Deifel agefange hot, des woas mer neit; aber die Fraa wor von do a ſanft, wie e Lamm.

Wei ſo a Dag noch em annern vergeht, denkt der Mann gar neit mehr dro, daß er ſich dem Deifel verſchribbe hätt. Wei a Jahr erim war, hot der Mann grob widder ſei Weiſe gemaht; do ſteht der bös vor em, packt den Mann am Krage un fährt mit em zu der Arb nie dohi, wo Haile un Zehklapper ſei.

Des Loch, wo der Deifel enie gefahre is, des ſieht mer heut noch, un haaſt zum ewige Odenke: die Hell.

308.

Der Löwe im Pfälzer Wappen.

J. Trithem. de orig. Franc. ap. Ludewig Geſchichtſchreiber vom Biſchofthum Würtzburg. S. 1019. Cos 1819, N. 64, S. 253.

An der Straße, die von Mainz nach Frankreich führt, drei Stunden von Zweibrücken, erblickt der Wanderer ein ehrwürdiges Denkmal der Vorzeit. Auf einem abgeſonderten Berge ſtand vor Zeiten eine anſehnliche Burg. Noch im ſechzehnten Jahrhundert war ſie ein Lieblingsaufenthalt des Herzogs Johannes I. von Zweibrücken. Jetzt iſt es ſtill und öde in dem zerfallenen Gemäuer; nur die Inſchrift über dem Eingange ſpricht wie eine Stimme aus dem Dunkel längſt verwichener Jahre. Sie iſt aus der Feder dieſes Fürſten gefloſſen und lautet:

Hyldrich der Franken König war
Vor mehr den Dreyzehen hundert Jar,
Der aus Rath ein's, der Hildegaſt hies,
Die drey Frösch in ſeynem Schildt verlies.
Dafür in's Panier den Lewen gut
Nam, des Hindertheil ſich krummen thut,
Gleich wie ein Schlang, um des Adlers Hals,
Darmit anzuzeigen gleiches falls,
Daß der Franken Lewenhertzen frey,
Manheyt und rechte Klugheit darbey,
Nach Gottes Wille mit Krieges Macht
Sollten bezwingen der Römer Pracht,
Wie dann hernach geſchehen iſt.
Nachdem der Adler entflogen iſt,
Frankreich Lilien zum Wappen nam,
Der gekrönte Lew blieb den Pfalz Stamm.
Gott erhalt die Pfalz beim Lewen gut,
Und dieß Hauß allzeit in ſeyner Hut.
Anno Christi MDXCVII.

Nach einer alten Ueberlieferung ſoll ein gewiſſer Hildegaſt die Deutſchen zum Kampfe gegen die Römer in Gallien begeiſtert haben. Er war der Vertraute des Frankenkönigs Hilderich, Prieſter und Wahrſager, deſſen Ausſprüche heilig. Einſt feierte Hildegaſt (im Jahre 224) den Geburtstag ſeines Königs. Er ſtand vor dem Altare einer heidniſchen Gottheit, deren Prieſter er war. Als das Opfer verrichtet war, wurde er plötzlich von heiliger Begeiſterung ergriffen. Seine Augen glühten, ſeine Glieder zitterten, er rief mit lauter Stimme: Ich ſehe in die Zukunft: eine Gottheit aus Weſten gibt den Sicambrern den Sieg, ſie dringen hinüber in's Gallier Land, ſie herrſchen in Germaniens Fluren. Jenſeits des Fluſſes weicht der fremde Adler zurück; als muthiger Löwe mit der Schlange Klugheit geht der Franke vorwärts im Römergebiet.

Dieſe Ausſprüche begeiſterten Volk und König. Hilderich fand in den letzten Worten die Mahnung, ein neues Wappenſchild zu wählen. Statt der drei Frösche nahm er den Löwen in erhabener Stellung, mit offenem Rachen, ein Bild des Muthes und der Stärke. Der Kopf ſtand im blauen Felde — er ſah über den Rhein in blaue Ferne, aus der er die Römer vertreiben ſollte. Der Schweif war getheilt; die eine Hälfte endigte ſich in eine Schlange, die einen Adler umfaßte, — ſie ſollte die Klugheit verſinnbilden.

Viele Jahre verfloſſen, bis der Löwe mit der Schlange vordrang. Nach dem Siege bei Zülpich wurde das letzte Hinderniß beſiegt. Noch ehe Chlodwig das linke Rheinufer betrat, hatten die Deutſchen die Römer vertrieben. Weil nun der Adler entflohen war, verließ der Frankenkönig das Sinnbild der Väter, und nahm die Lilien in ſein Wappen, von denen ein chriſtlicher Prieſter ſagte, ſie ſeien vom Himmel gefallen. Die übrigen Glieder ſeines Hauſes behielten den Löwen; ihre Nachkommen haben ihn noch. Im bayeriſchen Wappen hält er das Schild, im Pfälziſchen war er in der Mitte wie auf den Seiten zu ſehen.

309.

Richard Löwenherz und Blondel.

Von L. Zapf. — Trifels bei Annweiler. — Math. Paris hist. angl. 121. Struv. corp. hist. Germ. p. 422. Schöpflin Alsat. II., 188.

1.

Die Schwalben fliegen ſchnelle,
Es wandert ſchnell der Rhein,
Die Winde umwehen die Zelle,
Drin der König ſitzt allein.
Herr Richard! Herr Richard! dich heißt es
Mit Locken auch wandern geh'n!
Dieß ſagt das ſtille Sehnen,
Das deinen Blick umflicht —
Dieß künden deine Thränen
Im bleichen Angeſicht!

2.

Herr Richard ſitzt am Fenſterlein
Und lugt betrübt hinaus —
Dort außen fluthet hell der Rhein,
Es ſchallt wie Wogenbraus.

Dort klingt und wallt der grüne Rhein
In lichter Abendgluth,
Die Burgen ſchauen ſtolz darein,
Sich ſpiegelnd in der Fluth.

„O daß ich ewig liegen muß
Im alten Felſenhaus!
O trüge mich der deutſche Fluß
In's weite Meer hinaus!

Ins weite und ins freie Meer
Bis an mein Heimathland,
Oft leuchtet mir im Traume her
Sein weißer Felſenſtrand!"

Er drückt ſich auf die dunkle Bank
Und wünſcht den Tod heran,
Das Auge trüb, das Herze krank.
Stiert er den Boden an.

Dem alten Kummer gibt er Raum,
Wird ihm auch noch ſo bang —
Und lieblich tönt's in ſeinen Traum
Wie frommer Harfenklang.

Wie jenes Lied, das oft daheim
Er sang an Freundesbrust —
Der Traum ist süß! — der alte Keim
Schwellt ihn mit hoher Lust.

Von unten schallt es mild herauf
Wie nie ein Trost erscholl —
Da geht ein Licht ihm strahlend auf:
„Mein Blondel liebevoll!“

Er sieht sich wieder froh und frank — —
Und doch — das ist kein Traum!
Das ist Gesang! — er läßt die Bank,
Er lauscht am Gitterzaun:

Mit welcher Stimme fällt er ein
Und singt das Lied zu End',—
„Das möge dir ein Zeichen sein,
Auf daß mein Leid sich wend'!“

Er weiß, nun ist vorbei die Noth,
Die Thräne rinnt herein —
Und draußen glüht das Abendroth
Und rauscht der grüne Rhein.

3.

„Mein Richard, o mein Richard!“
„„Mein Blondel, treu und gut!““
Sie halten sich umschlossen
In ihrer Liebesgluth.

Sie halten sich umschlossen
Und weinen leis und lind;
„„O glücklich, dreimal glücklich,
Daß ich dich wiederfind'!““

Der Sänger mit der Laute,
Der König im Purpurkleid —
Zwei treue Freundesherzen
In Freude und in Leid.

Es mahnt sie an die Ferne
Und an die Burg am Rhein,
An seine grünen Wellen
Und an den güldnen Wein;

Und an die stille Zelle
Und an des Liedes Klang —
Sie halten sich umschlossen
Und weinen leis und lang.

310.

Der Harfner auf dem Trifels.

Von L. Aulenbach.

Wer sitzt dort auf den Trümmern im Sonnenniedergang?
Sein Lied es tönt so schaurig zu seiner Harfe Klang.
Es ist der treue Harfner in seinem greisen Haar,
Er singt von einem König, der dort gefangen war.

Schon sind viel hundert Jahre, daß hier in Kerkernacht
Der Löwe Richars grollte in schnöder Fesseltracht.
War dieß der Lohn dem Helden, der für des Glaubens Gut
Im fernen Syrerlande vergoß sein edles Blut?

Der Thurm ist längst zerstoben sammt dem, der drinnen lag,
Kaum daß die Zeit noch Spuren gelassen hat der Schmach.
Doch Zeit und Sturm und Jahre, sie thaten nichts zu leid,
Dem treuen Harfner droben, der kennt nicht Raum noch Zeit.

Wenn sich die Sonne neiget, hört man zur Harfe dann
Sein schaurig Lied ertönen von dem gefangnen Mann.

311.

Rietburg.

Von Fr. Otte. — Rietburg (Rippurg) südw. von Edenkoben. — Chron. Hirs. ad an. 1255. Eos 1819, Nr. 35. Frey Beschr. des Rheinkreises I, 279.

Aus der alten Worms am Rheine,
Reitet Hollands Königin,
An des treuen Dieners Seite
Nach dem Schloß Trifels hin.

Frühling ist's, der Himmel glänzet
Sonnenhell und dunkelblau,
Muntre Vogellieder klingen
Und mit Blüthen prangt die Au.

Selig ist die junge Fürstin
Aufgewacht zu neuer Lust;
Gold'ne Frühlingsträume tauchen
Wonnig auf in ihrer Brust.

Lässig, ihrer Hand entsunken
Hängt herab des Rößlein's Zaum,
Und ihr Auge haftet trunken
An der blauen Berge Saum.

„Seid gegrüßt, ihr lieben Berge,
Von dem Morgenstrahl erhellt.
Sei gegrüßt, du wunderbare,
Lenzgeschmückte Zauberwelt!

Seid gegrüßt, ihr hellen Schlößlein,
An des Hügels grünem Rand,
Dessen Fuß die dunkle Föhre
Und der Eichenwald umspannt.

Weg, ihr düstern Halbebilder,
Hollands Meeresstrand und Dün'!
Schöner lebt's sich hier am Rheine,
In der Pfalz so frisch und grün."

Ruft die Fürstin und von ferne
Winket ihr der Trifels schon;
Nein so selig war sie nimmer
Auf dem stolzen Königsthron.

Sieh da naht die Rietburg nieder,
Dumpf und düster wie ein Grab!
Weh, von ihrer dunklen Warte
Späht der grimme Feind herab.

Niedergefallen Kett' und Brücke,
Aufgesprungen ist das Thor,
Aus des Schlosses finstrem Raume
Stürmt ein Söldnerhaufe vor.

Hohn auf ihren blassen Lippen
Blankes Schwert in brauner Faust!
An der Spitze ragt Graf Hermann
Der im Schlosse droben haus't.

Wilden Muthes stürzen Alle
Auf die Königin sich dar,
Reißen ihr die gold'ne Krone
Aus dem braunen Lockenhaar.

Einer faßt das Roß am Zügel,
Zerrt den Teppich ihm von Leib
Und ein andrer aus dem Bügel
Reißt das edl' Königsweib.

Mag sie jammern, mag sie flehen,
Eisern ist des Grafen Brust!
Weh, schon liegt sie in dem Thurme,
Leichenblaß, sich unbewußt.

Jubel nun und wilde Freude
In des Schlosses düstrem Bann,
Denn ein Weib ist ihre Beute
Das das Schwert nicht führen kann.

Wilde Knechte, blasse Zecher
Feiern froh das Siegesmahl,
Und Graf Hermann schwingt den Becher,
Trunken hebt er sich im Saal:

„Plagt dich, König, Langeweile?
Hol' dein Weib, noch ist es Zeit,
Darfst mir grollen, doch vor Allem
Sei das Lösegeld bereit!"

Finster ist die Nacht und stille,
Droben hoch kein Sternlein wacht:
Horch, da wird es plötzlich rege
Und zum Tag erbleicht die Nacht.

Schwerter, Helme, Hellebarden
Tauchen aus dem Dunkel auf,
Und von hüben und von drüben
Zieht heran manch rüst'ger Hauf.

'S sind die wackern deutschen Männer
Dort aus Worms der alten Stadt,
Heute gilt's dem schlimmen Grafen,
Der das Recht verletzet hat.

Seht die Fackeln sind geschwungen
Roth und blutig ist der Rhein!
Und die grausen Flammenzungen
Lecken schon am alten Stein.

Thurm und Giebel rollen nieder
Nieder sinkt das stolze Schloß,
Und in Ketten vor den Siegern
Liegt Graf Hermann mit sein Roß.

Aus des tiefsten Thurmes Grufte
Steigt die Königin herfür,
Starr, mit rothgeweinten Augen
Und beraubt der Krone Zier.

Aber trunken sinkt sie nieder
An der Retter treue Brust,
Und ihr Herz schlägt freudig wieder,
Und ihr Blick strahlt neue Lust.

„Dank euch, dank euch, wack're Männer,
Die ihr Schutz dem Fremdling beut,
Wenn der Feind im Hinterhalte
Mit dem Schwerte ihn bedräut.

Ew'ger Segen euren Gauen,
Euren Helden, euren Auen,
Ew'ger Segen euren Hütten,
Eurem Kindern, euren Frauen.

Nimmer soll uns Zwiespalt scheiden!
Und der Rheinstrom sei das Band,
Das euch unzertrennlich eine,
Deutsches Land und Niederland!"

312.

Der verrufene Posten zu Landau.

Von J. B. Goßmann.

Landau, reiche Pfälzerdirne, hast gehabt schon viele Freier,
Alle kamen, dich umbuhlend, wie die Raben, wie die Geier;
Mit Geschützen, großen, kleinen, stolz auf Wagen, stolz auf Rossen,
Mit Geraffel, mit Geschmetter kamen sie herangeschossen.

Wenn Musketenkugeln flöten, wenn Kanonen Grundbaß geigen,
Wenn im Takte Bomben tanzen, heißt dir das ein Hochzeitreigen?
Müssen jetzt auch deine Kugeln, dein Korallenschmuck, dir rosten,
Manches bleibt an dir poetisch, so auch dein verrufner Posten.

Wenn die Trommel durch die Gassen Zapfenstreich einmal geschlagen,
Will es draußen an der Schanze keiner Wache mehr behagen;
Denn da kommt's herangeschlichen oft mit geisterhaftem Flüstern,
Und beim Spuck in's Aug' zu schauen ist der Kühnste selbst nicht lüstern.

Werda! rief entgegen Mancher. Antwort wird ihm nicht gegeben:
Werda! zwei- und werda! dreimal. Will er dann die Waff' erheben,
Will sein Bajonnet gebrauchen oder an zum Schießen legen,
Kommt es plötzlich aus dem Dunkel, tritt es warnend ihm entgegen.

Weh! es starrt aus hohlen Augen dem Bekehrten eine Leiche
Blutig, fahl und schwarzgebartet, in's Gesicht, das schreckensbleiche,
Nur drei Schritte vor ihm stehend. Langsam streckt es dann die Arme
Nach dem Himmel, flehend, jammernd, daß sich seiner Gott erbarme!

Deutet dann auf eine Wunde, die da blutig klafft am Herzen,
Wimmert, ach! so bang, so kläglich, wie gequält von Höllenschmerzen,
Will ihm winken, ihm zu folgen, doch dazu ist keiner lüstern,
Und verschwindet, wie's gekommen, hinter altergrauen Mauern.

Ein Major, ein Navarreſe, lebte hier in jenen Jahren,
Da die Bürger deutsch, die Mauern aber doch französisch waren,
Grausam war er, ohn' Erbarmen, streng und barsch im Dienst wie Keiner,
Darum fürchtet ihn wohl Jeder, doch es liebt ihn auch nicht Einer.

Nächtlich springt er oft vom Lager, mit dem Mantel sich umhüllend,
Mit dem Degen sich umgürtend, tückisch seinen Dienst erfüllend;
Schleicht herum bei allen Posten, spähend, ob sie treulich wachen,
Schleicht herum an jedem Wachthaus, ob sie zechen nicht und lachen.

Weh' und Allen wehe, fand er Eines nicht im rechten Gleiſe,
Eingeſperrt und krummgeſchloſſen auf die unerhört'ſte Weiſe
Ward auf Tage, ward auf Wochen oft in feuchten, dunkeln Kammern
Unteroffizier und Mannſchaft, wo ſie tauben Wänden jammern.

Und er ſpäht nur immer liſtig, wie er den und den verſuche,
Nicht belud er ſich mit Segen, doch dafür mit manchem Fluche.
Drückten auch die vielen Flüche weder Schulter ihm noch Lende,
Drückten ſie doch ſo gewaltig, daß er fand ein ſchlimmes Ende.

Oftmals, wenn den finſtern Himmel trübe Wolken ſchwarz bedecken,
Weiß er nah heranzuſchleichen, weiß zu necken, weiß zu ſchrecken
Bei Rekruten, jüngern Burſchen, liebt er als Geſpenſt zu wandeln
Aber läßt ſich Einer düpiren, ſchrecklich dann ihn zu behandeln.

Ob es oft ihm auch gelungen, einmal hat's ihm fehlgeſchlagen,
Daß ihm alle Luſt vergangen Solches noch einmal zu wagen.
„Werda!" ruft ihm keck und trutzig Einer zu von ſeinen Mannen,
Da er wieder kam geſchlichen — und begann den Hahn zu ſpannen.

„Werda? Sei's der Teufel ſelber!" Und er tritt ihm muthig näher,
Doch auch diesmal blieb ſein „Gut Freund" ſchuldig der verſchmitzte Späher,
„Werda! Nun zum Letztenmale!" — Still. — „Da iſt es nicht geheuer!"
So der unerſchrockne Burſche, legt entſchloſſen an, gibt Feuer. —

Hört es ſtöhnen, ſieht es ſinken! Wieder hat er ſchnell geladen
Doch da kommen von dem Schuſſe hergeführt die Kameraden,
Seh'n beim Schein der Wachtlaterne, in Verwirrung, in Verſtummung,
Einen, den ſie nicht vermuthet in geſpenſtiger Vermummung.

Wenn ſie auch ihn zu erwecken alleſammt ſich Mühe geben,
In die Lungen will kein Athem, in die Glieder will kein Leben,
Ach! die Hand iſt ſchon erkaltet, ach! das Auge ſchon gebrochen,
Und der Mund, ſo blaß und blutig hat kein Wörtlein mehr geſprochen.

Wäre wohl ein kaiſerlicher Marſchall noch dereinſt geworden,
Hätte Manch ſich beladen ſchwer mit Gold und Ruhm und Orden!
Aber ſieh! der raſche Jüngling hat dem Herrn Major inmitten
Seiner Bahn den Lebensfaden unerbittlich abgeſchnitten.

Weil er nun in ſeinen Sünden ohne Reue hingefahren,
Argen Frevels oftmals ſchuldig, ſpukt er ſchon ſeit vielen Jahren,
Wird vielleicht noch lange wandeln, bis es Einem wird gelingen
Den das Schickſal hat berufen, ihn zur Ruh zu bringen. —

Landau, reiche Pfälzerdirne, lasse Federet und Preier,
Einer hat dein Herz erobert, bleibe du ihm treu — dem Bayer,
Bist schon vorgerückt an Jahren, sei deßwegen nicht verdrossen,
Wenn sie nimmer dich umstürmten stolz auf Wagen, hoch auf Rossen.

Gönne deinen jüngern Schwestern lieber jenen Hochzeitreigen
Wo Musketenkugeln flöten, wo Kanonen Grundbaß geigen
Mögen, statt um dich zu tanzen, friedlich deine Bomben rosten,
Könnte Poesie dir fehlen, bleibt dir dein verrufner Posten.

313.

Das fromme Knäblein zu Speyer.

Vincent Bellov. spec. hist. l. VII. c. 99 bei J. W. Wolf d. M. u. S. 209.

In Speyer sieht man ein wunderthätiges Marienbild, welches das Jesukindlein auf dem Arme trägt. Zu diesem trat einmal ein Knäblein, welches ein Stück Brod in der Hand trug; davon brach das Kind ein Bröcklein und reichte es dem Jesuskind bittend hin mit diesen Worten, deren sich die Kinder gewöhnlich zu bedienen pflegen: „Da Kindchen, da, beiß einmal.“ Da neigte sich das Bild des Jesuskindes und umfing das Knäbchen, indem es sprach: „Mußt nicht mehr weinen, Kindchen, über drei Tage sollst du mit mir zusammen essen.“ Das hörte des Knäbchens Mutter, und sie zitterte und bebte, erzählte auch das Wunder einem alten Kanonikus, der gerade vorbeiging. Dieser erkannte den Sinn jener Worte und sprach: „Frau, habet Acht auf euer Kind, denn es wird kaum noch drei Tage leben.“ So geschah es auch, das Knäbchen bekam ein Fieber und war am dritten Tage todt.

314.

Warum die Kaiser im Dom zu Speyer bestattet worden.

Eysengrein Chron. Spir. L. XI., p. 179. Simonis Beschr. der Bischofen zu Speyer p. 35. G. Litzel hist. Beschr. der kais. Begräbniß in dem Dom zu Speyer ꝛc. S. 6. Ertl relatt. S. 91 bemerkt: „Ob die Erzählung ein Gedicht oder Geschicht sei, lassen wir dahin.“ Geissel Kaiserdom III., 215.

Als Kaiser Konrad den Grundstein zum Speyerer Dom gelegt, hat er verordnet, welcher römische König oder Kaiser innerhalb Deutschland

mit Tod abgehen würde, und sich nicht einen besonderen Ort seines Begräbniß bestimmt haben würde, daß derselbe in der Domkirche der Stadt Speyer zur Erde bestattet werden sollte. Eine ganz besondere Ursache dieser Verordnung erzählt Eysengrein nach verschiedenen Scribenten.

Graf Leopold von Calwe, weil er als Uebertreter eines gewissen kaiserlichen Gesetzes verklagt worden war, floh und verbarg sich mit seiner schwangern Gemahlin in einer Bauernhütte auf dem Schwarzwald. Der Kaiser kam von ohngefähr dahin auf die Jagd und übernachtete in eben dieser Hütte, da der Graf abwesend war; des Nachts gebar die Gräfin einen Sohn, welcher weinte, und wobei diese Stimme gehört wurde: „O Kaiser! dieses Kind wirst du zu einem Tochtermann und Erben haben.“ Darüber erschrak der Kaiser und befahl des Morgens seinen Dienern, das Kind, als von Vater und Mutter nun verlassen, zu tödten. Diese aber erbarmten sich über den Knaben, verbargen ihn unter einem Baum, und überbrachten statt seines Herzens ein Hasenherz. Herzog Hermann von Schwaben fand, da er vorbeiging, den Knaben, hob ihn auf, und nahm ihn endlich an Kindesstatt an. Lange Zeit hernach sah der Kaiser diesen artigen Jüngling, und bat den Herzog, daß er ihm denselben überlassen möchte. Nachdem dieses geschehen war, fiel dem Kaiser einstens aus verschiedenen Muthmaßungen ein, dieses sei der Knabe, welchen er umzubringen befohlen habe. Damit nun die gehörte Stimme nicht möchte erfüllt werden, gab er dem Jüngling einen Brief, daß er ihn der Kaiserin überbringen sollte, folgenden Inhalts: „So lieb dir dein Leben ist, so lasse, sobald du den Brief empfangen hast, den Ueberbringer heimlich tödten.“

Der Jüngling, welcher nichts Böses argwöhnte, nahm den Brief, eilte, kam bald nach Speyer, und kehrte bei dem Dombechant ein. Dieser, von Neugierde getrieben, öffnete den Brief, verabscheute eine so schändliche That, und anstatt der Worte: „Laß ihn tödten,“ schrieb er: „Gib ihm unsere Prinzessin zur Ehe.“ Welches auch geschah; und die Kaiserin ließ das Beilager zu Aachen halten. Der Kaiser, als er von dieser Vermählung Nachricht erhielt, erstaunte darüber, und vernahm von Herzog Hermann, daß dieser Jüngling ein Sohn des Grafen von Calwe sey. Weil er nun sah, daß er dem göttlichen Willen nicht widerstehen konnte, so nahm er den Tochtermann Heinrich zu seinem einzigen Sohn und zu seinem Mitregenten auf. Zur gebührenden Danksagung nun, weil er durch einen Speyerer (denn sein Kanzler war der Dombechant) von Vergießung unschuldigen

Blutes abgehalten und befreit worden war, hat er zu einem immerwährenden Gedächtniß dieſer Geſchichte verordnet, daß alle Könige und Kaiſer, welche in Deutſchland ſterben, in dem von ihm geſtifteten Dom zu Speyer ſollten begraben werden, welches er auch zuerſt an ſich erfüllen ließ.

315.

Die Glocken zu Speyer.

Von Max v. Oer. — Geiſſel Kaiſerdom III., 235.

Zu Speyer im letzten Häuſelein,
Da liegt ein Greis in Todespein,
Sein Kleid iſt ſchlecht, ſein Lager hart,
Viel Thränen rinnen in ſeinen Bart.

Es hilft ihm Keiner in ſeiner Noth,
Es hilft ihm nur der bitt're Tod!
Und als der Tod an's Herze kam,
Da tönt's auf einmal wunderſam.

Die Kaiſerglocke, die lange verſtummt,
Von ſelber dumpf und langſam ſummt,
Und all Glocken groß und klein
Mit vollem Klange fallen ein.

Da heißt's in Speyer und weit und breit:
Der Kaiſer iſt geſtorben heut'!
Der Kaiſer ſtarb! Der Kaiſer ſtarb!
Weiß Keiner, wo der Kaiſer ſtarb?

* * *

Zu Speyer, der alten Kaiſerſtadt,
Da liegt auf gold'ner Lagerſtatt,
Mit mattem Aug' und matter Hand
Der Kaiſer Heinrich, der Fünfte genannt.

Die Diener laufen hin und her,
Der Kaiſer röchelt tief und ſchwer; —
Und als der Tod an's Herze kam,
Da tönt's auf einmal wunderſam.

Die kleine Glocke, die lange verſtummt,
Die Armenſünder-Glocke ſummt,
Und keine Glocke ſtimmet ein,
Sie ſummet fort und fort allein.

Da heißt's in Speyer und weit und breit,
Wer wird denn wohl gerichtet heut?
Wer mag der arme Sünder ſein?
Sagt an, wo iſt der Rabenſtein?

316.

Das Marienbild im Dom zu Speyer.

Simonis Beſchr. der Biſchofen zu Speyer p. 71. Lehmann chron. p. 438. Eyeugrein chron. Sp. l. XII., 212. G. Litzel hiſt. Beſchr. d. kaiſ. Begräbniß zu Speyer S. 29. Geiſſel Kaiſerdom I., 93.

Sankt Bernhard hat ſich einmal verſpätet unter den Fürſten, die zu einem Reichstage gen Speyer gekommen waren, und die Stunde, wo er gewöhnlich Maria mit einem Ave zu grüßen pflegte, hatte ſchon längſt geſchlagen, als er ſich ſeiner Säumniß erinnerte. Er lief alſo, ſo ſehr er konnte, dem Dome zu und begann ſchon einige Schritte vor dem Altare ſein Gebet: „O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria!“ d. i.: O du gütige, o du milde, o du ſüße Jungfrau Maria!“ Als er aber nah dem Altare ſtand, da ſchaute ihn die Muttergottes nicht mit ihrem ſonſt ſo freundlich lächelnden, ſondern mit einem Auge voll Verweiſes an und fragte aus dem Bilde: „Sancte Bernarde, unde tam tarde?“ d. i.: „Heiliger Bernhard, warum kommſt du ſo ſpät?“ Deß war der heilige Bernhard jedoch nicht gewohnt und er antwortete Marien mit Pauli Worten: „Mulier taceat in ecclesia!“ d. i.: „Das Weib ſoll ſchweigen in der Kirche.“ Seitdem hat das Bild kein Wort geſprochen.

317.

Teuffel, die ſich für Münch außgeben.

Von Georg Sabinus. — Weier, von der Zauberei I., cap. 17 bei Nodnagel deutſche Sagen 1836, S. 114. Grimm deutſche Sagen I., 363.

Ein Stadt am Rhein alt und bekandt,
Mit Namen Speyr iſt ſie genannt,
Dem Wormſer boden ſie nah leit,
Mit Mauren feſt ſehr wol gefreyt.
Man ſagt, es haben Nemetes
Vor Zeiten da gehabt ihrn ſeß!
Auch ſeynd auß Franken hochgeborn
Vier Hertzög in der Stadt verſchorn,
Cäſar daſelbſt der tapfer Heldt,
Sein leger hatt in freyem feldt,
Daher jhr Nam Speyer genannt,
Den Griechen iſt gar wol bekandt!
Alda ſein ſitz ein Burger hett,
Mit fiſchen er ſich nehren thet:
Sein Nahrung ſucht er bey der nacht
Im Rhein mit garn darzu gemacht.
Als er ſich aber auff ein zeit
Bey nacht zu fiſchen hett bereit,
Kam zu ihm an das Ufer dar
Ein Man den er nit kennet zwar,

Ein schwartze kutten trug er an,
Wie man sieht daß die Münche han,
Den Bruder grust nach alter weiß
Der Fischer, forscht nach seiner reiß,
Daß er sich hett bei eitler nacht
So schnell zu reisen auffgemacht,
Er sprach: „Ich kom ein Bott von fer,
Schnell vber Rhein ist mein beger,
Der Fischer sagt, Tret zu mir ein,
Ich will dich führen vber Rhein,
Als sie nun waren vbergfahrn
Fünff ander Münch behend da warn,
Der Fischer grüst sie mit bescheidt,
Fragt wo doch her gieng ihr geleidt,
Daß sie der Zeit nicht hetten acht,
Vnd reisten so bei eitler nacht.
Der ein münch sprach, die not vns treib,
Bey nacht zu retten vnsre Leib.
Denn alle welt die ist vns feindt,
Dieweil wir Gottesdiener seindt.
Was geistlich heist, das wird veracht,
Hie niemandts ist der solchs betracht,
Die Welt vns gern auch gar thet hin,
Wenns ihr gelüng nach ihrem sinn,
Weil wir dann manchem nütz gewest,
So sey du wieder freundt der best.
Vnd nehm vns in den nachen dein,
Führ vns in eil hin vbern Rhein.
Fur solche trew dir desto mehr
Zu lohn an fischen Gott bescher,
Der Fischer sprach, sie jr redt wol:
Sagt wer mir mein lohn geben soll,
Du weist, sie sprachen, wies jtzt steht,
Daß schmal vnd dürr genug zugeht.
Den heutigs tags gemeine Leut
Den München geben keine beut,
Den Opfferpfenig helt man ein,
Weil einigkeit wil thewer seyn.
Doch dankbarkeit du spüren solt,
Wann Gott vns wieder wird seyn holdt;
Als dann wir für dein arbeit schwer
Dir geben wöllen desto mehr,
Darauff der Fischer stieß von landt
Den nachen mit sein thewren pfandt:

Als nun der Nachen fürbaß gieng,
Ein Wetter sie gar schnell vmbfieng.
Die finstern Wolken deckten gantz
Die hellen Stern mit jhrem glantz,
Der Wind tobt schrecklich vmb das Schiff,
Groß regen auch mit vnterlieff,
Das Nächlein schier bedecket war
Mit Wasserwellen gantz und gar,
Sein farbe dem Fischer gleich entfiel
So gar, als wenn jtzt wer sein Ziel,
Sprach bey sich in dem vngemach,
Was mag doch das seyn für ein sach?
Kein regen ich gemerket hab,
Da sich die sonn begab hinab;
So ist kein schwalb nahe oder weit
Geflogen auff daß Wassers breit;
Kein Reyger ich gesehen hab,
Das Wasser fliegen auff und ab;
Der Mond ist auch an seinem schein
Nechten gewesen schön und rein,
Auch sah die Sonn schön hell und klar,
Als sie im vndergehen war,
Der Fischer redt, Des Windes sauß
Die wort fuhrt alle dort hinauß
Auch fuhren vbers Schiff gering
Die wellen, daß schier vnderging,
Doch hub er auff in solcher not
Sein Hände, bat vmb hülffe Gott.
Der München einer sprach mit Zorn,
Was ligst du Gott mit bettn in ohrn,
Riß ihn das ruder aus der handt
Und schlug ihn, daß ers wol befandt,
Den Leib zerplauwt er jhm so gar,
Daß nichts zum todt mehr vbrig war.

Also kam endlich an den tag,
Worans den schwarzen München lag,
Derhalben sie schnell in der lufft
Auffuhren wie ein leichter tufft,
Vnd letzten sich mit solchem stanck,
Daß wer es roch, in ohnmacht sank.

Bald sahe der Himmel wider schön
Im lufft man hört auch kein gethön.

Wiewol vom schrecken und gewalt,
Der Fischer bey nah war erkalt,
Ermannt er doch vnd fuhr ans landt,
Legt sich da nieder auff den sandt,
Wart bis der helle tag anbrach,
Da endert sich die böse sach.
Denn Gott ein Knaben zu jm sandt,
Der hub ihn auff mit seiner handt,
Vnd führt jn heim zu seinem Weib,
Daselbsten er ein klein weil bleib.
Denn als er seinen Freunden all
Erzehlet hatte diesen Fall:
Auch alles hatt daheim bestellt,
Fuhr er dahin auß dieser Welt.

Deß andern tags nach der geschicht
Hat sich erzeigt ein gleichs gesicht;
Ein Bott auß Speyer früh außging,
Bey zeiten er sein reiß anfing,
Da er nun auff dem weg ging fort,
Auch sonst kein Menschen sah noch hort,
Sieht er ein Wagen ohn gefertt
Schnell zu jhm rasseln auff der Erdt:
Die Deck von schwarzem Tuche war,
Mit München auch besetzet gar,
Der Pferdt dran waren sieben joch,
Ein radt am Wagen mangelt noch,
Der Fuhrmann der regiert die Roß,
Ein Nasen hat, war schrecklich groß,
Der Bott verstutzt begundt zustehn,
Und ließ die Kutsch fürnber gehn.
Da merkt er erst die ganze sach,
Sah daß aus Teuffels trug geschah.
Flugs fuhr der Wagen in die Höhe,
Als wann es wer ein fewer Löhe.
Ein Dampff mit grosser fewer flam
Mit krachen, prasseln baldt drauff kam.
Von schwerdtern hört man ein gekling,
Als wann ein Heer zusammen gieng.
Da dieß nun geschehen war zur handt
Der Bott sich auf dem weg vmbwandt:
Zeigts an den Leuthen in der Stadt,
Was sich früh drauß begeben hatt.

Vnd weil es ist ein ware geschicht,
So kan ichs auch verbergen nicht.
Auch könt ich wol, wanns nöthig wer,
Anzeigen, was drauß sey die leer.
Die Fürsten Teutscher Nation
Jetzund in grossem zwietracht stohn.

318.

Wo die Sage den Namen: Pfalz herleitet.

F. X. Remling die Maxburg bei Hambach, S. 15.

Mitten in dem gesegneten Lande Pfalz ruht auf anmuthiger Höhe beim Hambach die Maxburg, vordem Kestenburg geheißen. Daselbst ragt vor andern ein bemoostes Felsenhaupt in die Lüfte, auf dessen Scheitel sich eine wunderbare Aussicht eröffnet. Weithin erstrecken sich die goldenen Fruchtgefilde und die kostbaren Rebhügel des Landes; das ganze Paradies der Pfalz liegt ausgebreitet vor Augen. Hier war es auch, wohin der Teufel unsern Herrn Jesum Christum führte, um ihm die Schätze der Welt zu zeigen. „Alles dieses soll dein sein, wenn du vor mir nieder-

fällst und mich anbetest.“ Da soll ihm aber der Heiland das einfältige Wörtlein zugerufen haben: „Behalt's!“

Ergrimmt und beschämt wich der Versucher von dannen; dem Lande aber ist von dem „Behalt's“ der Name geworden: Pfalz.

319.

Das Nonnenthal bei Neustadt a. d. Haardt.

J. G. Lehmann Geschichtl. Gemälde aus der Pfalz I., 84.

Das Nonnenthal bei Neustadt führt seinen Namen von dem Nonnenkloster, welches vor Zeiten daselbst bestanden haben soll. Hier geht die Vorsteherin dieses Klosters um, weil sie ihre Untergebenen über die Maßen hart behandelte. Alle sieben Jahre auf denselben Tag, an welchem das Gotteshaus zerstört wurde, steht es wieder ganz da, jedoch nur den Sonntagskindern sichtbar. Da war einmal ein Schäfer in der Gegend, auch ein Sonntagskind, der hatte des Nachts Kloster und Kirche hell erleuchtet gesehen, auch den Chorgesang der Nonnen gehört. Er ging auch darauf zu, in der Absicht, die Nonnen zu erlösen und den daselbst verborgenen Schatz zu heben; allein, wie er in die Kirche kam und die vielen Todtengesichter sammt der Vorsteherin am Altare erblickte, ist ihm der Angstschweiß über das Gesicht geronnen und der Stoßseufzer entschlüpft: Gelobt sei Jesus Christus! In demselben Augenblick verschwand Kloster und Kirche, und der Schäfer hörte nur noch den schmerzlichen Ruf: Ach! jetzt muß ich wieder sieben Jahre warten!

320.

Schloß Hambach.

Von K. F. Schuler. — Die Zerstörung 1525. Frey a. a. O. II., 555. Remling a. a. O.

Stand ein Schloß mit hellen Zinnen,
Fried' und Freude wohnten drinnen,
Kaiser Heinrich hat's erbaut,
Daß er von der Haardt geschaut
Schöne Pfalz am Rheine.

Glich das Schloß des Vaters Throne
Und des Kaisers schönster Krone;
Denn das Land lacht, als ein Kind,
Frühroth malt, als Hyacinth
Und Rubin, die Firste.

Stand das Schloß mit hellen Zinnen,
Fried' und Freude wohnten drinnen,
Als ein Bauernhaufe kam
Und das Schloß mit Hoffart nahm
Und mit Sens' und Gabeln.

Haben seinen Herrn gefangen,
Sammt den Dienern aufgehangen
Und die Tochter vom Gebet,
Da zum Heiland sie gefleht, —
Helden gleich! — gerissen.

Gottes Buch stand aufgeschlagen:
Konnten sie's zu küssen wagen? —
Jeder hat das Buch geküßt;
Freiheit hab' ein jeder Christ,
Gleich sei'n Herrn und Bauern.

Und von Dörfern nah und weite
Klang in Thürmen hell Geläute,
Doch Geläut nicht friedenvoll,
Sondern Aufruhr, Bauerngroll,
Nicht Geläut zur Kirche.

Und die Jungfrau ward gerissen
Zu des Kellers Finsternissen;
Leuchten mußt' aus jedem Faß
Wein, zu löschen Bauernhaß
Gegen alle Herren.

Selber sind die Herren worden,
Wollten gern doch alle morden,
Und sie ließen leben sich,
Thaten herr- und gütiglich
Vor dem größten Fasse.

Dieser hielt die Maid umschlungen,
Die geweinet und gerungen;
Jene tanzten um den Wein,
Rieslingdüfte würzig fein,
Jauchzten hoch und sanken.

And're schrieen auf dem Spunde:
„Bratet, hängt die großen Hunde!
Das ist Rechtens — Christenthum!
Brod und Wasser machen dumm!
Wein, ihr Herren, Wein her!"

Sie erklärten die Novellen,
Und vergaben Amtmannsstellen,
Legten sich die Bibel aus,
Tranken auch nicht übel aus
Nebenbei, als Herren.

Einer schlief und sah im Traume
Weib und Kind an Hütt' und Baume,
Trank mit ihnen Wasser klar,
Bot vom Kuchen freundlich dar,
Kuß auch Weib und Kinde.

Und zur Kirche hört er läuten
Und darin die Worte deuten:
„Wer der Kleinste unter euch,
Ist der Größt' im Himmelreich,"
Hört' es nur im Traume.

Und er sah sich selbst — zufrieden,
Von dem falschen Stolz geschieden,
Wetzend in der Wiese steh'n
Und in Blumen Kräutern mäh'n,
Sah es nur im Traume.

321.

Die Weinprobe zu Wachenheim.

Von Ludwig Schandein. — Pfälzisch. — Lehmann a. a. O. II., 202. Remling Gesch. der Abteien und Klöster in Rheinbayern I., 134, (67).

Bei Derkem isch Limborg uf herrlicher Höh,
Do liche vum Kloschter noch Reschter;
Do wachst d'r e' Tröppel, e' Schöppel — herrieh!
Das packt nit im Trinke e' Meschter.

Es war mol e' Abt do, der Abt war geschickt, —
's isch wohr un ich mach euch ke' Faxe —
Der hot was studirt, un raus dann ach krikt:
Der Wei' wär zum Trinke gewachse!

Beim Studium muß ach die Praxis noch sei',
Do sicht m'r ob enr e' Fax isch;
Mei' Abt awer kennt bis ins Dippelche nei'
Jed Plätzel wu's Tröppel gewachs isch.

De' Grund will er sehne, daß 's gründelich geht,
Do dorscht er un forscht er un hokt er
Von früh an bis spot: e' Wei'fakultät,
Die gäb em das Prämje als Dokter.

Un 's war ach se Wachrem e' Wei'werth gewest,
Den but es gewaltig schenire,
Daß er d'r im Trinke nit Owerfax hest:
Er mögt's mit dem Abt mol prowire.

Do sprecht emol owends mei' Abt bei em ei',
Grad hocken die Brüder am Humpe;
„Aha, denkt der Werth, kann's schöner dann sei'?
Do hoscht en, itz loß dich nit lumpe!"

„Gehorscham.....Herr Abt, isch wohr was m'r sächt:
Ehr wären „im Wei'berg" Professor?
's Exame muß sei', un isch es Euch recht,
So wett' ich, ich mach es viel besser!"

Der Werth der isch pfiffig wie 'n Werth immer isch,
Der hot sich's ganz fei' ausgefingert,
Er sächt: „Trink ich de' Herr Abt unner'n Tisch,
Isch zehntfrei uf ewig mei' Wingert.

Doch zich ich de korze, — 's werd numme nit sei'. —
Ich kann jo nit offener spreche:
Do zahl ich en doppelt, der Wingert geht drei',
Die Männer do därfe nix bleche!"

Herngege der Abt: „Wann's umgekehrt isch,
Isch freilich der Wingert mei' ege;
Ehr Männer vun Wachrem, Ehr hörens am Tisch,
Ehr zechen uf uns zwe — als Zege!

Doch daß m'r dut sehne ob's richtig werd sei',
Do horche noch numme e' Wörtel:
De' Männer do schenkt m'r die Humpe als ei',
Doch uns zwe, und meßt m'r mit — Vertel!"

Die Wett isch gemacht. Itz reit m'r im Trapp,
Wie krese die Kanne, die Humpe!
Die Kellerborsch lafe die Be' sich ball ab,
's dät nötig die Faß aussepumpe.

Das isch d'r e' Lewe, das klingelt un tönt,
Das isch e' Gekrisch un Gezäwel;
Schun häwe die Männer ehr Dachstubb verlehnt,
Un ball isch verlehnt ach der Gewel.

Die finn itz marode, der Abt hot sei' Spitz,
Mächt Aegelcher kle' un so selig;
Der Werth steht noch fescht do als Mann an der Spritz,
Der trinkt noch sei' Stümmel ganz fröhlich.

Der Abt isch marode, der Werth awer lacht,
M'r füllt em sei' Vertel vun frischum;
Der Teuxel, hot der wul Guschmugge' gemacht?
Der Abt — der fallt plumps dich vum Tisch um!

M'r schleppten ins Bett.... der Mittag isch do,
Er dut sich die Aege noch reiwe;
Der Abt hot's verlore — sei' Zehnt hot die Grô:
Er muß sich dem Werth noch verschreiwe. —

Na' gläw'ner ich gläb es? Ich gläb numme das:
Der Abt hätt die Wett nit verlore,
Dann Meschter se packe das isch d'r ke' Spaß,
Doch Werth häwens hinter de' Ohre.

Wer gläbt dann so 'n Märel, derwell dann? o seh,
Wer hätts em Werth üwel genumme?
Ich gläb 's isch nit unrecht, doch muß m'r versteh',
Dorch Späßel sei' Recht so bekumme. —

322.

Kaspar von Spangenberg.

Von Ludwig Schandein. — Westricher Mundart.

Der Spangenbergkaschber e' batziger Held:
Der stehlt sich em Kaiser sei' Märe,
Un frot nix noh Kaiser, noh Gott un der Welt —
Sie flüchte un dun sich verklere.
Un dief im Gewäll
Uf hemlicher Stell
Schafft luschtig der Mauer- un Zimmergesell.

„Mei' Schlößche is fertig, wie schö' sich's drei' wont —
O jerum, das gebbt d'r e Lewe!
Doch bin jo die Bauleut noh Müh net belont:
E' Winkuf den will ich noch gewe!" ...
Sie schlofe, schun voll,
Die Hütt brennt wie toll:
Das dur er, daß niemand verrore was soll,

Un jemand vun Worems sei' Märelche sucht,
Der rest als e' resender Ritter;
„Verflucht sei der Räuber, uf ewig verflucht!"
Der Weg werd dem Ritter was bitter.
Doch dief im Gewäll
Uf hemlicher Stell
Do schimmert im Schlößche e' Lichtelche hell.

Der Ritter kloppt an, m'r fehrt en in Sal,
Wer is es? sei' leibhaftig Märe!
Doch mahn er nix sah', hot Luscht do un Qual —
Er loßt sich im Schloß erum fehre.
„Mei' Mann is net do,
Kummt ball awer noh!"
Ball binse beisamme un zeche wie froh.

Sie zeche wie froh un es treft ah das Horn,
Der Kaſchber der macht was de Dicke;
Er kummt uf de Kaiſer, den nemmt er ufs Korn:
Der Ritter kann's kam noch verſchlicke;
Geht früh in der Stunn,
Die Ruhe verbunn —
Ei hätt wul der Ritter das Schloß noch gefunn?

Un ball druf is Lärme un Schrecke im Schloß,
Verrammelt bin Dore und Dehre
M'r merkt ſchun de' Schnuppe, do geht ebbes los;
E' Ritter dut Einloß begehre.
Ob früh in der Stunn,
Die Ruhe verbunn,
Der Ritter — der Kaiſer! hot's Schloß doch gefunn.

Sie flüchte durch's Fenſter in eiliger Not,
Sie han in die Hänn ſich im Springe:
Ehr luſtiges Klädche das ſchuzt ſe vor'm Dod —
Doch dut m'r ſe drunne umringe.
Sie werre verſprengt,
Der Kaſchber gehenkt,
Un's Märe? — das werd' eme ann're geſchenkt!

323.

Die lederne Brücke.

J. G. Lehmann Geſchichtl. Gemälde der Pfalz I., 160.

Die beiden Spangenberg und Erpfenſtein waren ſo wenig entfernt von einander, daß man gegenſeitig aus den Fenſtern Zwiegeſpräch führen konnte. Die Beſitzer beider Schlöſſer lebten als gute Freunde in fröhlichem Genießen deſſen, was ſie ehrlichen Leuten abgenommen. Um nun immer ſchnell zuſammen kommen, auch in Zeiten der Gefahr einander helfen zu können, ſpannten ſie eine lederne Brücke von einer Burg zur andern hoch über das Thal hinweg. Allein die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Als ſie einſt mit einander in Zwiſt gerathen waren und einer von Beiden

über die Brücke zog, um den andern zu Paaren zu treiben, soll dieser schleunig die Brücke abgeschnitten haben, also daß jener mit sammt seinen Leuten in den Abgrund stürzend elendig zu Grunde ging.

324.

Des Spangenbergers Liebe.

Die vor. Schrift I., 160.

Der Spangenberger glühte in tödtlichem Haß wider seinen Nachbar, den Erpfensteiner. Sein Sohn aber liebte die Tochter des Feindes. Weil nun der Vater solche Neigung verfluchte, entwich der Sohn von Hause und trat bei dem Müller der nahen Sattelmühle in Dienste. Hierher wandelte allabendlich das Fräulein von Erpfenstein. Aber die Sache blieb nicht verborgen. Der Spangenberger hob seinen Sohn auf und warf ihn in das tiefste Burgverließ.

325.

Der Käs-König zu Dürkheim.

Frey Beschr. II., 419. J. G. Lehmann Gesch. Gem. II., 131.

Für Nutznießung eines dem Kloster Limburg gehörigen Weidenstrichs hatte Dürkheim mit einigen Nachbar-Gemeinden einen jährlichen Zins zu entrichten. Von diesem Zinse schreibt sich eine alte Gewohnheit her, welche noch bis zur Zeit der französischen Revolution beobachtet wurde, heutzutag nur noch in sagenhafter Erinnerung lebte. Aus den Bürgerssöhnen Dürkheims wurde nämlich einer zum Könige gewählt, welchem ein Marschall zur Bedienung beigegeben war. Dieser begab sich nun jährlich, Pfingstmontags frühe, in Begleitung von zwei Aechtern und eines starken berittenen Gefolges, in die zum Weidgang in's Bruch berechtigten Dörfer und Höfe, um den Zins für die Gerechtsamen in Empfang zu nehmen, und weil der größte Theil desselben in Käsen bestand, so wurde der Gewählte der Käs-König genannt. War nun der

Umritt vollendet und der Zins eingetrieben, so hielt der König des Nachmittags seinen Einzug in die Stadt, mit einer Krone von blauen Kornblumen geziert und einen, auf einem Stabe befestigten, gekrönten Käs als Scepter in der Hand haltend. Auf dem obern Markte erwartete ihn eine, aus den Jungfrauen Dürkheims gewählte Königin, sowie auch den Marschall eine Gefährtin, und nachdem die Bürgerwache einen Kreis geschlossen, tanzten beide, der König, sowie sein Marschall, mit ihren auserwählten und mit Geschenken beglückten Gefährtinnen, nach den Tönen der Musik. Gaffend umwogte die Menge dieses Schauspiel, bis dann endlich der ganze Schwarm in das dafür bestimmte und auf drei Tage von allen Abgaben befreite Wirthshaus, das Königreich genannt, zum Zechen, Tanzen und Schmausen einzog.

326.

Ein Grabstein in der St. Johanniskirche zu Dürkheim.

Lehmann II., 95.

In der Johanniskirche zu Dürkheim befindet sich ein merkwürdiger Grabstein. Darauf sind zwei Ritter in erhabener Arbeit, gerüstet und einander gegenüber liegend, vorgestellt. Der eine derselben ist ein Greis, und der andere ein jüngerer Ritter. Davon geht eine alte, beinahe verklungene Sage. Die beiden Ritter auf dem Steine stellen Vater und Sohn vor; dieser ermordete jenen und darauf sich selbst. Die Ursache dessen war die Liebe des Sohnes zu einer edlen Jungfrau, mit deren Eltern der Vater in Fehde lebte. Die Eltern des Mägdleins waren auf deren dringendes Bitten zur Aussöhnung bereit und willigten in die Vermählung, doch des liebenden Sohnes Vater blieb starr und unbeugsam bei seinem Willen und seinem Hasse. Die Jungfrau sank, das liebende Herz von Gram gebrochen, bald darauf in's Grab, ihr Bräutigam, dem harten Vater fluchend, zog hinaus in das für ihn todte und einsame Leben. Da trug es sich zu, daß ein Krieg ausbrach. Vater und Sohn befanden sich bei den gegenüberstehenden Heeren. Beide stießen in der Schlacht auf einander und der Sohn versetzte dem Vater eine tödtliche Wunde. Nach geendigter Schlacht erfuhr der Unglückliche, daß er seinen

eigenen Vater getödtet. Vor Entſetzen ſtarr ſieht er die Leiche, ſtößt ſich das Schwert in die Bruſt und ſinkt lautlos neben dem Vater zu Boden. Beide umſchloß ein Sarg, wie ein Grabſtein ihre Geſchichte verkündet.

327.

Die Kloſterruine zu Seebach.

Von Friedrich Ernſt. — Vgl. Panzer Beitrag S. 204.

Von des Lebens lauter Straße
Lag geſchieden
Hier in Frieden
Eine heilige Oaſe.

Stille Wohnung frommer Nonnen
Stand im Schirme
Heil'ger Thürme
An des Thales klarem Bronnen.

Bei des Glöckleins hellem Klange
Sie erſchienen
Gott zu dienen
Mit Gebet und mit Geſange.

Fromme Andacht ſie entbrannte,
Ihre Lieder
Hallten wieder
An der Berge wald'gem Rande. —

Einſt doch weinte eine Nonne
Hier oft Thränen
Und ihr Sehnen
Wußten Zelle, Mond und Sonne.

Eine Taube kam geflogen,
Trug im Munde
Todeskunde
Deſſen, dem ſie war gewogen.

Trennungsweh zog hin den Lieben
Zu dem Heere —
Auf der Ehre
Blut'gem Feld iſt er geblieben;

Und noch dacht' er ſterbend ihrer
Bitter leidend; —
Klage meidend,
Beugt ſie ſich dem Weltregierer.

Und ob ihres Ordens Pflege
Bald erblühte
Dem Gemüthe
Ruh' im heiligen Gehäge. —

Der Zerſtörung längſt zum Raube
Ward die Halle;
Und ſie alle
Sind vermählet auch dem Staube.

Und der Epheu am Gemäuer
Grünet immer
Aber nimmer
Schlägt ihr Herz im Todesſchleier.

Nur in ſanften Maienlüften
Wehen linde
Noch als Winde
Seufzer aus den moos'gen Grüften.

Und im Gipfel alter Bäume
Flüſtert leiſe
Noch die Weiſe
Ihres Lieds und ihrer Träume.

328.

Der Nonnenfelsen.

Nonnenfels unweit Hartenburg bei Dürkheim. — K. F. Bruckner, das Haardtgebirge S. 90. Fr. Weiß die maler. u. romant. Pfalz S. 96. Lehmann Gesch. Gem. II., 262.

Einer der Grafen von Hartenburg, ein rauher und wilder Mann, hatte eine Tochter Adelinde, ein Bild zarter Weiblichkeit und edeln Sinnes. Sie entbrannte in heißer Liebe für einen edelgesinnten Jüngling, der als Knappe bei ihrem Vater diente. Stilles Glück beseligte die Liebenden, bis der Graf durch einen Zufall das Geheimniß entdeckte. Kaum konnte der unglückliche Knappe sich der Wuth seines Herrn durch eilige Flucht entziehen. Adelinde aber hatte die ganze Härte seines Zornes zu tragen, und endlich sollte sie sich gegen ihren Willen an einen Ebenbürtigen seiner Wahl vermählen. Um diesem Geschicke zu entgehen, nahm sie den Schleier, und zwar um so lieber, da sie die Trauerkunde erhalten, daß Ruprecht, der Erwählte ihres Herzens, im Morgenlande den Tod im heiligen Kriege gefunden habe. In einem Kloster weinte sie ihren Schmerz aus und theilte ihre Zeit zwischen Gebet, Wohlthun und Pflege der Kranken. Doch ihre theure Heimath konnte sie nicht vergessen, und begleitet von einer treuen Freundin kehrte sie in das Thal zurück, wo sie ihre glückliche Jugend verlebt hatte. Hartenburg gegenüber errichtete sie auf einem Felsen ihr bescheidenes Hüttchen, und bald verbreitete sich der Ruf der hilfreichen, heilkundigen Nonne in der ganzen Umgegend, nur der rauhe Graf beachtete sie nicht. Da vernimmt sie plötzlich, daß ihr Vater auf der Jagd eine schwere Wunde erhalten habe, und daß alle Mittel, seine Schmerzen zu lindern und seine Wunden zu heilen, vergeblich seien. Dem Drange des edlen Herzens folgend, besteigt sie die Stammburg ihres Geschlechtes und rettet das Leben des Vaters, der sie darauf erkennt, die ganze Größe seines Unrechtes bereut, und ein neues besseres Leben beginnt. Er suchte durch alle möglichen Bitten Adelinde zur Rückkehr nach Hartenburg zu bewegen, doch sie blieb auf ihrem Felsen und widmete auch den Rest ihres Lebens dem Wohlthun und dem Beglücken ihrer Mitmenschen. Noch zeigt man den Altar, an dem sie ihr Gebet zu verrichten pflegte, und die Vertiefungen, in denen die Thüre ihrer dürftigen Hütte befestigt war.

329.

Der Mönchskopf auf Hartenburg.

Hartenburg unweit Limburg bei Dürkheim. — M. Frey Beſchr. des Rheinkr. II., 479. K. F. Bruckner Haardtgebirge S. 84.

Der Abt von Limburg lag mit dem Grafen von Hartenburg wegen verſchiedenen Gerechtſamen im Streite. Schwer war zu entſcheiden, wer Recht habe oder Unrecht; der Abt pochte auf ſein Privilegium, der Graf auf ſein Schwert. Endlich zeigte ſich dieſer geneigt, die Sache gütlich auszugleichen, und ſo kam jener auf freundſchaftliche Einladung nach Hartenburg gezogen, ohne Begleitung, keine Hinterliſt ahnend. Der Graf, hocherfreut über den Beſuch, ließ den geiſtlichen Herrn anfangs köſtlich bewirthen, um ihn zutraulich zu machen, und fing dann von ihren gegenſeitigen Zwiſtigkeiten zu ſprechen an. Da aber der Abt gar nichts zugeſtehen wollte, veränderten ſich des Grafen Züge und auf ein gegebenes Zeichen traten Bewaffnete herein, denen er mit donnernder Stimme befahl, den Abt in's Verließ zu werfen. Umſonſt ſträubte ſich dieſer. Nur Bitten und Nachgeben konnten ihn befreien, der Abt bat nicht, noch weniger gab er nach, ward demgemäß in's Gefängniß geworfen. Da kamen die Kloſterknechte von Limburg gezogen, ihren Herrn zu befreien; ſie fingen an zu ſtürmen, aber ſie wurden mit blutigen Köpfen von den ſteilen Burgmauern abgewieſen. Der dumpfe Kerker, das trockene Brod und das klare Waſſer erweichten indeſſen in wenigen Tagen des Abtes Gemüth, ſo daß er willig nachgab und den ganzen Streit gütlich beilegte. Darauf ward er von Seiten des Grafen mit einem Ehrentrunke, ſowie bei ſeinem Ausritte mit dem Spott und Hohn der Knappen und Stallbuben entlaſſen. Zum Andenken an dieſe Begebenheit wurde ein Mönchskopf in Stein gehauen und in der Richtung nach Limburg an dem ſogenannten Treppenthürmchen der Hartenburg eingemauert, wie noch heute zu ſehen iſt.

330.

Siegfried der Drachentödter.

Von Ludwig Tieck. — Im Limburger Walde bei Dürkheim liegt der Hoheberg, deſſen Gipfel der Drachenfels oder Drachenſtein. Noch lebt die Sage im Munde des Volkes, daß hier Siegfried den Kampf mit dem Drachen, welcher die Königstochter bewachte, beſtanden, ihn beſiegt und die Befreite ihren Eltern nach Worms zurückgebracht habe.

Im Walde lebte Mimer
Und bei den Felſenhöh'n;
Dem kam der kühne Siegfried
In früher Jugendſchön'.

Der Meiſter lehrt ihn ſchmieden,
Siegfried war wohlgemuth,
Er ſchlug all' die Geſellen
In Luſt und Uebermuth.

Sie fürchteten ihn alle,
Er brächte ihnen Noth,
Bald zog er ſie an Haaren,
Bald droht' er ihnen Tod.

Mimer, mit klugen Sinnen,
Wußt', wie im finſtern Wald
Ein Drache hatte drinnen
Im Fels den Aufenthalt.

Der möchte alle tödten,
Daß ſelbſt die Kühnſten floh'n.
Der Meiſter ſprach in Nöthen:
„Der Knabe ſpricht uns Hohn,

Er trotzt in ſeiner Stärke,
Und droht uns zu erſchlagen,
Er mag ſich zu dem Berge
Dort in der Wildniß wagen."

Sie lobten, was der Meiſter
In ſeinen Sinn genommen,
Da war Siegfried der Dreiſte
In Freuden hergekommen.

Er lachte, als er ſahe
Wie ſehr ihn alle ſcheuten,
Er ſprach: „Ich diene zagen
Und ungemuthen Leuten.

Wie ich nicht Harniſch trage
Und auch kein Sturmgewand,
Wie könnt' ich euch erſt ſchlagen,
Hätt' ich ein Schwert zur Hand."

Da ſprach der Schmied, der kluge:
„Du mußt nicht, wildes Kind,
Dem Meiſter alſo trotzen,
Geh' in Wald geſchwind,

Vorbei dem tiefen Brunnen,
Wo dunkle Weiden ſteh'n,
Der Felſenkluft vorüber,
Und wo die Winde weh'n.

An einem ſchroffen Berge
Auf rundem, grünem Raum
Umher viele der Eſchen,
Und mancher Tannenbaum.

Und wo ein Waſſer fließend
Rund um den Felſen brauſ't,
Und um die Bergesſpitzen
Manch wilder Adler hauſ't;

Dort ſollſt du Bäume fällen
Zu meinem Eiſenwerk;
Und wenn die Nacht herdämmert
So bleibe dort im Berg;

Auch Kohlen mußt du brennen,
Daß ich arbeiten mag,
Ich will dir Speiſe geben
Auf ſieben volle Tag,

Daß du nicht dürfeſt darben,
Umkehren vor der Zeit."
Siegfried der Jüngling ſtarke
War deſſen hocherfreut.

Mimer, der kluge, wußte,
Täglich zur Steineswand
Der Drach' aus ſeinen Klüften
Zu trinken her ſich wand.

Bald gehend und bald ſpringend
Siegfried mit Schritten ſchnell
Lief nach dem Walde ſingend,
Es ſchien die Sonne hell.

Er fand bald nach den Zeichen
Den tiefverborg'nen Berg,
Begann alsbald mit Freuden
Sein aufgetrag'nes Werk.

Die Art klang an den Bäumen,
Ein Feuer er entbrann,
Der Wald und Bach erglänzte,
Nun ſaß der kühne Mann,

Um auszuruh'n verdroſſen,
Die Arbeit that ihm leid;
Eine Lind' breit und große
Gab ihnen Schatten weit,

Drauf ſangen viele Vög'lein
Darunter ging der Bach,
Auch Roſen blühten röthlich,
Mit Freuden er das ſach.

Er nahm die Eſſens-Speiſe,
Die er da mit ſich trug,
Die Mimer ihm bereitet
Für ſieben Tag genug.

Die nahm er wohlgemuthet,
Auf einmal er ſie aß.
Dann trank er von dem Brunnen
Und ruht' im grünen Gras.

Die Art warf er von hinnen
Und ſah die Blumen an:
Er ſprach: „Schlecht Werk iſt Schmieden
Und ziemet keinem Mann:

Von Abenteuern, Gefahren,
Hört' ich ſo vieles ſagen,
Von manchem wilden Kampfe
In meinen Kindestagen.

O käm' doch aus dem Dunkel
Ein wildes Scheuſal her!
Ich bin ſo wohlgemuthet,
Ich achtet' es nicht ſehr;

Voll Kraft ſind meine Arme,
Ich bin ſo ſatt und froh;"
In ſeinem Uebermuthe
Der Jüngling ſprach alſo.

Da kam in langen Zügen,
Der Drache hergewunden,
Vom Strom ſah er ihn trinken,
Mit klugem Aug' erkunden

Den Jüngling auf der Wieſe,
Den ſprang er brüllend an,
Daß fürchterlich erklungen
Weithin der dunkle Tann,

Und alle Berge grüne;
Die Adler flogen ſcheu
Von ihren hohen Neſtern
Geſchreckt mit bangem Schrei.

Siegfried ſah ſtill das Wunder,
Er von dem Lager ſprang,
Der Wurm in weiten Ringen
Zum kühnen Jüngling drang.

Der ſchützte ſich mit Zweigen
Und gab ihm manchen Schlag,
Manch' Baum von harten Streichen
Auf des Wurms Rücken brach.

Stahlhart waren die Schuppen,
Die Klauen ſchwerterſcharf,
Siegfried ſprang von dem Wurme,
Die Zweig' er von ſich warf,

Die Art ergriff er wieder;
Er that ſo grimm'gen Schlag,
Daß gleich zu ſeinen Füßen
Der Drache hauptlos lag.

Ein großer Strom des Blutes
Rann dampfend durch den Grund,
Er färbte dunkel purpurn
Blumen und Sträucher wund,

Und ſammelte ſich nieder,
So wie ein großer See.
Siegfriede ſaß dann wieder,
Der Schlag ſelbſt that ihm weh,

Die Einſamkeit ward ſtiller,
Flüſternd ging hin ein Wind
Und ſtrich durch Tann' und Eiche
So kühlend und gelind.

Der Bach ging dahin rieſelnd,
Aus Bergen kam ein Schall,
Und widerſtreitend lieblich
Sang manche Nachtigall.

Da dünkt dem jungen Helden,
Er ſei im ſüßen Traum,
Sinnend ſaß er und denkend
Am grünen Lindenbaum.

Sein Herze ſtrebt ſo muthig,
Sein Auge war ſo hell,
Als er den See ſchaut blutig
Neben dem blauen Quell,

Und über ſich im Wipfel
Vernimmt er lieblich Schallen,
Es iſt Klagen und Girren
Von zweien Nachtigallen.

Und wie er ſich beſinnet
Und recht den Laut erfand,
Siegfried im Herzen fühlte,
Daß er den Ton verſtand.

„Der junge Sohn Siegmunds,"
Sang dieſe wunderbar,
„Vollbrachte hier ein Großes,
Was ſchon ſeit manchem Jahr

Kein Held nicht durfte löſen;
Ihn hat hierher gebracht
Mimer mit ſeinen Tücken,
Doch dieſes nicht gedacht.

Er wird der Held der kühnſte,
Berühmt in aller Zeit,
Er wird der Recke ſchönſte,
Zu Thaten hoch erfreut,

Seine Jugend die liebliche
Erfriſchet jeden Muth,
In Schild und Harniſch ſpielende
Vergießt er Vieler Blut."

Siegfried war froh und ſtaunte,
Do hob die and're an
Im Wechſelſang ſo laute,
Daß wiederſcholl der Tann.

„Wüßt' er die rechte Mähre,
Ihm wär es noch gelungener,
Er hätte größ're Ehre
Und bliebe unbezwungener,

Wenn er nackend im Blute
Den Leib, den ſchönen, badete,
Kein Eiſen ihn verwundete,
Nicht Lanz und Schwert ihm ſchadete."

Da ſprang der Jüngling nacket
In das rauchende Blut,
Er kühlt' im rothen Bade
Den heißen Uebermuth.

Da ſang der Vogel girrende
Mit ſüß klagendem Ton:
„Bald wird das Gold, das ſchimmernde
Dir, Siegesmundes Sohn,

Das Drachenbett, das glänzende,
Auf dem der Gift'ge lag,
Sich in den Gluthen wälzende,
Ihm ſchien die Nacht wie Tag;

Die Edelſtein' die funkelnden,
Die ihm geleuchtet ſpat,
Die Lagerſtelle wunderlich
Siegfried gewonnen hat."

Nicht wußte das der Kühne,
Daß ſie vom Schatze ſungen,
Den dann gewann Siegfriede
Ob von den Nibelungen.

Hell ſtieg er aus dem Blute,
Da war er ſchön und groß,
Auch dünkt' er ſich an Muthe
Den Edelſten Genoß.

Es mochte keine Wunde
Verletzen je den Mann,
Doch wie er auch vom Blute
Den Zauber ſich gewann,

Fiel doch unwiſſend ſeiner
Ein Blatt ab von der Lind',
Ihm zwiſchen weiße Schultern,
Daran ſtarb Siegmunds Kind.

331.

Der Waldmann.

Von A. v. Chamiſſo.

Der Wandrer eilt das Thal hinauf,
Er ſteigert faſt den Schritt zum Lauf,
Der Pfad iſt ſteil, die Nacht bricht ein,
Die Sonne ſinkt in blut'gem Schein,
Die Nebel zieh'n um den Drachenſtein.

Und wie er bald das Dorf erreicht,
Ein ſeltſam Bild vorüberſchleicht,
Geſpenſtiſch faſt, unheimiſcher Gaſt, —
Drückt ihn annoch des Lebens Laſt?
Gewährt das Grab ihm keine Raſt?

„Ihr friedlichen Leute, was zaget ihr,
Und kreuzigt euch, und zittert ſchier?" —
„„Ob mir das Haar zu Berge ſteigt,
Ich ſag's dir an, wenn Alles ſchweigt:
Es hat der Waldmann ſich gezeigt.""

„Der Waldmann?“ — „„Ja, du wirſt nicht bleich,
Du biſt hier fremd, ich dacht' es gleich!
Ich bin ein achtzigjähr'ger Mann
Und war ein Kind als ſich's entſpann,
Ich bin's, der Kunde geben kann.

Die Drachenburg ſtand dazumal
Stolz funkelnd noch im Sonnenſtrahl:
Da lebte der Graf in Herrlichkeit,
Bei ihm, bewundert weit und breit,
Das junge Fräulein Adelheid.

Der Schreiber Waldmann, höflicher Art,
Trübſinnig, blaß und hochgelahrt,
Erfreute ſich der Gunſt des Herrn;
Er ſah das Fräulein gar zu gern,
Und der Verſucher blieb nicht fern.

Zu reden wie er kein Andrer verſtund;
Er webte fein mit falſchem Mund
Das Netz, womit er ſie umſchlang
Er ſprach von Lieb', er ſprach von Rang,
Von freier Wahl und hartem Zwang;

Von Gott und Chriſto nebenbei,
Und Sündenhaftes allerlei;
So hat er ſie beſtürmt, geplagt,
Gequält, umgarnt, ſey's Gott geklagt,
Bis ſie ihm Liebe zugeſagt.

Spät ward's dem Vater hinterbracht,
Sein Zorn, ſein Mitleid ſich erwacht;
Sein Kind Erbarmen bei ihm fand,
Der falſchr Schreiber ward verbannt,
Bei Leibesſtrafe von Burg und Land.

„Schön Adelheid in Thränen zerfloß,
Der Waldmann aber irrt um das Schloß;
Er kannt' nicht Ruh', er wußt' nicht Rath,
Er wüthete, brütete früh und ſpat,
Und ſann auf ſchauerliche That.

Er ſandt' ihr heimlich einen Brief,
Wovor es kalt ſie überlief:
Zuſammen ſterben! hieß es darin,
Getrennt zu leben, bringt keinen Gewinn,
Nach einem Dolchſtoß ſteht mein Sinn.

Du ſchleichſt zu Nacht aus des Schloſſes Raum.
Und ſtellſt dich ein beim Käſtenbaum;
Beſtellt das Brautbett findeſt du,
Das Bett zu langer, langer Ruh',
Am Morgen deckt dein Vater uns zu.

Und wie im ſchweren Fiebertraum
Zog's ſich zu Nacht nach dem Käſtenbaum,
Ob da ſie ſelbſt den Tod begehrt,
Ob widerſtrebt, ob ſich gewehrt,
Die Nacht verbirgt's, kein Menſch es erfährt.

Der Tag, wie er in Oſten ergraut,
Das blut'ge Werk hat er geſchaut:
Er hat in der Geliebten Bruſt,
Die Liebe nur athmet und ſüße Luſt,
Den Dolchſtoß ſicher zu führen gewußt.

Wie aber ſie ſank in ſeinen Arm,
Ihr Blut verſpritzte ſo roth und warm,
Da merkt er erſt, wie das ſterben thut,
Da ward er feig, da ſank ſein Muth,
Da dünkt' es ihm zu leben gut.

Er hat die Leiche hingeſtreckt
Und iſt entflohn und hat ſich verſteckt.
Es war das Schreckniß offenbar,
Wie kaum die Arme verblichen war:
Der Vater zerraufte ſein greiſes Haar.

Er hat dem Mörder grauſig geflucht:
Dem Tod' zu entkommen, der drohend ihn ſucht:
Er hat das Grab der Tochter beſtellt,
Er hat ſich bald zu derſelben geſellt,
Sein Stamm verdorrt, die Burg zerfällt.

Der Waldmann dort bei den Gräben hauſ't,
Beim Käſtenbaum, wenn der Sturm erbrauſ't,
Geſpenſtig faſt, unheimlicher Gaſt; —
Drückt ihn annoch des Lebens Laſt?
Gewährt das Grab ihm keine Raſt?

Man weiß es nicht, doch wann er ſteigt
Hinab zu Thal, im Dorf ſich zeigt,
So folgt ihm Unheil auf dem Fuß;
Verderben bringt ſein ferner Gruß;
Und wen er anhaucht ſterben muß.""

332.

Die Heidenmauer.

Intelligenzblatt des Rheinkreiſes 1830 Nr. 31. Frey Beſchreib. II, 417.

Nordweſtlich von Dürkheim liegt ein Kreis von bemoosten Steinen, etwa eine halbe Stunde im Umfang, die Heidenmauer genannt. Da ſoll vor uralten Tagen Etzel, der Hunnen König, ſein Lager geſchlagen haben, als er von Römern und Franken bei Chalons geſchlagen, ſich über den Rhein zurückzog.

Andre erzählen, die Heidenmauer ſei die Begrenzung eines Opferplatzes geweſen, wohin auch ein Opferſtein deutet, welcher ſich noch vorfindet. Von dieſem Opferſtein ſagen die Leute, der Teufel habe ihn nach Limburg tragen wollen, jedoch zu ſchwer gefunden und unterwegs liegen laſſen.

333.

Kehrdichannichts, Murmelnichtviel, Schaudichnichtum.

J. G. Lehmann a. a. O. II., 163.

Gegen Weſten der ein halbes Stündchen von Dürkheim entlegenen Kloſterruine Seebach liegt auf einem Berge das Forſthaus „Kehrdichannichts." Der Name dieſes Hauſes hat in den beſtändigen Reibereien und Uneinigkeiten zwiſchen Pfalz und Leiningen ſeinen Urſprung. Der

Kurfürſt ließ nämlich einen Thurm erbauen, deſſen Ruinen man noch ſehen kann, und gab dieſem, um den Grafen Friedrich Magnus zu imponiren, den Namen „Murmelnichtviel.“ Der Graf, dem Kurfürſten zu zeigen, wie gering er ſeine Drohung achte, erbaute in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Forſthaus „Kehrdichannichts.“ Nicht weit davon war noch ein anderes Jagdhaus „Schaudichnichtum,“ welches ebenfalls den Reibereien der Leiningiſchen mit den Pfälziſchen Jägern von Neidenfels ſeinen Urſprung verdankte.

334.

Limburgs Entſtehung.

Nach Lehmann Speyr. Chronik u. A. K. F. Bruckner, das Haardtgebirge S. 79.

An der Stelle des ſpäteren Kloſters Limburg ſtand früher eine Burg. Der Name der Burg rührt wohl von den Linden her, womit der Berg früher bewachſen war, wie ſie denn auch vor Alters „Lindburg“ hieß. Die Ueberlieferung berichtet, der erſtgeborne Sohn Kaiſer Konrads II. habe hier auf der Jagd durch einen Sturz von einem Felſen das Leben verloren, und Konrad ſei durch ſeine Gemahlin, die fromme Giſela, welche dieſer Trauerfall auf das Tiefſte erſchüttert hatte, bewogen worden, die Todesſtätte des geliebten Kindes Gott zu heiligen und die Stammburg in ein Gotteshaus zu verwandeln.

335.

Der Teufelsſtein.

Von L. Schandein. — Pfälziſch. — G. Litzel, Hiſtor. Beſchr. der kaiſerlichen Begräbniß im Dom zu Speyer S. 3. A. 4. J. König die Kaiſer im Dom zu Speyer S. 4. Lehmann, Geſch. Gemälde II., 149. Bruckner, Haardgebirge S. 87.

Zu Limborg uf dem ſchöne Berg
Werd ei'geweit die Kloſchterkerch;
E' Wunnerkerch wie ke' ze ſehne —
E' ſchönes Stückel iſch geſchehne.

Als 's Großer Gott ſo froh erſchallt,
Iſch ener nor verboſt un kalt,
Den plogt der Neid, den quält der Zweifel,
Wer ſoll es ſei'? Es iſch der Deiwel!

Hot mitgeholfe Dag un Nacht,
Als „Werthshaus“ word's em vorgemacht;
Wild fart er raus und dät er därfe,
Dät gleich die Kerch zu Krümmel werfe

Daß ſo e' Strech e' Deuwel ſchmerzt:
Er in de' Boddem ſtracks ſich ſterzt,
De' gröbſchte Fels erausſereißte —
Will hoch vum Berg die Kerch verſchmeißte.

Schun hebt de' Fels er in de Händ,
Do hot was Weißes ihn verblendt,
Wie'n Engelſtimm ſo hört er's ſchalle:
„Loß uf der Stell de' Felſe falle!“

Er ſezt verſterzt ſich druf un ſcheu,
Werd gleich der Ste' ſo wech wie Brei;
Doch mol im Raſch will friſch er werfe,
's iſch halt nit gange, hot nit därfe.

Do iſch er fort un brüllt un flucht,
Und hot ſei' Höll wul ufgeſucht.
Im Ste' noch ſicht m'r Sitz un Kralle —
Un Deuwelſte' — heſt's noch bei alle.

Gefallt euch 's Stückel? ſo iſch's aus,
Nemmt numme euch das Beſcht eraus!

336.

Hans Warſch, der Hirt von Oggersheim.

Abele Theatrum Europ. p. 599. Meriam Top. Palat p. 39. Antiquarius des Rheinſtromes S. 352. Geiſſel Kaiſerdom II., 230.

1.

Von A. F. Langbein.

Im dreißigjährigen Kriegsgewühl
Nahm ſich die Pfalz am Rhein
Ein ſpan'ſcher Feldherr einſt zum Ziel,
Und zog mit Schaaren ein.
Er ließ um ſiegend vorzudringen,
Das Städtchen Oggersheim umringen.

Den Bürgern wurde kalt und heiß,
Bis noch der Troſt ſich fand,
Daß unentdeckt in ihrem Kreis
Ein Fluchtweg offen ſtand,
Da griffen ſie geſchwind zum Stabe,
Und flohen mit Weib und Kind und Habe.

Hans Warſch, der Schafhirt, blieb im Ort
Der Männer ganzer Reſt;
Denn Ehehaften hielten dort
Den wackern Burſchen feſt.
Sein Weib, ein ihm ſehr liebes Weſen,
War eines Kindleins erſt geneſen.

„Sieh zu, was ſtehet dir bevor?“
Rathſchlagte Hans mit ſich.
„Das Volk umlagert Wall und Thor,
Und tobet fürchterlich.
Doch nur getroſt! wie ſich's auch ſtelle,
Es ſtammt denn noch nicht aus der Hölle.

Tritt mannhaft ihm vor's Angeſicht,
Und ſprich ein tapfres Wort!
Das wär' des Bürgermeiſters Pflicht,
Doch lief die Memme fort.
So biſt du leicht der Stadt mehr nütze,
Als jene ausgewichne Stütze."

Und zwiſchen Donnerbüchſen ſtand
Er plötzlich auf dem Thor,
Schwang muthig mit der rechten Hand
Ein weißes Tuch empor
Und rief faſt trotzig: „Hört, ihr Degen,
Ich ſoll mit euch Verhandlung pflegen.

Gelobt ihr Schutz und Sicherheit
Uns allen redlich an,
So wird euch ohne Widerſtreit
Das Thor flugs aufgethan.
Doch wollet ihr die Stadt verheeren,
So werden wir uns grimmig wehren."

Dem Feldherrn ward, was jener ſprach,
Vom Dolmetſch treu erklärt,
Er ſann darob nicht lange nach,
Er rief: „Es ſei gewährt!"
Und Hans, vertrauend dieſem Worte
Eröffnete ſogleich die Pforte.

Wie ſtaunten jetzt die Spanier
Auf ihres Einzugs Bahn,
Als ſie das Städtchen um ſich her
Wie ausgeſtorben ſahn!
„Wo," fragten ſie, „wo ſind die Andern,
Die ſonſt durch dieſe Gaſſen wandern?"

„Sie flohn!" verſetzte Hans. „Nur mir
Hing eine Kett' am Fuß,
Weil ich heut oder morgen hier
Kindtaufe geben muß.
Doch dürft ihr drum nicht feindlich ſchalten,
Was ihr verſprochen, müßt ihr halten!"

„Ei!" rief der Feldherr, „ei, wie hat
Der Schalk uns angeführt!
Doch fruchten ſoll's der ganzen Stadt,
Was ſeinem Muth gebührt." —
Drauf herrſcht' er wie ein Freund gelinde
Und ſtand Gevatter bei dem Kinde.

337.

Der Hirt von Oggersheim.

2.

Von Ludwig Schandein. — Pfälziſch.

Mit Schrecke em noch heut gedenkt
Der dreißigjährig Krieg;
Do word gemordt, gebrennt, geſengt,
Segar noch nochem Sieg.
Vun viele Feind war doch verwüſcht
Das Diebschor, die Spanjole:
Wollt das die Palz mit lauter Liſcht
Als Morgenimbs ſich hole.

Vor Oggerſchem mußt ſtill m'r ſteh',
Do war gelecht e' Knopp;
Der Owerſcht wollt un wollt nit geh':
Der hatt die Palz im Kopp!
Iſch 's Städtel wul ach ſtark verſchanzt,
Doch krikt's die Gäſegichter:
M'r hot ſe pärſch ſchun angeranzt —
Der Feind ſteht immer dichter.

Doch ener numme weist noch Rat,
Der denkt in seinem Sinn:
Prowir's, un wann's nix helfe dut —
Do gehts in enem hin.
Un herzhaft stellt er sich uf's Thor,
Un wegelt 's weiße Tüchel
Un ruft: „Gebt ehr uns Schutz bevor,
Isch gleich uf Thor un Riegel!

Doch seid ehr löppisch, roh un hart,
Werd herzhaft sich gewehrt:
Es werd noch grosi Hülf erwart —
En Ehr die anner wert!"
Den Owersicht grät das gar zu sehr,
Un gleich isch 's Thor ach offe;
Doch als sie drei', isch alles leer,
War alles fortgeloffe!

Den Owersicht verwundert das, isch der Hert,
Es isch der Hannes Warsch;
Wie's Städtel so belagert werd,
Mächt alles linksum marsch.
Der Owersicht fragt, er sächt gedrückt:
„Wie kunnt ich ach mitlafe?
Mei' Fra die hot e' Klenes kritt —
Das muß ich halt doch tafe!"

Trett nächer hin un bitt un sächt:
„Das Städtel isch befreit!
Herr Owersicht, isch es Euch nit recht,
So halt ich Kinntaf heut?"
Der Owersicht sieht en freundlich an,
Er nimmt's em nit vor üwel
Un sächt: „Weil du so brav gethan,
So heb ich der drei' Büwel!" —

Nit wohr, das Stückel isch mol schö',
's könnt schöner wul nit sei',
Es sollt in jedem Büchel steh',
Drum setz ich's do drei'.
In Oggersche im isch's wul gekennt,
Ja jeges Kinnel kann es;
So lang m'r Oggersche noch nennt —
So nennt m'r 's Warsche Hannes! —

338.

Der Lindenschmidt.

Volkslied. — Sage von Frankenthal. Schaab, Gesch. d. Rhein. Städteb. I. 523. II., 511 ff. Klüpfel. Urk. z. Gesch. d. Schwäb. Bds. S. 91. Wunderhorn I., 125. Uhland deutsche Volkslieder I., 358.

Es ist nicht lange, daß es geschah,
Daß man den Lindenschmidt reiten sah
Auf einem hohen Rosse.
Er reitet den Rheinstrom auf und ab;
Er hats gar wohl genossen.

„Frisch her, ihr lieben Gesellen mein!
Es muß jetzt nur gewaget sein,
Wagen das thut gewinnen,
Wir wollen reiten Tag und Nacht,
Bis wir die Beute gewinnen."

Dem Margrafen von Baden kam heute neue Mär,
Wie man ihm in's Geleit gefallen wär,
Das thät ihn sehr verdrießen.
Wie bald er Junker Caspern schrieb:
Er sollt ihm ein Reislein dienen.

Junker Caspar zog'n Bäurlein ein Kappen an,
Er schickt ihn allzeit vorne dran
Wohl auf die freie Straßen,
Ob er den edeln Lindenschmidt fänd:
Denselben sollt er verrathen.

Das Bäuerlein schiffet über den Rhein,
Er kehrt zu Frankenthal ins Wirthshaus ein.
„Wirth, haben wir nichts zu essen?
Es kommen drei Wagen, sind wohl beladen,
Von Frankfurt aus der Messen."

Der Wirth der sprach dem Bäuerlein zu:
„Ja Wein und Brot hab ich genug!
Im Stalle da stehen drei Rosse,
Die sind des edeln Lindenschmidts,
Er nährt sich auf freier Straßen."

Das Bäuerlein gedacht in seinem Muth,
Die Sache wird noch werden gut,
Den Feind hab ich vernommen.
Alsbald er Junker Caspar schrieb,
Daß er sollt eilends kommen.

Der Lindenschmidt hätt einen Sohn,
Der sollt den Rossen das Futter thun,
Den Haber thät er schwingen:
„Steht auf, herzlieber Vater mein!
Ich hör die Harnische klingen!"

Der Lindenſchmidt lag hinterm Tiſch und ſchlief
Der Sohn der thät ſo manchen Ruf,
Der Schlaf hat ihn bezwungen:
„Steht auf, herzliebſter Vater mein!
Der Verräther iſt ſchon gekommen.“

Junker Caspar zu der Stuben eintrat,
Der Lindenſchmidt von Herzen ſehr erſchrack:
„Lindenſchmidt, gieb dich gefangen!
Zu Baden an dem Galgen hoch,
Daran ſollſt du bald hangen.“

Der Lindenſchmidt war ein freier Rittersmann,
Wie bald er zu der Klingen ſprang:
„Wir wollen erſt ritterlich fechten!“
Es waren der Bluthund allzuviel,
Sie ſchlugen ihn zu der Erden.

„Kann und mag es denn nicht anders ſein,
So bitt ich um den liebſten Sohne mein,
Auch um meinen Rittersjungen:
Haben ſie jemanden Leids gethan,
Dazu hab ich ſie gezwungen.“

Junker Caspar, der ſprach Nein dazu:
„Das Kalb muß entgelten der Kuh,
Es ſoll dir nicht gelingen!
Zu Baden in der werthen Stadt
Muß ihm ſein Haupt abſpringen!“

Sie wurden alle drei nach Baden gebracht,
Sie ſaßen nicht länger als eine Nacht;
Wohl zu derſelben Stunde,
Da ward der Lindenſchmidt gerichtet,
Sein Sohn und Rittersjunge.

339.

Eberhard von Randeck.

Von Ludwig Schandein. — Weſtricher Mundart.

Zu Leinig in der Sähmül
Do ſpukt's, do geht e Geſcht:
Ich will der's glei verzäle,
Wann du es noch net weſcht.

Der Ewerhard vun Randeck,
Der wüſchterlich Patron,
Der wollt em Graf vun Leining
Sei' Kinn for Lieb un Lon.

Der Graf der dut's net leire,
Dem Fräle vorem graut,
Es hot jo ah ſei' Sach ſchun:
Seit korzem is es Braut.

Mei' Ewerche werd würig,
Verſtellt em Tritt un Schritt,
Un bult um ebbes annerſcht,
Un bult als alle Mitt.

Wes nimi ſich ſe helfe,
Do denkt er uf ſei' Dod;
So geht er dann zum Müller
Un halt mit ſellem Roth.

Das Fräle hot e' Junfer,
E' ſchönes junges Blut;
Die will 's em Ewer gewe,
Die Junfer is em gut.

Sie gehn minann ſpaziere:
Mol Bräutigam un Braut,
Der Graf un unſer Ewer,
M'r dut ſo lieb, vertraut.

„Wie ſchö' is do die Ausſicht,
Un Schönes ſieht m'r viel!" —
„Noch ſchöner" ſaht der Ewer —
„Is drunne in der Mül!" —

Glei gehn ſe hin ſe gucke,
Wie drecht ſich raſch das Rad!
„Das muß m'r recht beſehe!"
Der Ewer wierer ſaht.

Sie gehn do immer näher,
Beſiehn die neue Mül,
Un zwerghin ämig's Werk fehrt
E dünni dünni Diel.

Die Braut die ſoll voraufer,
Es is ehr net ſo drum;
Je meh' der Ewer zuredt,
Je meh ah ſteht ſe ſtumm.

Do ſall voraus ehr Märe,
Das hot ke' groß Not:
E' Tritt, e' Krach, e' Storz! un —
Die Rärer reiwen's dod.

Der Ewer fart zum Hus aus,
Möcht ah die Braut enei';
Zum Glück do ſiehts der Graf noch:
Fallt eilings uf en drei.

De' Müller und de' Ewer,
Den wüſchterlich Patron,
M'r bindt ſe feſcht ſeſamme —
So kriehe ſe de' Lon.

Der Ewer is geköppt worr,
Zu ewiger Schimp un Schann,
Der Müller is ins Loch kimm
Un mußt dann aus em Lann.

Die Leich vum arem Märe,
Zu Krümmelcher verfetzt,
Zu Hünings im Kloschter
Do word se beigesetzt.

Un heut noch in der Sähmül
Do spukt's, do geht e' Gesicht:
Das is der würig Ewer,
Wann du's verleicht net wescht.

340.

Das steinerne Kreuz.

Auf einer Anhöhe bei Winnweiler steht ein steinernes Kreuz. Dort jagte einmal ein Reitersmann im einsamen Wald, da brach der Abend herein, und Finsterniß bedeckte Weg und Steg, also daß der Reiter sich der Führung seines guten Rosses überlassen mußte. Das Roß aber kannte den Weg und trug ihn ungefährdet durch die Nacht von dannen. Auf einmal stand es plötzlich still und konnte durch kein schmeichelndes Wort, auch durch keinen Sporn mehr angetrieben werden. So mußte der Reitersmann absteigen und auf derselben Stelle im dunklen Wald sein Nachtlager nehmen. Als er nun des Morgens erwachte, wie sehr erstaunte er nicht, da sich vor seinen Augen ein gähnender Abgrund aufthat, an dessen Rand er geschlummert hatte. Wäre sein treues Roß gestern einen Schritt weiter zu bringen gewesen, so hätte der Ritter sein Grab in der Tiefe gefunden. Freudig kniete er nieder und dankte Gott für seine wunderbare Rettung und ließ nachmals auf jener Stelle ein steinernes Kreuz zum Andenken für ewige Zeiten errichten.

341.

„Melchior, wie du willt!“

Von Laurian Mooris. — Sage von Falkenstein nördlich von Winnweiler. P. A. Pauli Gemälde von Rheinbayern, S. 120. Fr. Weiß, maler. u. romant. Pfalz S. 122. M. Frey Beschreibung d. Rheinkr. III., 151.

Mannen steh'n vor Falkenstein,
„Gott es ist der Bruder mein!
Wohlbewappnet steht sein Troß,
Niederreißen wird er wild
Ueber'm Kopfe mir das Schloß:
— Melchior, wie du willt!“

Und von außen tönt es laut:
„Kommt, Herr Bruder 'mal [illegible],
Habt beleidigt meine Ehr',
Kann's vergessen nimmermehr,
Nur versöhnen wird's der Speer,
Drum hieher! — hieher [illegible]

Und der Graf von Falkenstein
Oeffnet drauf das Fensterlein;
Blicket stumm und blicket lang
Auf des Bruders Speer und Schild,
Und ergebend spricht er bang:
„Melchior, wie du willt!“

Doch erweicht ob solchem Sinn,
[illegible] jener gnädig hin:
„Friede zwischen dir und mir;
Doch von nun an zier ein Bild
Mit dem Spruch [illegible] hier:
„Melchior, wie du willt!“

342.

Der Raugraf von Altenbaumberg.

Von Ludwig Schandein. — Westricher Mundart. — Weiß maler. u. romant. Pfalz S. 127.

's is duschberig, der Dag [illegible] Gunnacht
Hot reseferttig ewe sich gemacht.
Wie dur em gut der goldig Abschiedschei',
Scheint Friere em un Ruh ins Herz enei'.

Net jederem: en [illegible] Mann,
Wo lewe net un ah net sterwe kann,
Den treibts erum aus laurer Gram un Qual,
Im Schloß erum, das leit im Alsenzdal.

's is Altebamberg, schun gerami Zeit,
Daß es verfall is un der Schutt do leit;
Un Handwerksborsch, un wer als anne rest,
Die sahen all, das war mol schö' gewest!

Der alte Mann, e' schlockerig Geripp,
Vum Lewe is der Gram ihm nor geblibb,
Is halwer blinn un tab un is ah stumm:
So errt er wie der ewig Judd erum.

Un errt erum wer wes wie langi Zeit,
Ob wul e' Fluch uf seim Gewisse leit?
Ke' Mensch im Schloß sei' Herkummes net wes —
Er werd der alte Raugrof nor gehes.

Er dauert em, m'r wes es net warum,
Un jeres denkt: o wär sei' Zeit doch um!
Sie will net geh' — un immer im Früjor,
Wo alles wachst, do wachst sei' Leid devor.

Im mitte Hof do wachst e' Liljeblum
Zum Plaschter raus, is wul e' Heiligtum;
Der Stengel hoch, un Glocke immer zwe,
So wunnerzart un weiß wie frischer Schnee.

E' Wunnerblum, is wärlich wie verhert,
Wer aus sie roppt der sieht sich nor genert:
Glei wachst se noh als wann se Lewe hätt,
Die Wurzel gar, die findt m'r niemols net.

Un saht der Dah sei' letschte Abschiedgrus,
Do gebt der Lilje er e' lange lange Kuß;
Is um un um schun diess Dunkelhet,
Die Lilje lang in hellem Leuchte steht.

Un früjors so die Blum als immer blüt,
Der Raugrof kummt un vor se hin sich kniet,
Un bet un dut un falt als hoch die Hänn —
Doch niemand sieht dem Jomer nor en Enn.

Schun lange Jor bin trauerig verfloß,
E' Piljer kummt mol owends uf das Schloß,
E' Piljer jung, gar lieblich sei' Gestalt,
Un in seim Ah e' himmlischi Gewalt.

Die Herrschaft hot em alles schö' verzält,
Doch wußt ke' Mensch was dene Mann so quält.
Un als der Piljer alles angehört,
Do hot die Sach er also ufgeklärt:

„E' Raugrof war seit korzem in der Eh,
Do dut er ins gelobte Lann schun geh'
Net Gottzulieb, war leicht und ausgeloß,
Sei' jungi Fra die loßt er le' im Schloß.

E' Ritter kummt ins Schloß mol eingekehrt,
Hätt früher schun als Fra sie hemgefehrt;
Nau' geht er frech uf ebbes annerscht aus:
Die Fra is brav, es werd emol nix draus.

Un alles was er sucht un sinnt un findt,
Es batt en nix, is grad wie for de' Wind,
Fart immer ab, do werd er erscht verpicht,
Un denkt sodann: 's werd ebbes angericht!

Mei' Ritter rest so hortig als er kann,
Zum Raugrof anne ins gelobte Lann,
Un prötscht em vor un bringt em endlich bei,
Sei' Fra dehem die wär ihm nimi treu.

Die hatt e' Knapp, der Knapp war treu wie Gold,
Die Gräfin war ihm dessentweh ah hold,
Un weirer war ah annersch nix debei,
Ehr Herz war rei' un eht Gewisse frei.

Uf emol kummt aus dem gelobte Lann
Ins Schloß enuf e' frummer Piljersmann,
Dut gar so lieb, sucht bei der Fra Gehör:
Kummt gleicherhand der Knapp aus ehrer Dehr.

Mei' Piljersmann net lang noch err sich froht,
Glei uf der Stell stecht er de' Knappe dod;
Die Gräfin hört's, sie ruft um Hilf im Schmerz,
Stoßt glei ah ehr das Messer er in's Herz.

Do gebbt's e' Zucht, e' Werrwarr un Geschrei,
Un 's Schloßgesinn laft ganz versterzt erbei;
M'r faßt en fescht, m'r zieht en glei zur Strof
Do fallt die Kutt un guck — es is der Grof!

„Die han ehr Del!" — so kreischt er wild dazu
„Fort aus meim Ah, do han ich dann mei' Ruh!"
M'r schärrt sie ei' un in e' dieses Loch:
Ke' Parre hot de' Seh debei gesproch!

Ke' Gottesseh'! un guck was do geschieht:
Frühmorjens dort die weiße Lilje blüt!
Un roppt der Grof die Blum ah immer aus —
Kummt allemol die sell ah wierer raus!

Was soll er sah? Er wes jo for gewiß,
Daß selli Blum der Unschuld Zeche is!
Geht in sich dann un forscht in aller Welt,
Was war's? die Unschuld hot eraus sich stellt.

Un vun der Stunn an stellt sich ei' der Gram,
Werd tab un stumm un gar die Zung ihm lahm.
E' hartt Bus, sie geht verbei, ich glab,
Soball se ruhn im gottgesehnte Grab!" —

Der Piljer saht's un war dabei verschwunn,
M'r hot horin e' Fingerzeg gefunn;
Dann Mann un Fra wat mätellos un rei' —
Un so e' Par kann nor Erlöser sei'.

Im Schloßhof sucht un grabt m'r glei dann noh,
Un wie gesaht, die Knoche ware do.
Sie ware kaum in's Grab enei'geschärrt:
Do war seglei die Lilje ah verdörrt.

Un als der Raugrof wierer hin is kumm,
Do war's em leicht, war nimi tab un stumm.
„Gott sei's gedankt, verbei is nau die Not!"
So ruft er laut, fallt nierer un is dod.

Wul wunnerlich hört die Geschicht sich an,
's is Wohres viel un ah viel Gures dran;
Saht manserle, gewiß ah wie ich glab:
Gebb Jederem sei' menschenehrlich Grab! —

343.

Die Heidenburg.

Von Chr. Böhmer. — Die Heidenburg südöstl. von Wolfstein.

Um den Berg der Heidenburg tobt der Stürme lose Wut,
Unten in dem grünen Thal träumt ein Mägdlein, arm und gut:
Einsam steigt sie auf den Berg, drauf die Heidenburg gestrahlt,
Den nun deckt ein Rasengrün, reich von Blumenglanz bemalt.

Ferne diesen Blumen steht eine Schlüsselblum' allein,
In dem Zwielicht eines Hains leuchtend wie im Zauberschein.
Und das arme Mägdlein schaut sehnend sich die Blume an:
„O daß du der Schlüssel wärst, der den Berg mir öffnen kann!

Hat die Alte doch erzählt, daß der Berg von Schätzen voll,
Daß ihn eine Schlüsselblum' öffnen und verschließen soll.
Wenn du wärst die Schlüsselblum'! Nur nach Wen'gem steht mein Sinn,
Daß des Liebsten Vater mich nicht mehr schilt: die Bettlerin!"

Und die Schlüsselblume strahlt wie in reinstem Goldes Pracht,
Und ein Schlüssel glänzt im Gras, und das Mägdlein ist erwacht.
Mitternacht ist's, rasch verläßt sie die Hütte arm und klein,
Vor der Thür da leuchtet's ihr von dem Berg wie Sternenschein.

Wie ein Reh mit raschem Sprung steht sie oben, wunderbar!
Wie im Traum so glänzet dort Schlüsselblume golden klar;
Und sie bricht die Blume schnell und — ein Schlüssel ist's von Gold,
Drauf geschrieben steht das Wort: Hilfsbedürft'gen bin ich hold.

Und sie windet durch's Gebüsch sich zur Höhle tief versteckt,
Und entgegen rauscht ihr wild schwarz Gethier, vom Glanz geschreckt,
Denn der Schlüssel leuchtet hell wie ein Licht im finstern Schlund,
Zeigt den Weg ihr bis zum Thor in der Höhle tiefstem Grund.

Und der Schlüssel hat das Schloß kaum berührt, da kracht das Thor: —
Wie unzähl'ger Sonnen Licht strömt ein Wunderglanz hervor —
Welch ein Tempel prächtig weit! Wie von Lampen schön erhellt!
Eine Nacht ist's hell im Licht ungeheurer Sternenwelt.

Und vom Golde glänzt und strahlt, was das Auge nur erspäht,
Diamanten sind die Sterne auf den Wänden hingesät.
Ihre Augen schließt die Maid, schwindelnd ob der Zauberpracht,
Was nimmt sie von allem dem, was ihr hier entgegenlacht?

Nehm' ich, denkt sie, was ich kann — denn den Schlüssel hab' ich ja;
Kann ja kommen wenn ich will — nehm' ich jetzt vom Golde da.
Und den Schlüssel legt sie dort auf den Tisch von Demantstein;
Eine Stimme ruft ihr leis: denke deines Schlüssels fein!

In des Goldes Haufen greift nun entzückt das Töchterlein,
Was die Schürze fassen kann, füllt die Hochbeglückte ein.
Und sie sieht als Königin sich schon wohnen im Pallast,
Vornehm auf den Liebsten schau'n, der vor ihr als Knecht erblaßt.

Und der Schulz, der sie geschmäht, daß sie eine Bettlerin,
Muß den stolzen Rücken ja beugen vor der Königin;
Oben auf der Heidenburg baut sie sich ein stolzes Schloß,
Geld hat sie, so viel sie will, unten in des Berges Schooß.

Sieh da schaut sie plötzlich sich in des Goldes Spiegel an,
Ach! als Betteldirne sieht sie darin sich angethan;
Warte, denkt sie, du machst mir bald ein anderes Gesicht,
Schleppt die Last hinaus, wo sie zitternd dann zusammenbricht.

Donnernd schließet sich das Thor, daß sie bleich zusammenfährt
Und der große Schrecken rasch ihre volle Schürze leert,
Und wie Feuer in der Flut, so verglimmt des Goldes Schein
In dem finstern Grund und sinkt tief in Schutt und Sumpf hinein.

Bitter weint sie, da gedenkt freudig sie des Schlüssels jetzt,
Doch daß sie zu spät dran denkt, daran denkt sie dann entsetzt.
Traurig suchet sie den Weg zu des Tages goldnem Licht,
Das der Armen mild und hell strömt in's kalte Angesicht.

Wie im Traum so wandelt sie einsam durch der Menschen Schwarm,
Harrt, ob wiederkehrt ihr Traum, elend, unstät, still und arm;
Klagend um die Schlüsselblum' wallt sie dann, von Wahnsinn bleich,
Suchend wallt ihr Schatten noch durch des Heidenbergs Gesträuch.

344.

Lage von Kaiserslautern.

J. G. Widder Geograph. Beschr. der Kurpfalz. IV., 185.

Kaiserslautern ist einer der urältesten Plätze der Pfalz. Die alten Chroniken lassen bereits Julius Cäsar eine Stadt erbauen, welche nachmals vom Hunnenkönig Etzel wieder zerstört worden sein soll. Ein Stadtschreiber berichtet, daß während der Christenverfolgung unter Diocletian und Maximian im Jahre 292 eine fromme Frau, Namens Lutrina, aus einem edlen Geschlechte der Assyrier von Trier ausgewandert und lange Zeit in den Wäldern mit ihrem Hofgesinde herumgeirret sei, bis sie sich endlich in einer von einem Klausner bewohnten Wildniß bei Kaiserslautern, die noch jetzt Einsiedel heiße, eine Hütte gebaut und solche nach ihrem Namen Lutrea (Lautern) genannt.

345.

Sickingen.

Uhland deutsche Volkslieder II., 958.

Franz haiß ich,
Franz bin ich,
Franz bleib ich
pfalzgraf, vertreib mich!
landgraf von Hessen, meid mich!
bischof von Trier, du must nur halten,
bischof von Menz! must auch herbei:
nun lugend welcher biß jar Kaiser sei!

346.

Sickingens Würfel.

Von L. Mooris. — Frey Beschr. IV., 172.

Auf Landstuhl saß der tapfre Ritter
Und sinnend schaut er in das Thal;
Es dufteten die Fichtenwälder
Umglänzt vom Abendsonnenstrahl.

Er schien wohl Manches zu erwägen,
Die Blicke waren finster schier,
Denn morgen sollt der Kampf beginnen
Gen seinen harten Feind von Trier.

Und als er lange stumm gesessen,
Ging er zum hohen Würfeltisch,
Da faßt' er den gewalt'gen Becher
Und schüttelte die Würfel frisch.

„Will sehen, was sie Gutes deuten,
Und wie Fortuna spricht, das Weib;"
Und polternd flog in leichten Händen
Der riesenhafte Zeitvertreib.

Der Tisch war eine Felsenplatte,
Die an der Veste sich erhob,
Die Würfel waren Quadersteine,
Zum Spielen wohl ein wenig grob.

Er spielte wie mit kleinen Nüssen,
Und warf sie kreuz und warf sie quer,
Und zählte die gefallnen Punkte
Von allen Seiten hin und her.

„Kein Glück!" sprach er in finstrem Tone,
„Nun, einmal noch sei es versucht!
Doch wenn die gleichen Augen fallen —
So sey das wüste Spiel verflucht"

Und wieder schüttelt er die Steine
Mit furchtbar rasselndem Gemisch,
Und warf! — es drohte zu zersprengen
Der eisenstarke Würfeltisch.

Und wieder fand er sich verloren! —
„Wohlan denn nun zum letzten Mal!
Was eins und zwei mir schnöd verkündet,
Bestät'ge drei, die heil'ge Zahl."

Er warf die Steine durcheinander,
Sie fielen kreuz, sie fielen quer,
Er zählte die gefall'nen Punkte
Von allen Seiten hin und her.

Doch wieder fand er sich verloren! —
Da, von des Trotzes Wuth entflammt,
Schmeißt er mit starker Hand die Würfel
Den Berg hinunter insgesammt.

Noch steht sie aufgestellt der Wanderer,
Jenseits der Straß' in Thales Grund;
Ob sie dem Ritter wahr gesprochen,
Zeugt trauernd der Geschichte Mund.

347.

Sickingen.

Uhland deutsche Volkslieder I., 493.

Drei Fürsten hond sich ains bedacht,
hond vil der landsknecht zusamen pracht,
für Landstal feind sie zogen
mit Büchsen vil und Krieges wat:
den Franzen sol man loben, ja loben.

Zuo Landstal er sich finden ließ,
das pracht den fürsten kain verdrieß,
sie hubend an zu schießen,
der pfalzgraf im hofieren ließ;
darob hat Franz verdrießen, ja verdrießen.

An ainem freitag es beschach
daß man den lewen treffen sach
die maur zuo Landstal erste,
der Franz mit trauren darzu sprach:
erbarm das got der herre, ja herre!

Die fürsten warend wohlgemut,
sie schußend in das schloß so gut,
den Franzen stets treffen:
vergoßen ward sein edles plut,
ich wil sein nit vergeßen, vergeßen.

Und als der Franz geschoßen ward
behend das schloß er über gab,
den fürsten tet er schreiben:
für seine landsknecht er si bat,
er möcht nit leinger pleiben, ja pleiben.

Die fürsten kamend in das schloß,
mit knechten zu fuß und auch zu roß
den Franzen teufs finden,
er redt mit inen on verdroß,
die warheit wil ich singen, ja singen.

Als nun die red ain ende nam
da starb von stund der werde man,
das müß doch got erbarmen!
kain beßer krieger ins land nie kam,
er hats gar vil erfaren, erfaren.

Er hat die landsknecht all geliebt,
hat inen gemachet gut geschirr,
darumb ist er zu loben,
sein somen ist noch bei uns hie,
es pleibt nit ungerochen, ungerochen.

Die fürsten zugend weiter dann
gen Trostenfels, also genannt,
das haben sie verbrennet;
got tröst den Franzen lobesan!
sein land wirt gar zertrennet, zertrennet.

Also wil ichs beleiben lon,
es möcht noch kosten manchen man,
ich wil nit weiter singen,
gefelt vieleicht nit jederman,
wir müßens bald von hinnen, von hinnen.

Der uns das Liedlein neus gesang,
ain landsknecht ist ers ja genant,
er hat es wohl gesungen:
die sach ist im gar wol bekant,
von Landstal ist er kommen, ja kommen.

348.

Der letzte Ritter.

Von Fr. Aulenbach.

Wie trauert ihr, gesunkne Hallen
Im heitern Abendlichte dort!
Kein Jubellied hört man mehr schallen,
Es starb der Minne süßes Wort.
Die Harfen haben ausgeklungen,
Die einst beim frohen Mahl gerauscht,
Und längst hat sie die Gruft verschlungen,
Die ihren Klängen hier gelauscht.

Ihr Räume, jetzt so leer und öde,
Hoch standet ihr in alter Zeit!
Aus euch erscholl manch' ernste Rede,
Manch' freies Wort der Christenheit.
Des neuen Glaubens Banner wallen
Sah ihr im deutschen Vaterland,
Und ragtet eine Freistaat allen,
Die jenem Glauben sich bekannt.

Wohl manchem schwerverfolgten Manne
Habt gastlich Obdach ihr verlieh'n
Und wahrtet, treu vor Acht und Bann,
In sturmbewegten Jahren ihn.
Ein Schirm und Hort bedrängter Brüder,
Umstrahlt von lichtem Ruhmesglanz,
So lebte deutschen Sinns und bieder
In euern Mauern Ritter Franz.

Er taucht empor, ein schönes Zeichen
In trüber Zeit, umringt von Noth,
Sah man den Wackern niemals weichen
Wo Pflicht und Ehre ihm gebot.
Mit hohem, unverzagten Muthe,
So stand er in der Feinde Reih'n,
Und hochbegeistert für das Gute
Sah man ihn Schwert und Rede weih'n.

Er sank; mit ihm zu Grab gegangen
Sank deutsches Ritterthum dahin.
Sein Stammhaus fiel und stummer prangen,
Wie sonst, die Zinnen stolz und kühn;
Nur nackte Wände düster ragen,
In's Thal, durch das der Sänger eilt,
Deß Geist noch gern in jenen Tagen
Erprobter Kraft und Treue weilt.

Laßt seine Burg in Trümmer sinken,
Laßt Gras den Hofraum überzieh'n:
So lang noch deutsche Schwerter blinken,
So lang noch deutsche Herzen glüh'n,
So lang noch eine deutsche Zither
Dem Heldenruhm der Vorzeit tönt,
Lebt auch der letzte deutsche Ritter,
Welkt nicht der Lorbeer, der ihn krönt!

349.

Der Rupertsfelsen.

Von Gustav Mühl. — Der Rupertsfelsen bei Rupertsweiler nächst Zweibrücken. — F. Weiß die maler. u. romant. Pfalz S. 17.

Den alten Ritter Ruprecht
Mit seinem alten Roß,
Den konnten sie nicht fangen
Im kleinen Felsenschloß.

Die stolzen Ritterburgen
Im Laube weit und breit,
Versanken, längst bezwungen,
In stumme Einsamkeit.

Längſt hatte ſchon gewechſelt
Der Zeitgeiſt die Geſtalt,
Dem Alten blieb noch immer
Der Panzer angeſchnallt.

Noch immer ritt er rüſtig
Aus ſeinem Räuberhorſt,
Und war noch ſtets der Schrecken
Des Wandrers in dem Forſt.

Da naht einſt mit dem Morgen
Ein kecker Bürgertroß:
Der alte Ritter Ruprecht
Schaut höhniſch von dem Schloß.

Es glänzt im Morgenlichte
Sein blankes Kleid von Stahl,
Und ſeine Rechte ſchwinget
Der Ahnen Feſtpokal.

„Glück zu, ihr jungen Kämpen
Wer wagt den kühnen Lauf,
Und will ſich wohl verſteigen
Auf meine Burg herauf.

Ich trinke meinen Vätern
Und meiner alten Zeit,
Den ritterlichen Todten
Und ihrer Kraft im Streit!“

Jetzt weicht behend' zur Seite
Der Bürger dichter Hauf',
Ein weiter Schlund von Eiſen
Gähnt zu der Burg hinauf.

Dem alten Ritter Ruprecht
Ward nie ein ſolches kund
Er ſetzt den Becher ſpottend
Wohl an den kärgen Mund.

Da zuckt mit grellem Donner
Vom ſchwarzen Schlund ein Strahl —
Und unten liegt zerſchmettert
Der Eiſenmann im Thal.

350.

Die Entführung.

Von C. Aulenbach. — Einöd Dorf bei Zweibrücken. Vgl. J. F. Weng u. J. B. Guth das Ries ꝛc. Nördlingen I., 32.

„Dich thät ich mir erküren,
Im Herzen treu und wahr,
Kein Andrer ſoll mich führen
Einſt hin zum Traualtar.
Und ſollt' ich dein vergeſſen,
Dann hol' der Teufel mich!“
So redete vermeſſen
Zum Buhlen Dieterich.

In ſchmachtendem Verlangen
Des Dorfes ſchönſte Maid.
Kaum daß ein Mond vergangen,
Hat ſie das Wort gereut;
Nicht achtend Dietrichs Schmerzen,
Hat ſie den Schwur verletzt,
Und ſchenkte Hand und Herzen
Dem reichen Steffen jetzt.

Was jubelt man und feiert?
Was blinkt — welch' Festgelag?
Des Dorfes Schönste feiert
Heut' ihren Hochzeittag.
Wie regen sich die Füße
Zum Tanze allzumal!
Wie schwirrts von bunten Grüßen
Im vollgedrängten Saal!

Man weilt, bis ihre Runde
Die Schaar der Geister wallt
Da um die zwölfte Stunde,
Die dumpf vom Thurm erschallt,
Schritt durch die offne Pforte
Ein seltsam schwarzer Gast,
Der drauf bei diesem Worte
Die scheue Braut erfaßt:

„Hei, Liebchen mein, zum Tanze
Hab' ich dich heut' ersehn!
Wie schmuck im Flitterglanze
Im Haar die Kränze weh'n!
Dich thät ich mir erküren
Drum weg mit Furcht und Graus;
Ich will dich heut' noch führen
Zu eigen in mein Haus.

Und Arm in Arm durchzogen
Sie schleifend das Gemach;
Dem seltnen Tänzer flogen
Die Blicke Aller nach.
Da fielen — grausig Wunder!
Wie seltsam es geschah —
Die Kleider ihm herunter,
Herr Satanas stand da.

Mit Schweif und Pferdefüßen
Und Hörnern stand er da,
Die wilden Blicke schießen
Blitzflammen fern und nah.
Es bleicht Entsetzen alle;
Doch zu dem düstern Ort
Durchs Fenster aus der Halle
Huscht er mit jener fort.

Und rings erfüllt das Zimmer
Ein ekler Schwefelduft,
Hohnlachen mit Gewimmer
Vermengt, durchrauscht die Luft;
Betroffen stehn die Leutchen
Ob dem, was da geschehn,
Den Tänzer und sein Bräutchen
Hat keiner mehr geseh'n.

Wo dies sich zugetragen,
Im grünen Erbachgrund
Sieht man in Einöd ragen
Das Haus noch diese Stund!
Das Fenster ist vermauert,
Der Wandrer, der es sieht,
Von Angst und Furcht durchschauert
Fürbaß des Weges zieht.

351.

Das graue Männchen.

Von Daniel Rothgeb.

Es war einmal ein Bäckermeiſter
Zu Pirmaſenz, 's iſt euch bekannt,
War nächtlich auch zur Stund' der Geiſter
Ein graues Männchen ihm zur Hand.

Das heizt den Ofen, rührt ſich tüchtig,
Es deckt die Diehle, ſiebt das Mehl,
Und alles geht ſo flink und flüchtig,
Und Weck und Brod wird ohne Fehl.

Verſchlafen oft und widerwärtig
Iſt unſer Meiſter aufgewacht;
Doch ſieht die Arbeit ſtets er fertig,
Wie hat ihm 's Herz im Leib gelacht!

Da denkt er ſchmunzelnd: „ein Geſelle,
Der weder Koſt noch Lohn begehrt,
Der iſt doch wahrlich auf der Stelle
Noch mehr als dutzend andre werth.

Nur möchte ich ihn ſchaffen ſehen,
Wie flink und wie geſchickt er iſt,
Würd' heute auf die Wache gehen,
So ich's nur klug zu machen wüßt'!

Doch halt ich hab's! ich werde paſſen,
Dem lieben Burſch zu Luſt und Freud
Ein rothes Röcklein machen laſſen,
Und kann es ſein, noch lieber heut."

Und richtig kommt das Männchen wieder,
Will gleich an ſeine Arbeit gehn,
Da tritt er vor mein kluger Hüter,
Und vor dem Männchen bleibt er ſtehn.

Er hält das Röcklein ihm entgegen,
Im Munde noch des Dankes Wort
Um ſeiner guten Dienſte wegen —
Und huſch! da war mein Männchen fort.

Es wartete zum guten Ende
Das Mörſchel in der Mulb auf ihn
Und mahnt: Du kannſt nun deine Hände,
Mein lieber Dicker, ſelbſt bemühn.

Und wann der Ofen nächtlich hitzte,
Hat ſeinen Teig er ſelbſt gemacht,
Und wann er daſtand, ſchafft' und ſchwitzte:
Ob er an's Männchen wohl gedacht?

352.

Das wüthende Heer bei Pirmaſenz.

Fr. Panzer Beitrag S. 198.

Der Erzähler, ein Jäger, war einſt auf dem Anſtand. Da kam eine ſehr große, ſchöngefleckte Katze, welche ſich in ſeine Nähe machte, und ſchmeichelte, wie Katzen zu thun pflegen. Der Jäger fand das Thier unheimlich und entfernte ſich, um einen anderen Platz im Walde für den Anſtand auszuſuchen. Kaum war er da, ſo kam die Katze wieder, ſchlich

ſich um ihn herum, kletterte auf einen Baum, und ſah ihn fortwährend mit ihren ſcharfen Augen an. Der Jäger wollte erfahren, ob er eine wirkliche Katze vor ſich habe, und legte auf ſie an. Plötzlich ſchwoll das Thier, rollte die feurigen Augen, und brauste in den Wald. Ein Sturm erhob ſich, welcher alle Bäume umzureißen drohte. Des anderen Tages fragte ihn ſein vorgeſetzter Revierjäger: Ob ihm geſtern nichts begegnet ſei? Er hielt Anfangs mit der Erzählung zurück, theilte ſie aber dann doch mit, worauf der Revierjäger ſagte: Nun ſei ihm die Erſcheinung von geſtern erklärbar, denn er habe in derſelben Zeit auf dem Kreuzweg einen kopfloſen Reiter geſehen; das war das wüthende Heer.

353.

Der Teufelstiſch.

Von L. Schandein. — Weſtricher Mundart. — Sage vom Kaltenbacherhof bei Münchweiler.

Der Deuwel hot ſich mol verkledt,
Dem word's zu ſchmurig heß un ſchwul,
Do fart er aus ſeim Höllepul,
Sei' Ausſiehs war e' wahri Fred.

De' Schwanz den hot er ei'gedan,
Die Hörner hübſch enei'friſirt,
Sei' Heſehölzer auswattirt,
E' Hut uf un e' Mantel an.

Sei' Gäulsfüs in die Stiwel ſteckt,
Daß alles jo ſeſammeklappt:
E' Schnorres an die Nas gebappt,
War was verziert un was verleckt.

Sei' Grosmotter die hot geholf,
Ihn rausgebutzt un ufgeſtutzt,
War ſelwer üwig's Werk verdutzt —
Er haus ſo ſei' un drei' e' Wolf.

War 's Lewe lärig in der Höll,
Uf emol halt er's nimi aus,
Krieht Ei'fäll wie en altes Haus —
Un uf un fort glei uf der Stell.

Do geht er richt in unſer Palz,
Macht Hüpps un Münncher mit ſeim Roß,
Sucht 's Wertshaus uf un 's Herreſchloß,
Un hängt e' Gitarr'n an ſei' Hals.

Sei' Singes hot was gut gefall,
Er hot ſich druf ah Guts gedan,
Es greift die Leut ſo artlich an,
Am Dahner Schloßberg werd gehall.

Ziehn Ritter an der Bach verbei,
Un ſporeſtrechs er runnerrennt
Un macht ſei' dieſes Kumpelment,
Vorab de' Weibsleut um die Reih.

Un fingt un macht Gedings doher:
„Na' wollner mich net bei euch han
For Zeitvertreib als Leiermann?"
De' Weibsleut worp es leicht un ſchwer.

Die Mannsleut awer han gekriſch:
„'s werd ohgehall, mau' mol gewiß,
Mer wolle ſieh' was an ihm is,
Kann ſpiele — mer han Mittahstiſch!

Das kröppt en was, er hot getrisch,
Erumballjascht, war ganz verdutzt:
„Ehr ham mer 's Maul hübsch abgebutzt —
Na' wart, ich deck euch ah de' Tisch!"

Un hot net lang noch rumgefrot:
„De' Spies raus un vor die Frunn,
Jetz werd gefecht, ehr Lumpehunn,
Ehr werre am meim Spies gebrot!"

Hau die die helle Lach gedan:
„Der Spatzerich hängt selbscht am Spies!"
Do haut er nei', macht lang net Müh's —
Die Flappe fliehn wie vun der Gahn.

Reißt 's Herz en' aus un hot's gebrot
Ganz hemelich un hot's geback,
Ke' Unnerschied war im Geschmack,
Ke' Küchemeschter hätt's geroth.

Reißt Felse zwe am Berg eraus,
Un traht se auf un druf e' Platt,
Do hot er mol e' Tisch gehatt,
Noh ladt die Weibsleut er zum Schmaus.

Obs wohr is awer faule Fisch,
Zwe Rieseste', druf entr quer,
Das kummt vun Menschehänn nit her:
Drum hest es heut der Deuwelstisch!

354.

Der Einaug.

Von Ludwig Schandein. — Westricher Mundart. — Ramberg bei Anweiler.

Dort drei' in de' Berje steht 's Ramberjer Schloß,
Do reit mit seim Knecht der Herr Enah druf los,
Der scheint d'r im Schild was se fehre.

Dem Ramberjer Schloßherr dem is er net hold,
Hot der ja vum Kaiser sei' Geld un sei' Gold,
Wie mahn das der Enah verbeiße?

„So horch emol an, du trausamer Knecht:
's hot heunt mer geträmt, ich wes net so recht,
Als müßt ich de' Geldschatz dort hewe!

Es summt mer die Stimm als noch immer im Ohr:
Ja dummel dich dabber, ke' Zeit nor verlor! —
Drum duh ah, mei' Knecht du, das deine!"

Dem Knecht is gedient mit, er saht 's em ah glei,
Do wär er mit Leib un mit Lewe debei,
Dem Ramberjer 's Licht ausesblose!

So ſtehnſe dann drowe, es rappelt am Dor,
Kummt freundelich ſelwer der Schloßherr evor,
Er dut ſe uſs beſchte bewerte.

's leit alles ſchun ſchlofe, die Ruhe feſcht zu,
Der Ramberjer Herr der findt heut nor le' Ruh,
Es dur en im Schleß erum treiwe.

Un ewe bloſt's zwölfe vum Torn in die Nacht;
Er kniet im Kapelliche un bet noch un wacht —
Dann ſucht er beruhigt ſei' Kammer.

„Ei ſah mol, was is das? noch Licht bei meim Gaſcht?
Was macht dem ſo Aengſchte, was macht em ſo Praſcht?
Er werd ſich doch wärlich net ferchte?" —

So ſchleicht er ans Fenſchter, er nei' gucke dut:
Herr Jeres — der Enah, dert leit er im Blut!
Sei' Knecht, ach, der hebt noch das Meſſer! —

„Du Mörder, du Henker, du hölliſcher Hunn,
Du kummſcht mer net wegger, do glei uf die Stunn
Do ſollſch de dei' Dalles noch krieje!" —

„O Gnad un Erbarme!" der freſchterlich grinzt,
„Mei' Herr hot de' Strech uf euch jo gemünzt,
Ich ham mich geerrt in der Kammer!"

Der Ramberjer geht wie e' Fackel do an:
„Des hot mer e' Fingerzeg Gottes gedan!"
Er fallt uf die Knie for ſe danke.

Der Mörder muß wegger, muß blöde dann geh',
Vum Enah ſei' Schloß awer ſieht m'r nix meh,
Doch 's Ramberjer, lang hot's gedauert.

So trefft dann ſell Sprichwort ah do wierer ei':
Wer annre die Grub grabt, fallt ſelwer enei!
Hätt das der Herr Enah bedabbelt!

355.

Die Jungfrau auf der Wegelburg.

Von Hermann Zapf. — Wegelburg 1 St. von Schönau ſüdlich von Dahn.

Kennſt du des Wasgaus ſteile Höh'n
Mit ihren Felſenkronen,
Mit Wäldern ſchattiggrün und ſchön,
Wo Trümmer ſtolzer Schlöſſer ſtehn',
Und Eul' und Habicht wohnen?

Dort ſtand auf hohem Felſengrund
Ein Schloß in alten Tagen,
Ich lauſchte an der Leute Mund,
Horch, was ſie gern mir thaten kund
Von ſeinen alten Sagen.

„Wer kommt zu guter Stunde hin
Auf jenes Berges Spitzen,
Dem thun ſich Höhlen auf und drin
Sieht er gar manchen Rubin
Und Gold und Silber blitzen."

„Das ſchönſte aber, was er ſieht,
Iſt eine Jungfrau feine,
Die ſchönſte, die im Lande blüht,
Mit reinem Leib, reinem Gemüth,
Doch ſcheint's, als ob ſie weine."

„Sie harrt ſchon viele hundert Jahr'
Deß, der Erlöſung bringe:
Doch ob ſchon kam 'ne ganze Schaar,
Die lüſtern nach dem Golde war,
Der kommt nicht, der's erringe."

Und iſt die Löſung denn ſo ſchwer?
„Dreimal mußt du ſie küſſen;
Doch will ſie prüfen dich erſt ſehr,
Ob du nichts Andres liebeſt mehr,
Als ihren Mund den ſüßen."

„Zuerſt kommt ſie als Schlange wild,
Mit feuerſprüh'ndem Rachen,
Mit Höllenaugen, ſchrecklich Bild!
Willſt löſen du die Jungfrau mild,
Mußt küſſen dieſen Drachen!

„Und dann als giftgeſchwoll'ne Kröt'
Mit rieſenhaftem Leibe,
Als Scheuſal dir erſcheint ſie ſchnöd;
Nur wer es küßt alsbald nicht blöd,
Der naht dem ſchönſten Weibe."

„Dem iſt ſie eigen dann ſofort,
O glücklich wer's vollbrächte!
Der fände auch den reichen Hort,
Den größten Schatz an dieſem Ort;
Wohl ihm, ſeinem Geſchlechte!"

„Doch keiner hat es noch vollbracht,
So muß ſie trauern immer,
Sie harret immer Tag und Nacht,
Das Harren hat ſie müd gemacht,
Getrübt der Augen Schimmer."

Ich ſtieg den hohen Berg hinan,
Er liegt an Frankreichs Gränzen,
Ich ſah die alten Trümmer an,
Ich ſah des Rheines weiße Bahn
Und Straßburgs Münſter glänzen.

Ich ſah das liebe deutſche Land,
Wo ſich die Berge dehnen
Hinab zum grünen Neckarſtrand,
Im Glanz der Sonne licht entbrannt —
Da ward mein Aug' voll Thränen.

Mir fiel noch eine Jungfrau ein,
Gebannt ſeit alten Zeiten,
Es ruft das Volk, es rauſcht der Rhein,
Noch keiner konnte ſie erſchrein,
Erlöſung ihr bereiten.

Und täglich wächſt noch ihre Schmach —
Wer kommt ſie zu erlöſen?
Ach! ſeufzend harrt ſie Tag um Tag,
Und Keiner ſie befreien mag
Mehr aus der Macht der Böſen.

356.

Wilde Jagd auf der Teufelsmauer.

A. Buchner Reiſe auf der Teufelsmauer S. 57.

Ein Bauer von Gundelsheim bei Pfloſeld, deſſen Schlafkammer auf der Teufelsmauer ſteht, erzählte: „Es war die hohe Nacht, ich im tiefen Schlaf, meine Frau ſelige, wenn ſie noch lebte, müßte es bezeugen: auf einmal weckt mich der Knall einer Peitſche, ein Reuter in vollem Galopp ſprengt vor der Bettſtatt vorüber, bald ſchreckliches Getöſe hintendrein, wohl hundert Pferde, viele Wägen und eine Menge unbekannter Menſchen und ausländiſcher Stimmen. Blitzſchnell war die Fahrt; noch ſtehen mir die Haare gegen Berg.“ In allen Orten um die Teufelsmauer wiſſen die Leute ſolcherlei Dinge von wilder Jagd zu erzählen.

357.

Die Teufelsſtraße bei Ried.

Mitgeth. v. K. Böhaimb.

Zwiſchen Dollenſtein und Kunſtein iſt ein ſumpfiges, von felſigen Bergen eingeſchloſſenes Thal, durch welches von Dollenſtein bis zu dem kleinen Dorfe Ried hie und da Steine hervorſtehen, die einem Straßen-Bruchſtück gleichen. Das Volk erzählt davon:

Eine Bäuerin zu Ried hatte mit dem Teufel einen Bund eingegangen und ſelbem ihre Seele verpfändet. Als ihre Todesſtunde nahte, ließ ſie den Kaplan von Dollenſtein holen. Dieſem widerſetzte ſich der Teufel mit liſtigen Vorwänden, allein der Prieſter wußte ihn dahin zu bringen, daß er ihm bis Ried folgte und ſogar eine Steinſtraße bahnte, was alſo

geſchah, daß er immer vor die Füße des Geiſtlichen Steine warf, bis dieſer Ried erreicht hatte. Die von Reue zerknirſchte Bäuerin empfing die heil. Sakramente. Der Teufel war um ihre Seele betrogen und ließ aus Aerger bei ſeiner Flucht das noch ſichtbare Straßenſtück liegen.

358.

Die Wichtlein der Bubenrother Mühle bei Eichſtädt.

Fr. Panzer Beitrag S. 155.

Der Bubenrother Mühle gegenüber, an der Altmühl, liegt der Burgſtein, ein hoher, ſteiler Fels. Dieſer hat ein Loch, das den Anfang eines durch den Mühlberg ſich erſtreckenden und in dem Schatzfels ausmündenden unterirdiſchen Ganges bilden ſoll. Vom Kappenzipfel gegen den Burgſtein zog das wilde Gjaig. Aus dem Burgſtein kamen Nachts drei Wichtelt in die Bubenmühle, mahlten das Getreid, und reinigten die Mühle, ſo daß am Morgen alle Arbeiten verrichtet waren. Weil ſie ſo fleißig waren, ließ ihnen der Müller Kleider machen. Vermeinend, ſie ſeien nun abgedankt, ſagten ſie weinend: „Ausgelohnt! ausgelohnt! haben wir doch ſo viel gearbeitet, und nun müſſen wir ſchlenkern!“ Ein anderer Erzähler fügte noch hinzu: Alle Wochen legten die Wichtelen auf einen Stein vor dem Burgſtein einen Fünfzehner, welchen der Müller abholte.

359.

Hermannsſtein.

Von J. Sutner. — Hermannsſtein Felſen im Walde zwiſchen Solenhofen und Monheim. Entſtehung der Sage 954.

Des Kaiſers Heer mit ſtolzer Macht
Umſchloß bei Mondeshelle
Einſt Regensburg bei Mitternacht,
Und rückte vor die Wälle.

Da ſammelt Arnulph ſeine Macht
Und ſeine Bundesfreunde,
Und in der zwölften Schreckensnacht
Verjagte er die Feinde.

Mit ihm vereinte Hermann ſich,
Sein Bruder, treu und bieder;
Er ſtellt zum Kampfe ritterlich
Sich vor die erſten Glieder.

Die Feinde fliehen vor ihm her,
Bis hin an Bayerns Ende:
Selbſt Augsburg fällt mit andern mehr
In Hermanns ſtarke Hände.

Der Kampf iſt los, und überall
Fließt Ritterblut in Menge;
Da kömmt geſprengt Graf Marchenthal
Und ſtürzt in das Gedränge.

Nun flieht des Herzog ſchwächres Heer
Beſtürzt durch Thal und Felder,
Des Feindes Arm verfolget ſchwer
Sie in die finſtern Wälder;

Und Hermann, vom Gefolg verirrt,
Kam früh am andern Morgen
Nach einem Schloſſe — wild verwirrt,
Und ſuchte ſich zu borgen.

„Dich ſchützt mein gräfliches Gemach,
Nicht wird dich Marchthal ſtören!“
Zu ihm der Pappenheimer ſprach,
Der Herr vom Schloß zu Möhren.

Du gehſt früh Morgens, wenn es tagt,
Mit meinem Volk zum Jagen —
Gewiß kömmt Niemand, der es wagt,
Sich kuhn mit mir zu ſchlagen!

Ich laſſe dich nicht anders los,
Und bürge für dein Leben;
Du bleibeſt hier auf meinem Schloß,
Bis dir Geleit gegeben!“

Früh bei des Morgens erſter Gluth
Beginnt zu Pferd das Jagen;
Und Hermann kömmt mit Schlachtenwuth
Sich mit dem Wild zu ſchlagen.

Es tönet laut der Hörner Schall,
Der Wald beginnt zu leben,
Und vor dem blanken Mörderſtahl
Erſchrickt das Wild mit Beben.

Da naht, vom Buſche aufgeſchreckt,
Ein Hirſch mit Pfeilesſchnelle,
Und Hermanns Gaul, vom Sporn geweckt,
Verfolgt ihn auf der Stelle.

Der Ritter, der kaum Athem fand,
Durchfliegt die düſtern Eichen,
Und nahe einer Felſenwand
Will ihn ſein Wurf erreichen —

Da ſtürzte, wie vom Blitzesſtrahl
In Abgrund beim Gewitter,
Der Hirſch zuerſt den Todesfall,
Und Hermann dann der Ritter.

Die That verbürget noch der Hain
Und in den ſpäten Tagen;
Man höret noch am Hermannsſtein
Des Ritters Wittwe klagen. —

360.

Geiſt im Römerthurme zu Wellheim.

Wellheim Dorf unweit Eichſtädt. — Mitgeth. v. A. Böhaimb.

Im alten Römerthurm zu Wellheim ſolls nicht geheuer ſein. Es hauſt darinnen, geht die Sage, der Geiſt eines Grafen von Helfenſtein. Zu Zeiten hört man ein gewaltiges Toſen, Schreien und Johlen, wie wenn um den Thurm her die wilde Jagd gehalten würde.

361.

Der Feuerhund im Schloſſe zu Hüting.

Hütina bei Neuburg an d. Donau. — A. Böhaimb in: Beiträge zur Geſch. d. Bisthums Augsburg von A. Steichele I., 372.

Oben im dunkeln Gewölbgange der Veſte von Hüting lagen einſt unermeßliche Schätze verborgen, auf denen ein großer feuerſpeiender Hund mit glühenden Augen als Wächter ruhte. Es gab vor Zeiten beherzte Männer genug in der Gemeinde, aber keiner hat es gewagt, den Mammon zu erheben. Endlich vor mehr als hundert Jahren ſtieg ein verwegener Hirtenknabe in das ſchauerliche Gewölbe. Nach drei Stunden kam er wieder an die Thüröffnung zurück, ſtürzte aber da ſogleich ohnmächtig zuſammen. Man brachte ihn mühſam auf der heimlichen Stiege in das Dorf hinab, wo er wieder zum Bewußtſein kam; allein ihm war das Sprachvermögen verſchwunden. Er vermochte nur durch Geberden die ihm gewordenen ſchrecklichen Erſcheinungen anzudeuten und ſtarb am dritten Tage. Nun war der Bann gelöst, der Feuerhund mit dem Schatze verſunken und die Spuckgeiſter, die zu heiligen Zeiten die Ruine umſchwebten, ließen ſich fortan nicht wieder ſehen.

362.

Der steinerne Mann.

Graßegger im Neub. Lok.-Bl. v. J. 1829. N. 8. S. 23. Ballade von A. Reisach in Pfalz-Neuburg. Provincialblätter I, 111 ff.

Zwischen Hüting und Mauern unweit Neuburg an der Donau ragt in dem Thale ein niederes, einem liegenden Manne mit gekreuzten Armen gleichendes Felsstück aus dem Boden. Zu seinen Füßen liegt ein zweiter Stein, welcher wie ein Leibbrod aussieht. Dieser Felsen heißt „der steinerne Mann"; davon geht die Sage. Es war ein Bauer von Baring (Bergen), der hatte ein geiziges und hartes Herz gegen seine Nebenmenschen und behandelte sein Gesinde gar nicht, wie es einem ehrlichen christlichen Hausvater zukommt. Als dieser einmal auf das Feld hinausging und seine Leute beim Morgenbrod sitzend antraf und sah, wie sie sich einen guten Bissen schmecken ließen, ließ ihm der blasse Neid keine Ruhe und er rief aus: „ich wollte, ihr fräßet Steiner statt Brod!" In demselben Augenblicke krachte es wie ein gewaltiges Donnerwetter, ein Blitz fuhr hernieder und schlug den „bösen Jackel" in den Boden hinein. Da liefen die Leute hinzu und sahen mit Schrecken das göttliche Strafgericht, denn der geizige Bauer war in Stein verwandelt.

363.

Pfalzgraf Philipp Wilhelm zu Neuburg.

Erzählt von K. A. Böhaimb.

Philipp Wilhelm, Pfalzgraf zu Neuburg, hegte lebenslänglich eine große Verehrung zum heiligen Michael. Die Ursache war folgende: Ein Bauer, welcher in großer Noth war, traf auf dem Felde unweit Neuburg einen Jüngling, der sich Michael nannte und ihn um die Ursache seines Kummers befragte. Der Bedrängte klagte ihm seine Noth, worauf ihn der Jüngling ermahnte, zum Pfalzgrafen in die Residenz zu gehen, um ein Almosen zu bitten, und den Hofbedienten aufzutragen, den jungen Prinzen, Philipp Wilhelm, in ein anderes Zimmer zu bringen. Die Ursache dieser Vorsorge werde die Zeit lehren, seinem Kummer aber werde

ſodann abgeholfen werden. Der Bauer that, wie ihm gerathen, man wunderte ſich bei Hofe über den Auftrag, fand aber nach näherer Beſichtigung die Zimmerdecke baufällig, und beſchloß dem Rathe Folge zu leiſten. Die Decke iſt bald darauf eingeſtürzt.

Derſelbe Philipp Wilhelm war ſehr freigebig gegen die Armen und trug immer einen Almoſenbeutel bei ſich. Als er einmal bei Wien auf einer Wildſchweinjagd war und von einem Eber angefallen wurde, geſchah es, daß der Zahn des Wildſchweins gerade den Almoſenbeutel traf und der Herzog dadurch ſchadlos blieb.

364.

Altenburg bei Neuburg a. D.

Neuburger Wochenblatt 1819 N. 31. S. 122.

Auf der alten Burg bei Neuburg hauſten vor Zeiten Grafen von Altenburg. Sie lebten in Saus und Braus von dem Raube der am Fuße ihrer Burg vorüberſegelnden Schiffe. Das trieben ſie lange fort und häuften unermeßliche Schätze im Schooße des Berges, auf welchem die Burg ſtand. Endlich machte der Kaiſer dem Raubunfug ein Ende, ließ die Veſte zerſtören und die im Berge bewahrten Reichthümer erheben. Wie es aber in der Verwirrung geht, das Beſte ward überſehen, eine Kiſte voll gediegenen Goldes, welche im Innern des Burgberges zurückblieb. Dieſer Schatz iſt bis auf den heutigen Tag nicht erhoben, weil er von einem ſchwarzen Hunde mit feurigen Augen bewacht wird.

365.

Drei Fräulein zu Unterhauſen bei Neuburg a. d. D.

Mündlich.

Nicht weit von Unterhauſen bei Neuburg an der Donau ſind die Reſte der ſogenannten Kaiſerburg. Von dieſer ſoll der Sage nach eine Straße durch das Dorf Unterhauſen nach einer gegenüberliegenden Anhöhe

gegangen und nur ſo breit geweſen ſein, daß drei Fräulein, die letzten Sproſſen der auf der Kaiſerburg lebenden Familie, gerade nebeneinander darauf gehen konnten. Auf der Höhe, zu welcher die Brücke führte, ſoll eine Kirche geſtanden ſein, wohin die drei Jungfrauen gewöhnlich wallfahrteten.

366.

Niederſchönenfelds Entſtehung.

Mitgeth. v. Böhaimb. Vgl. Zimmermann Chusb. geiſt. Kal. I, 158.

Graf Berthold von Graisbach that mit dem Kaiſer einen Zug in das heilige Land. Auf dem Rückwege landeten die Kreuzfahrer auf der Inſel Cypern. Hier gewann der junge Graf des Inſelkönigs reizende Tochter lieb, entführte ſie und kehrte mit ihr heim in die väterliche Burg, die auf ſteiler Höhe da, wo der Lech ſeine Fluthen mit der Donau vereint, in das Land hinausſchaute. Dort hauste er manches Jahr mit ſeiner Adelheid in glücklicher Ehe, doch nicht ungetrübt war ſein Glück. Der Fluch des greiſen Vaters, dem er die Tochter geraubt, ſchreckte ihn oft wie ein Geſpenſt aus ſeinen ſeligen Träumen. Eines Tages lag er dem Waidwerk ob und verfolgte einen Hirſch auf dem rechten Donauufer. Erhitzt und müde ruhte er unter einer Linde aus, und verſank in Schlummer. Da erſchien ihm, vom himmliſchen Glanze umfloſſen, im Traume die Himmelskönigin und hieß ihn, zur Sühne ſeiner Frevelthat, ein Kloſter bauen, wo fromme Jungfrauen ihres göttlichen Sohnes Preis ſingen ſollten. Zum Wahrzeichen ſollten da, wo er ſein Käpplein finden würde, Kirche und Zellen erſtehen. Der Graf erwachte und vermißte ſogleich ſein Baret. Des Traumbildes eingedenk durchforſchte er die Gegend, und fand jenes auf einem Felde ſeiner Burg Lechsgemünd gegenüber, wo er auch ſofort das Kloſter erbaute. Lange war dieſer Vorfall in einer marmornen Tafel mit goldenen Buchſtaben in der Kloſterkirche zu leſen. Als die Schweden 1646 über Donauwörth wiederholt nach Bayern vordrangen, verließen die Nonnen ihr Kloſter und begaben ſich in die Flucht. Die Laienſchweſter Eva hatte in ihrer Zelle ein Kruzifix, das ſie mit beſonderer Andacht verehrte, weil es ein Geſchenk ihres Pfarrers war, der ſie zum Kloſterleben gebildet hatte. Bei dem Einpacken der unentbehrlichſten Geräthſchaften zur Flucht konnte ſie ihr Kruzifix nicht mitnehmen,

trug es daher in die Küche und barg es unter den Heerd mit den Worten: „Nun lieber Heiland, rette dich selbst!“ Aus einer Eierschale, die sie mit Brennöl füllte, verfertigte sie eine Lampe, zündete selbe an und stellte sie neben das theure Bild. Als nun die Schwester nach zwei Jahren wieder zu dem abgebrannten Kloster zurückkehrte, fand sie das Kruzifix unversehrt, die Haare und den Bart gewachsen, die Lampe brennend und selbst das Oel unvermindert. Das Kreuzifixbild wurde in der neuen Kapelle aufgestellt und blieb dort der Verehrung ausgesetzt.

367.

Die Stadtmauer zu Wemding.

Mitgeth. von A. K. Böhaimb.

Im Jahre 1343 verkauften die Gebrüder Reinbot und Seyfried von Wemdingen Wemding an die beiden Grafen Ludwig und Friedrich zu Oettingen. Diese umgaben sogleich Wemding mit einer starken Mauer; da sie aber inzwischen mit einander Streit bekamen, so wurde derselbe dahin ausgeglichen, daß Graf Ludwig siebenzehn runde und Graf Friedrich sechzehn viereckige Thürme erbauen sollte. Dieß geschah, und noch sehen wir die 33 Thürme in dieser verschiedenen Gestalt.

368.

Die Schlüsseljungfrau im Schloß zu Möhren.

Schloß Möhren bei Treuchtlingen in Mittelfranken — Fr. Panzer Beitrag zur deutschen Mythologie S. 144.

Im zwölften Jahrhundert lebte auf dem jetzigen Fuggerischen Schlosse zu Möhren ein sehr vornehmer und reicher Ritter, Heinz genannt, welcher eine einzige Tochter, Armgart, hatte, schön und liebenswürdig, weßhalb die vornehmsten Ritter aus entfernten Gegenden sich einfanden, und um ihre Hand warben. Da sie aber fest entschlossen war, nie zu heirathen, der vielen Freier aber nicht los werden konnte, so ließ sie sich einen goldenen Schlüssel machen, welchen sie aber in ihrem Schlafgemach auf

das ſorgfältigſte verwahrte, und dann beſtimmte, daß nur der Ritter, welcher ihr dieſen Schlüſſel bringen würde, ſie zur Gattin erhalten ſolle. Sie erbaute ſich auch nach dem Tode ihres Vaters ohnweit Pappenheim nahe bei Dietfurt im Walde ein zweites Schloß, und brachte ihre Reichthümer dahin. Von dieſem Schloſſe ſind aber keine Spuren mehr vorhanden. Unter den vielen Rittern, welche ſich alle erdenkliche Mühe gaben, den goldenen Schlüſſel zu erhalten, war aber keiner ſo glücklich, als Ritter Kunz von Absberg bei Gunzenhauſen, ein ſehr wilder und ausgelaſſener Tyrann, ohne gute Sitten und Religion. Dieſer beſtach das Kammermädchen, gab ihr ein betäubendes Pulver, welches ſich in Wein auflöste, und das er in den Schlaftrunk des Fräulein zu thun befahl. Der Trank brachte einen ſo feſten Schlaf bei dem Fräulein hervor, daß Kunz in ihr Schlafgemach kommen, und den goldenen Schlüſſel rauben konnte. Nachdem nun Fräulein Armgart aus ihrem Schlaf erwacht war, kam ein Knappe und brachte die Nachricht, daß Ritter Kunz von Absberg vor der Burg ſei, und eingelaſſen zu werden verlange, um dem Fräulein ihren goldenen Schlüſſel zu überbringen. Das Fräulein lachte Anfangs darüber, als ſie ſich aber davon überzeugte, ermordete ſie ſich durch einen Stich mit dem Dolch in die Bruſt. Ritter Kunz, der ſich ſchon im Beſitz des Fräuleins glaubte, war ganz außer ſich über den mißlungenen Plan, ſchwur dem ganzen weiblichen Geſchlechte ewige Rache, und blieb unverheirathet, war aber der größte Wütherich ſeiner Zeit. Nun hatte er noch eine Burg auf dem ſogenannten Schloßberg bei Neideck, welche aber in dem dreißigjährigen Kriege zerſtört worden ſein ſoll. Dort pflegte der Ritter ſich öfter aufzuhalten. Einſtmals ſagte ihm ein Knappe, daß eine weibliche Geſtalt ſich ſchon öfter Nachts im Schloſſe habe ſehen laſſen, welche die Geſtalt des Fräulein Armgart habe, und in der rechten Hand einen goldenen Schlüſſel, in der linken einen blutigen Dolch halte. Ha! rief ganz verwegen Ritter Kunz, will mich die Dirne noch nach ihrem Tode verfolgen? ſie ſoll heute Abends mit mir eſſen! ſchwang ſich auf ſein Roß, und ritt in den nahen Wald. Bald aber ergriff ihn Bangigkeit; er ritt zurück in ſeine Burg; als er bei der Burg anlangte, ſtand ihm ein großer Hund im Wege, welcher ihm trotz aller Anſtrengung den Eingang in die Burg unmöglich machte, ſo daß er ſich gezwungen ſah, vom Pferde zu ſteigen, um durch eine kleine Pforte in das Schloß zu gelangen. Voll Schrecken kam er in das Schloß, wo in dem Speiſeſaal für zwei Perſonen gedeckt war. Sein Diener ſagte: eine ſehr vornehme

Dame habe ſich zum Abendeſſen anſagen laſſen, aber erſt mit dem erſten Hahnenſchrei nach Mitternacht werde ſie erſcheinen. Kunz ahnete nichts Gutes; ganz beſtürzt verlangte er, in ſeinem Leben zum Erſtenmal, den frommen Prieſter Hugobert in dem benachbarten Städtchen Heideck zu holen, welcher wegen ſeiner Frömmigkeit Geiſter beſprechen und bannen konnte. Sein Knappe mußte zwei Pferde ſatteln und noch in der Nacht nach Heideck reiten, um den frommen Prieſter Hugobert zu holen. Dieſer nicht wenig verwundert über die Sinnesänderung des Ritters, machte ſich eiligſt mit dem Schloßknappen auf den Weg. Als ſie den halben Weg zurückgelegt hatten, kam ihnen ein vermummter Reiter nach, der ſie ſchnell einholte und ſchnell voraus ritt auf einem kohlſchwarzen Rappen, von einem großen ſchwarzen Hund begleitet, dem Feuerfunken aus Naſe und Augen ſprühten. Hugobert bekreuzte ſich, und der Knappe ſprach ein ſtilles Gebet. Als ſie an der Burg ankamen, wurde dem frommen Prieſter von dem Hunde ebenfalls der Eingang verwehrt, allein er ſprach einige Worte und der Hund wich zurück. Er ging in die Burg, und fand den Ritter Kunz in der größten Beſtürzung. Kaum hatte der Prieſter ſein Verlangen gehört, krähte der Hahn, und ein goldener Wagen hielt vor dem Burgthor, aus welchem eine mit Gold und Edelſteinen geſchmückte Dame ſtieg, und ſich zum Abendeſſen einlud, obwohl es ſchon Mitternacht war. Kunz war beſtürzt. Hugobert aber ganz gelaſſen, redete ſie an und beſchwor ſie, nach ſeiner gewohnten Weiſe, im Namen Gottes; ſogleich entfiel ihr der ganze Schmuck, wurde zu lauter glühenden Kohlen, und ſo verſchwand die Geſtalt als leeres Todtengeripp unter Aechzen und Stöhnen, und ließ nichts zurück, als einen goldenen Schlüſſel und einen Dolch, auf welchem mit Blut geſchrieben der Name Armgart ſtand. Von dieſer Stunde an ging Kunz in's Kloſter, und endete unter ſteten Bußübungen ſeine Tage.

Die Schlüſſeljungfrau aber hatte noch keine Ruhe, obgleich Kunz beſtändig Seelenmeſſen für ſie leſen ließ, denn ſie ſpuckte auf der alten Burg zwiſchen Pappenheim und Dietfurt. Dort zeigte ſie ſich einem Hirtenknaben, welchem ſie ſagte, daß, wenn er ſie befreien würde, er an einem beſtimmten Orte, wo die Burg ſtand, einen großen Schatz, in einer eiſernen Truhe verwahrt, erhalten ſolle; deßwegen zeigte ſie ihm einen goldenen Schlüſſel, welchen ſie im Munde trug, welchen er erhalten, und damit die Truhe öffnen ſolle. Sie trieb es mit dem Knaben zwei Jahre, bis er ſich endlich bewegen ließ; ſie ſagte ihm aber, daß ſie an dem dazu

beſtimmten Tage nicht in ihrer gewöhnlichen Geſtalt, ſondern als ein brennender Bund Stroh erſcheinen werde. So geſchah es. Als der Knabe ganz beherzt, wie ſie ihm befohlen hatte, auf ſie zuging, um ſie zu umarmen, rief deſſen Mutter, die in einiger Entfernung ſtand: Herr Jeſus! mein Kind! und unter lautem Wehklagen verſchwand die Erſcheinung; der Knabe war aber am ganzen Körper verbrannt, und ſtarb nach einigen Tagen.

369.

Das Kreuz im Altmühlthale.

Von Stichaner. — Das Kreuz in der Nähe Gunzenhauſens, das eine Zeit lang dem Geſchlechte der Seckendorf zugehörte. Die Spitalkirche von Burkard von Seckendorf geſtiftet, der hinter dem kleinen Altar auf einem liegenden Stein abgebildet iſt. — Eine ſehr gedehnte Bearb. in Romanzen von Scheurlin.

Mancher Bau für Ewigkeiten,
Manches Denkmal eitler Pracht,
Sank zu Staub im Sturm der Zeiten,
Decket des Vergeſſens Nacht.

Durch Jahrhunderte erhalten
Bleibt ein ſchönes Monument,
Wo der Liebe frommes Walten
Dankbar noch die Nachwelt kennt.

In dem Thale mild und friedlich,
An der Altmühl grünem Strand,
Blüht ein Städtchen rein und niedlich,
Gunzenhauſen wird's genannt.

Dort bewahrt ſich eine Sage
In des biedern Volkes Mund,
Gibt uns bis auf heut'ge Tage
Von dem edlen Ritter Kund',

Der ein Beiſpiel ſeltner Treue
Früh geprüft durch tiefes Leid,
All ſein Gut aus frommer Reue
Zu der Armen Troſt geweiht.

Burkard ſtammt' aus edlem Blute,
War an Gold und Tugend reich,
Stolz an Geiſt und kühnem Muthe,
Seine Seele ſanft und weich.

Gerne mocht ihn jeder ſchauen,
Trug den Jüngling leicht ſein Roß
Durch die väterlichen Gauen,
Freundlich grüßt er Klein und Groß.

Und die Jagd war ſein Vergnügen,
In der Wälder Einſamkeit
Träumte er von künft'gen Siegen
Und von Schlacht und Männerſtreit.

Kehrt' er dann im Abendſcheine
Müd' dem Schloſſe zugewandt,
Dort vorüber, wo die kleine
Aermlich nied're Hütte ſtand:

Frägt ſein Herz, ob ſie wohl heute,
Die in dieſer Hütte wohnt,
Ihn mit einem Gruß erfreute,
Der ſein Hoffen freundlich lohnt?

Hedwigs Aug' in klarer Bläue
Strahlt ihm wie der Himmel mild;
Und er hing mit ſtiller Treue
An dem wunderlieben Bild.

Einſam hold die Jungfrau blühte,
Wie die Lilie der Flur,
Sorgt mit kindlichem Gemüthe
Für die alte Mutter nur.

Von dem edlen Grafenſohne
Stand die Hirtentochter fern,
Aber wo auf Fürſtenthrone
Sah er je ſo reinen Stern?

Später kehrt' er einſt zurücke
Aus dem Walde von der Jagd,
Hatt', ein ſelten Mißgeſchicke,
Keine Beute mitgebracht.

Dämmerung und tiefes Schweigen
Ruhten ſchon auf dem Gefild,
Da vernimmt er in den Zweigen
Ein Geräuſch wie nahes Wild.

Deutlich ſieht er ſich's bewegen,
Wär's das Reh, das ihn geneckt?
Ha, nun wird er's doch erlegen,
Im Gebüſche iſt's verſteckt.

Und den Bogen faßt er ſchnelle,
Spannt ihn mit geübter Hand,
Zielet ſicher nach der Stelle
Und der Pfeil iſt losgeſandt.

Oh, daß er zurücke kehrte
Treffend Burkards eignes Herz,
Und ſein Leben ahnend wehrte
Der Verzweiflung dumpfem Schmerz.

Denn was ſoll er fürder hoffen,
Er, ein Mörder unbewußt,
Sie, ach! hat ſein Pfeil getroffen,
Ja, er traf in Hedwigs Bruſt.

Unter Blumen eine Leiche,
Ihre Sichel in der Hand,
Lag die Jungfrau, die das gleiche
Schickſal mit der Roſe fand,

Die am Morgen friſch entfaltet
Sterbend ſinkt im Abendſtrahl;
Ach, ſo lieblich zart geſtaltet,
Blühte keine mehr im Thal.

Von der unglückſel'gen Stunde
Trug der Ritter tiefes Leid,
Und es heilt' die Todeswunde
Seines Herzens nicht die Zeit.

Nur auf Werke frommer Buße
Iſt er fürder noch bedacht,
Gönnet ſich nicht Raſt noch Muße,
Bis er Alles gut gemacht.

Ließ ein Hoſpital erbauen
Für verlaſſ'ne Waiſen Hort,
Und für alte kranke Frauen,
Nahe bei dem Unglücksort.

Viel geſchäft'ge Hände regen
Mußten ſich von Nah und Fern,
Hedwigs Mutter dort zu pflegen,
Bald vollendet ſah' er's gern.

War der Tag ihm ſo vergangen
In den raſtlos thät'gen Müh'n,
Zog ihn ſehnſuchtsvoll Verlangen
Bei der Sonne letztem Glüh'n

Zu dem Kreuz von weißem Steine
Wo das ſchuldlos Opfer fiel,
Die Geliebte, Engelreine,
Seines eignen Pfeiles Ziel.

Hedwigs Schatten zu verſöhnen
Kniet er da ſo manche Nacht
In Gebet und heißen Thränen,
Bis der Morgen neu erwacht.

Und für fromme Stiftung spendet
Burkard all sein Gold und Gut;
Herrlich ist der Bau vollendet,
Da beseelt ihn neuer Muth.

Nimmt sein Schwert und ziehet weiter,
Nach dem fernen Morgenland,
Wo er als ein Gottesstreiter
Bald ein ruhmvoll Ende fand.

Und das Kreuz, es strahlt noch heute
Auf dem grünen Wiesenplan;
Täglich zeigt ein Betgeläute
Noch die Unglücksstunde an.

Manche Jungfrau aus dem Thale,
Dann mit frischen Blumen wallt
Zu dem längst bemoosten Male,
Wann das Abendglöcklein schallt.

370.

Der dreibeinige Hase in der Gottmannshöhle am Hesselberg.

Der Hesselberg (Heselberg) bei Wassertrüdingen. Der Hesselberg von Leuchs. Wassertrüdingen 1822, S. 72 u. Fr. Panzer S. 137.

In der Gottmannshöhle liegt ein Schatz verborgen. Hirtenbuben ließen sich einst mit Stricken hinab. Der erste sagte: in Gottes Namen gehe ich hinab; dieser brachte seine Tasche voll Geld zurück. Hiernächst fuhr ein rothhaariger Hirtenbub hinab, sagend: ich gehe in Teufels Namen auch hinab! Da lief ein dreibeiniger Has vorüber; die Knaben ließen den Strick los, und eilten dem Hasen nach. Als sie zurückkamen und ihren Kameraden heraufziehen wollten, brach der Strick, und der rothhaarige war verloren. Da stand ein Schloß, welches versunken ist; nachher hörte man den Göcker krähen.

371.

Die Jungfrau im Oselberg.

Nach Crusii annal. paralip. c. 17 p. 68 bei Grimm d. S. I., 203.

Zwischen Dinkelsbühl und Hahnkamm stand auf dem Oselberg vor alten Zeiten ein Schloß, wo eine einzige Jungfrau gelebt, die ihrem Vater als Wittiber Haus hielt und den Schlüssel zu allen Gemächern in ihrer Gewalt gehabt. Endlich ist sie mit den Mauern verfallen und umkommen, und das Geschrei kam aus, daß ihr Geist um das Gemäuer schwebe und

Nachts an den vier Quatembern in Geſtalt eines Fräulein, das einen Schlüſſelbund an der Seite trägt, erſcheine. Dagegen ſagen alte Bauern dieſer Orte aus, von ihren Vätern gehört zu haben, dieſe Jungfrau ſei eines alten Heiden Tochter geweſen und in eine abſcheuliche Schlange verwünſcht worden; auch werde ſie in Weiſe einer Schlange, mit Frauenhaupt und Bruſt, ein Gebund Schlüſſel am Hals, zu jener Zeit geſehen.

372.

Ehmannsſchlegel zu Mosbach.

Von Schöppner. — Mosbach, Dorf Bgr. Fuchstwang an der Würnitz. Bai. Mag. München 1841, S. 30. Dieſelbe Sage vom Dorfe Kühnhard am Schlegel, Panzer S. 252.

Zu Mosbach ſteht ein Baum von alten Zeiten her,
Daran iſt aufgehängt ein Schlegel groß und ſchwer.

Ich kam des Weges auch und ſah die ſeltne Birne,
Da wurde Deutung mir von einer Bauerndirne.

Es ſchlug in dieſem Ort vor Zeiten eine Frau,
Den Rücken ihres Mannes in böſem Eifer blau.

Darob erhub ſich bald gerechteſte Empörung,
Es kam im ganzen Dorf zur raſenden Verſchwörung.

Doch nicht dem Weibe galts, das deſſen ſich vermaß,
Vielmehr dem Helden, der ſein gutes Recht vergaß.

Man zog vor Hanſens Thür mit Witz und Schelmenworten
Und hing dem frommen Mann den Schlegel an die Pforten.

Das ging dem Armen doch zu Herzen und er bat
Mit reuevollem Sinn die Bauerſchaft um Gnad'.

Da ward ihm auferlegt zu ziemender Kaſteiung
Und ſeiner Sündenſchuld genügender Verzeihung:

Sofort das ganze Volk für großes Aergernuß
Zu ſänftigen mit Brod und Bier im Ueberfluß.

Mit Freuden zahlte Hans die Zeche für die Flegel
Und von der Thüre wich der ärgerliche Schlegel,

Und hing von selber Stund' an einer Linde Stamm
Zur Pflichterinnerung für jedes Ehelamm.

O daß doch allerwärts der Zauberschlegel hinge
Und daß es jedem Hans wie dem zu Mosbach ginge.

373.

Die jungen Grafen von Rothenburg.

Nach Crusius Schwäb. Chronik. H. W. Benſen, Alterthümer, Inſchriften und Volksſagen der Stadt Rothenburg a. d. Tauber. Ansbach 1841, S. 57.

Richard Graf von Rothenburg hatte auf einem Berg eine Veſte erbaut, die er Comburg (d. i. Kochenburg) nannte. Als er geſtorben war, lebten ſeine drei Söhne Burkhart, Heinrich und Rugger (der vierte, Einhart, war Mönch geworden), wie junge Geſellen pflegen, in aller Eintracht und Fröhlichkeit beiſammen. Unfern von der Burg ſtand eine kleine Kapelle, bei der ein alter Eichbaum ſeine Zweige ausbreitete. Unter ſeinem Schatten ſaßen zur Sommerszeit gar oft die jungen Grafen mit andern edlen Jünglingen und erfreuten ſich der lieblichen Luft. Einſtmals entſchlief Graf Burkhart unter dieſem Baum und ſah im Traume an der Stelle ſeiner Burg ein prächtiges Münſter und eine Geſtalt in prieſterlicher Kleidung, die es mit einer Ruthe in zwei Klöſter zertrennte. Dieſes Traumgeſicht erzählte er ſeinen Brüdern, die es ſehr bedenklich fanden. Alsbald mehrten ſich die Wunderzeichen von allen Seiten. Eine alte, heilige Frau wollte dasſelbe Geſicht geſehen haben, wie der junge Graf. Im Dorfe Heſſenthal läuteten in der Chriſtnacht die Glocken von ſelbſt, ſo daß Alle aus dem Schlafe fuhren, und wie ſie nach Steinach zur Mette gehen wollten, ſahen ſie auf der Comburg viele brennende Kerzen und hörten Choral ſingen. Da meinten ſie, in der Burgkapelle werde Mette gehalten, gingen hinauf und ſchlugen an die Thüre, um auch eingelaſſen zu werden. Da war Alles plötzlich weg und die Wächter lagen im tiefen Schlaf. Am Oſterfeſt, als in der Kapelle die Benediktiner aus Hall, welche die Liturgie ſangen, zu der Stelle kamen: inſunde

unctionem tuam, fühlten ſich die drei Brüder plötzlich zu Thränen gerührt, gingen hinaus unter die Eiche und dachten im Ernſt darüber, ein Münſter zu bauen. Eine Aufforderung Kaiſer Heinrichs IV. an die Grafen, ihm in den Sachſenkrieg zu folgen, zerſchlug die Sache wieder. Burkhart, der daheim blieb, nahm einſtweilen eine Anzahl geiſtlicher Brüder von St. Jakob in Hall zu ſich, die ihm die Horas ſingen mußten. Als nun Rugger aus dem Feld zurückkam, und mit wenigen Getreuen nach Rom ging, ſeine Kriegsleute aber daheim ließ, da gab es ein wunderliches Leben zu Comburg. Stimmten die frommen Brüder ihre geiſtlichen Geſänge an, ſo huben die wilden Geſellen Ruggers ihre Kriegs- und Jagdlieder an und ſpotteten jene aus. Gern hätte Burkhart die Leute ſeines Bruders ausgetrieben, ſie erklärten aber, ohne Befehl ihres Herrn nicht zu weichen. Da ließ er einſtmals, als die Kriegsmänner im Freien lagen und ſich ſonnten, durch einige Getreue die Thore ſchließen. Die Reiſigen begehrten die Pforten einzubrechen, ſie waren ihnen aber zu feſt. Burkhart ließ ihnen aber ihre Kleider über die Mauer hinauswerfen und als ſie zu ſtürmen verſuchten, trieben ſie die Mönche mit Steinen ab. So wurde Comburg ein Kloſter. Rugger ſtarb auf der Wallfahrt nach Jeruſalem, und auch der jüngſte, Heinrich, wurde ein Domherr, zuletzt Biſchof zu Würzburg. Von ihrem Erbe wendeten die Brüder einen guten Theil dem Kloſter Comburg zu und ſelbſt die Rothenburg wäre mit dem Reſt an dasſelbe gefallen, wenn Heinrichs letzte Verfügung zum Vollzug gekommen wäre.

374.

Die zwei Thürme zu Rothenburg.

Benſen a. a. O. S. 84.

Als die Sankt Jakobskirche zu Rothenburg fertig war, ſollten noch zwei Thürme daran gefügt werden. Einen übernahm der Meiſter zu bauen, den andern übertrug er einem jungen Geſellen, welchen er ſelbſt in der Baukunſt unterrichtet hatte. Es hatte aber der Geſelle ſein Werk zur beſtimmten Zeit weit ſchöner und zierlicher als der Meiſter gethan. Das verdroß dieſen ſo ſehr, daß er ſich verzweifelt vom Gerüſte herabſtürzte. Noch heute iſt das Bild eines herabſtürzenden Mannes an dem Baue zu ſehen.

375.

Der beleidigte Storch.

Benſen a. a. O. S. 88.

Als das Rathhaus mit ſeinem hohen ſchlanken Thurme fertig war, fand ſich auch bald ein Paar Störche ein, das ſich auf der Spitze ein Neſt erbaute; denn von dieſer Höhe aus ließ es ſich gar gut in die weite Luft hinausſchwingen. Wenn nun der eine Wächter hinaus auf des Thurmes Steinkranz ſtieg, um in die Gegend nach Feinden und Gefahren zu ſchauen, ſo hatte er ſtets ſeine Freude an den Thieren. Des andern Wächters ſchlimmes Weib aber, die mit ihm zu oberſt auf dem Thurme wohnte, verdroß die Unreinlichkeit der Thiere gar ſehr, und wie ſie erſt Junge ausgebrütet hatten, die zuweilen eine halbe Schlange oder Kröte auf dem Kranz fallen ließen, da reizte ſie ihren Mann an, die jungen Thiere hinabzuſtoßen. Alsbald kam der alte Storch mit einem Feuerbrand im Schnabel geflogen, den er in ſein Neſt warf. Das Feuer fiel vom Neſt herab auf den Thurm und das dürre Holzwerk gerieth ſchnell in Flammen. Der böſe Wächter vermochte nicht zu entrinnen und verbrannte ſammt ſeinem Weibe; der fromme hingegen ſtieg auf eines der alten Steinbilder hinaus, die man noch ſieht, und rettete mit Mühe ſein Leben. Das Innere des Thurmes brannte gänzlich aus, doch erhielten ſich die feſtgefügten Mauern bis auf den Steinkranz, an deſſen Stelle ein eiſerner kam.

376.

Die arme Seele zu Rothenburg.

Benſen a. a. O. S. 85.

Die Rothenburger hatten niemals große Stücke auf den Teufel gehalten. Das wurmte den Meiſter Urian gar ſehr und er beſchloß, den Ungläubigen einen glänzenden Beweis ſeiner Macht zu geben.

Als nun einmal ein Bäuerlein am heiligen Tage durch den Thorweg unter der Hauptkirche ging und nun gerade entſetzlich ſchwärmte und fluchte, fuhr der Böſe plötzlich aus der kleinen Thür im Thorweg heraus

und ſchmiß den Mann hoch an die Mauer. Der Leichnam fiel ſogleich herunter, aber die arme Seele iſt an der Wand hängen geblieben, wo man ſie bis auf den heutigen Tag ſehen kann. Sie ſieht braun aus, etwas mit ſchwarzen Flecken gezeichnet.

377.

Des Teufels Heirath.

Nach Ludwig Scheffer's Chronik p. 451 bei Benſen a. a. O. S. 91.

Als es dem Teufel nicht mehr länger im Junggeſellenſtande behagte und er ſich nach einem ehelichen Weibe umſah, da gefiel ihm keine, als eine Rothenburgerin. Eines Abends kam er daher mit zwei Dienern gar ſtattlich und trefflich ausgerüſtet, als wie der reichſte Edelmann zu dem Haus eines ehrſamen Bürgers und begehrte deſſen Tochter zur Ehe. Die Jungfrau war von ſo ausnehmender Schönheit und dabei ſo züchtig und wohlerzogen, daß es nicht wunderſam erſchien, wenn ein fremder, noch ſo vornehmer Herr um ſie warb. Da nun die Mutter von dem Adel und der großen Pracht des Brautwerbers ſogleich bezwungen und eingenommen war, durfte der Hausvater auch nicht „Nein“ ſagen. Eine Gaſterei ward angeſtellt und die Verwandten wurden berufen. Der Bräutigam war unmäßig fröhlich, tanzte und bankettirte; ſeine beiden Diener, von denen der eine auf der Sackpfeife, der andere aber auf der Geige zu ſpielen verſtand, machten eine ſo tolle Muſik, daß Alles voll größter Luſt war. Nur dem frommen Hauswirth wollte es ein Betrug bedäuchen und er ahnete, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe. Deßhalb berief er heimlich einen ehrwürdigen Geiſtlichen zu ſich, und ehe noch der Handſtreich, wie man ſagt, vor ſich ging, hub jener ein erbauliches Geſpräch aus der heiligen Schrift an. Das verdrießt den Gaſt und er ſpricht: „Wenn man wolle fröhlich ſein, ſo ſolle man von andern Dingen reden.“ Da bricht der Wirth heraus: „Euch, ihr böſen Feinde, kenne ich wohl, wir ſind aber auf den Herrn getauft und gedenken uns wider Liſt und Macht wohl zu ſchützen.“ Zur Stunde fahren die fremden Gäſte davon, laſſen aber einen böſen, unleidentlichen Geſtank hinter ſich; auch blieben drei Leichname, die vorher an einem benachbarten Galgen gehenkt, in der Stube liegen.

378.

Das Freudengäßle zu Rothenburg.

Ein Volksbüchlein. (v. Aurbacher.) München 1839. II., 194.

In Rothenburg an der Tauber iſt ein Gäßle, das heißt das Freudengäßle. Dort hat vor Zeiten der Scharfrichter ſeine Behauſung gehabt. Wie aber daſſelbe zu dem Namen gekommen, davon wird folgende Geſchichte erzählt. Als nach der Schlacht bei Nördlingen der Tilly in Rothenburg eingezogen, hatte man ihm und ſeinen Leuten ein ſtattliches Mahl zubereitet auf dem Rathhauſe. Dabei ward ihnen denn auch in einem großen Humpen, der noch heutigs Tags zu ſehen iſt, Wein kredenzt vom Rothenburger Gewächs, dem beſten. Wie nun Tilly den Mund anſetzte, fand er den Wein ganz abſcheulich; und vermeinend, daß die Rothenburger ihm dieſen Trank zum Spotte gereicht, ergrimmte er in Zorn, und ſprach zu Bürgermeiſter und Rathsherren: „Dieſer euer Wein ſoll euch ſchlecht bekommen; denn ich ſage euch: wenn nicht einer von euch dieſen Humpen in Einem Zuge austrinkt, ſo ſeid ihr alle des Todes.“ Und er ließ auch ſogleich den Scharfrichter holen, daß er bereit ſtehe mit ſeinem Schwerte, um einem nach dem andern den Kopf abzuhauen. Da erbarmte ſich aus Patriotismus einer der jüngern Rathsherren der übrigen, und trat vor und trank den Wein allein in Einem Zuge aus, wie es der grauſame Tilly verlangt hatte. Alſo ſind Bürgermeiſter und Rathsherren mit dem Leben davon gekommen, und der Scharfrichter iſt unverrichteter Dinge wieder abgezogen. Darüber iſt nun in Rothenburg große Freude geweſen. Und es wurde, um dieſes Ereigniſſes wegen, jenes Gäßle, in welchem der Scharfrichter ſeine Wohnung gehabt, von der Zeit an das Freudengäßle genannt.

379.

Die Kniebrechen bei Rothenburg.

Die vor. Schrift, S. 195.

Bei Rothenburg an der Tauber iſt eine rauhe, wilde Steig, die Kniebrechen genannt, wegen ihrer Steile. Da hat ſich vor Zeiten eine grauſame That begeben, an welche jeder, der des Weges geht, mit Schaudern

denkt. Die Geſchichte lautet, wie folgt: Es wurden zu jener Zeit drei Männer aus Rothenburg an des Kaiſers Hof geſandt, um ein Anliegen ihrer Stadt an den Herrn zu bringen. Der Kaiſer empfing die Abgeordneten auf leutſelige Art, und fragte vorerſt einen nach dem andern nach ihren Namen, wie ſie ſich ſchrieben. Der erſte ſagte, er ſchreibe ſich Vötter, worauf der Kaiſer: das iſt ein gar ſchöner, freundnachbarlicher Name. Der andere, gefragt, ſagte, er ſchreibe ſich Brüder. Der Kaiſer: das iſt ein noch ſchönerer Name, der einem wahrlich in's Herz hinein wohl thut. „Und wie ſchreibt denn Ihr Euch?“ fragte zuletzt der Kaiſer den dritten. Der antwortete nach einigem Zögern faſt kleinlaut: Ich ſchreibe mich Mörder. „O pfui!“ ſprach der Kaiſer, „das iſt ein gräſtiger, ein ſchlimmer Name, es möchte einem die Haut darob ſchaudern.“ Das hatte der Kaiſer im Scherz geſprochen. Jener aber hielt es für Ernſt, und es beſchlich Neid und Mißgunſt ſein Herz, und weil ihn die andern darob neckten, zuletzt Haß und Rache. Als ſie daher nach Hauſe zurückkehrten, ſo überfiel er ſie, Angeſichts der Vaterſtadt, auf der Knitbrechen, und ſchlug ſie todt. Darob wurde der Mörder eingefangen und hingerichtet; und es iſt der letzte ſeines Stammes geweſen zu Rothenburg an der Tauber.

380.

Serpentina von Dinkelsbühl.

Sage vom Heſſelberg bei Waſſertrüdingen in Mittelfranken. — Der Heſſelberg von Leuchs. Waſſertrüdingen 1822. Panzer a. a. O. S. 138.

Vor mehreren hundert Jahren lebte in dem Städtchen Dinkelsbühl ein reicher Hopfenhändler, der einen ſehr tugendhaften und gut gearteten Sohn hatte, welcher neben ſeiner ſchönen Seele auch ein ſehr angenehmes Aeußeres beſaß und deßwegen nur der ſchöne Heinrich von Dinkelsbühl genannt wurde. Zu gleicher Zeit lebte in Dinkelsbühl ein ſehr ſtolzer und hochmüthiger Bürgermeiſter, welcher auch eine ſehr ſchöne und gutgeartete Tochter hatte, die Serpentina hieß. Dieſe beiden jungen Leute liebten ſich, aber ſie hatten keine Hoffnung, daß ſie je ihren Zweck erreichen würden, weil der Bürgermeiſter jeden Freier abwies, und ihm keiner vornehm und reich genug war. Daher getraute ſich auch der ſchöne Heinrich nicht, ſeinen Wunſch laut werden zu laſſen; nur ſeinem Vater, der ſein ganzes Vertrauen beſaß, entdeckte er ſich. Dieſer lächelte und

ſagte: „Lieber Heinrich, wenn du keine Sorge haſt, als dieſe, davon will ich dich befreien; der Bürgermeiſter iſt weiter nichts als ſtolz und vornehm, und bildet ſich Wunder viel auf ſeinen Titel ein; nun aber weiß ich, daß er unerſättlich habſüchtig iſt; habe ich keine vornehmen Ahnen aufzuweiſen, ſo habe ich doch tauſend Schock harte Thaler, welche die Ahnen erſetzen ſollen.“ Geſagt, gethan. Der Hopfenhändler warf ſich in ſeinen Feſtſtaat, zog ſeinen hellblauen Sammtrock mit den großen ſilbernen Knöpfen an, nahm ſeine ſilberne Schnallen, und ging mit ſeinem ſtark mit Silber beſchlagenen ſpaniſchen Rohr nach dem Haus des Bürgermeiſters, und hinterbrachte dieſem ſeinen Antrag. Letzterer, ganz außer ſich vor Freude über den gemachten Antrag, willigte ſogleich ein, weil er den Hopfenhändler als den reichſten Mann in der ganzen Gegend kannte, und der ſchöne Heinrich ein ſehr wohl gearteter Jüngling war. Demnach verlangte er, daß die Sache ſogleich richtig gemacht werde. Niemand war vergnügter, als Heinrich und Serpentina, und ſchon wurden alle nur möglichen Anſtalten zur Hochzeit gemacht, als mit einem Male Heinrichs Vater ganz unvermuthet am Schlagfluß ſtarb. Heinrich, der bisher ſich gar nichts um das Geſchäft des Vaters angenommen hatte, war ſehr beſtürzt, weil er in ſeinen Geſchäftsbüchern nichts fand, als ein Verzeichniß aller ſeiner ausſtehenden Kapitalien und Schulden, aber keine Dokumente. Wie vom Blitze getroffen ſtand nun der arme Heinrich da, und ein Schuldner nach dem andern kam und machte ſeine Forderung geltend. Heinrich konnte nicht bezahlen, und bald wurde der verſtorbene Hopfenhändler als ein Betrüger ausgeſchrieen. Dieſes konnte dem Bürgermeiſter nicht verborgen bleiben, und er kündigte deßhalb dem Heinrich die Heirath auf, und es wurden alle Anſtalten getroffen, daß das Haus des Hopfenhändlers verkauft, und die Schuldner bezahlt würden. Heinrich konnte nun Nichts weiter thun, als ſein Glück in der Welt ſuchen. Er machte daher ſogleich Anſtalten, ſeine Abreiſe aus ſeiner Vaterſtadt, wo er nun das allgemeine Geſpräch des Tages war, zu beſchleunigen, und ſchon am nächſten Sonntag, als die ſchöne Bürgermeiſterstochter in ihrem ſchön vergitterten Kirchſtuhl ſaß, hörte ſie die Bitte des Predigers von der Kanzel herab für einen Jüngling, der auf Reiſen gehen wolle, und ihre Thränen floſſen in ihr ſchneeweißes Sacktuch. Schon am andern Morgen wanderte der ſchöne Heinrich unter den Segenswünſchen ſeiner geliebten Serpentina aus Dinkelsbühl, und nahm ſeinen Weg nach dem benachbarten Heſſelberg, und beſchloß nach Nürnberg zu reiſen. Als er

auf dem Hesselberg angekommen war, beschloß er noch einmal Halt zu machen. Mit Wehmuth erblickte er noch die Thürme seiner Vaterstadt, und noch einmal sagte er seiner heißgeliebten Serpentina ewiges Lebewohl.

Er setzte sich auf den Stein eines alten Gemäuers, und nun sah er ein wunderschönes Schlänglein, welches über und über himmelblau war, einen goldenen Gürtel um den Leib, und eine kleine goldene Krone auf dem Kopfe hatte. Da das Schlänglein gar nicht schüchtern war, so fing Heinrich an, es zu streicheln, nun aber fiel ihm wieder seine geliebte Serpentina ein, und er rief dreimal: Serpentina! Mit einem Male verschwand die Schlange und eine sehr schöne blühende Jungfrau in himmelblauseidenem Gewande, einen goldenen, mit kostbaren Edelsteinen gezierten Gürtel um den Leib, und eine goldene Krone auf dem Haupt, stand vor ihm, und fragte ihn, was sein Begehren sei? Heinrich erschrak über die Erscheinung nicht wenig, und sagte, er habe sie nicht gerufen. Die Jungfrau aber sagte: Hast du nicht dreimal mich bei meinem Namen Serpentina gerufen? Und nun setzte sie sich zu ihm auf den Stein und bat ihn, ihr seine Geschichte zu erzählen. Nachdem nun Heinrich seine Abenteuer erzählt hatte, sagte Serpentina: Gottlob! Wenn es weiter Nichts ist, da will ich dir helfen. Sie befahl ihm, ihr zu folgen. Da stieß sie mit dem Fuße auf einen großen Stein, und augenblicklich öffnete sich eine Thüre; Heinrich stieg mit der Jungfrau eine lange Treppe hinab, und nachdem sie durch ein finsteres Gewölbe gegangen waren, kamen sie in einen großen Saal. Die Jungfrau berührte einen an einer Marmorsäule hängenden Talisman, und augenblicklich war der Saal von vielen brennenden Wachskerzen erleuchtet. Von da führte ihn die Jungfrau in einen zweiten Saal, welcher noch köstlicher war. Hier standen mehrere große Kisten, sie öffnete eine derselben, welche ganz mit großen Goldstücken angefüllt war. Hier befahl sie ihm sein Felleisen auszuleeren, und mit Gold zu füllen, so viel er zu tragen vermöge; dann nahm sie aus einem Kistchen einen von Gold und Edelsteinen gemachten Myrthenkranz und eine lange Schnur der schönsten orientalischen Perlen, und sagte: Nimm diesen Schmuck und gib ihn deiner Braut zum Brautschmuck, er ist der Brautschmuck meiner seligen Mutter. Mit dem Golde aber löse dein väterliches Erbe aus. Heinrich dankte der Jungfrau auf das Innigste. Nun bat er sie noch, ihm doch auch die Geschichte des versunkenen Schlosses zu erzählen. Sie begann: Mein Vater war der weit und breit bekannt gewesene Ritter Arno, und hauste auf diesem Schlosse;

er war ein ausschweifender Mensch und vergaß sich so weit, daß er mit dem Fürsten der Hölle einen Bund machte, der ihm auch alle diese Reichthümer zuführte, wofür er ihm auch seine Seele verschrieb. Als dieses meine selige Mutter erfuhr, betete sie unaufhörlich für meinen Vater zu Gott. Um diese Zeit gebar sie mich; da erschien ihr die Mutter unsers Herrn, und sagte ihr: Wenn deine Tochter nie der Liebe eines Mannes folgen, sondern ihr Leben Gott und der Kirche weihen wird, so soll dein Gemahl von der Verdammniß erlöset sein. Meine selige Mutter gelobte dieses der heiligen Jungfrau, aber ich hielt, als ich erwachsen war, nicht Wort, sondern verschenkte mein Herz an den Ritter Benno von Lenkersheim in meinem sechzehnten Jahre, und an dem Tage, als wir uns verlobten, spaltete sich der Berg und verschlang das Schloß mit Allem, was es in sich hielt. Mein Vater wurde von höllischen Geistern in die Luft davon geführt, ich aber wurde in eine Schlange verwandelt, und dazu verdammt, so lange hier auszuhalten, bis diese Kiste, aus welcher du das Gold genommen hast, geleert sein wird. Mir aber ist nur vergönnt, alle Jahre auf einige Augenblicke menschliche Gestalt anzunehmen, und solchen, die ohne ihr Verschulden in Mangel und Noth gerathen sind, zu helfen. Nun gehe zurück in deine Vaterstadt, morgen wird dein älterliches Haus versteigert; nehme von dem Gold, bezahle davon die Gläubiger deines Vaters, und nimm Besitz von deinem väterlichen Erbe; dann gehe in das Geschäftszimmer deines Vaters; dort hängt ein altes Oelgemälde, nimm es weg, und du wirst hinter demselben einen gemauerten Schrank finden, in welchem alle in dem Geschäftsbuch deines verstorbenen Vaters eingetragenen Schuldokumente enthalten sind; damit wird dann auch die Ehre deines Vaters gerettet sein, und für mich lasse hundert Seelenmessen lesen, und bezahle jegliche mit einem Goldstück. Dann führte sie ihn wieder zurück aus der versunkenen Burg, und die Oeffnung sammt der Jungfrau war verschwunden. Heinrich wanderte nun getrosten Muthes seiner Vaterstadt zu, nahm sein väterliches Erbe in Besitz, und Serpentina, die schöne Bürgermeisterstochter, ward bald seine Gattin, und beide führten die glücklichste und zufriedenste Ehe. Als sie starben, stifteten sie ein Waisenhaus und verordneten, daß die Waisenkinder alle Jahre an dem Todestag der Stifter einen frohen Festtag feiern sollten, welches sich bis auf unsere Tage erhalten haben soll, und das Kinderfest genannt wird.

381.

Der Schlößlesberg bei Mauren.

Im Ries. — J. B. Guth das Ries wie es war und ist. Nördlingen 1844. X. H. S. 61.

Oestlich vom Dorfe Mauren gegen Ebermergen öffnet sich der sonst eingeschlossene Bergkessel und geht in ein enges, von steilen Bergwäldern umzogenes Thälchen aus, in der schönen Jahreszeit ein einziges Plätzchen. Dort auf einer von Süden her in das Thälchen vorspringenden Anhöhe, der Schlößlesberg genannt, sind noch Spuren von Wall- und Mauerwerken kenntlich. Der Sage nach hat dort vor alten Zeiten ein grausamer Ritter gehaust, der bei seinen Raubzügen die Rosse verkehrt beschlagen ließ, damit man die rechte Spur nicht auffinden sollte. Leider hat der Sage dießmal zum Schabernack fleißige Nachforschung bewiesen, daß jene Spuren von Mauerwerk römischen Ursprungs seien.

382.

Die Templer zu Deiningen.

Deiningen im Ries. — Mitgeth. von K. A. Schaimb.

Im Pfarrhof zu Deiningen im Ries soll vor Zeiten die Wohnung von Templern gewesen sein. Als die Verfolgung gegen sie losbrach, waren etliche hieher geflüchtet und hatten ungeheure Schätze an Gold und Silber in Sicherheit gebracht. Das wußte ein Diener der Templer und dachte auf einen Anschlag, sich des Schatzes zu bemächtigen. Einmal, da die Ritter nach durchschwelgter Nacht im tiefsten Schlafe ruhten, schlich er sich in die Kammer und ermordete die einzelnen in ihren Betten. Als der Mörder darauf nach dem Lohne der Sünde suchte, war nirgends im ganzen Hause eine Spur von Schätzen zu finden. Vergebens rannte der Gottlose verzweifelt hin und her, den Schatz zu suchen, und heute noch soll er in grauser Mitternachtsstunde ruhlos wandeln, den Sündenlohn zu ersagen, der ihn zum Mord verführte.

383.

Ehrensache und Satisfaction zu Günzburg.

Altes Volkslied. — v. Arnim u. Brentano des Knaben Wunderhorn II., 360.

Zu Günzburg in der werthen Stadt,
Als ihre Zunft den Jahrtag hat,
Die Schneider alle kamen,
Die Meister sämmtlich jung und alt,
Die Gesellen auch in schiefer Gestalt,
Da in der Kirch zusammen.

Der Teufel aber hat keine Ruh'
Baut seine Kapelle auch dazu,
Als sie zum Opfer gehen
Da hat man mitten in der Schaar
Ein'n großen Geisbock offenbar
In ihrer Mitt' gesehen.

Der ging ganz sittsam neben her
Dem Opfer zu in aller Ehr,
Und thät sich doch nit bücken,
Ein alter Meister hochgeschorn
Der faßt da einen grimmen Zorn,
Und wollt darüber zücken.

Wo führt der Teufel den Bock daher,
Bot Elle, Fingerhut und Scheer,
Er kommt mir recht und eben,
Ging er nur besser her zu mir,
Ich wüßte schon ein Kunst dafür,
Wollt ihm ein Maultasch geben.

Der Geisbock hätt sehr feine Ohren,
Bemerkte bald des Schneiders Zorn,
Hätt doch nichts zu bedeuten.
Er machet sich zugleich unnütz,
Und biet dem Schneider einen Trutz,
Ging frisch ihm an die Seiten.

Der Schneider aber hielt sein Wort,
Es war grad an der Stiege dort,
Er griff den Bock beim Boschen,
Er stieß denselben hin und her,
Als wenns des Bocks sein Mutter wär,
Gab ihm eins an die Goschen.

Der Geisbock fiel die Stiegen ein,
Da mußt er also lassen sein
Und dürft sich nicht wohl rächen.
Ging bald davon in aller Still,
Gedacht der Schneider sind zu viel,
Sie dürften mich verstechen.

Frau Burgermeisterin alldort
Stand in dem Stuhl an ihrem Ort,
Die hat der Bock ersehen.
Er ging ganz traurig zu ihr hin,
Und klagte ihr in seinem Sinn,
Wie hart ihm wär geschehen.

Er sprach: „Ich habs nit bös gemeint,
Dieweil die Schneider meine Freund,
Hab ich für Recht ermessen,
Daß ich mit Meister und Gesell,
Mich bei dem Jahrstag auch einstell',
Bin grob doch eingesessen.

Die Maultasch hab ich nit erwart',
Hätt sonst mein Fell so rauh und hart,
Gar wohl verschonen können.
Jetzt habe ich die Stöß davon,
Die hängen mir mein Lebtag an,
Das fühl ich an dem Brennen.

Wenn ich aufs Jahr noch hier verbleib,
Bleib ich daheim und ſchick mein Weib,
Kanns leichter übertragen.
Die iſt zumal eine reine Geis,
Wie ſie und Jedermann wohl weiß,
Die dürften ſie nit ſchlagen."

Der Schneider ſchaut von ferne zu,
Des Bocks Anklag gab ihm Unruh,
Wollt ſchier darum verzagen,
Daß er den Bock, es war ihm leid,
Aus Zorn und Unbeſchaidenheit,
Im Gotteshaus geſchlagen.

Die Frau ſagt ihm auf ſein Begehren:
„Geh nur mein Schatz, klags meinem Herrn,
Dem Schneider bringts nicht Roſen."
Der Geisbock neiget ſich vor ihr,
Bedankt ſich auch auf ſein' Manier
Mit Stutzen, Meckern, Stoßen.

Wie's endlich ablief noch zur Luſt,
Das iſt den Schneidern wohl bewußt,
Habs weiter nit beſchrieben.
So viel ich hab gehört davon,
Hat er dem Bock Abbitt gethan,
Dabei iſt es geblieben.

Ein guter Herr, der ſprach mich an,
Dem hab ich es zu lieb gethan,
Sein Bitt nit abgeſchlagen.
Und dieſe ſchöne Action
Ins guten Kerles Weiſ' und Ton,
Alſo zuſamm getragen.

384.

Die Geiſterfahrt zu Günzburg.

Sagen- und Geſchichtbuch der Städte Burgau, Günzburg ꝛc. (von L. Mittermaier) 1851 S. 40.

Zu den ſogenannten heiligen Zeiten ſahen oft Leute in der Mitternachtsſtunde aus dem Schloſſe zu Günzburg einen ſchwarzen Wagen, den vier Rappen zogen, und Männer in Trauerkleidern mit verhülltem Antlitze ziehen. Ein Bürger, welcher im Wirthshauſe des Guten zu viel gethan haben mochte, ſah am Nachhauſeweg den Geſpenſterzug nahen und ſtellte ſich trotzig demſelben in den Weg; vielleicht glaubte er, weil einem Beſoffenen ein Fuder Heu ausweiche, daß auch Geiſter Reſpekt vor ihm haben würden. Aber er wußte nicht, wie ihm geſchah, als er ſich wie von ſauſendem Wirbelwinde gepackt fühlte und am Morgen auf einer Wieſe gegen Burgau erwachte. Später fand man beim Bauen im Schloſſe

einem todten Körper und begrub ihn auf dem Kirchhofe. Von dieser Zeit an kehrte die Erscheinung nicht wieder, daher man glaubte, der Verstorbene habe in geweihter Erde begraben sein wollen.

385.

Der Möringer.

Von Gustav Schwab. — Nach Thomanns Weißenhorner Chronik: Illerkreis-Int.-Bl. 1814 S. 725. v. Reisach Geschichte der Grafschaft Lechsgemünd und Graisbach S. 61. Lexicon v. Schwaben, Ulm 1791, S. 923. v. Kaisers die Wappen der Städte im Oberdonaukr. S. 56.

1.

Das war der edle Möringer,
Der sprach zu seiner Frau,
Die schönste war es weit und breit
Im ganzen Donaugau;

So sprach er um den Hahnenschrei:
„Herzliebes Weib, sieh zu!
Du sollst mein harren sieben Jahr!“
Er küßte sie dazu.

„Mich treibt nicht Fürwitz, alle Welt
Hab' ich genug durchrannt;
Ein streng Gelübde treibt mich fort,
Hin in Sankt Thomas Land.“

„Von Jahr zu Jahr hab' ich gesäumt,
Ich mochte nicht von dir;
Jetzt mahnt es mich bei Tag und Nacht,
Läßt keinen Frieden mir.“

Da sprach die Frau gar trauriglich,
Betrübet war ihr Muth:
„Weh'! Wem befehlt ihr, edler Herr,
All euer Land und Gut?“

„Und wenn es wohl gehorgen ist,
So bleib ich doch allein!
Wehr ziehet unser Kind, wer soll
Mein treuer Pfleger sein?“

Der Ritter gut, er tröstet sie:
„O traure nicht so sehr,
Mir dienet manch' ein werther Mann,
Der pflege deiner Ehr'.“

„Das Töchterlein das ziehen uns
Die frommen Klosterfrau'n;
Einst lüft' ich selbst den Schleier ihr
Und will als Braut sie schau'n.“

„Und deiner Ehren trau ich wohl,
Du bist von guter Art,
Jetzt gib mir Urlaub, zarte Frau,
Ich will auf Gottes Fahrt!“

„Der segne dich und hab' uns all'
In seiner treuen Hut;
Sankt Thomas auch, der edle Herr,
Sei uns ein Helfer gut!“

Da ging der fromme Möringer
Aus seiner Kammer für;
Der Kämm'rer mit dem Becken stand
Und harrte vor der Thür.

Er nahm ihm ab das Morgenkleid,
Reicht ihm das Wasser dar;
Es wusch der Herr sich mit der Hand
Sein lichtes Auge klar.

Dann ſchauet er den Diener an,
Sein Haar das war ganz grau.
„Dir," ſprach er, „du getreuer Knecht,
Befehl ich meine Frau!"

„Ich find' an dir der Tugend viel,
Drum pflege du ſie mir;
Nach ſieben Jahren kehr' ich heim,
Ja reichlich lohn' ich's dir."

Der Kämm'rer doch ſprach tugendlich:
„O Herr, es iſt nicht gut;
Die Frauen tragen lange Haar
Und einen kurzen Muth."

„Bei eurer Habe bleibet heim,
Wenn ich euch fahren mag.
Nicht möcht ich pflegen eurer Frau,
Nicht über ſieben Tag."

Die Rede däuchte fremd dem Herrn,
Er trat beſchwert hinaus.
Von Neuſen fand, den jungen er,
Da ſtehen vor dem Haus.

Er ſah ihn an; er dacht', wohl,
Wie treu der ſei geſinnt:
Es iſt ein Jüngling von Geſtalt,
Von Herzen noch ein Kind.

Er ſprach: „Von Neuſen, junger Herr,
Ihr liebſter Diener mein!
Ihr ſollt ein Pfleger meinem Weib
Auf ſieben Jahre ſein."

„Ihr Leben ganz befehl' ich euch
Und den geliebten Leib.
Wie dort der Herr vom Kreuze ſprach:
Dieß iſt dein Sohn, o Weib!"

Der junge Herr von Neuſen, ei!
Wie neigt er fröhlich ſich:
„Herr, zeug hinaus, wohin du willſt,
Nicht weiter kümm're dich!"

„Und wär'ſt du aus auch dreißig Jahr',
Noch pflög' ich ihrer gern."
Da zog der edle Mörlinger
Getroſt hinaus zur Fern'.

2.

Und ſieben Jahre waren um
Bis zu dem letzten Tage;
Herr Mörlinger in Thomas Land,
Ruht aus im grünen Hage.

Es lief um ihn das fremde Volk
Es blühten ſelt'ne Kräuter;
Von manchem Abenteuer müd',
Schlief ein der Gottesſtreiter.

Und wie er lag, das Angeſicht
Gen Himmel ſtill gekehret,
Da ward von einem böſen Traum
Der edle Herr beſchweret.

Ein Engel ihm zur Seite ſtand,
Deß Wort hat er vernommen:
„Zeit iſt's, erwache, Mörlinger!
Eil' in dein Land zu kommen.

„Der junge Neuſen führet heut
Dein Weib in ſeine Kammer!"
Da wacht er auf, den grauen Bart
Rafft er ſich aus im Jammer.

„Weh' mir, wie reut mich meine Frau!
Weh' mir, um Land und Leute!
Daß ich muß fern geſchieden ſein,
Wie ſoll ich's ändern heute?"

„So weit ich ſchau iſt fremdes Land,
Gebirge, Kett' um Kette,
Und könnt' ich fliegen wie mein Blick,
Nicht käm' ich heut' zur Stätte.

„Die ich gebracht zur Unkeuſchheit,
Die ſchändet mich an Ehren!
Sankt Thomas, bei der Mutter Gott,
Du wollteſt mich erhören!"

„Du haſt in dieſem fremden Land
Gethan der Wunder viele,
Wenn du mir Gottes Hilfe ſchickſt,
So komm' ich wohl zum Ziele!“

Da ward dem edlen Möringer
Ein Troſt in's Herz gegeben;
Drum, als er brünſtig ſo gefleht,
Schnell wollt' er ſich erheben.

Doch war ſein Leib ſo krank und ſchwer
Von Leid und großem Kummer,
Er ſank zurück von Müdigkeit
Und fiel in neuen Schlummer.

Und als er aus dem Schlaf erwacht,
So höret er es rauſchen,
Sein Auge noch geſchloſſen war,
Sein Ohr begann zu lauſchen.

Es war ſo wohlbekannter Laut:
Sein Blick that ſich erhellen,
Da floß vor ihm der Donauſtrom
Mit ſeinen alten Wellen.

Da gehet neben ihm das Rad
Von ſeines Schloſſes Mühle,
Da ſäuſelt ihm ein Eichenbaum
Hernieder Abendkühle.

Und auf dem Hügel glänzt die Burg
Im letzten Sonnenſcheine;
Dort wohnen Weib und Mannen ihm,
O weh, ſind es noch ſeine?

Doch ſpringt er auf, nach ſeinem Haus,
Die Arm' er ſehnlich breitet:
„Sankt Thomas, frommer Bote, Dank!
Du haſt mich wohl geleitet!“

Zur Mühle ging er ein, er war
Ein armer Mann zu nennen;
Den Herrn, den edlen Möringer,
Den mochte keiner kennen.

3.

„O Müller, ſei mir treu geſinnt:
Weißt von der Burg nicht neue Mähr?
Ich bin ein fremder Pilgersmann,
Doch war ich droben wohl ſchon eh'r.

Der Müller ſprach, er wundert ſich:
„Kommt ihr alſo aus fernem Land?
Die ſchlimme Mähr, die Jeder weiß,
Iſt euch allein ſie nicht bekannt?“

„Ich weiß der Abenteuer viel:
Der junge Herr von Reuſen freit;
Das Weib des edlen Möringer,
Das will ihn ehlich nehmen heut.“

„Man ſpricht, der edle Ritter ſei
In fremden Landen blieben todt.
Das iſt mir leid und groß Beſchwer,
Gott woll' ihm helfen aus der Noth!“

Dann ſchauet er den Diener an,
Sein Haar das war ganz grau.
„Dir," ſprach er, „du getreuer Knecht,
Befehl ich meine Frau!"

„Ich ſind' an dir der Tugend viel,
Drum pflege du ſie mir;
Nach ſieben Jahren kehr' ich heim,
Ja reichlich lohn' ich's dir."

Der Kämm'rer doch ſprach tugendlich:
„O Herr, es iſt nicht gut;
Die Frauen tragen lange Haar
Und einen kurzen Muth."

„Bei eurer Habe bleibet heim,
Wenn ich euch fahren mag.
Nicht möcht ich pflegen eurer Frau,
Nicht über ſieben Tag."

Die Rede däuchte fremd dem Herrn,
Er trat beſchwert hinaus.
Von Neuſen fand, den jungen er,
Da ſtehen vor dem Haus.

Er ſah ihn an; er dacht' wohl,
Wie treu der ſi geſinnt:
Es iſt ein Jüngling von Geſtalt,
Von Herzen noch ein Kind.

Er ſprach: „Von Neuſen, junger Herr,
Ihr liebſter Diener mein!
Ihr ſollt ein Pfleger meinem Weib
Auf ſieben Jahre ſein."

„Ihr Leben ganz befehl' ich euch
Und den geliebten Leib.
Wie dort der Herr vom Kreuze ſprach:
Dieß iſt dein Sohn, o Weib!"

Der junge Herr von Neuſen, ei!
Wie neigt er fröhlich ſich:
„Herr, zeug hinaus, wohin du willſt,
Nicht weiter kümm're dich!"

„Und wär'ſt du aus auch dreißig Jahr',
Noch pflög' ich ihrer gern."
Da zog der edle Möringer
Getroſt hinaus zur Fern'.

2.

Und ſieben Jahre waren um
Bis zu dem letzten Tage;
Herr Möringer in Thomas Land,
Ruht aus im grünen Hage.

Es lief um ihn das fremde Volk
Es blühten ſelt'ne Kräuter;
Von manchem Abenteuer müd',
Schlief ein der Gottesſtreiter.

Und wie er lag, das Angeſicht
Gen Himmel ſtill gekehret,
Da ward von einem böſen Traum
Der edle Herr beſchweret.

Ein Engel ihm zur Seite ſtand,
Deß Wort hat er vernommen:
„Zeit iſt's, erwache, Möringer!
Eil' in dein Land zu kommen.

„Der junge Neuſen führet heut
Dein Weib in ſeine Kammer!"
Da wacht er auf, den grauen Bart
Rafft er ſich aus im Jammer.

„Weh' mir, wie reut mich meine Frau!
Weh' mir, um Land und Leute!
Daß ich muß fern geſchieden ſein,
Wie ſoll ich's ändern heute?"

„So weit ich ſchau iſt fremdes Land,
Gebirge, Kett' um Kette,
Und könnt' ich fliegen wie mein Blick,
Nicht käm' ich heut' zur Stätte.

„Die ich gebracht zur Wirtlichkeit,
Die ſchändet mich an Ehren?
Sankt Thomas, bei der Märter Heil,
Du wollteſt mich erhören!"

„Du haſt in dieſem fremden Land
Gethan der Wunder viele,
Wenn du mir Gottes Hilfe ſchickſt,
So komm' ich wohl zum Ziele!"

Da ward dem edlen Möringer
Ein Troſt in's Herz gegeben;
Drum, als er brünſtig ſo gefleht,
Schnell wollt' er ſich erheben.

Doch war ſein Leib ſo krank und ſchwer
Von Leid und großem Kummer,
Er ſank zurück von Müdigkeit
Und fiel in neuen Schlummer.

Und als er aus dem Schlaf erwacht,
So höret er es rauſchen,
Sein Auge noch geſchloſſen war,
Sein Ohr begann zu lauſchen.

Es war ſo wohlbekannte Laut:
Sein Blick thät ſich erhellen,
Da floß vor ihm der Donauſtrom
Mit ſeinen alten Wellen.

Da gehet neben ihm das Rad
Von ſeines Schloſſes Mühle,
Da ſäuſelt ihm ein Eichenbaum
Hernieder Abendkühle.

Und auf dem Hügel glänzt die Burg
Im letzten Sonnenſcheine;
Dort wohnen Weib und Mannen ihm,
O weh, ſind es noch ſeine?

Doch ſpringt er auf, nach ſeinem Haus,
Die Arm' er ſehnlich breitet:
„Sankt Thomas, frommer Bote, Dank!
Du haſt mich wohl geleitet!"

Zur Mühle ging er ein, er war
Ein armer Mann zu nennen;
Den Herrn, den edlen Möringer,
Den mochte keiner kennen.

3.

„O Müller, ſei mir treu geſinnt:
Weißt von der Burg nicht neue Mähr?
Ich bin ein fremder Pilgersmann
Doch war ich droben wohl ſchon eh'r.

Der Müller ſprach, er wundert ſich:
„Kommt ihr alſo aus fernem Land?
Die ſchlimme Mähr, die Jeder weiß,
Iſt euch allein ſie nicht bekannt?"

„Ich weiß der Abenteuer viel:
Der junge Herr von Reuſen freit;
Das Weib des edlen Möringer,
Das will ihn ehlich nehmen heut."

„Man ſpricht, der edle Ritter ſei
In fremden Landen blieben todt.
Das iſt mir leid und groß Beſchwer,
Gott woll' ihm helfen aus der Noth!"

„Gott, Gnade meinem lieben Herrn!
Von ihm hab' ich mein Gut und Ehr;
Ja, tröste Gott die Seele sein!
Ach! daß er immer bei uns wär'!"

Da ging das Wort dem Möringer
In's Herz von seinem guten Knecht:
„Dienstmann und Weib vergaßen mich,
Des Knechtes Treue blieb mir ächt!"

Er sprach: „Ich wünsch' euch gute Nacht
Und hört, wenn euer Wort ist wahr, —
Habt in der Kammer ihr ein Weib,
So geht nicht fort auf sieben Jahr!"

„Auch dem Gesellen trauet nicht,
Von Herzen fromm, von Alter zart:
Die böse Lust kommt mit der Zeit,
Und mit den Jahren wächst der Bart."

Dann wandelt er den Pfad hinauf
„Nun rathe, Gott, wie greif ich's an,
Das mir nicht wehren meine Burg,
Die sonst mir waren unterthan."

Da stand er in dem Dämmerlicht
Vor seiner eignen Burg am Thor;
Er klopft mit harter Faust darun,
Der Thorwart rief: „Wer ist davor?"

„Um Gott! nicht lange säume dich,
O Freund! sag an der Frauen dein:
Es ist hienieden vor der Burg,
Ein müder Pilgrim, will hinein."

„Nur eine schlechte Gab' er heischt,
Sie soll darob nicht sehen scheel,
Um Gottes Willen und Sankt Thoms,
Um Möringers, des Edlen, Seel."

Als solches Wort die Frau gehört,
Sie sprach: „Schleuß auf, schleuß auf das Thor!
Um Gottes Willen und Sankt Thoms,
Nicht soll er warten lang davor!"

„Ja gib dem armen Pilgermann
Zu eſſen ſatt ein ganzes Jahr!“ —
Der Frau an ihrem Hochzeittag
Die Freude doch verdorben war.

Da ward der edle Möringer
Gelaſſen in die Burg hinein.
Er ſprach: „Herr Chriſt, ich danke dir;
Daß ich hier wieder bin, iſt dein.“

Doch mußt' er in der eignen Burg
Ein armer Pilger einſam ſteh'n;
Er ſah ſich um im weiten Hof,
Kein Knecht ihm mocht' entgegengeh'n.

Obwohl erſtanden erſt vom Schlaf,
Däucht' er ſich da ſo müd' und krank,
Nicht hatt' er hundert Schritt gethan,
Muß' doch ſich ſetzen auf die Bank.

Er ſchaut' hinauf zum Ritterſaal;
Der glänzte wie zu ſelber Zeit,
Als eine tugendſame Braut
Der edle Möringer gefreit.

Die alten Weiſen ſpielten auf
Die Lauten und die Pfeifer all',
Doch anders ſchlug dem kranken Herrn
Das Herz zu ihrem lauten Schall.

Wohl ward ihm kleine Weile lang,
Doch tritt er nicht in ſeinen Saal
Die Mannen ſind in and'rer Pflicht,
Ein And'rer küßt ſein Eh'gemahl.

4.

Und droben in dem Ritterſaal
Saß Bräutigam und Braut,
Die Lampen brannten immer hell,
Die Pfeifen klangen laut.

Sie pflogen wohl des reichen Mahls,
Bis nun die Stunde kam,
Daß in die Kammer mit der Braut
Ging ein der Bräutigam.

Da ſtand der beſte Dienſtmann auf,
Deß Haar und Bart war weiß,
Es ſprach zu ſeinem jungen Herrn
Ein gutes Wort der Greis.

„Ihr ehret, däucht mir, edler Herr,
Des Schloſſes Sitte gern,
So laßt mich eins berichten noch
Von Möring, meinem Herrn.“

„Es ſchlief kein Gaſt in ſeiner Burg,
Er ſänge dem ein Lied;
Ein Pilgrim draußen auf der Bank
Sitzt einſam, wegemüd."

„Gelabet hat ihn euer Wein
Und eure Speiſ' erquickt;
Vielleicht er ſingt euch noch ein Lied
Wie ſich's zum Feſte ſchickt."

Der junge Herr von Neuſen hocht
In Fröhlichkeit dem Wort;
Er ſprach: „Wie gingen ohne Lied
Die werthen Gäſte fort?"

„Ihr Pfeifer hört zu gellen auf,
Ihr todten Lauten ſchweigt!
Viel lieblicher ein helles Lied
Aus Menſchenkehlen ſteigt!

Man rief den Pilgrim in den Saal,
Der trat zur Thüren ein,
Zur Erde ſenket er den Blick,
Als blendet' ihn der Schein.

Er leget, den er nicht gebraucht,
Zur Seite ſeinen Stab;
Er ſchüttelt von dem Rock den Staub
Des fernen Landes ab.

Da reichen ſie die Harf' ihm dar,
Er griff mit Schmerzen drein:
„Ich weiß ein einzig traurig Lied,
Es wird euch nicht erfreu'n!"

„Es hat mich's in Sankt Thomas Land
Ein fremder Mann gelehrt;
Doch wollt ihr's haben anders nicht,
So ſei es euch gewährt."

„Zu ſchweigen immer — ſang er drauf —
Hätt ich wohl eh' gedacht;
Seit hat mich eine ſchöne Frau
Zum Singen doch gebracht.

„Alt bin ich, was ich ſchaffen mag;
Zwar jünget ſie nicht viel,
Doch weil mein Bart iſt gar ſo grau,
Schielt ſie nach jüng'rem Spiel."

„Sie ſucht ſich einen jungen Mann,
Seit ward der Herr ein Knecht,
Und eine alte Schüſſel iſt
Zur Hochzeit ihr gerecht."

„Mit Ruthen züchtige das Weib,
Das alſo ſündigen kann:
Nach an der alten Braut mich du,
Steh' auf, du junger Mann!"

So ging des Pilgers Liedlein aus
Und ſtille war's im Saal,
Die Lauten und die Pfeifen hell
Noch ſchwiegen allzumal.

Und als die Frau das Lied gehört,
Trübt ſich ihr Auge klar;
Und einen goldnen Becher reicht
Dem Pilger ſchnell ſie dar.

Es geußt der Schenk den Becher voll
Mit altem, klarem Wein;
Da ſenkt der Pilg von rothem Gold
Der Möringer hinein.

Er ſprach bei ſich: „Du treuer Ring,
O wende du mein Leid!
Und trau mir du zum zweiten Mal
Die herzgeliebte Maid!"

Und laut ſprach er: „Geſelle, komm:
Komm, Schenke, diene mir!
Und trage vor deine Frau
Den gold'nen Becher hier!"

„Ja, lieber Pilger!" ſprach der Schenk,
Er ſprach es tugendlich,
Den Becher trug er vor die Frau
Und neigt' in Züchten ſich.

„Ach, Frau, nehmt hin, ach liebste Frau
Kehrt her das Angesicht!
Es sendet ihn der Pilger euch,
Verschmäht den Becher nicht!“

Da neigte sich das Angesicht,
Schaut' in des Bechers Grund,
Dort winkt' ihr aus der klaren Fluth
Das Ringlein roth und rund.

„Das ist mein Herr, der Möringer!“
Sie rief's, „mein Herr ist hier!“
Auf sprang sie da vom Hochzeitmahl,
Und fiel von ihm in's Knie.

„Willkommen seid, mein lieber Herr!
Wo bleibt ihr doch so lang?
Obwohl ihr seid des Leides voll,
Nicht sei euch fürder bang!“

„Die Ehre mein, die hab' ich noch,
Sankt Thomas sei's gedankt!
Mein Mund brach sein Gelübde nur,
Mein Wille hat gewankt.“

„Und dünkt mein Frevel euch zu groß,
So mauert nur mich ein!
Doch bleibet fröhlich lieber Herr,
Denn euer Haus ist rein.

Der junge Herr von Neuffen auch
Zu seinen Füßen sank:
„Ich schwör' es, Herr, die Frau ist rein,
Ich bin an Ehren krank!

„Gethan hab' ich Treu' und Huld,
Euch Weib und Gut beraubt,
Ja, rächet immer euern Schimpf
Und schlagt mir ab das Haupt!

Da sprach der edle Möringer
In seinem Pilgerkleid:
„Käm' aus der Fern' ich dazu her,
Wie thät es wohlig mich!“

„Gott hielt uns all' in seiner Hut,
Er hat es wohl gelenkt:
Sprich, Weib, wo ist mein Töchterlein,
Daß Niemand sein gedenkt?“

„Herr, aus dem Kloster kam sie heut,
Ach, Herr, wie sprachst du doch:
„Einst lüft' ich selbst den Schleier ihr,“
Sieh', Herr, sie trägt ihn noch!“

Da trat aus ihrem Kämmerlein
Die Jungfrau schmuck und schlank.
„Nun, wohl gediehen ist sie doch,
Sankt Thomas, habe Dank!“

Ihr nahm der Vater alsobald
Den Schleier vom Gesicht,
Er sprach: „Ei schauet, junger Herr,
Gleicht sie der Mutter nicht?“

„Nehmt hin die Hälfte meines Guts,
Werbt um das Mägdlein traut;
Euch ziemt die junge Tochter fein,
Paßt mir die alte Braut!“

Da hub der edle Möringer
Sein reuig Weib empor;
Da stand der junge Ritter auf,
Ihm lieh die Maid ihr Ohr.

Die Frauen waren beide zart,
Die Herren wohlgethan,
Ihr Pfeifer, feiert länger nicht,
Die Hochzeit hebt sich an!

386.

Stiftung des Klosters Wettenhausen.

Crusius Schwäb. Chronik I., 403. Brusch chron. mon. Germ. p. 645. Zeiller kleines Zeitbuch S. 674. Grimm d. S. II., 661. v. Raiser Guntia S. 82.

Zwischen Ulm und Augsburg, am Flüßchen Camlach, liegt das Augustinerkloster Wettenhausen. Es wurde im Jahre 982 von zwei Brüdern, Conrad und Wernher, Grafen von Rochenstain, oder vielmehr von deren Mutter Gertrud gestiftet. Diese verlangte und erhielt von ihren Söhnen so viel Lands zur Erbauung einer heiligen Stätte, als sie innerhalb eines Tages umpflügen könnte. Dann schaffte sie einen ganz kleinen Pflug, barg ihn in ihrem Busen und umritt dergestalt das Gebiet, welches dem Kloster unterworfen wurde.

387.

Ursprung des Krumbades.

Zeiller kleines schwäbisches Zeitbuch 1653, S. 51 u. 570.

Anno 1390 war in einem Ansehen Herr Ritter Ulrich von Ellerbach; der hatte zur Ehefrauen Adelhaiden, geborne von Roth, adelich und ehrlichen Wandels. Als er aber einsmals nach einer verrichten Reise, von ihr einen bösen Argwohn geschöpft, hat er sie im jähen Zorn verfolgt, und da sie ihm in einen Stall entwichen, sie in demselben verbrannt, deren Reliquien nach Wettenhausen gebracht und in der Ellerbachischen Kapell im Kloster begraben worden. Zu Bezeugung ihrer Unschuld ist ein Brunn entsprungen, der noch heutiges Tages der Brandbronn, sonsten aber, wegen des ein Viertelstunde davon entlegenen Marktfleckens Krumbach, das Krum= oder Krumbacher Bad genannt wird.

388.

Der Kettenträger zu Gundelfingen.

(Mittelmaier) Sagenbuch 1850, S. 46.

Lange schon war in Gundelfingen, wie in allen Orten des Herzogthums Neuburg die katholische Religion auf das Strengste verboten und diejenigen, welche an dem Glauben ihrer Väter festhielten, wurden mit Kerker, Einziehung ihrer Güter und Landesverweisung bestraft. Aber dennoch hatte der alte Glaube noch treue Anhänger, die insgeheim die Ceremonien ihres Kultus feierten.

In Gundelfingen hatte sich schon seit Jahren ein Spanier, Don Alfonso geheißen, niedergelassen, der, so streng seine Landsleute gemeinlich der katholischen Religion ergeben, ihr ärgster Feind zu sein schien. Seine innige Bekanntschaft mit dem herzoglichen Pfleger zu Gundelfingen, dem Konrad Güß von Güssenburg, mißbrauchte er zum größten Schaden der heimlichen Katholiken. Seinen Späherblicke entging kaum einer der Andersgläubigen und schon mehrere derselben hatte er in den Kerker und an den Bettelstab gebracht.

Eines Abends kam er hastig zu dem Pfleger und eröffnete ihm, wie er soeben erfahren, daß die Katholiken der Umgegend sich nächtlicherweile in den Ruinen von Faimingen versammelten, um dort unter Leitung eines Geistlichen Religionsübungen anzustellen. „Heute Nacht," meinte er, „werden wir sie überfallen und wenn reiche Beute unter ihnen sind, für unsere Taschen ein schönes Profitchen machen." — Er redete noch, als dem Pfleger einfiel, daß in dem benachbarten Gemache eine Dienerin mit dem Putzen des Zimmerbodens beschäftigt war und machte dieses dem Spanier bemerkbar, der einen grimmigen Fluch that, zu dem Mädchen eilte und ein scharfes Verhör mit ihr anstellte. Obschon sie nun behauptete, von der Unterredung der beiden Männer nichts vernommen zu haben, so ließen sie doch den Spanier einen hohen Eid schwören, heute mit keinem Menschen ein Wort mehr zu reden, worauf die beiden Männer das Gemach verließen, um Anstalt zur Bewaffnung ihrer Diener zu machen, mit denen Hülfe sie die Katholiken gefangen nehmen wollten.

Die arme Magd aber wollte fast verzweifeln, denn ihre Eltern waren katholisch und sie selbst hatte erst kürzlich in der Versammlung zu Faiming

das heilige Abendmahl empfangen und nun konnte sie ihre Glaubensgenossen nicht einmal warnen.

Bald trat auch die Nacht ein; finster und wolkenbedeckt war der Himmel. Nahe beim Dorfe Faimingen, hart an den Ufern der Donau, welche sich seitdem bedeutend zurückgezogen hat, lagen mächtige Ruinen und Trümmerhaufen; denn einst hatten die Römer hier eine starke Burg zum Schutze der Donaubrücke errichtet, und in deren Nähe hatten die Edlen von Flachberg im Mittelalter ihr Schloß hingebaut, doch nun lagen die Gemächer öde und verlassen und dienten den Füchsen und Eulen zur Wohnung. Doch heute schlich sich eine Gestalt um die andere durch das mit Epheu bewachsene Portal und als endlich eine beträchtliche Anzahl von Personen in der großen Halle versammelt war, verhängten sie mittelst ihrer Mäntel und Tücher die kärglichen Fensteröffnungen und zündeten Blendlaternen an und harrten sehnsüchtig. Ueber die Donau schwamm um diese Zeit ein einfacher Fischerkahn, aus dem ein Mann gelenkt, der am Ufer angekommen über die Trümmer kletterte und bald unter den Versammelten erschien, die ihn mit stillem Händedruck begrüßten. Es war der Angekommene ein fremder Priester aus der Markgrafschaft Burgau, der gekommen ihnen die Tröstungen der Religion zu spenden, unter seinem Mantel ein Kästchen hervorlangte, welches aufgeschlagen einen tragbaren Altar vorstellte, und sich eben anschickte, das heilige Meßopfer zu entrichten, als die Stille der Nacht plötzlich auffallend gestört wurde.

Von dem Eingange der Ruinen erscholl es mit lauter Stimme: „Da komm' ich her von Gundelfingen und hinter mir sind die Schergen, welche meine Eltern und die andern Katholiken gefangen nehmen wollen, und ich habe hohen Eid geschworen, heute mit keinem Menschen mehr zu reden. So rede ich denn zu dir, du alter Eichbaum, der nicht fühlt, welche Qual mein Herz durchbohrt." Aufmerksam hatte die Versammlung gehorcht, die Eltern hatten die Stimme ihrer Tochter erkannt und schnell ergriff Alles die Flucht. Der Priester war der letzte, welcher ging, er wäre lieber Märtyrer für seinen Glauben geworden. Und kaum war eine Stunde verflossen, so trat der Spanier mit den Rütteln und Schergen ein, und durchstöberte fluchend und scheltend die Ruinen, in welchen er zu seinem größten Aerger Niemand finden konnte. Endlich glaubte er sich in dem Tage geirrt zu haben, und ein andermal glücklicher zu sein. Doch dieß andermal kam nicht, denn einige Wochen hernach starb der

Herzog des Landes, und sein Sohn, der ihm in der Regierung folgte, war vor kurzem selbst Katholik geworden und führte diese Religion ebenso eifrig ein, als sie vorher verfolgt worden war. Das getreue Häuflein der Katholiken zu Gundelfingen hatte die Freude, in der Person jenes Geistlichen (er hieß Molitor), einen Pfarrer zu erhalten, der seine Stelle rühmlichst, selbst in den größten Drangsalen des dreißigjährigen Krieges versah.

Der Spanier, Don Alfonso, den man für einen so eifrigen Protestanten gehalten, hing jetzt den Mantel nach dem Wind und änderte schnell seinen Glauben, ohne jedoch aufzuhören Wucher zu treiben, und Geld zusammen zu scharren. Er war allgemein verhaßt und Jedermann glaubte, als man ihn eines Morgens vom Schlage getroffen mit schwarzblauem Gesichte todt im Bette fand, der Teufel habe ihn geholt und gönne seiner Seele im Tode keine Ruhe. Denn bald hieß es und heißt bis auf unsere Zeiten so, er wandle zu gewissen Zeiten mit Ketten an Händen und Füßen nächtlich als Gespenst in der Nähe seines ehemaligen Wohngebäudes. Man hieß diesen Geist im vorigen Jahrhundert nur den Ketten träger oder auch Kettenmann.

389.

Das Lorettokirchlein bei Burgau.

Die ver. Schrift S. 18.

Neben dem Schloßberge erhebt sich in gleicher Richtung der Lorettoberg, auf welchem ein kleines Kirchlein steht, welches still und anmuthig auf die blühenden Fluren des Mindelthals herab sieht. Gerne flüchten sich aus dem Treiben der Welt fromme Betende in dasselbe und es knüpft sich an das Kirchlein eine jener ergreifenden Sagen, wie sie nur dem kindlichen Gemüthe eines noch unverdorbenen Volkes entsprießen können.

Still und friedlich lebte Agnes, die Gattin eines Herrn von Burgau, auf ihrem Schlosse, doch wie groß war ihr Schmerz, als ein kaiserlicher Befehl ihn an den Hof rief. Ihre trüben Ahnungen gingen auch bald in Erfüllung, denn die Feinde ihres Gemahls erstiegen mit Hülfe eines Verräthers in finsterer Nacht das Schloß und bald erfüllte Geräusch der

Waffen, Weherufe der Sterbenden und das Siegrufen der Eindringlinge die kurz vorher ſo friedliche Wohnung.

Vor Schrecken fiel Agnes in Ohnmacht, aus welcher ſie in einem finſtern Kerker im Lorettoberge wieder erwachte.

Inbrünſtig betete ſie zu Gott und ergab ſich in ſeinen heiligſten Willen. Von inniger Verehrung gegen die Gottesmutter durchdrungen, bat ſie ihren Kerkermeiſter nur um ein Bildniß der Gebenedeiten. Doch in rohem Spotte gab man ihr zur Antwort, ſie ſollte nur aus einem Holzſcheite ein ſolches machen, worauf ſie vertrauend, daß dem frommen Glauben kein Werk unmöglich, nur ein Werkzeug hiezu verlangte. Höhniſch reichte man ihr eine roſtige Meſſerklinge mit dem Bedeuten, wenn ſie mit ſolchem etwas zu Stande bringe, ſollte ſie alsbald in Freiheit geſetzt werden. Allein dieß war unmöglich und in fruchtloſem Bemühen ſchlief Agnes endlich ermattet ein. Da erfüllte plötzlich, wie der Schlummernden däuchte, himmliſcher Glanz den düſteren Kerker, ſie erblickte die Muttergottes vor ſich, welche ſprach: „Dein Vertrauen zu mir ſei nicht unbelohnt. Hier ſind drei Bilder von mir, baue ein Kirchlein über deinem Kerker und bringe das eine dieſer Bilder hinein, das andere ſende nach Rom, aber das dritte nach Paris. Vertraue meinem Schutze fernerhin.“

Als nun am Morgen die Feinde Agneſens kamen, um Spott mit ihr zu treiben, zeigte ſie ihnen hochbegeiſtert und wunderſam geſtärkt die drei Bilder, welche ſie erwachend an ihrem Lager gefunden hatte. Grauſen und Entſetzen faßte die Böſewichte und achtungsvoll führten ſie die Gräfin aus dem Kerker in jene Gemächer der Burg, welche ſie früher bewohnt hatte. Sie ergriff die erſte ſich darbietende Gelegenheit zu entfliehen und war ſchon bis zum Dorfe Röſingen gekommen, als ſie vermißt und auch gleich mit wüthender Haſt verfolgt wurde. Aber ſiehe, da ſchwärzte ſich mit einem Male der heitere Himmel und es erhob ſich mitten im heißen Auguſtmonat ein ſo furchtbares Schneegeſtöber, daß jede Verfolgung unmöglich war.

Agnes kam in Sicherheit und fand bald ihren Gemahl wieder, der in kurzer Zeit das Schloß wieder eroberte und wie im Triumphe ſeine fromme Gemahlin in dasſelbe zurückführte. Und nicht lange ſtand es an, da erhob ſich auf der Anhöhe neben dem Schloſſe ein Kirchlein, in dem wie im ſtolzen Paris und im weltherrſchenden Rom die Gnadenbilder der Gottesmutter vielen Tauſenden Troſt und Hoffnung einflößten.

390.

Die St. Leonhardskirche bei Lauingen.

Die vor. Schrift S. 92.

Unweit Lauingen, von der Stadt durch die Donau getrennt, liegt in einsamer Abgeschiedenheit, umgeben von Obstgärten, die St. Leonhardskirche. Wir folgen bei Beschreibung ihrer Geschichte einer Schrifttafel, welche seit alter Zeit in der Kirche hing, von Zeit zu Zeit wieder erneuert wurde und ihre gegenwärtige Gestalt der Aufmerksamkeit des Freiherrn J. W. v. Syrgenstein verdankt.

Der erste, der die Idee zu dieser Kapelle faßte, war Meister Balthasar, ein Orgel- und Lautenmacher, welcher dreimal in Rom war; das erste Mal als er dreißig Jahre alt, dann als er fünfzig zählte, wo Gnaden- und als er fünf und siebenzig zählte, wo Jubeljahr war. Er war auch zweimal zu Köln bei der heil. drei Königen- und St. Ursula-Gesellschaft, dann auch oft bei St. Leonhard in Bayern. Allzeit hat er von eigenen Mitteln gezehrt und machte diese Reisen nicht um eitler Ehre, sondern um seines Seelenheiles willen.

Ihm erschien im Traume St. Leonhard und zeigte ihm die Stadt und den Ort mit der rechten Hand und sagte: „da sollst du mir eine Kapelle bauen.“ Doch als er solches den Leuten erzählte, verspotteten sie ihn, weßwegen er das Bauen unterließ und sich begnügte, am bezeichneten Orte ein Bildstöcklein aufstellen zu lassen. Doch als er vier Jahre hernach in große Noth kam, gelobte er, wenn ihm aus selber geholfen, die Kapelle also zu bauen, wie ihm zweimal geträumt, und alsbald ist ihm geholfen. Er fing nun sogleich zu bauen an, und als beim Bau viele und große Wunder geschahen, wurden so viele Opfergaben vom Volke gespendet, daß die Kapelle leicht vollendet werden konnte.

Angefangen wurde der Bau um den St. Kreuztag 1440 und eingeweiht drei Tage vor Galli 1444. Bischof Johannes von Augsburg versprach Allen Ablaß, die Almosen hieher geben würden, und Kardinal Wilhelm mit noch 13 Kardinälen ertheilte unter Papst Sixtus IV. dieser Kapelle ebenfalls Ablaß.

Ueberaus fleißig wurde von der Stadt und deren Umgegend diese Kapelle so lange besucht, bis die Reformation ihre Erfolge auch in der Gegend fand, dann wurde sie fast gänzlich ruinirt und ihre Geräthschaften

und Ornate zu profanen Zwecken verwendet; — aber dennoch wurde sie, — man schien Ehrfurcht vor diesem Zeugnisse der Frömmigkeit der Vorältern zu haben, — nicht völlig zerstört. Als aber der unselige dreißigjährige Krieg seinen Fortgang hatte, kam 1646, nachdem früher schon zweimal die Schweden übel gehaust, die französische Armee an die Donau, legte Garnison nach Lauingen und zerstörte weit und breit Alles, was die Schweden verschont hatten. Sie vermehrten die Befestigungen der Stadt, verderbten dabei alle Baumgärten durch Umhauen der Bäume und Herausstechen des zum Schanzen verwendeten Grasbodens. Unter andern schönen Gebäuden wurde auch die St. Leonhardskirche zerstört bis auf die vier Hauptmauern, in deren Inneres ein Roßstall eingebaut wurde. So blieb alles bis zum Jahr 1664, wo bei einer abzulegenden Spitalrechnung auch dieser Kapelle gedacht und beschlossen wurde, sie wieder herstellen zu lassen; hiezu wurde auch gleich eine namhafte Summe angewiesen. So wurde mit Beisteuer der Bürgerschaft und Umgegend der Bau also hergestellt, wie er noch jetzt zu sehen.

Um die Kirche herum ist eine sehr schwere Wagenkette befestigt und es heißt: ein Fuhrmann, der in Gefahr kam, nicht nur ein herrliches Gespann Pferde, sondern auch das geladene große Gut zu verlieren, habe sie, als er durch Fürbitte St. Leonhards der Gefahr entgangen, hieher machen lassen.

391.

Der Rasch.

Die vor. Schrift S. 94.

Vor langer Zeit war im Dienste der Stadt ein Holzwärter Namens Rasch, der jedoch bei dem ihm anvertrauten Amte nicht mit der Treue und Gewissenhaftigkeit zu Werke ging, wie es Recht und Pflicht von ihm heischte, sondern auf alle mögliche Weise Betrügereien trieb. Dafür soll nun sein Geist nach dem Tode keine Ruhe haben, und bis auf den heutigen Tag in dem Ort seiner zeitlichen Frevel wandernd gesehen werden. Ein Glaubwürdiger erzählte davon Folgendes: er war mit seiner Hausfrau in dem Wald, die Flicken genannt, um Streu zu sammeln. In dem Eifer der Arbeit verloren sie sich nähmlich tiefer in den Wald, bis sie an

die Grenze des Stadtholzes kamen und der Mann einen Schatten vor sich erblickte.

Er blickte auf, da stand ein Mann im Gesträuche, welchen unser Bürger freundlichst grüßte, ohne jedoch einer Antwort gewürdigt zu werden: darüber verwundert, betrachtete er den Fremden näher und fand, daß sich eigentlich kein Gesicht, sondern nur eine Art Nebel an der Stelle desselben befand. Grausen und Entsetzen überkam ihn nun und er rief: „Jesus, Maria und Joseph! was ist das?“ Und kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so war die Erscheinung spurlos verschwunden, und schien in das in der Nähe befindliche Altwasser hineingefahren zu sein, denn dessen ruhige Oberfläche tobte auf einmal hoch auf und ein Wirbelwind erhob sich, der die Bäume des Waldes zu entwurzeln drohte, aber sich eben so schnell wieder legte, als er entstanden war. Der Bürger eilte nun zu seinem Weibe, welche alles bemerkt hatte und ausrief: „Gottlob Mann, daß du kommst, ich habe den Rasch auch gesehen!“

Die Hirtenbuben auf dem Spitalhofe haben ihn, wenn sie nächtlicher Weile hüten mußten, oft erblickt; und einer derselben höhlte daher einen hohlen Weidenbaum noch weiter aus, bis er seine Person darin verbergen konnte, und dahinein verkroch er sich, so oft brüllend das Vieh in der Mitternachtsstunde davonlief, und die unheimliche Gestalt heranzuwandeln begann. Sie soll ein dreieckiges Hütchen, enges Kamisol und hohe Stiefel getragen haben, wie man sich in alten Zeiten kleidete. In neuerer Zeit soll er sich nicht mehr gezeigt haben, aber mehrere Jäger, welche in den Altwässern des obern Holzes auf dem Anstand waren, wollen ihn zum größten Mißvergnügen gehört haben, und zwar auf dem Wasser herumschlagend, was sie zwang, ohne Beute nach Hause zu gehen.

392.

Der große Schimmel zu Lauingen.

Am dritten Stockwerke des sogenannten Hofthurmes zu Lauingen ist gemalt ein großer, galoppirender Schimmel mit der Jahreszahl 1260 und der Inschrift: „Im Jahre 1260 zur Zeit Alberti Magni war in Lauingen ein weißes Pferd geboren, so von Leib sehr groß und hoch, auch fünfzehn Schuech lang worden, und seines schnellen Laufes und hohen Springens

halber sehr wundersam gewesen." Nach der Sage soll dieser Schimmel so hoch gewesen sein, daß man eine Leiter gebrauchen mußte, um ihn zu besteigen, während er willig der Leitung seines kleinen Wärters folgte.

393.

Das Herrgotts-Ruh-Klösterle.

Von Isabella Braun. — Nach (Mitermaiers) Sagenbuch der Grafschaft Hohenstaufen, Lauingen ꝛc. 1849.

I.

Hell tönt des Hammers lauter Schall;
Den müssen junge Arme schwingen!
Vom Amboß rothe Gluten springen,
Und weit erklingt der Widerhall.
Drein mischet sich ein klarer Sang,
Ein Liebeslied aus alten Tagen;
Bald tönet weich und froh der Klang,
Und bald verwoben drein sich Klagen.

Der Luitfried ist's, der Waffenschmid,
Deß Herz gleich wie das Eisen glühet,
Und liebend klopft und Funken sprühet,
Und widerhallt im Minnelied.
Hans Vollraths schönes Töchterlein,
Das holde Klärchen froh und sinnig,
Hat angefacht im Herzen sein
Dies Liebesfeuer treu und innig.

Wohl flüsterten manch Liebeswort
Der Jungfrau zarte Rosenlippen,
Und riefen in des Lebens Klippen
Gott an als treuen Schutz und Hort;
Doch in des Herzens Tiefe drinn,
Da regte sich ein ängstlich Beben,
Ob wohl des Vaters stolzer Sinn
Auch werde seinen Segen geben.

Denn arm war Luitfried, frischer Muth,
Ein braves Herz und starke Hände,
Und seiner Werkstatt graue Wände,
Das war allein sein einzig Gut.
Hans Vollrath aber, reich an Gold,
Ein Rathsherr voller Bürger-Ehren,
Stolz auf sein Töchterlein so hold,
Mocht' andern Eidam wohl begehren.

Das wußte Luitfried; und so quoll
Manch Schmerzenslaut in seine Lieder,
Und grimmig sank der Hammer nieder,
Wenn ihm der Zorn der Seele schwoll.
Er sah des holden Klärchens Bild
In jedem blanken Helm und Schwerte,
In jedem spiegelklaren Schild,
Daß heiß sein Herz nach ihr begehrte.

Da wirft er weg die Waffen weit,
Wirft weg den schweren Eisenhammer,
Eilt raschen Tritts in seine Kammer,
Und zieht hervor sein bestes Kleid.
So schreitet festlich angethan
Der schmucke Jüngling durch die Straßen
Und klopft an Vollraths Thüre an, —
Nun will die Wange fast erblassen!

„Nur Muth gefaßt, mein junges Herz!
„Du mußt die kühne Bitte wagen.
„Hör auf so heftig doch zu ſchlagen,
„Heb' dich noch einmal himmelwärts!"
So ſpricht zu ſeines Herzens Pein
Er muthig, ſtark und gottergeben,
Tritt dann zu Liebchens Vater ein
In Ehrfurcht, aber ohne Beben.

Voll tiefer Demuth neigt er ſich
Und ſpricht in flehend weichem Tone:
„Herr Vollrath! nehmt mich an zum Sohne,
Denn euer Klärchen liebet mich,
Und ich — o, Leben, Leib und Blut,
Und was ich bin, und was ich habe,
Hab ich in treuer Herzens Glut
Ihr längſt geweiht als Liebesgabe.

Arm bin ich; — aber meine Hand
Kann kräftig ja den Hammer ſchwingen,
Kann Hab und Gut und Gold erringen,
Und Schmuck und Zier und eitlen Tand.
Doch meine Lieb ſoll ihren Weg
Mit tauſend Freudenblumen ſchmücken;
Und Kindeslieb und Kindespflieg
Soll euch als heißer Dank beglücken.

„Blickt finſter nicht! blickt mild und klar!
Laßt euch als meinen Vater grüßen,
Laßt knien mich zu euren Füßen,
Reicht mir die Vaterhände dar.
O, gebt mir euer holdes Kind
Zum Heil auf meinen Lebenswegen!
Die Herzen längſt vereinet ſind
Nur harrend auf den Vaterſegen." —

Der Jüngling ſchweigt. — Kein einz'ger Laut
Ertönet in dem weiten Saale.
Da, von der Hoffnung warmem Strahle
Des jungen Luitfrieds Seele thaut.
Nun öffnet leiſe ſich die Wand
Hold Klärchen tritt in ihre Mitte
Und faßt des Vaters kalte Hand
Mit einer ſtummen Liebesbitte.

Da iſt's, als ob aus Geiſtesbann
Hans Vollrath plötzlich ſei entbunden,
Die Lippe nun das Wort gefunden,
Und Arm und Fuß ſich regen kann.
Denn Staunen ob dem kecken Muth,
Und Grimm, ob ſolchem kecken Wagen,
Und eine brauſe Zornesfluth, —
Ließ ihn bis jetzt kein Wörtlein ſagen.

Nun aber, da ſein eigen Kind
Mit Luitfried kniet vor ſeinem Sitze,
Da ſprüht ſein Auge Zornesblitze;
Vom Stuhle ſpringt er auf geſchwind,
Er ſtößt von ſich mit ſtarker Fauſt
Sein Kind in dieſer bangen Stunde,
Und wie ein wilder Donner, brauſt
Nun Wort um Wort von ſeinem Munde.

„Hinweg! hinweg! — Ein Bettler du,
Und ohne Namen, ohne Ehren,
Willſt eine Perle gar begehren,
Und meinſt, ich lächle freudig zu?
Fürwahr, geduldig war mein Ohr
Zu lange wohl für deine Worte;
Hinweg von mir, du eitler Thor!
Hinweg aus dieſes Hauſes Pforte!"

„„Halt ein, Herr Vollrath! haltet ein!
Leb, Klärchen, wohl! — es heißt geſchieden;
Es heißt auf ewig nun gemieden!
Doch dieſes Herz bleibt ewig dein!
Leb wohl, du theure Vaterſtadt!
Leb wohl! auf nimmer wieder ſehen!
Der Luitfried keine Heimath hat;
Muß um den Tod zu werben gehen.""

Er ſtürzt hinaus. — Bleich Klärchen ſinkt
Vor ihrem harten Vater nieder;
Durch die geſchloſſ'nen Augenlider
Sich glühend Thrän' um Thräne ringt.
Hans Vollrath bebt, Hans Vollrath ſchaut;
Was mag ſein Herz da drinnen ſagen?
Ich glaube gar, dem Alten graut
Bei ſeines Kindes Thränenklagen. —

Jung Luitfried aber eilt nach Haus,
Schließt ein ſich in der Werkſtatt Mauern;
Hier ſucht er in der Seele Trauern,
Sich nichts, als eine Waffe aus. —
Und wie das erſte Morgengrau
Verſcheucht die hellen, klaren Sterne,
Da zieht er durch die Heimath-Au
Hinaus, hinaus in blut'ge Ferne. —

II.

Horch! Glockenklang vom Thurme
Des Klöſterleins erſchallt!
Sieh! eine Menſchenmenge
Dahin neugierig wallt;
Und Blumen und Gewinde
Umſchlinget Thor und Stein,
Als ſollt' in dieſen Mauern
Gar eine Hochzeit ſein.

Das Glöcklein iſt verſtummet,
Es regt ſich kein Laut;
Die dichtgedrängte Menge
Erwartend lauſcht und ſchaut.
Da thun ſich auf die Thore,
Es wallt ein Zug heran,
Den aber führt ein Prieſter
Im Kirchenſchmucke an.

Ihm folgen in dem Zuge
Jungfräulein ſittig, zart,
Als wie in einem Kranze
Um Eine hold geſchaart;
Wie eine weiße Roſe
Glänzt ihrer Wangen Paar,
Und weiße Röslein kränzen
Ihr bräutlich auch das Haar.

Den Feſtezug begleitet
Ein Rathsherr, reich geſchmückt;
Doch aus dem düſtern Auge
Kein Freudenſchimmer blickt;
Es iſt, als ob zum Grabe
Er führe nun ſein Kind,
Nicht in des Kirchleins Hallen
Voll bräutlichem Gewind.

Doch ach! der Jungfrau folget
Kein Jüngling luſtbewegt,
Dem in der ſchönen Stunde
Das Herz in Wonne ſchlägt.
Ein Zug von ſchwarzen Nonnen
Begleitet nur die Braut,
Daß es im weiten Kreiſe
Jedwedem Herzen graut.

Sie ſtehen am Altare,
Die Jungfrau tritt hervor;
Sie nimmt von ihrem Haupte
Des Kranzes Blumenflor;
Sie legt ihn auf die Stufen
Des feſtlichen Altars;
Sie ſchneidet ab die Flechten
Des langen, blonden Haars.

Es ſenkt ſich ihre Stirne
So ſchönen Schmucks beraubt;
Ein dichter, ſchwarzer Schleier
Umhüllet nun das Haupt;
Und um die blendend weiße,
Die liebliche Geſtalt,
Ein rauher, ſchwarzer Mantel
In weiten Falten wallt.

Nun ſinkt ſie auf die Kniee, —
Tönt nicht ein leiſes Ach? —
Der Prieſter lieſt die Formel,
Sie ſpricht die Worte nach.
Halt ein! halt ein zu ſprechen,
Den furchtbar ſchweren Eid!
O, ſchließe deine Lippen
Du junge, zarte Maid!

Das Wort iſt ausgeſprochen,
Das Opfer iſt erfüllt;
Aus manchem jungen Auge
Ein Mitleidsthränlein quillt;
Selbſt aus der Jungfrau Herzen
Stiehlt ſich ein Seufzer bang,
Drein ſchallen heil'ge Hymnen
In feierlichem Sang.

Und wieder tönen Glocken,
So feſtlich und ſo rein;
Der Zug verläßt die Kirche
Und wallt zum Klöſterlein;
Die Braut in dunklem Kleide,
Und nicht zum Hochzeittanz;
Von Nonnen dicht umgeben,
Nicht von der Mädchen Kranz.

Und heimwärts zieht die Menge; —
In heiterm Wort und Scherz
Hat ſie auch ſchon vergeſſen
Dies gottgeweihte Herz.
Der Rathsherr nur alleine
Geht einſam, ohne Wort;
Und trägt in ſeiner Seele
Den Stachel mit ſich fort.

Er tritt zu ſeinem Hauſe;
Da ſchließet er ſich ein,
Sinkt hin und ächzt und ſtöhnet:
„Mein Kind! mein Töchterlein!
„Dein Herz hab' ich gebrochen
„Im Stolze hart und blind;
„Nun hat mich Gott geſtrafet —
„Nahm mir mein einzig Kind." —

III.

Es ſtrahlet die Frühlingsſonne in lebensweckender Pracht,
Daß wiederum Thal und Wieſe von Gras und von Blumen lacht.
O Blümlein! o, bleibet drinnen in eurem ſo warmen Bett,
Durch ſäuſelnde Frühlingslüfte das ſchwediſche Banner weht!

Wohl Tauſend von Reitern ziehen einher in geſtrecktem Trab;
O Blümlein ſo jung! die treten euch alle ein frühes Grab.
Was gilt doch dem fremden Schweden das liebliche deutſche Land!
Was gilt doch dem Roſſeshufe der Blümlein gemalt Gewand!

Die Sonne, ſie aber leuchtet in wunderſam hellem Gold;
Wahrhaftig, man könnte meinen, ſie ſeie den Schweden hold;
Sie biete ein froh Willkommen der muthigen Kriegerzahl,
Um eitel ſich abzuſpiegeln im blinkenden Waffenſtahl.

O Sonne! gar leicht zu lächeln haſt du an dem Himmelszelt;
Du ſteheſt ja wohlgeborgen in deiner entfernten Welt.
Doch wärſt du bei uns da unten, dir käme das Grauſen auch!
Denn blutig und wild und tapfer, das iſt ja der Schweden Brauch.

Trompeten höret man ſchmettern; es rauſchet die Donau im Chor;
Die Hufe der Roſſe ſtampfen; da öffnet ſich raſch das Thor;
Es ziehen hinein die Krieger; doch friedlich und ohne Blut;
Der Pfarrherr, der nur alleine muß laſſen ſein Geld und Gut.

Die Nacht hat gewebt den Schleier um Flur und um Wald und Stadt,
Und ſelige Schlummer-Ruhe darauf ſich gelagert hat.
Ein einziger Mann alleine her ſchreitet mit ernſtem Gang;
Gar feierlich ſchallt des Trittes vereinſamter, lauter Klang.

Nun bleibet er plötzlich ſtehen, betrachtet ein kleines Haus;
Wie ſprühen doch ſeine Augen ſo funkelnde Blicke aus!
Ich glaube, ein ſtilles Thränlein aus männlichem Aug ſich ſtiehlt,
Und Wehmuth und Schmerz und Wonne darinnen vereinet ſpielt.

Er breitet aus ſeine Arme und rufet in Seligkeit:
„O Heimath! ſei mir gegrüßet nach langer, nach langer Zeit!
„Wie habe ich mich geſehnet unzähligemale nach dir!
„Nun ſtehe ich nach Gefahren nun wiederum ſelig hier! —

„O Heimath! o ſei gegrüßet! Du Heimath, ſo gib mir an,
„Was bieteſt du deinem Sohne zum Gruße auf ſeiner Bahn?
„Ich habe dir anvertrauet beim Scheiden mein holdes Lieb; —
„Dies Kleinod, dies nur alleine zurücke mir wieder gieb!

„Solch Hoffen es war das Sternlein in freudelos langer Nacht;
„Mir Waffe und Schild und Banner im Toben der blut'gen Schlacht;
„Dies Hoffen, es hat geführet mich wieder zu dir zurück;
„So biete mir zum Willkommen, o Heimath! mein Liebesglück!"

So rufet der brave Krieger, der wackere Luitfried aus;
Er hüllet ſich in den Mantel, verläſſet ſein Vaterhaus,
Und kehret zu ſeinem Lager, und träumet von Liebeskuſt,
Nach bitteren Trennungsſchmerzen an Klärchens geliebter Bruſt. —

IV.

Im Kloſtergarten wallt allein
Bleich Klärchen in des Abends Schein,
Zu koſten milde Frühlingsluft
Und würzig ſüßen Blumenduft.
S'iſt Alles ja in Gottes Welt
Woran ihr Herz ſich darf erquicken,
Wonach das Auge könnte blicken,
Die einz'ge Labung unvergällt! —

Lieb Klärchen iſt verwandelt ſehr
Seit ein ſie zog als Himmelsbraut
Mit ihrer Seele Liebesleid.
Da weg ſie gab ihr bräutlich Kleid,
Gab weg ſie ſelbſt des Namens Laut,
Und den ach, gab ſie ſchmerzlich her!
Nun ſind die Wangen lilienbleich;
Des Lächelns iſt beraubt der Mund;
Die Augen blicken wehmuthsreich
Und thun ein ſtill Entſagen kund.

Nur in des Herzens kleinem Raum
Iſt Alles wie in alten Tagen,
Da webt ſich fort der Liebestraum;
Da ſtöhnen Luitfrieds Scheidetlagen;
Da ſteht ſein ewig theures Bild
So männlich ernſt, ſo zärtlich mild

Mit ſeinen Augen treu und helle.
Wär nicht das heil'ge Kreuz darin,
Des Duldens und des Glaubens Sinn,
Nicht glich es einer Kloſterzelle. —

Es iſt für Klärchens reines Herz
Ein offen Buch das Frühlingsweben;
Oft hat in ihrem ſtillen Schmerz
Es ihr ein Troſteswort gegeben.
Aus Knospen, Blumen, Gras und Au,
Aus Vogelslied, aus klarem Thau,
Und aus der Silberwölklein Lauf
Stieg oft ein Zauber wonnig auf,
Und legte ſich um's Herz ihr lind
Wie Mutterarme um das Kind;
Und wie das Kindlein ſchlummert ein,
Entſchlief auch ihrer Seele Pein. —

Heut aber wogt es bang in ihr;
Nicht ſchlafen will das alte Leid!
S'iſt grad, als ob die junge Maid
Statt einer Nonne walle hier.
Der ſeelenvolle Vogelſang,
Der oft ihr Gottes Lieb geſungen,
Macht heut das Herz nur liebesbang;
Und alle Stimmen der Natur,
Die ſonſt ſo himmelrein geklungen, —
Sie haben ird'ſche Sprache nur!

So durch den Garten hin ſie geht
Durchwebt von ahnungsvollen Träumen.
Da rauſcht es plötzlich in den Bäumen,
Und Luitfried vor der Nonne ſteht. —
Ein ſtarrer Blick, — ein Schrei der Luſt, —
Ein Sinken an des Liebſten Bruſt,
Und ein Vergeſſen aller Welt, —
Iſt Werk der ſeligen Sekunde;
Doch ach! ihr Flug nicht inne hält! —

Sie tritt zurück, — preßt ihre Hand
An's laute Herz in bangem Stöhnen;
Und zeiget auf ihr ſchwarz Gewand;
Ein Lächeln zittert um die Lippen
Als wollt das neue Glück es höhnen.
Dann ſchaut ſie Luitfried ſchweigend an;
Ihr ganzes Herz liegt in dem Blicke,
Ihr ganzes ſchmerzliches Geſchicke,
Die weite Zukunft, hoffnungsleer!
Nun bricht die Thräne ſich die Bahn,
Ein ſalzig und ein todtes Meer!
Darin kein Weſen athmen kann. —

Doch Luitfried, reich an jungem Muth,
Naht Klärchen ſich mit leiſem Tritte,
Führt weg ſie aus des Gartens Mitte
In ſchatt'ger Bäume ſichre Hut;
Hebt ihr empor das Angeſicht,
Und trocknet ihre heißen Zähren
Daß ſich ihr Auge mußte klären; —
Und warm und traut er alſo ſpricht:

„Mein Klärchen! als in Jugendzeit
Sich unſ're beiden Seelen fanden,
Da haſt du dich mit ew'gen Banden,
Mit heil'gem Schwure mir geweiht. —
Es konnte deines Vaters Wort
Uns bannen in die Bruſt die Schmerzen,
Mich jagen aus dem Heimath-Ort, —
Doch nimmer ſcheiden unſre Herzen!

Ich zog hinaus zur wilden Schlacht
Zu betten mir mein blutig Grab;
Doch Gott hat über mir gewacht
Und alle Kugeln prallten ab
Von dieſer Bruſt für dich gefeit,
Und ſiegreich zog ich aus dem Streit! —

Du aber, lang getrennt von mir,
Du weinteſt um mich — einen Todten;
Denn keine Zeichen, keine Boten,
Gelangten aus der Schlacht zu dir.
Da zogſt du, eine Himmelsbraut,
Nun über dieſes Kloſters Schwelle
Um in der einſam ſtillen Zelle
Zu harren jener ſel'gen Stunde,
Wo Gott zu einem ew'gen Bunde
Im Himmel unſre Seelen traut. —

Ich kehre heim. — Der junge Muth
Umkränzt die alte Lieb' mit Hoffen!
Schon seh' ich in der Wonne Glut
Den ganzen Liebeshimmel offen!
Ich seh' bei unsrer Treue Zeichen
Des Vaters starres Herz erweichen,
Und drücke dich ans trunkne Herz! —
Da wies man mich zum Grabesbette
Wo längst dein Vater schlummernd liegt,
Wies mich zu dieser Klosterstätte —
Und o! mein Traum zerrann in Schmerz!
Doch bald hat auch mein Muth gesiegt.

O theures Lieb! o, senke nicht
Dein thränumflortes Auge nieder!
Heb auf zum Himmel seine Lider,
Und folge deiner ersten Pflicht.
Erfülle deiner Jugend Eid!
Wirf weg von dir dies Trauerkleid
Und folge mir! — In fernem Lande
Soll uns die neue Heimath blüh'n;
Und in der Liebe heil'gem Bande
Das Herz in neuem Frühling glüh'n! —

Du zauderst noch? O, Klärchen, du!
Die Braut aus meinen Jugendtagen!
Du siehst dein Glück und meines ragen —
Und schließest deine Augen zu? —
O, höre mich, Verlobte mein!
— Wenn sich zur Erde senkt die Nacht,
Kein einzig Auge lauernd wacht,
Dann flieh aus deiner Klosterzelle
Vertrauend keines Lichtes Schein!
Dort, in der heiligen Kapelle,
Dort, theures Liebchen! harr ich dein."

Die Liebe siegt. — Ein Wonnestrahl
Steigt aus der Seele in die Augen
Die Thränen alle aufzusaugen. —
Da schlägt die Uhr der Stunde Zahl
Die zum Gebet der Nonnen tönet.
Ein „Ja" aus Klärchens Auge sprüht,
Des Liebsten Bitte ist gekrönet —
Und rasch sie durch den Garten flieht. —

V.

Vom Thurm erschallt die Mitternacht;
Es schläft der Mensch, es schläft die Flur,
Nicht Stern und Mond am Himmel wacht;
In Klosterkirchleins kleinem Raum
Brennt matt die ew'ge Leuchte nur,
Wie Menschengeist in Schlummers Traum. —

Da wachet plötzlich auf ein Ton,
Ein dumpfer Laut wie Meereswell;
Drein klingelt einzeln, kurz und hell
Geklirr, als wie von Waffen-Stahl;
Doch wieder ist verstummt er schon
Und Todtenruhe herrscht im Thal.

Da schleichet geisterhaft und leis
Nun Luitfried zu des Kirchleins Thor,
Und Waffenbrüder in dem Kreis
Sie halten treue Wacht davor.

Er tritt hinein; es hebt die Brust,
Weiß nicht, ist es von leisem Bangen,
Ist es von Wonne und von Lust
Sein Lieb nun endlich zu umfangen. —
Er prangt in reicher Waffentracht
Daß drinnen glänzt das Lämpchen klar;
Und dorten stehet am Altar
Sein Klärchen düster wie die Nacht.
Er eilt hinzu, umschlingt die Braut,
Mit seinen Armen lustbeweget;
Doch horch! welch dumpfer Lärm sich reget!
Er naht, — er wird zum Waffenlaut!
Auf thut sich rasch die Sakristei —
Das Dunkel wird zum Feuermeere —
Es klirren Schwerter, blitzen Speere —
Wild drängen sich die Klosterknechte
Und wild die Schweden auch herbei —
Das Kirchlein hallet vom Gefechte
Und widerhallt vom Wordgeschrei. —

Und wie ein Schiff im wilden Sturm,
In Wellenkampf ein feſter Thurm —
Steht Luitfried mitten in dem Schwarm,
Hält ſchirmend ſeine Braut im Arm,
Das Schwert in ſeiner Mannesfauſt
Verzweifelnd durch die Reihen ſauſt.

Schon tränkt den Boden heißes Blut!
Und ſchon vor Luitfrieds kühnen Streichen
Die feigen Kloſterknechte weichen;
Schon jauchzt ſein Herz in Siegesmuth!
Da faſſet plötzlich eine Hand
Die bleiche Braut an Luitfrieds Seite,
Und reißt am heiligen Gewand
An ſich die lebensloſe Beute.

Da zieht ein Grauſen durch die Rund,
Es beben ſelbſt der Schweden Glieder,
Und ihre Schwerter ſinken nieder; —
Ein leis Gebet ſpricht jeder Mund. —
Mit ſtierem Blicke, gräßlich wild
In dem der Wahnſinn zuckt und leuchtet,
Schaut Luitfried auf das Todtenbild,
Das blutig rings den Stein befeuchtet.
Er beugt ſich zu der Leiche hin,
Umfaßt die Hand ſo todtenkalt; —
Nun plötzlich durch den irren Sinn
Ein wacher Geiſtesfunke wallt;
Verzweifelnd in der Seele Graus
Stürzt Luitfried in die Nacht hinaus. —

Zur Wuth wird ſeines Herzens Qual;
In Wuth er mit dem Räuber ringt,
Daß ſich ſein Auge blutig röthet;
Vom Gürtel reißt er das Piſtol, —
Er zielt, — er drückt — ein heller Strahl —
Ein Schrei — ein Aechzen bang und hohl —
Und zu der Erde Klärchen ſinkt
Von Luitfrieds eigner Hand getödtet. —

Und aus den Reihen tritt hervor
Die Priorin mit ernſtem Schritte
Zur Leiche in der Krieger Mitte,
Auf die ſie ſtrenge zürnend ſchaut; —
Streckt ihre bleiche Hand empor
Und ruft mit ſchauervoller Stimme:
„So ſtrafet Gott in ſeinem Grimme
„Die ungetreue Himmelsbraut!“ —

VI.

In Gluten ſtrahlet des Thales Rund;
Iſt ſchon gekommen die Morgenſtund?
Iſt das der Sonne erwachend Licht?
O nein, die ſtrahlet ſo blutig nicht.

Am Himmel leuchtet ein Feuerſchein,
Es glüht herüber vom Kloſterlein,
Und Reiter ziehen durch's graue Thal
Von Klärchens ſchaurigem Todten-Mal.

Sie warfen hinein der Fackel Brand
Als ewig dauerndes Rächerpfand;
Wie Luitfried bebend im Wahnſinn flieht —
Die Schaar der Nonnen auch flüchtig zieht.

Auch Klärchens Seele zieht ruheleer
Im Schutt des Kloſterleins leis umher,
Und ächzet ſchaurig und ächzet bang,
Und hält am Freitag den Todtengang.

Da wo ſie geiſtig nun wandeln geht —
Ein kleines Kirchlein errichtet ſteht;
Da beuge liebend auch du dein Knie
Und ſprich ein frommes Gebet für ſie. —

394.

Der ſeltſame Gaſt. *)

(Mittermaiers) Sagenbuch 1850, S. 78.

Unter der Regierung des Sohnes des Siegers bei Giengen, Georgs des Reichen, ſoll ſich Folgendes zugetragen haben. Zwei alte Leute wohnten zu Lauingen, doch obwohl ſie ihr ganzes Leben lang raſtlos gearbeitet und geſpart hatten, waren ſie dennoch auf keinen grünen Zweig gekommen und der Mann mußte, wenn er nicht im Winter frieren wollte, ſein Holz im Walde ſelbſt ſuchen. So war er eben einmal wieder in das Holz gegangen und wollte bei einer großen alten Eiche einen ſtarken Aſt aufheben, als vom Baume weg eine Schlange ſich langſam herbewegte. Erſchrocken ließ er den Aſt fallen, um welchen ſich nun die Schlange wand. Der Mann wollte das große Stück Holz nicht gerne im Stiche laſſen und verſuchte das Thier auf jegliche Art zu verſcheuchen; doch es gelang ihm nicht, und auch am folgenden Tage ſah er die Schlange wieder auf dem Aſt, und als er denſelben muthig anfaßte, bewegte ſie ſich ſchmeichleriſch mit dem Kopfe gegen ſeinen Arm. Schnell ſchleuderte er den Aſt hinweg und ging nach Hauſe, indem er ſeinen unweit liegenden Reiſigbündel auf die Achſeln nahm. Zu Hauſe wollte er eben ſeinem Weibe das ſeltſame Ereigniß erzählen, als ſie ihn mit dem Ausrufe: Herr Jeſus, was iſt das! unterbrach, und ſiehe da, die Schlange war aus dem Reiſigbündel geſprungen und ſpielte mit der Hauskatze. — Die guten Leute glaubten nun ſteif und feſt, die Schlange müſſe einſt ein Menſch geweſen ſein und eines Verbrechens wegen nach dem Tode deſſen Seele in den Thierleib gebannt worden ſein.

Das Thier erhielt von ihnen Nahrung und lebte friedlich und harmlos mit ihnen. Aber wunderbar, mit ihm ſchien wirklich Glück und Segen in die Hütte des Armen gezogen zu ſein. Er erhielt reichlichen Taglohn und wenn er etwas verkaufte, war ſein Erlös weit größer, als erwartet werden konnte. Die beiden Leutchen durften ſich bald nicht mehr ſo

*) Dieſer wunderlichen Sage, die ſich bis auf den heutigen Tag im Volksmunde erhalten, erwähnt auch der Doktor Senftius in ſeiner merkwürdigen, aus dem fünfzehnten Jahrhunderte herrührenden Selbſtbiographie.

plagen und lebten noch lange in einem glücklichen und zufriedenen Stillleben. Als ſie aber ſtarben, war die Schlange verſchwunden und Niemand wußte, wo ſie hingekommen.

395.

Das Fluchhaus zu Lauingen.

Die vor. Schrift S. 79.

Seit undenklichen Zeiten war in dem Hauſe eines hieſigen Bürgers nichts als Unglück geweſen. Der Vater hatte viel Geld geerbt und trotz aller Sparſamkeit und der muſterhaften Haushaltung ſeines Weibes, hatte er nach Jahr und Tag keinen Heller mehr von der Summe, ſondern noch obendrein große Schulden. Brach irgendwo eine Viehſeuche aus, ſo durfte er verſichert ſein, daß, wenn alle Ställe in der Stadt verſchont blieben, der ſeinige gewiß bald von allem Vieh geleert würde. Und ſo gings immer fort. Der gute Mann grämte ſich darüber, wurde gemüthskrank und ſtarb endlich in völliger Raſerei. Sein einziger Sohn übernahm nun das Erbe und heirathete ein braves und noch obendrein ſehr reiches Mädchen. Allein auch deren Vermögen hatte das Unglück bald verſchlungen. Und ob ſie ſich gleich Tag und Nacht plagten, ſo kamen ſie doch immer tiefer in Schulden und hatten endlich kaum mehr das tägliche Brod.

Endlich dachte der Mann, ſein Vater habe oft geſagt: der Großvater ſei gar gottlos geweſen, der habe das Haus im Fluche gebaut, darum ſei kein Segen in ihm. Ich will nichts mehr darin zu thun haben! Dieß kam den Leuten lächerlich vor, aber noch lächerlicher, als er wirklich an einem andern Platze ein Haus baute, dann das alte von Grund aus niederriß und aus dem Holze Kohlen brannte. „Die Knallhütte ſoll keinen rechtlichen Mann mehr unglücklich machen!“ ſprach er zu den Leuten, welche meinten, er ſolle das Haus lieber verkaufen. Er hatte neue Angſt, was er mit dem Gelde anfangen ſollte, welches er für die Kohlen einnehme, aber der Mann, der ihm das Geld ſchuldig war, machte Banquerott, und ſo war er der Sorge los.

„Gut,“ ſagte er, „daß der Teufel das Seine vollends geholt hat, jetzt wird Gott ſeinen Segen doch wieder geben!“ Und nun wohnte er in ſeinem neuen Haus und bei Allem was er anfing, war Segen und

Gedeihen. In wenig Jahren hatte er seine Schulden bezahlt, und in seinem Alter war er ein wohlhabender glücklicher Mann, der an seinen Kindern viel Freude erlebte.

„Ein jeder kann zu dieser Geschichte denken was er will," sagt Hofrath Jung, der in seinen zu Lauingen 1790 gedruckten Schriften diese Begebenheit auch erzählt. „So viel aber ist wahr: man hüte sich vor ungerechtem Gute, das bringt über kurz oder lang Fluch und Verderben auf Kinder und Kindeskinder. Da heißts wohl recht, daß Gott die Missethat der Väter heimsucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied!"

396.

Albertus Magnus von Lauingen.

Albert der Große, geb. 1193 zu Lauingen, Dominikaner zu Köln, Paris, Rom, Bischof von Regensburg, gest. zu Köln 1280. — Lehmann Speir. Chronik p. 532. H. Plati de bono statu rel. c. 33. J. W. Wolf deutsche Märchen und Sagen S. 277. Van Velthem Spiegel historiael I., 28 bei J. W. Wolf S. 160. Crusius Schwäb. Chronik I., 847. L. Hochwart catal. epiac. Ratisp. I. III. c. 9. Fr. Christoph hist. ap. Ratisp. ap. Oefele I., 559. Grimm d. S. II. — Die Lit. bei Buhle in Ersch u. Gruber's Encyclop.: Albertus M.

1.

Volkslieder. — Wunderhorn II., 257.

Die Königin blickt zum Laden aus,
Ein Jüngling stand wohl vor dem Haus,
Sie winkt ihm da,
Daß er sollt zu ihr kommen.

Der Jüngling kam heimlichen dar
Er sprach: Zart edle Fraue klar,
Kein Mann soll sich
In eurem Dienst versäumen.

Da sprach die Königin hochgebohr'n:
In meinem Dienst hast du geschwor'n
Leibeigen dich,
Das sollst du nun erkennen.

Dein Willen mach dem Meinen gleich,
So wird mein Herz ganz Freudenreich,
Lieblich Regier,
Dir will ich dir bekennen.

Er wußt nicht, was sie damit meint,
Sie hätt' sich nah mit ihm vereint,
Seth Freiheit er
Vor ihr nicht konnt erhalten.

Sie blickt ihm in das Herz hinein,
Mein's Leibs mußt du gewaltig sein,
Der Ehren sein,
Hätt' dir da kein Gewalts.

Und als der Tag sich anebrach,
Die Königin wohl zu ihm sprach,
Deins Leibs hab ich
Begehrt, her, ist mir worden.

Geh dich davon, saum dich nicht lang, —
Gar bald er in die Kleider sprang,
Er wußt auch nicht,
Daß ihm folgt noch ein Morden.

Sie nahm ihn fälschlich bei der Hand,
Hin auf ein Brett sie ihn da sandt,
Zuckt an der Schnur,
Das Brett thät mit ihm fallen.

Wohl in ein Wasser ungeheuer,
Darin verdarb der frommen und ihrer,
Das falsche Weib
Ließ freudig Lachen schallen.

Aus ihrer Lieb führt nur ein Weg,
Der führte auf den Todesteg,
Die ihr vertraut,
Acht Jüngling noch gar freie.

So warens mit dem ersten neun,
Die Zahl war ihr noch viel zu klein,
Den zehnten auch
Sucht sie in falscher Treue.

Er war ein hochgelehrt Student,
Ihr Complexion er gar wohl kennt',
Er wußt gar wohl
Sie konnt ihn nicht betrügen.

Er blickt sie an durch Kunstes Glas,
Er sah wie sie natiret war,
Er warb um sie,
Ihr List mußt ihm erliegen.

Er zwang ihr Herz mit seiner Kunst,
Er zwang ihr Herz in Liebesbrunst,
Die Königin
Wollt sehnlich ihn umfangen.

Da sagt er ihr ein hartes Wort,
Neun Jüngling seh ich schweben dort,
Die warnen mich,
O Weib, das bringt mir Bangen.

Ein Wasser brauset unter mir,
Dein Bett ein böses Schifflein schier,
Will schlagen um,
Will jenen mich gesellen.

Du führest falsche Segellein,
Du glaubst, ich soll der Zehnte sein,
Du Mörderin
Willst tödten mich in Wellen.

Groß Zorn das Weib der Red empfand,
Sie ließ ihm binden Fuß und Hand,
Ihr Diener mein,
Thut mir den Mann ertränken.

Er blickt sie an, ganz still gemüth,
Er wußt wohl, daß er war behüt,
Man hob ihn auf,
Und wollt ihn schon versenken.

Da brachen seine Strick zur Stund,
Er sprang hinab frei und gesund,
Im tiefen See
Konnt er gar lustig schweben.

Ganz aufrecht als ein Federholz,
Trat er darin das Wasser stolz,
Wer ihn ermordt,
Dem will sie sich ergeben.

Des faßt manch böser Knabe Lust,
Manch Armbrust zielt nach seiner Brust;
In Vögelein
Die Pfeil sich da verkehren.

Und schwebten um ihn auf und ab,
Die Königin rief da herab:
O hätt ich dich,
Ich wollt dein Kunst zerstören.

Frau Königin, er zu ihr sprach,
Ich trage um neun Knaben Nach,
Neun Vögelein
Die Pfeil sich um mich schwingen.

Nach einem Wald steht mir mein Sinn,
Darin ich euer Vogler bin,
So viel ich fang,
Von euch lehr ich sie singen.

Da ſchwang er ſich zum Wald hindan,
Ihm ſahen nach viel Weib und Mann,
Die Königin
Ward bleich an ihren Wangen.

Er ſetzt ſich in den grünen Plan,
Viel Vögelein ſich zu ihm nahn,
Mit Liſten braucht
Er keinen nicht zu fangen.

Er ſchwang ſich in die Lüfte klar,
Um ihn die laute Vogelſchaar,
Ließ nieder ſich
Auf eines Thurmes Zinne.

Den Vöglein in die Schnäbel band
Er Brieflein ab, darinnen ſtand:
Neun mordete
Die Königin um Minne.

Die fliegen wohl durch Stadt und Land,
Man fing ſie alle mit der Hand
Da ward die Schand
Wohl allen offenbare.

Ein Vogel bunt in Sonderheit,
Des hätt die Königin ein Freud,
Sie griff nach ihm,
Er ſetzt ſich auf ihr Haare.

Er ließ ihr fallen auch mit Liſt,
Den Zettel zwiſchen ihre Bruſt,
Und flog von dann,
Da las ſie ihre Schande.

Das Zettelein ſie da zur Stund
Zerriß mit ihrem rothen Mund,
Wohl hin und her
Sie ihre Händlein wandte.

Ihr Schuld kam da wohl klar an Tag,
Der Künſtler führt die erſte Klag!
Frau Königin,
Albertus iſt mein Namen.

Albertus Magnus heiße ich,
Sanktus nennt auch die Kirche mich,
Du haſt um mich
Dein Buhlerkunſt verloren.

Ein weiſer Meiſter heiße ich,
Du wollſt im Zorn ertränken mich,
Da ſchrie ſie laut:
„O Weh daß ich geboren!“

„O Weh daß ich geboren bin,“
Schrie da die edle Königin,
Verzweifelung
Kam da in ihre Sinnen.

Albertus macht ſie da wohl zahm,
Sie ſtand vor ihm in großer Scham,
Er redt zu ihr
Und ließ ſie Muth gewinnen.

Zur Hand gewann ſie Neu und Leid,
Zerriß ihr königliches Kleid,
Und legt ſich an
Wohl einen grauen Orden.

Albertus lehrt ſie in der Beicht,
Wie ſie Verſühnung wohl erreicht,
Mit ſtrenger Buß,
Um ihre Schuld und Morden.

Vor ihrer Zeit wohl achtzehn Jahr,
Neun Vögel ſangen traurig gar,
Den gab ſie Speiſ,
Und weinet bitterlichen.

Und da die Zeit verſtrichen war,
Da waren es neun Engel klar,
Die führen ſie
Wohl in das Himmelreiche.

2.

Die Königin blickt durchs Fenſter, ein Jüngling ſtand da draus:
Sie winkt ihm von dem Söller, er ſollte kommen ins Haus.

Er kam und blieb zu Nachte, und als der Tag anbrach:
„Deiner Lieb hab ich genoſſen, nun geh und ſäume nicht lang.“

Sie nahm ihn bei den Händen und führt ihn auf ein Bret
An einer Schnur ſie zuckte, daß er hinfallen thät.

Hinein in ein tiefes Waſſer warf ihn das falſche Weib,
Acht Jünglinge daneben, die kamen um ihren Leib.

So warens ihrer neune, die Zahl war viel zu klein:
Den zehnten thät ſie ſuchen, Albertus ſollt es ſein.

Der ſchaut in ihre Herze durch ſeine ſchwarze Kunſt,
Der ließ ſich nicht betrügen von der Königin Liebesbrunſt.

„Neun Knaben ſeh ich ſchweben hier in der Kammer herum,
Dein Bett hier iſt ein Schifflein, will mit mir ſchlagen um.“

Die Königin wurde zornig, ließ ihm binden Fuß und Hand:
„Ihr Diener, ihn zu verſenken, werft ihn vom Meeresſtrand.“

Und wie ſie ihn geworfen tief in den Meeresgrund,
Da brachen ſeine Stricke, frei ſchwamm der Knab zur Stund.

„Wer ihn erwürget, ich gebe mich ihm mit Leib und Blut!“
Da zischten viele Pfeile recht auf des Jünglings Bruſt.

Und wie der Jüngling winket, da werden zu Vögel die Pfeil:
Der Jüngling ſteht im Walde, im Walde frei und heil.

Den Vögeln in die Schnäbel er ſeine Briefelein band;
Die Königin mordet neune, darauf geſchrieben ſtand.

Sie flogen über die Haide, wohl über Stadt und Land,
Der falſchen Königinne zu offenbaren die Schand.

397.

Wie Albertus Magnus gelehrt und wieder dumm geworden.

Albertus Magnus war ſchon früh in den Orden des heil. Dominicus getreten, aber es dauerte nicht lange, da gefiel ihm das geiſtliche Leben nicht mehr, denn er meinte, daß es ihm an Kopf mangle, um die Tiefen der Gottesgelahrtheit zu ergründen, und darum beſchloß er, aus dem Kloſter zu entfliehen. Er ſetzte alſo eines Abends eine Leiter an die Gartenmauer, um da hinüberzuſteigen und fortzulaufen; da aber ſah er urplötzlich vier Frauen von gar ehrwürdigem Weſen vor ſich ſtehen, davon ſtießen zwei ihn zu wiederholten Malen von der Leiter. Er hatte aber das Kloſterleben ſo ſatt, daß er trotzdem zum dritten Male verſuchte, die Leiter hinaufzuſteigen; da fragte ihn die dritte der Frauen, warum er denn ſo ſchändlich weglaufen wollte? Albert ſagte ihr, daß er zu dumm wäre, um zu ſtudiren, und des Kloſters darum überdrüſſig wäre. Da ſagte die dritte, dann thue er doch beſſer, ſtatt zu fliehen, den Schutz und Beiſtand der Mutter Maria ſich zu erflehen, welche die vierte Frau wäre, und ſie andern drei wollten ihm helfen bitten. Als Albert das hörte, war er wie herumgedreht, und er warf ſich alsbald vor Maria nieder und klagte ihr ſein Leid und bat ſie, daß ſie doch ſeine Dummheit von ihm nehmen möchte. Da fragte ihn Maria, welche Wiſſenſchaften er denn am liebſten ſtudiren wolle und ob er lieber die Weltweisheit oder die Gottesgelahrtheit hätte? Albert bedachte ſich nicht lange und bat die Mutter Gottes, ihn zu einem tüchtigen Weltweiſen zu machen. Darauf ſprach Maria: „Das ſoll dir geſchehen, aber weil du Weltweisheit der Gottesgelahrtheit, die dich meinen Sohn hätte beſſer erkennen laſſen, vorgezogen haſt, ſo ſollſt du am Ende deines Lebens all' deine Wiſſenſchaft verlieren und wieder ſo dumm werden, wie du warſt und das ſoll ſein drei Jahre vor deinem Tode.“ Nachdem die Muttergottes das geſprochen, verſchwand ſie mit den andern Frauen und Albert kehrte zum Kloſter zurück, ſtudirte und wurde bald der gelehrteſte Mann von der Welt, ſo daß man ihn den Großen hieß und der Papſt ihn endlich gar zum Biſchof machte. Er war ſo kunſterfahren, daß er eine Bildſäule machte, die ſprechen konnte und ſich bewegte, wie ein lebendiger Menſch; Thomas von Aquin, ſein Schüler, hat dieſelbe zerſtört. Als Albert endlich fühlte, daß die Jahre ſeiner Dummheit heranrückten, da erzählte er all' ſeinen

Schülern von dem Geſichte, welches er gehabt. Er wurde auch kümmer und einfältiger als ein Kind, trug das aber mit Geduld und Ergebenheit und verharrte getreulich in ſeinen religiöſen Uebungen bis zu ſeinem Tode. Zu Köln in der Ambrosiuskirche liegt er begraben.

398.

Wie Albertus Magnus einen Neugierigen ſtrafte.

Ein landfahrender Schuhmacher kam einmal nach Köln. Oftmals hatte er von dem großen Wunder ſagen hören von Bruder Albrecht, dacht nun bei ſich ſelber: „Sollten all' dieſe Dinge wahr ſein, wie möcht' ich ſie dann wohl erproben" Er kam mit ſeinem Schnappſack zu Bruder Albrechts Wohnung und fragte dreiſt, wo Bruder Albrecht wär'? Der Knabe frug ihn, was er wollt'? Der Andere ſprach, er müßte Herrn Albrecht ſehen und ſprechen. Da ging der Knabe zu Albrecht und meldete ihm, ein Jüngling mit einem Schnappſack wollt' ihn ſprechen, und ich glaube, er kennt euch wohl. — „Geh hin und frage ihn, was er wolle und laß ihn dir ſeine Botſchaft künden, ich habe ſogleich mein Werk gethan." Der Knabe that alſo, aber der mit dem Schnappſack ſprach: „Ich muß nun einmal mit dem Herrn ſelber ſprechen; geht und ſaget ihm das, und ich wolle nicht von hinnen ſcheiden, ehe ich ihn ſah und ſprach. Sollte ich euch mein Geheimniß ſagen, warum ich hierher kam? Nein, ich ſag's ihm ſelber, bei Gott!" Da ging der Knabe und brachte Bruder Albrecht die Antwort und Albrecht ließ den Jüngling vor ſich kommen in ſeine Zelle und frug ihn, was er wollte? Der ſprach: „Meiſter, ich habe nun ſchon manch' ſeltſam Wort über euch reden hören, von Gauklereien und Behendigkeit, und komme nun euch zu bitten, daß ihr mir etwas von euren Künſten zeiget, damit ich dem Gerede glauben könne." — „Knabe, kamſt du darum zu mir und wollteſt du darum mich ſprechen? fragte Bruder Albrecht, und der Andere ſprach: „Ja ſicherlich und heute gehe ich nicht von euch, ihr hättet mir denn etwas von eurer Kunſt ſehen laſſen." Bruder Albrecht ſprach freundlich: „Gib mir deinen Sack, ich will auch nicht, daß du von mir ſcheideſt, ſonder etwas von meiner Kunſt gelernt zu haben." Der Andere gab Albrecht den Sack und der Meiſter ſteckte ſeine Hand hinein, zog ſie wieder heraus

und band den Sack feſt zu, gab ihn alsdann dem Burſchen zurück und ſprach: „Nun geh ſchnell und ſonder Weilen nach Hauſe, aber mach den Sack nicht auf, bis du zu Hauſe biſt, was auch geſchehen möge. Wenn du ihn da öffneſt, dann wirſt du etwas ſchauen; bind' ihn aber wieder feſt zu und komm und ſage mir, was du geſehen." Deß war der Andere froh und er ſchied von Bruder Albrecht. Als er eben das Stadtthor von Köln im Rücken hatte, da hätte er doch gar zu gern gewußt, was in dem Sacke war. Er ſetzte ſich denn hin und knüpfte ihn auf, doch da ſprangen zwei ſtämmige Kerle heraus, von jeder Seite einer, die trugen Leiſten in der Hand und gingen dem Burſchen brav zu Leibe, je länger je mehr und ſchlugen ihn ſo lang, bis er nicht mehr wußte, wo er war. Zuletzt bedachte er ſich, daß Bruder Albrecht geſagt, er müſſe den Sack wieder zubinden; das that er und ſogleich verſchwanden die Beiden, die ihn ſo jämmerlich geſchlagen hatten. Als er nun von ihnen erlöst war, da wagte er nicht weiter zu gehen, ſondern kehrte ſtraks wieder nach Köln zurück und zu Bruder Albrecht, dem erzählte er, wie es ihm ergangen, bat ihn auch mit vielen Worten, daß er den Sack doch machen möge, wie er zuvor geweſen. Da ſprach Bruder Albrecht: „Ich will dir doch noch eine Kunſt lehren, damit du noch mehr von meinen Künſten weißt;" der Burſch rief aber in großer Angſt: „Ach, nein, edler Meiſter, ich bitte euch um nichts andres, als daß ihr dieſe eine Kunſt von mir nehmet; eure Künſte drücken mich allzu ſtark, ach, ich bitt euch, Herr, wollet ihr das, ich will nimmermehr eurer Kunſt begehren, ich bin genug geſtraft." Da that der Meiſter nach des Burſchen Wunſch und entließ ihn, und der war gar erfreut darob. Als er aber nach Haus kam, da wagte er noch nicht den Sack ſelbſt zu öffnen, ſondern ließ einen Andern das thun, denn die Proben von Meiſter Albrechts Kunſt hatte er noch nicht vergeſſen, vergaß ſie auch nicht ſein ganzes Leben lang.

399.

Albertus Magnus rettet den Papſt.

Bruder Albrecht war wohl bekannt mit dem Papſte. Es geſchah aber, daß er mit demſelben luſtwandelte, und ſie wollten in einem Schiffelein auf der See fahren, und nahmen nur wenige von des Papſtes

Dienern mit sich. Nicht lange darnach sah der Papst wohl sieben Schiffe mit Kriegsvolk, das war wohl geharnischt und wohl bewehrt. Der Papst begann zu verzagen und das mochte er wohl mit Recht, denn sie umringten sein Schiff und kamen näher, um ihn zu fangen; von Sicilien waren sie und Manfred (Kaiser Friedrichs II. Bastardsohn) hatte sie gesandt, weil der Papst Herrn Friedrich mit einem Bannfluch belegt hatte; das wollten sie rächen an ihm und hatten alle Tritte des Papstes erspäht. Hätte Bruder Albert ihn nicht geschirmt, er wäre ihnen nicht entgangen. Große Angst befiel den Papst und Alle, die mit ihm waren, nur nicht Bruder Albert. „Ergebt euch," riefen die Feinde, „oder ihr seid des Todes!" Der Papst sprach: „Was sollen wir thun, lieben Freunde? Ist keiner unter euch, der uns rathen kann, wie wir entkommen mögen?" Bruder Albert sprach: „Herr, ich könnt' uns wohl von ihnen befreien, aber es wäre gegen euer Gebot. Hätt' ich Urlaub hier, meine Kunst zu gebrauchen, sie sollten Alle fliehen in Furcht und Angst." Der Papst sprach: „Albert, thu' das, ich gebe dir Urlaub dazu für nun und für dein ganz Leben; thust nichts Arges damit, dann absolvire ich dich von aller Sünde dabei." Das hatte der Papst kaum gesagt, als die Andern flohen, wie wenn der Teufel sie gejagt hätte, so großer Schrecken überfiel sie; sie meinten, die ganze Welt wäre über sie hergefallen. Also wurde der Papst gerettet durch Bruder Albert und kam ohne einigen Schaden nach Rom. Bruder Albert hatte aber dadurch die Erlaubniß gewonnen, frei und sonder Sünde die schwarze Kunst zu üben.

400.

Das seltsame Gastmahl.

Von K. Egon Ebert. — Bearbeitungen von Wolfgang Müller, L. K. Wittich, A. Grün u. A.

Einst lebt' ein Mönch zu Köln am Rhein,
Der manches Wunder schuf,
Halb in des Zaubrers argem Schein,
Halb in des Frommen Ruf;
Albertum Magnum hieß man ihn,
Und weil er immer hold erschien,
So war er gern gelitten
In Volks und Hofes Mitten.

Der ging den Kaiser Wilhelm an:
„Herr, oft an deinem Mahl'
„Hab ich Bescheid dir schon gethan
„Aus goldenem Pokal;
„Da du so lang geehrt mich hast,
„So sei auch du einmal mein Gast
„Mit deinen Dienern allen
„In meinen Klosterhallen."

Der Kaiſer ſprach: „Mein Wort zum Pfand;
„Doch dich begreif ich kaum,
„Haſt du der Diener g'nug zur Hand,
„Und für uns Alle Raum?
„Für fünf iſt ſchmal die Zelle dein,
„Der Kloſterſaal iſt eng und klein,
„Wenn ich zu dir mich finde
„Mit allem Hofgeſinde.

„„Drum laß du ſorgen deinen Knecht,
„„Er wird ſich Raum erſeh'n,
„„Es wird wohl Alles gut und recht
„„Und nach Gefallen geh'n.““
Hin ging der Mönch, als er ſo ſprach;
Der Kaiſer lacht', und blickt ihm nach —
„Das wird ein Gaſtmahl werden,
„Wie keines noch auf Erden.

Doch als der Tag des Mahles kam,
Da rief er ſein Geleit,
Und warm Gewand ein Jeder nahm,
Ein pe'zverbrämtes Kleid;
Denn draußen ſtrich der Wind gar wild,
Die Straßen waren ſchneeverhüllt,
Die Flüſſ' und Bäch' und Bronnen
Mit Eisglanz überſponnen.

Sie ritten vor das Kloſterthor,
Das weit ſchon offen war,
Albertus Magnus ſtand davor
In vieler Knaben Schaar;
Der Knaben fünfzig ſchön und zart,
Sie nahten ſich mit feiner Art
Und nahmen ab die Roſſe
Dem Kaiſer und dem Troſſe.

Dann ging der Mönch den Herr'n voran
Durch manchen dunkeln Gang,
Bis er ein Pförtlein aufgethan,
D'raus Helle blendend drang,
D'raus Helle, wie vom ſonn'gen Tag
Sie kam vom Schnee, der üb'rall lag,
Da ſtanden voll Erwarten
Die Gäſt' im Kloſtergarten.

Der Mönch ſchritt immer weiter fort,
Der Kaiſer folgte ſtumm
Bis mitten in den freiſten Ort
Dort ſah er ſtaunend um;
Dort ſtand die Tafel lang und breit,
Und hundert Schüſſeln d'rauf gereiht
Doch unten Schnee und oben
Den Himmel dunſtumwoben.

Wohl harrten fünfzig Knaben hier
In goldner Kleider Schein,
Wohl ſtrahlte der Geſchirre Zier,
Wohl funkelte der Wein;
Doch ſtanden rings auch Baum und Strauch
Im Winterkleid', vom Reife rauch,
Und rauſchten mit den Aeſten
Willkommensgruß den Gäſten.

Ein Murren ſchlich ſich durch den Kreis,
Schon war's dem Schelten nah,
Und Einer ſprach zum Andern leis:
„Der Teufel ſpeiſe da!“
Doch weil der Kaiſer ruhig war,
So blieb es auch die Dienerſchaar,
Sie ſetzten ſich zu Tiſche
In dieſer Winterfriſche.

Da ſprach der Mönch: „Ihr lieben Herr'n,
„Bei dieſem Feſtgelag
„Da wolltet ihr gewißlich gern
„Heut einen Sommertag;
„Wohlan, ich bin der gute Mann,
„Der nichts dem Gaſt verſagen kann
„Es ſoll ſich euer Willen
„Im Augenblick erfüllen!“

Und einen Becher trank er aus
Die Augen glanzerhellt,
Den andern goß er weit hinaus
In's winterliche Feld,
Und wo ein Tropfen ſich ergoß,
Der Schnee in weitem Kreis zerfloß,
Man ſah hervor mit Blinken
Den friſchen Raſen winken.

Und plötzlich hauchte linde Luft
Der Gäste Wangen an,
Und Wohlgeruch, wie Veilchenduft,
Strich sachten Zugs heran;
Am Himmel riß den Nebeldampf,
Es war die wilder Wolkenkampf,
Zuletzt mit warmem Strahle
Schoß Sonnenglanz zu Thale.

Da ward es oben licht und blau
Und unten mählig grün,
Der kalte Schnee ward weich und blau
Und floß in Strömen hin;
Die spitzen Halme strebten auf,
Und Knospen guckten frisch herauf,
Die Bäume, froh erschrocken,
Entschüttelten die Flocken.

Und wärmer ward der Sonne Blick,
Er borst des Springbrunn's Eis,
Er schoß hinauf und fiel zurück
Und sprühte hell im Kreis,
Und in der Beete weitem Rund
Erblühten Blumen dicht und bunt,
Und rings begann an Zweigen
Sich Blüth und Blatt zu zeigen.

Zugleich erhob sich wirrer Zug
Von Käfern aller Art,
Der Falter kam im leichten Flug,
Die Biene, dicht geschaart,
Und Zeisig, Fink und Nachtigall
Wetteiferten in hellem Schall
Und sangen frohe Lieder
Von allen Bäumen nieder.

Und während ihres muntern Sangs
Ging hoch die Sonn' empor,
Und heißer ward's und mächt'gen Drangs
Stieg' Blum' an Blum hervor,
Zum Fruchtkeim ward die Blüth' in Hast,
Bald hingen rings an jedem Ast
Im gold'nen Sonnenlichte
Die glutgereiften Früchte.

Wie staunten da den Wundermann,
Dem solch ein Werk gelang,
Der Kaiser und die Seinen an,
Halb froh und halb auch bang;
Sie starrten lautlos um sich her,
Der Ritter keiner murrte mehr,
Sie hatten All' vergessen
Das Trinken und das Essen.

Zuerst erhob der Kaiser sich,
Und sprach mit mildem Laut':
„Nicht fassen kann man sicherlich,
„Was heute wir geschaut;
„Doch danken wir dem Gastherrn gut,
„Der uns erschuf die Sommerglut,
„Und freuen uns auf's Beste
„Bei diesem Wunderfeste!"

Und wegwarf er von Brust und Arm
Das läst'ge Winterkleid,
Die Speise war noch völlig warm,
Er that ihr ernst Bescheid,
Und Alle tranken nun in Ruh'
Gesundheit ihrem Wirthe zu
Und freuten sich des Tages
Im Jubel des Gelages.

Erst als der Sonne Scheidestrahl
Schon trüb herniederfloß,
Erhoben sich vom reichen Mahl
Der Kaiser und sein Troß;
Der Mönch gab wieder das Geleit,
Und draußen fanden sie verschneit
In hochgethürmten Massen
Die hartgefrornen Straßen.

Da sprach der Kaiser: „Was wohl mag
„So seltnem Wirth ich bieten,
„Für seinen gold'nen Sommertag,
„Die Lieder und die Blüthen?
„Du schufst im engen Klosterraum
„Mir einen schönen wachen Traum
„Auch ich laß mich nicht schelten,
„Und will ihn dir vergelten.

„Ich will in Dein und Kloſters Huth
„Zu ew'gem Angedenken,
„Der Güter mein das beſte Gut
„Mit Land und Leuten ſchenken;
„Doch ſorge wohl, daß Sonnenſchein
„Das ganze Jahr lang müſſe ſein
„Und nimmer Winter werde
„Auf deiner eignen Erde."

„„Herr Kaiſer,"" ſprach der Mönch darauf,
„„Auf das will ich verzichten,
„„Die Welt hat ihren rechten Lauf
„„Bei Schnee und Blüth und Früchten,
„„Was heut', was einmal iſt geſchehn,
„„Das wird kein Auge wieder ſehn,
„„Und nimmer ich's begehre,
„„Was dir geſchah zur Ehre.""

„„Der Himmel hat der Gaben viel,
„„Der Gnad auf mich ergoſſen
„„Doch brauch ich ſie zum falſchen Ziel,
„„So mag er mich verſtoßen;
„„Er half mir heute beim Gelag —
„„Doch jeder Tag iſt Sommertag,
„„An welchem ſich in Treuen
„„Die Guten ſchuldlos freuen.""

401.

Die Freundesprobe.

Von August Schnezler.

Wie, großer Meiſter! kann ich Euch beweiſen,
Daß ich bin würdig Euer Freund zu heißen?
Wie dank ich Euch, was Ihr für mich gethan?
Albertus Magnus lächelte: „„Geduldig!
Ich weiß, mein Freund, du bleibſt mir nie was ſchuldig;
Vielleicht kommt noch die Zeit heran.

„„Bald wirſt du reich und mächtig ſein auf Erden,
Ich aber kann ja leicht zum Bettler werden,
Dann erſt verlang' ich Dank und Lohn von dir;
Ich bin gewiß, du ſtoßeſt dann im Glücke
Den armen Freund nicht ſtolz von dir zurücke;
Ich glaube feſt, dann hilfſt du mir!""

Nun ſinnt Albertus, wie er den Geſellen
Auf eine feine Probe könne ſtellen,
Ob ſeine Freundſchaft ſei kein leerer Wahn;
Und ſchnell entſchloſſen ruft er ſeine Geiſter,
Und einem jeden aus der Menge weist er
Beim Zauberſpiel die Rolle an.

„Verwandelt euch in Ritter und Vaſallen!
Führt meinen Freund in reichgeſchmückte Hallen
Von einem wunderherrlichen Palaſt;
Bekleidet ihn mit königlicher Hülle,
Gebt Gold's und aller Güter ihm die Fülle,
Was er nur wünſcht, bringt ihm mit Haſt!"

Geſagt, gethan. Bald ſitzt er auf dem Throne,
Vom Haupt des neuen Königs blitzt die Krone,
Mit Jubel grüßet ihn des Volkes Schaar;
Er ſchwelgt in aller Wonnen Ueberfluſſe,
In aller Fürſtenherrlichkeit Genuſſe
In tiefem Frieden ſo drei Jahr.

Allein es wächſt ſein Geiz mit jedem Tage,
Und einſtmals tritt beim feſtlichen Gelage
Im Lumpenkleid ein Bettler vor ihn hin:
„Heil dir, o Fürſt! in deines Glückes Schimmer,
Gedenkſt du deines Freunds Albertus nimmer?
Willſt du der Noth ihn jetzt entzieh'n?"

Allein der König ruft ergrimmt: „„Man führe
Schnell dieſen frechen Bettler vor die Thüre!
Wer war ſo keck und ließ ihn zu mir ein?
Wenn ich mich jedes Lumps erinnern ſollte,
Der mich gekannt will haben, ei! da wollte
Ich lieber nimmer König ſein!

Da ruft der Bettler: „Sorge nicht, Geſelle!
Verſchwunde Spuck!" — Und an derſelben Stelle
Steht wieder unſer Freund, wo er einſt ſprach:
„Wie, großer Meiſter! kann ich euch beweiſen,
„Daß ich bin würdig, Euer Freund zu heißen?"
Und ſinnt beſtürzt der Wandlung nach.

Verſchwunden ſind die zauberiſchen Hallen,
Verſchwunden alle Ritter und Vaſallen,
Und jede Spur von Königsherrlichkeit;
Albertus ſteht vor ihm und ruft mit Hohne:
Ein Traum war all dein Glanz und deine Krone,
Ein Nu blos die drei Jahre Zeit!“

„Herr Erfürſt! ſchämet Euch, und ſucht gelaſſen
Euch wieder in der Armuth Stand zu faſſen;
Mög' dieſe Prüfung Euch zur Lehre ſein:
Nie wird die wahre Freundſchaft übermüthig!
Nun aber packt Euch fort und ſeid ſo gütig,
Und ſprecht ja nimmer bei mir ein!“

402.

Die feindlichen Brüder.

(Mittermaier's) Sagenbuch 1850 S. 63.

Jedes Kind kann dem Fremdlinge zu Lauingen die an der gegen die Donau führende Straße gelegenen Wirthshäuſer zum Adler und zur Krone zeigen. Beide Gebäude ſind ſehr merkwürdige Holzbauten und ſtehen, ein ernſtes Denkmal aus vergangenen Tagen, wohl erhalten ſchon ſeit dem vierzehnten Jahrhundert. Die Sage rankt ſich hinauf an den alten Gebäuden und erzählt dem Forſcher folgende Begebenheit.

An der Stelle, wo ſich jetzt die beiden Gaſthöfe befinden, erhob ſich aus der Zeit herſtammend, wo Lauingen noch ein Dorf war, ein großes weitläufiges Gebäude, deſſen Beſitzer neben einer ausgebreiteten Oekonomie eine Wirthſchaft betrieb. Ritter und Ritterfrauen, Edelknechte und Knappen wie dienſtſuchende Reiſige kehrten häufig ein und zechten wacker. Der Beſitzer des Gaſthofes hatte zur Bezeichnung desſelben kecken Muthes das deutſche Reichswappen, den Adler mit der Kaiſerkrone hinausgehängt. Als er ſtarb, wollte jeder ſeiner Söhne das väterliche Anweſen haben, und da ſie Zwillinge waren, konnte nicht einmal das Recht der Erſtgeburt entſcheiden. Beide Brüder ſtanden in der Blüthe des Lebens, friſch und fröhlich und der Waffen kundig; hatten ſie ja oft genug mit den Gäſten

ihres Vaters zur Ordnung gesehen und auch im Ernste schon tapfer drein geschlagen, wenn die Sturmglocke die wehrhafte Jugend der Stadt zum Zuge gegen die Raubritter des Donaugaus rief.

Ungeachtet ihres Streites um die väterliche Hinterlassenschaft, kamen die beiden Brüder fast ein Jahr lang ziemlich gut mit einander aus, bis der eine Werner geheißen sich mit einer ehrbaren Bürgerstochter verlobte und mit deren Heirathgute dem Bruder das Recht auf sein Anwesen abkaufen wollte. Als er aber dieses offenbarte, war sein Bruder vor Zorn ganz ausser sich. „Mein väterliches Erbe verkaufe ich um ein Kaiserthum nicht," schrie er trotzig. „Bestehst du aber so sehr auf dem Besitze desselben, wohlan, du kannst es umsonst erhalten oder du mußt ihm für immer entsagen. Laß uns streiten; der Sieger mag Herr des Hauses sein!"

Des Bruders höhnische Rede erzürnte auch Werner und rasch griff er, ohne sich nur noch einen Augenblick zu bedenken, nach dem Seitengewehr, das damals jeder Mann an seiner Hüfte trug und in wenig Augenblicken hieben und stachen beide Brüder wüthend aufeinander los und der entsetzliche Kampf endete erst, nachdem Werner durch einen Stich in die Brust getroffen mit lautem Aufschrei zu Boden stürzte.

Es war als ob dieser Anblick die Denkungsart des kaum so leidenschaftlichen Klaus gänzlich veränderte. Denn außer sich vor Schreck stürzte er zu dem Hingesunkenen und bemühte sich das Blut zu stillen, das aus dessen Wunde quoll; doch vergebens. Die Dienstboten waren herbeigeeilt und drängten in ihn, sich zu flüchten, bevor das Gericht sich seiner bemächtige. Willenlos ließ sich Klaus bewegen, ein Pferd zu besteigen, aber dann ritt er, als wollte er dem eigenen schmerzlichen Bewußtsein entfliehen, im sausenden Galopp über die Donaubrücke und über die Haide. Ihm begegneten Dienstmannen des Ritters von Ellerbach, der eben im Begriffe stand, mit Herzog Leopold von Oesterreich in den Krieg gegen die Schweizer zu ziehen. Schnell trat Klaus in dessen Dienste und bald brach man von Burgau auf.

Wohl war es ein schönes Ritterheer vom Kopf bis zum Fuß geharnischter Mannen, das Herzog Leopold gegen die Schweizer führte, welche nicht viel andere Waffen besaßen als unerschrockenen Muth und das Bewußtsein für Haus und Hof, Weib und Kinder zu fechten. — Bei Sempach kam es zur Schlacht. Viele hundert Grafen, Freiherrn und Ritter fanden den Tod, auch ihr Anführer Herzog Leopold.

Klaus, der zur Rettung seines Herrn herbeigeeilt war, lag schwerverwundet auf dem Schlachtfelde und glaubte mit dem Tode sein Vergehen gegen den Bruder gut zu machen. Aber als am Tage nach der Schlacht die Schweizer die Todten plünderten, nahm sich einer derselben des Verwundeten an, schützte ihn gegen die Drohungen seiner Landsleute, nahm ihn mit sich nach Haus und verpflegte ihn sorgfältig. Klaus genas wieder und blieb Jahr und Tag im Bauernhause der Schweiz ein düsterer, verschloßner Mann, den man niemals lächeln sah, denn sein Gewissen ließ ihm keine Ruhe. Endlich nahm er Abschied von der biedern Schweizerfamilie, die ihn nur ungern ziehen ließ und wanderte schweigend der Heimath zu.

Als er aber beim Donauthor hereinschritt, fand er das ältere Wohnhaus nicht, an dessen Stelle standen zwei Häuser, welche sich in ihrem Aeußern nur wenig von einander unterschieden. Und als er in die Wohnstube des einen Hauses trat, um zu fragen, wie da sich alles verändert habe, trat ihm gesund und lebensfrisch sein Bruder Werner, den er getödtet zu haben glaubte, mit ausgebreiteten Armen entgegen, drückte ihn liebevoll ans Herz und rief: „Sei tausendmal willkommen, liebster Bruder, ich lebe und nimmermehr soll zwischen uns beiden Streit und Unfrieden herrschen.“ Und als sich beide von der ersten Ueberraschung erholt hatten, fuhr er fort: „Siehe ich habe die Ursache unseres Zwistes, das Haus niederreißen lassen, und ließ zwei gleiche Wohnungen errichten, wähle, und willst du diese, so ziehe ich in die andere, willst du jene, so bleibe ich hier!“ Und bald begrüßte auch Werners Weib den Bruder des Gemahls und ihre Kinder umsprangen fröhlich den Vetter.

Klaus nahm das leerstehende Haus in Besitz und die beiden Brüder theilten das Wappen, das ehemals die väterliche Schenke bezeichnete. Werner nahm den Reichsadler und Klaus die Krone.

Ohne Zank und Hader lebten die beiden Brüder ferner zusammen, und als Klaus nach Jahr und Tag ein niedliches Schweizermädchen, die Tochter des wackern Landmannes, der ihn vom wüsten Schlachtfelde gerettet, zum Weibe nahm, da war die Freude und der Jubel in Lauingen groß, und wohl oft haben seitdem Geigen und Flöten im Gasthof zur Krone aufgespielt und die Fenster von den Tritten der Tanzenden erklirrt, aber niemals so, wie an dem Tage, wo Klaus Hochzeit mit der Vreneli hielt.

403.

Die verzauberte Kanne.

Die vor. Schrift S. 102.

Es war im Winter eines der letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts, als ein Holzhacker in dem sogenannten untern Holze beim Ausgraben des Wurzelstockes einer Eiche, mit der Haue auf einen harten Gegenstand hieb, welcher sich bei näherer Untersuchung als eine große zinnerne Kanne erwies. Sie war ungewöhnlich schwer, und der Finder hocherfreut, denn er meinte, sie müsse voll Gold und Silber sein.

Er machte sobald als nur thunlich Feierabend und verfügte sich mit seinem vermeintlichen Schatze nach Hause. Dort konnte er kaum erwarten bis man Licht herbeibrachte, denn schon war es Nacht geworden und man läutete eben den englischen Gruß. Er versuchte nun den Deckel der Kanne zu öffnen, doch ging dieß nicht so leicht von Statten, denn derselbe war sorgfältig mit Draht umwunden und über demselben befand sich noch ein wunderliches Siegel. Da holte der Holzhacker ein Stemmeisen herbei und bald sprang der Deckel ab. Wer beschreibt aber den Schrecken des guten Mannes, als aus der Kanne dickes Gewölke aufstieg, dieses sich endlich nebelartig zusammenballte und in Form eines menschlichen Wesens an das Täfeck setzte.

Der Holzhacker betete, was ihm nur einfiel; dieß schien jedoch auf das gespenstartige Wesen keinen Eindruck zu machen und vor Entsetzen fast außer sich, eilte der Mann zu einem hiesigen Geistlichen und erzählte diesem die räthselhafte Begebenheit. Der Geistliche nahm zwei geweihte Kerzen und zündete selbe auf dem Tische, wo das Wesen noch immer weilte, an, gürtete die Stola um und las aus dem Benedictionale dreimal die Beschwörung. Das drittemal löste sich die Gestalt wieder in Nebel auf und ging in die Kanne zurück, welche man sogleich wieder verschloß und versiegelte. Andern Tags mußte der Mann sie an demselben Ort, wo er sie gefunden hatte, wieder vergraben, und oft erzählte er noch, daß ihm nie ein Weg so viele Schweißtropfen ausgepreßt, als jener, welchen er mit der Kanne beladen, zum Holze einschlug.

Was es mit der Kanne für eine Bewandtniß hatte, ist nie bekannt worden. Der Holzhacker mußte jedoch so viel Spott und Hohn wegen dieser Geschichte ausstehen, daß er sich am Ende beharrlich weigerte, fernerhin Fragen über das Ereigniß zu beantworten.

404.

Jungfer Kümmerniß.

(Mittermaiers) Sagenbuch 1850 S. 126.

Aus alter Heidenzeit hatte ſich in Deutſchland die Verehrung einer Heiligen eingeſchlichen, deren Namen weder ein Kalender nennt, noch die ein Papſt je heilig ſprach. Ein ſehr gelehrtes Buch könnte über dieſe Mythe geſchrieben werden, hier nur die Sage. — Ein heidniſcher König hatte eine wunderſchöne Tochter, zu welcher viele ihrer Schönheit wegen hingeriſſen wurden. Dieß betrübte jedoch das gute Prinzeßchen in hohem Grade, und als heimliche Chriſtin bat ſie Chriſtus, ihre Schönheit zu verderben, und ſie hörte gleich eine Stimme ſchallen: „Wohlan, du ſollſt mir gleichen!“ —

Und von Stund an verwandelte ſich ihr weibliches Angeſicht in ein männliches, das mit ſtattlichem Barte geſchmückt war. — Ihr Vater war furchtbar zornig, als ſie ihm alles geſtand und ſprach: „du ſollſt noch mehr deinem gekreuzigten Gotte ähnlich werden,“ und nach ſeinem Befehle kleidete man ſein Kind mit einer groben Kutte, und ließ ihr von der vorigen Herrlichkeit nur die goldne Krone und die goldnen Schuhe, und nagelte ſie mit den Händen an ein Kreuz, wo ſie bald ſtarb.

Nach mehreren Tagen zog ein armer Geiger des Weges, deſſen Weib und Kinder zu Hauſe faſt verhungerten. Da dachte er, wenn die gute Prinzeſſin noch lebte, gäbe ſie mir gewiß, um meine Noth zu lindern, einen ihrer goldenen Schuhe und er fing unbewußt zu geigen an und ſiehe ein goldner Schuh löſte ſich vom Fuße der Prinzeſſin, den der Geiger in die Stadt trug und verkaufen wollte. Doch hier ergriff man ihn und führte ihn zu dem König, der ihn als Dieb des Schuhes zum Galgen verurtheilte; doch ſprach der König: wenn auf abermaliges Geigen die Prinzeſſin auch den andern Schuh fallen laſſe, ſei ihm nicht nur verziehen, ſondern er ſelber wolle Chriſt werden. Da fiel wieder beim Saitenklange ein Schuh und König und Volk wurden Chriſten und die härtige Prinzeſſin ehrbar begraben.

Unter dem Volke ging ſchon Jahrhunderte die Mähre, wer in große Noth komme und ſich mit einem Bilde der Prinzeſſin Kümmerniß verlobe, dem werde geholfen, wie jenem armen Geiger. In vielen Kirchen findet man daher auch der Prinzeſſin gekreuzigtes Bild, ſo in Lauingen zweimal,

wovon das eine die Jahrzahl 1675 trägt. Auch in den Dörfern der Gegend findet man viele, welche jedoch einen andern Ursprung haben. Am Wege von Dillingen nach Steinheim steht einsam das St. Leonhardskirchlein. Aber man schien vor hundert Jahren in ihr nicht St. Leonhard, sondern die Jungfrau Kümmerniß zu verehren, denn alle Wände waren mit obenerwähnten Bildern bedeckt. Zufällig erfuhr dieß ein eifriger Bischof (Umgeltner?) und ertheilte den Befehl, sämmtliche Bilder binnen kurzem zu verbrennen. Schnell war diese Nachricht in der Gegend verbreitet, und die Bauern eilten, die Bilder, welche sie oder ihre Ahnen aufgehängt, vor den Flammen zu retten, so daß die bischöfliche Kommission gar wenig zu zerstören fand.

Als später diese Kapelle in ein Pulvermagazin verwandelt wurde, sagten die Bauern kurzweg: da sieht man wie's kommt, zu St. Kümmernißzeiten hätte man der Kapelle nichts thun dürfen, aber St. Leonhard hat's nicht verhindern können. — Die Tradition ist fast verklungen, doch wurde sie einigen Soldaten bekannt, welche mit einem schlechten Weibsbilde, der sie längst müde waren, nächtlicher Weile von Steinheim nach Dillingen gingen. Sie verabredeten sich, aus ihr eine „Kümmerniß" zu machen, und nagelten sie wirklich durch die Kleider so geschickt an die Kapellenthüre, daß sie, ohne andern Schaden als der Angst, hängen bleiben mußte, bis Leute kamen, welche die neue Martyrin erlösten.

405.

Die Mühle zu Steinheim.

Die vor. Schrift S. 135.

Der dreißigjährige Krieg wüthete mit seinem namenlosen Schrecken schon viele Jahre in Deutschland und auch das Dorf Steinheim war von einer zerstörungssüchtigen Soldatenschaar vernichtet worden. Die Bewohner des Ortes behalfen sich so gut sie konnten, bauten leichte Bretterhütten und waren froh, mit dem Leben davongekommen zu sein. Auch die Mühle war abgebrannt, doch der betriebsame Müller hatte den Muth nicht verloren, und sah das Korn, bis seine Mühle wieder gebaut war, sechs

Stunden weit bis an das Karthäuſerthal, ließ dort mahlen und führte das Mehl dann den Kunden zu.

In reizender Abgeſchiedenheit iſt dieſes Karthäuſerthal eine der entzückendſten Partien, die es in hieſiger Gegend geben mag. Maleriſch erheben ſich aus dem waldbewachſenen Thale, im Umkreiſe von kaum einer Stunde, die zerſtörten Schlöſſer Hoch- und Niederhaus, ſowie das Kloſter Chriſtgarten. Zu der Zeit, wo der Müller ſeine Fahrten dorthin machte, lag Schloß Hochhaus noch ſtolz auf dem Berge, ſeine beiden Nachbarn waren aber ſchon Ruinen und dort wo einſt die Kloſterquelle ihre kryſtallhellen Fluthen in marmornes Baſſin ergoß, floß ſie nun über Trümmer und Steingeröll, umwuchert von Schlingpflanzen und üppigem Geſträuche. Schon mehrmal hatte der Müller, wenn er um die Mittagszeit nach Hauſe fuhr, bemerkt, daß in dieſem Quell ſich etwas Weißes bewege, ſchenkte ihm aber nie Aufmerkſamkeit. Einſtmal kam er etwas früher als gewöhnlich, und bemerkte ganz deutlich, wie aus dem Geſträuche eine weiße Schlange ſchlüpfte, die ein funkelndes Krönlein auf dem Haupte trug. Dieſe legte ſie auf die Brombeerſtauden am Quell und badete ſich dann luſtig darin. Da ſchlich der Müller herbei, bemächtigte ſich der Krone und jagte dann mit ſeinen Pferden davon. Aber die Schlange ringelte ſich dem Wagen nach und ließ einen gellenden Pfiff ertönen, worauf von allen Seiten Blindſchleichen, Nattern und Schlangen ſich auf den Wagen und die ängſtlich ſchnaubenden Roſſe warfen, welche die Säcke zerbiſſen und als alles Mehl ausgelaufen, ſich um den Müller ringelten, der ſich von ihnen nur durch Hinwegwerfen der Krone befreien konnte, worauf die Schlangen von ihm abließen. Wohlbehalten, aber ohne Krone und ohne Mehl kehrte er nach Hauſe zurück; doch das Glück ſchien fortan auf ſeinem Hauſe zu ruhen, und obwohl ſeit jener Geſchichte an 200 Jahre verfloſſen, ſind die Müller auf jener Mühle ſtets wohlhabende Leute geblieben.

Von jener Mühle erzählt man ſich noch folgende Geſchichte. Es iſt ein alter Glaube, daß wer in der Chriſtnacht ein Stühlchen aus neunerlei Holz fertige und in der Kirche daraufknie, alle bemerken könne, welche im folgenden Jahre ſterben werden, ebenſo alle Hexen, welche verkehrt daſtehen ſollen. Am Heimweg von der Kirche dürfe man jedoch nicht umſehen, da einem ſonſt Schlimmes begegne. Nun erprobte dieß ein Knecht in jener Mühle, blickte aber beim Hinweggehen um und kam erſt in der Frühe mit zerfetzten Kleidern und todtbleichem Geſichte zu Hauſe

an. Gegen jene, die ihn fragten, was ihm begegnet wäre, ſagte er nur: was er gethan, thäte er um alles Gut der Welt nicht mehr, was er geſehen, ſei ſchauderhaft, doch er erzähle es nicht.

406.

Blindheims Name.

Von Schöppner.

„Hopa! lieber Wirth, vom beſten
Schenkt uns tapfer ein,
Denn fürwahr! zu edlen Gäſten
Schickt ſich edler Wein;
Nimmer kehren ſolche Brüder
Zu euch alle Tage wieder,
Darum lieber Wirth, vom beſten
Schenkt uns tapfer ein!

„Ja! vom beſten, liebe Lene,
Schenk uns hurtig ein,
Ubi vinum, ibi bene,
Vivat Vater Rhein!
Wahrlich, ſolche Gottesgabe
Iſt für Leib und Seele Labe,
Drum vom beſten, liebe Lene
Schenk' uns hurtig ein!"

Und es kreiſen volle Becher
Munter hin und her,
Und es zieh'n die flotten Zecher
Manche Fläſche leer;
Doch am Ende zum Bezahlen,
Unerquicklichen, fatalen
Mahnt die lieben Herrn Studenten
Jetzt die Stunde ſchwer.

„Ei! mein guter Wirth, verdrießlich
Scheint ihr faſt zu ſein,
Wär' ein Spielchen nicht erſprießlich,
Grillen zu zerſtreu'n?
So ein Spielchen laßt uns machen:
Blinde Kuh! da giebt's zu lachen,
Blinde Kuh! das kann erſprießlich
Gegen Grillen ſein!"

Und dem lieben Wirthe bindet
Man die Augen zu,
„Blinde Kuh! wer ſucht, der findet,
Holla! blinde Kuh!"
Und die flotten Herrn Studenten
Einer um den andern wenden
Auf den Zehen, den behenden
Sich der Thüre zu.

Stille wird's. An leeren Wänden
Schleicht der Blinde ſacht,
Weil die lieben Herrn Studenten
Sich davon gemacht;
Lachend ſind ſie abgezogen,
Blinder Wirth, du biſt betrogen! —
Und dem Dörflein ward der Name
Blindheim aufgebracht.

407.

Der Hoimann und das wilde Gejäg um Werlingen.

(Mittermaiers) Sagenbuch 1850 S. 159.

Es trieben ſich früher um Wertingen zwei Kobolde herum, welche dem nächtlichen Wanderer den Weg oft ſehr ſauer machten. Der erſte iſt der berüchtigte Hoimann, ſo genannt, weil er immer mit dem Rufe: „Hoi, hoi“ ſich kund gab. Beſonders hatte er es darauf abgeſehen, die Leute irrezuführen. Bald erſchien er als wunderſamer Zwerg, mit einem dunkelrothen Mantel und einem großen Hute mit zurückgeſchlagener Krempe. Der Wanderer ſah ihn plötzlich vor ſich hergehen, ohne zu wiſſen, woher er gekommen. Mit grinſendem Lächeln winkte er immer und unwillkürlich mußte ihm dieſer folgen, bis er ihn endlich irre geleitet hatte. Er erhob hierauf ein durchdringendes Gelächter und verſchwand, und in weiter Entfernung tönte dann wieder ſein: hoi, hoi!

Bald kam er als große, magere Geſtalt, einen großen Mantel nachläßig über die Schulter hinabhängend und ſchaute dem Wanderer ſchnurgerade und unverrückt in's Geſicht, ſo daß dieſer ſich nicht rühren konnte und wie hingebannt daſtand. Nach einigen Minuten verſchwand er wieder. Wenn Pferde ihn ſchreien hörten, ſchnaubten ſie ängſtlich und waren keinen Tritt weiter zu bringen und Hunde ſuchten winſelnd Schutz unter ihres Herrn Füßen.

Die zweite Erſcheinung iſt das „wilde Gejäg.“ Der Wanderer hört plötzlich von ferne eine herrliche Muſik und ein lieblicher Geruch duftet ihm entgegen. Er wird dadurch ſo begeiſtert, daß es ihn unwillkürlich nach jener Gegend zieht. Wie täuſcht er ſich aber, wenn er näher kommt! Die vorher ſo bezaubernde Muſik iſt jetzt abſcheuliches Geſchrei und Pfeifen, und der liebliche Geruch unerträglicher Geſtank. Da rauſcht es plötzlich über ſeinem Haupte dahin, wie das Brauſen des Sturmwindes und eine Menge Raben fliegen in der Luft. Nicht ſelten nahm es auch ſchon Leute mit und trug es mehrere Meilen weit fort.

408.

Die gerettete Unschuld.

Die vor. Schrift S. 147.

Der Ruf vandalischer Grausamkeit ging den Schweden schon voraus und das Geschrei „die Schweden kommen" war hinreichend ganze Ortschaften zu entvölkern. Alles, was gesunde Füße hatte, suchte sein Heil in der Flucht. Nur schwache Greise, kleine Kinder und kranke Personen waren die Zurückgebliebenen, gegen welche die Schweden um so grausamer verfuhren, da sie die einzigen Opfer ihrer Rache waren.

Es lebte damals in Wertingen eine Jungfrau, die, schön wie der Frühling, ihre Eltern über alles liebte. Mit Schrecken und böser Ahnung hatte sie oft von den Grausamkeiten der Schweden in andern Ländern gehört, wie Jungfrauen von ihren Eltern gerissen und schmachvoller Entehrung preisgegeben wurden, und diese Gedanken hatten in stiller Nacht oft schon ihre Augen mit Thränen der Furcht erfüllt.

Ihre Befürchtungen waren leider nicht ohne Grund, denn auch in Wertingen tönte eines Tages der Ruf: „die Schweden kommen." Wie ein elektrischer Schlag wirkte dieser Ruf auf Alle. Man raffte in aller Eile das Nothwendigste zusammen und der Wald wurde als vorläufiges Asyl gesucht. Das Schreien der Kinder, das Händeringen der Mütter mag wohl manchem Vater das Herz durchschnitten haben.

Auch unsere Jungfrau war mit dem Zusammenraffen des Nothwendigsten beschäftigt, nahm still unter Thränen von ihrem elterlichen Hause Abschied und schloß sich mit ihren Habseligkeiten einem Zuge an, indem sie glaubte, ihre Eltern befänden sich bei den vorauseilenden Haufen. Im Walde begegnete man sich gegenseitig und wer malt den Schrecken des Mädchens, als sie nirgends ihre Eltern finden konnte. Endlich erfuhr sie, daß sie jenseits des Thales dem Walde zugeeilt seien. Der erste Schmerz war der schrecklichste, sie konnte nicht weinen.

Man hatte sich bei der Ankunft der Schweden tiefer in den Wald zurückgezogen und mehrere Wochen vergingen ohne Gefahr. Oft ging die Jungfrau in stiller Nacht aus ihrem Verstecke hervor dem Hügel zu, und schaute so wehmüthig über das Thal hinüber nach dem Walde, der ihr Theuerstes, ihre Eltern barg. Weder der kalte Nachtzug, noch die Unsicherheit der Gegend hielt sie von diesem nächtlichen Besuche ab. Wenn

ſie ſich dann ausgeweint und dem Monde, der ſo eben über das Thal dem Walde zuzog, viele Grüße an ihre Eltern mitgegeben hatte, eilte ſie mit naſſem Blicke wieder dem Walde zu. Doch auch dieſer Troſt wurde ihr entzogen, da die Gegend immer unſicherer wurde. Das war für die kindliche Liebe der Jungfrau zu viel. Sie entſchloß ſich lieber zu ſterben, als länger über das Schickſal ihrer Eltern ungewiß zu ſein und von ihnen getrennt zu leben. Es war mondhelle Nacht, als das kühne Mädchen aus dem Walde hervoreilte und mit ſcheuem Blick in der Gegend umherſpähte, ob ſie nichts entdecken könnte, und als ihr Auge nichts ſah, ging ſie, ſich Gott empfehlend, flüchtigen Schrittes wieder weiter. Es war ihr ſo bange um's Herz und gerne hätte ſie weinen mögen, hätte es die Angſt ihr zugelaſſen. Doch fühlte ſie ſich wieder geſtärkt, als ſie ſich vor ein Feldkreuz, das am Wege ſtand, niedergeworfen und recht innig gebetet hatte.

Sie konnte jetzt das ganze Thal überſehen.

Viele Wachtfeuer waren um Wertingen herum angezündet und um dieſelben Truppen gelagert, deren wilder Geſang weit in der Gegend herum gehört wurde. Eine niegefühlte Angſt bemächtigte ſich ihrer, als ſie die Anhöhe herunter ſtieg, denn jedes Geſträuch ſah ſie für Feinde an und an dem Rauſchen ihres eigenen Kleides glaubte ſie den Tritt eines Schweden zu hören. Glücklich war ſie in das Thal gelangt und feuriger ſchlug ihre Bruſt bei dem Gedanken, daß ſie jetzt ihre Eltern bald wieder ſehen werde. Aber plötzlich gebot hinter ihr eine rauhe Stimme „halt.“ Unwillkürlich ſah ſie um und erblickte einen hochſtämmigen Schweden hinter ihr, deſſen blanke Rüſtung beim Scheine des Mondes hell glänzte. Entkräftet ſank ſie auf den Boden, als ſie ſich verrathen ſah, und ſchon glaubte ſie das Schwert in ihrem Herzen zu fühlen, ſchon das warme Blut auf den Boden fließen zu hören. Aber wie erſtaunte das unſchuldige Mädchen, als er ſie freundlich umfaßte und ſo ſchön mit ihr that, als wäre er ihr eigener Bruder. Bald hätte ſie ihn als ihren Retter begrüßt, bald ihn erſucht, ſie bis an jenen Wald hin zu führen und zu ſchützen, da erwachte in ihr plötzlich der Gedanke an ihre gefährdete Tugend und dieſer Gedanke gab der ſchwachen Jungfrau wieder Kraft und Muth. Sie entwand ſich ſchnell ſeinen umſchlingenden Armen und flog eilends davon. Der getäuſchte Schwede ſchäumte vor Wuth und ſtürzte ihr mit gezogenem Schwerte nach. Willſt du das Opfer meiner Luſt nicht werden, ſo biſt du als Opfer meiner Rache mir gewiß, dachte der wilde Krieger in ſeinem Herzen. Die Angſt lieh indeß dem Mädchen Flügel und ſchon

war sie ihm um Vieles voraus, als sie plötzlich am Ufer der Zusam stand und nirgends eine rettende Brücke sah; denn in der Eile hatte sie den Weg verfehlt. Da warf sich das fromme Mädchen auf die Knie nieder und vertrauensvoll ihre Augen zum Himmel erhebend und ihre Hände faltend, flehte sie zur Himmelskönigin, wenn nicht um Rettung ihres Lebens, doch um Rettung ihrer Tugend — und die himmlische Jungfrau erhörte sie. — Ein überirdischer Glanz verbreitete sich um sie und von sanfter Hand fühlte sie sich hinübergetragen an's jenseitige Ufer der Zusam. Geblendet vom himmlischen Glanze vermochte sie erst nach einiger Zeit die Augen wieder aufzuschlagen und erst jetzt sah sie, was mit ihr vorgegangen war. Im Gefühle der Andacht und des wärmsten Dankes fiel sie wieder auf die Erde und dankte inbrünstig für ihre Rettung. Bald war sie nun im Walde, wo sie ihre hartgeprüften Eltern, die sie schon als todt beweinten, wieder fand. Der schwedische Soldat wurde von seinen Kameraden des andern Tages am Ufer der Zusam todt liegend gefunden.

An der St. Michaelskirche auf dem Friedhofe zu Wertingen ist die Begebenheit in einem Bilde versinnlicht, wie ein Engel die Jungfrau über die Zusam hinüber führt und wie der Schwede vernichtet am jenseitigen Ufer steht.

409.

Das Kreuzbild zu Biberbach.

(Mittermaier) Sagenbuch 1850 S. 145.

Der unglückliche Schwedenkrieg ließ auch Wertingen nicht verschont. Die Kirche, ja selbst der Ort des Heiligsten, der Tabernackel wurde erbrochen und die Hostien auf dem Boden herumgestreut. Ein würtembergischer Fuhrmann, der Wein nach Augsburg führte, fand auf der Straße im Kothe ein Kreuz liegen, wie es von den wilden Horden zertreten und mit Unflath ganz überzogen war. Der Fuhrmann, dem es in der Seele wehe that, daß das Bildniß seines Erlösers von unheiligen Händen so geschändet wurde, hob es auf, legte es auf seinen Wagen und fuhr wieder weiter. Als er in Biberbach den Berg hinauf fuhr, blieb plötzlich der Wagen stehen und konnte trotz der größten Anstrengung der

Pferde nicht weiter gebracht werden. Man eilte ihm zu Hülfe, spannte mehrere Pferde an den Wagen, allein auch dieses half nichts. Endlich zog man das Kreuz hinter den Fässern hervor und siehe! der Wagen konnte wieder ungehindert dahinziehen. Dieses Kreuz prangt noch heute in der Wallfahrtskirche in Biberbach auf dem Altare und gläubig wandeln viele Tausende nach dem Gnadenorte, wo der Heiland auf so sichtbare Weise ausgesprochen hat: „Hier will ich wohnen!“

410.

Die heilige Afra zu Augsburg.

Von Schöppner. — M. Velseri opp. p. 441. Adlzreiter ann. I. p. 116. Falkenstein Bayr. Gesch. I., 64 u. A.

1.

Nicht die Heiligen zu suchen,
Die gerechten Gotteskinder,
Stieg der Sohn vom Himmel nieder,
Sondern die verlornen Sünder;

Denn ob einem, der verirret
Wieder zu dem Hirt gekommen,
Größer ist des Himmels Freude,
Als ob neunundneunzig Frommen.

Da noch Roma's Imperator
Herrschte über deutsche Gauen,
Blühte in Augusta's Mauern
Afra, schön und hold zu schauen.

Doch im Heidenthum erwachsen,
Ungeweiht an Herz und Sinne
Fröhnte sie, der Venus Sclavin,
Unerlaubter Fleischesminne.

Also ging die arme Heidin
Auf des Lasters breitem Pfade,
Doch der Hirt sucht seine Schafe
Mit dem lauten Ruf der Gnade.

Eines Tages klopft ein Fremdling
Hehren Anblicks an die Pforte
Und begehret von der Heidin
Gastfreundschaft mit sanftem Worte.

„Sei willkommen, theurer Fremdling
In dem Hause süßer Minne;
Wolle Venus mich erhören,
Daß ich deine Huld gewinne!“

„Nimmermehr,“ versetzt Narcissus,
„Komm' ich, Liebeslust zu suchen,
Deine Werke muß ich hassen,
Deiner Venus muß ich fluchen.

Eines Andern keusche Minne
Läutre deines Herzens Tücke,
Christi Minne, der am Kreuze
Blutend starb den Tod der Liebe.

Der dem wahnbethörten Sünder
Licht und Gnade hat gegeben,
Der von Todten auferstanden
Ist die Wahrheit und das Leben.

Der als Richter einst die Bösen
Von sich stößt zu ew'gem Leide
Und die Seelen der Gerechten
Lohnet mit des Himmels Freude."

Also mahnet ernsten Wortes
Sanct Narcissus die Bethörte,
Daß sie von dem Heidenwahne
Sich zum wahren Gott bekehrte. —

Wie der frische Hauch des Morgens
Leben thaut auf welke Blüten,
Also sank in Afra's Seele
Glaubenslicht und Gottesfrieden.

Von der Gnade Kraft gestählet
Brach sie alter Sünden Bande,
Sühnte durch des Wandels Sitte
Ihres Götzendienstes Schande.

2.

Da hört der Prätor Gajus
Von Afra's neuem Sinn
Und sendet zornerglühend
Die Häscher zu ihr hin.

Und schmäht die Gottgeweihte
Ob ihrer That und droht,
Wo sie nicht Christus fluche,
Ihr mit dem Feuertod.

Deß lacht die Heldengleiche
Mit frohem Muth und spricht:
„Du kannst den Leib besiegen,
Doch meine Seele nicht!

Du quälst die morsche Hülle
In kurzer Flammenpein:
So wird der Leib von Schlacken
Der alten Sünde rein!" —

Ob solcher Rede funkelt
Des Römers Blick vor Wut,
Er winkt — die Schergen zünden
Des Scheiterhaufens Glut.

Dort stand die Heldenjungfrau
Im Blick der Glorie Glanz,
Um ihre Stirne blühte
Der ew'ge Siegeskranz.

411.

Die Hexe des Attila.

Von Schöppner. — C. Stengel commment. rerum August. I. c. 23. J. W. Wolf deutsche Märchen und Sagen S. 322.

Durch des deutschen Landes Gauen
Brauset Etzels wildes Heer,
Schäumend gleich der Brandung Wogen,
Zahllos wie der Sand am Meer.

Gegen Augsburg wälzt die Horde
Mordbegierig sich heran,
Gleich dem Lindbrande sengend
Was sie trifft auf ihrer Bahn.

An des Lechs Gestade lagert
Sich des Hunnenkönigs Schaar,
Und von Stund' zu Stunde bräuet
Immer näher die Gefahr.

Schon durchstöhnet Augsburgs Gassen
Ein entsetzlich Klaggeschrei,
Gleich als ob des Weltgerichtes
Großer Tag gekommen sei.

Auf den Knieen fleht die Menge
Um Errettung von dem Tod,
Doch zu rathen zeigt sich Keiner
Noch zu retten aus der Noth.

Sieh! da naht ein häßlich altes
Grauenvolles Mütterlein,
Weniger ein lebend Wesen,
Als Skelett von Haut und Bein.

„Was verzagt ihr, feige Seelen!
Euch zu helfen bin ich da,
Bringt mir einen alten Klepper
Und ich schlag' den Attila!"

Schleunig war der Gaul gefunden
Und sie schwingt sich nackend drauf,
Nach dem Heer des Hunnenkönigs
Richtet sie des Kleppers Lauf.

Nackten Leibes, bleich und hager
Hängt das grauenvolle Weib
Auf der Mähre und es fliegen
Schlangenhaare um den Leib.

Aus den hohlen Augen grinset
Das Entsetzen selbst hervor
Und die Krallenhände recken
Mordbegierig sich empor.

Also nimmt das Volk der Hunnen
Jetzt der nackten Hexe wahr,
Hui! wie fährt es durch die Glieder,
Sträubt zu Berge sich das Haar!

Alles rennet, rettet, flüchtet
Durcheinander Mann und Roß,
Wie vom Wirbelwind ergriffen
Fleucht des Hunnenkönigs Troß.

Was kein Heldenschwert vermochte
Wider Etzel in der Schlacht,
Hat zu Augsburg eine Hexe
Heldenmütig einst vollbracht.

Darum sei der wackern Hexe
Angedenken hoch und werth
Und von Männern wie von Frauen
Augsburgs heute noch geehrt.

412.

Else Rehlinger.

P. v. Stetten Briefe eines Frauenzimmers aus dem 15. Jahrh., nach alten Urschriften. Augsburg 1777. — Vgl. v. Kaiser Auszüge aus Beiträgen zur Beschr. der Denkwürdigkeiten des Oberdonaukr. 1829 S. 44 über das Verhältniß dieser Sage zu Geschichte und Roman.

Else von Egen oder Argon, des Rehlingers Wittwe, ward um ihrer Schönheit Willen von manchem Freier bedrängt. Endlich bot sie dem Ritter Marquard von Schellenberg ihre Hand. Als nun der Brautzug nach Seifriedsberg, dem Schlosse Marquards, daherzog, lauerte Kunz von Villenbach, ein verschmähter Liebhaber, mit zweihundert Reisigen im Walde

bei Usterbach, des Willens, dem Schellenberger die Braut mit Gewalt zu rauben. Der Brautzug mit vielen Wägen, nur von etlichen vierzig Reitern geleitet, hatte sich zu Gessertshausen, wo gerastet und in der Kirche gebetet wurde, verspätet, und war bei anbrechender Nacht weiter aufgebrochen. Das Brautpaar befand sich von Fackeln umgeben in der Mitte des Zuges. So gelangten sie in den Wald von Usterbach, an die Stelle, wo der Villenbacher im Hinterhalt lauerte. Da fliegt ein Pfeil aus dem Dickicht und in demselben Augenblicke sinkt der Schellenberger neben der Braut todt vom Pferde. Darauf stürzte der Villenbacher hervor, bemächtigte sich der schönen Wittwe, und brachte sie gebunden nach seiner Burg.

Diesen Mord und Straßenraub rächte Elsens Bruder, Peter von Argon, welcher damals Bürgermeister von Augsburg war. Er vermochte den Rath zu dem Beschlusse, die Burg, von welcher so viel Unheil ausging, zu brechen. Die Reichsstadt bot demnach ihre Söldlinge zum Zuge und zur Belagerung von Villenbach auf; an ihre Spitze trat ein von Else gleichfalls Verschmähter, Hans von Königseck, der sich indeß großmüthig auf seine Burg zurückgezogen hatte. Dieser lagerte sich vor Villenbach und forderte den Kunz auf, die Geraubte herauszugeben und wegen des Todtschlags und Straßenraubs Schadenersatz zu leisten. Der Antrag wurde zurückgewiesen, darauf die Burg bestürmt. Kunz wehrte sich tapfer, erst beim dritten Sturme gelang es den Belagerern, die Burg zu erobern.

Während der Belagerung war Else, da sie Kunzens Anträge standhaft zurückwies, in ein Burgverließ gebracht worden; man hatte ihr noch acht Tage Bedenkzeit gestattet. In dem Augenblicke der Erstürmung schleppte sie Kunz sammt seinen Schätzen durch einen geheimen Gang aus der Burg und führte sie geknebelt von dannen.

Als Hans von Königseck die Burg leer fand, vertheilte er seine Reisige in Rotten zu zehen Pferden und ließ den Flüchtling nach jeder Richtung verfolgen. Es währte aber nicht lange, da erreichte Hans selbst in dem Walde gen Boxberg die Fährte des Flüchtigen und stieß ihn in dem Augenblicke nieder, als dieser zum Morde der schönen Else sein Schwert gezogen hatte.

Darnach wurde die Burg Villenbach in Brand gesteckt und zerstört, Else aber zu ihren Verwandten und ihrem Kinde aus erster Ehe nach Augsburg gebracht. Dort reichte sie ihrem Befreier die Hand.

Noch erhält sich die Volkssage von der Belagerung und Zerstörung der Burg Willenbach in der Umgegend und noch sind die Leute nach Schätzen lüstern, welche Kunz bei seiner schnellen Flucht nicht mit fortschaffen konnte.

413.

Ulrich Schwarz, Bürgermeister von Augsburg.

Volkslied. — Die Historien von Ulrich Schwarz haben sich lange im Munde des Volkes erhalten. S. H. F. Maßmann in bayer. Annal. 1833 Nr. 146 u. 148, woselbst die vollst. Literatur. v. Hormayr Taschenb. für die vaterl. Gesch. 1834 S. 144.

Augsburg ist ain werde Statt
in ainem Jar geschehen,
daß Vier Burgermaister guott
sein khomen umb Ihr Leben,
Die Vittel theten die Wahrheit, darumb
Man diesen zweyen Ihr haubt abgeschlagen,
Dem Kurzen an sein Leben ging,
Schwarz und Taglang an den Galgen hieng.

Der Schwarz Namb sich an des handels zuvil,
da er an der Steur Saß Im Saußße,
Eß war Im gar ain ebens spill,
Da er daß gelt bei den huetten ausmaßße,
Mangmaister wolt khain thaill darvon han,
er hub sich auf und schlich darvon,
man schickhet Ims nach gar tratte.

Mangmaister Legts hinter ain Rhat,
Der Schwartz gen seinen Herren sprach,
Ja sprach, Mangmaister will unß verrathen,
der ist Judas, der gott verriett,
Der Mangmaister sprach,
Du leugst wie ain Dieb,
Du sagst nit war,
Sie füellen ainander in daß Haar.

Die Schwartzin zu Irem herren sprach,
Ir sollenn Morgen daheim bleiben,
mir hat getraumbt ein schwerer traumb,
man werd euch morgen fachen,
So schweig, So schweig, mein Fräuellein,
Bist du Kaiserin, so will ich Kaiser sein,
sie dörffen mir nichts than,
den Gewalt will ich Iber sie han.

Des Morgens wie er in den Rhat gieng,
man thet ain nach den andern fachen,
man warff den Schwartzen in die Eyßen ein,
Er het geschenckht Most für Wein.
er het gestollen also Vill
mit seinen guetten gesellen,
Die Im handt helffen stellen.

Der Schwartz gen seinen herren sprach
Mangmeister will unß Rechen,
bringt mir Mangmeister umb sein leben,
Vier hundert Gulden will ich euch geben,
doch solt Ihr nit ablohn,
und Ihn erstochen han.

414.

Jakobe Lauberin.

Von A. Schöppner. — Mündlich.

Wie flammt der Kirchen goldner Strahl
In Augsburg in dem hohen Saal!
Herr Gustav Adolf lud zum Tanz
Der edlen Frauen schönen Kranz.

Und Alles harrt und Alles spannt,
Wen heut' erkürt des Königs Hand;
Wer wird die Hochbeglückte sein,
Die sich des Ruhmes soll erfreun?

Sieh dort im Erker zart und fein
Ein allerliebstes Jungfräulein;
Wie strahlt ihr Auge sonnenklar,
Wie wallt ihr goldnes Lockenhaar!

Den Königs Blick erspähet bald
Der schönen Jungfrau Wohlgestalt;
Er grüßet sie gar lieb und fein
Und lädt zum Tanze gnädig ein.

Und wonnetrunken hebt er hin
Mit seiner holden Tänzerin.
Wie schlug sein Herz so liebewarm,
Da er sie hielt in seinem Arm.

Gar süßer Worte fand er viel
Verlockend zu der Minne Spiel;
Denn immer höher stieg die Glut
Und immer heißer ward sein Blut.

Dennoch Herr König! nicht so leicht
Wird eurer Wünsche Ziel erreicht;
Noch blüht in Augsburg wundersam
Das seltne Blümlein: Deutsche Scham.

Herr Gustav glüht von heißer Lust,
Zu drücken sie an seine Brust,
Doch heldenmütig wehret sein
Das tugendsame Mägdelein.

Und wie der König sie bedrängt,
Der Jungfrau zarter Finger fängt
In Gustavs Spitzenkragen sich,
Der so zerriß gar jämmerlich.

Darob erstaunt der König sehr
Und hegt fürder kein Begehr,
Zu kühlen seiner Minne Glut
An solcher Tugend Heldenmut.

Des Tags darauf ward übersandt
Der Kragen von des Königs Hand,
Dazu gar kostbares Gestein
Der keuschen Sitte Lohn zu sein.

Und fragt ihr nach der Schönen Nam',
Die also keusch und tugendsam:
Hieß Jakobine Lauberin,
Des Schwedenkönigs Siegerin.

Wie viel der Spitzenkrägelein
Von unsern heut'gen Jungfräuselein
Zerrissen werden grausamlich? —
Die Antwort findet von selber sich.

415.

Der Glockengießer zu Augsburg.

G. Friedrich im Vat. Mag. II., Nr. 15, S. 113.

Schon im Jahre 989 stand auf dem Perlachplatze zu Augsburg ein Wartthurm, der 1036 eine Sturmglocke erhielt, da seine Lage sehr geeignet für die Feuerwache und zur Beobachtung heranrückender Feinde war. Statt dieser Glocke kam 1348 eine viel größere hinauf, zu welcher nur zwei Rathsabgeordnete den Schlüssel hatten. Sie wurde nur bei Hinrichtungen und am jährlichen Rathswahltage geläutet.

Es geht eine Sage, warum sie bei Hinrichtungen geläutet wurde. Während die Metallmassen für diese Glocke im Schmelzen waren, entfernte sich der Glockengießer und hinterließ seinem Lehrlinge den ausdrücklichen Befehl, Nichts anzurühren und Alles liegen zu lassen, wie es war. Der Meister aber ließ den Lehrling zu lange warten. Dieser hielt die Glockenspeise für reif zum Gusse, zog den Zapfen und ließ das flüssige Metall in die Form auslaufen. Das Werk gelang, aber der Meister war unterdessen dazu gekommen und hatte im ersten Zorn über die Mißachtung seiner Befehle den Lehrling erschlagen. Als er nun für seine Missethat zum Tode geführt werden sollte, erbat er sich als letzte Gunst, die von ihm gegossene Glocke möge ihn auf seinem letzten Gange mit ihrem Schalle begleiten. Die Bitte wurde gewährt und seit der Zeit die Glocke bei Hinrichtungen geläutet.

416.

Der Glockengießer zu Augsburg.

Von Isabella Braun.

Kochend ist die Glockenspeise,
Weiße Blasen springen auf.
In des Künstlers stolzer Weise
Fällt des Meisters Blick darauf.
Kurze Frist ist noch gegeben
Und es wird der heiße Fluß
Reif zum ruhmgekrönten Leben,
Reif zum kühnen Glockenguß.

„Lehrling," — spricht der Meister, — „wache!
Wache ob des Feuers Glut!
Steter Blick sei deine Sache,
Sicher und getreuer Hut.
Rühre nicht den Zapfen, Knabe!
Schüre nur das Feuer an.
Eines wenn vollbracht ich habe,
Sei dann rasch das Werk gethan." —

Und der Lehrling ist alleine
Unverwandten Blicks er schaut
Auf des Gusses zarte Reine,
Den der Meister ihm vertraut
All sein Sinnen ist verloren
In dem wogenden Metall,
Und er hört in seinen Ohren
Tönen schon der Glocke Schall.

Und ihm ist's, als ob die Glocke
Eins mit seinem Leben sei,
Und als ob die Fluth ihn locke,
Endlich sie zu machen frei.
Und er sieht die Masse wogen, —
Es erfaßt ihn Angst und Graus —
Und der Zapfen ist gezogen —
Strömend dringt der Guß heraus!

Und er sprühet, frei gelassen
In die Glockenform hinein; —
Sieh! da stürzet in Erblassen
Bang der Meister nun herein;
Sieht den kühnen Knaben stehen
Mit dem Zapfen in der Hand,
Da begreift er, was geschehen
Und ihn faßt des Zornes Brand.

Es erbeben seine Glieder,
Wilden Blickes, sinnberaubt
Schwingt er seinen Hammer nieder
Auf des Knaben schwaches Haupt;
Und des Lehrlings Todesbeben
Ist der Glocke erster Gruß,
Ist ihr erster Blick im Leben —
Denn gelungen ist der Guß. —

In des Thurmes hohem Bogen
Man die prächt'ge Glocke schaut,
Doch kein Strang hat sie gezogen
Noch zu ihrem ersten Laut.
Denn mit ihrer ersten Stunde
Hat vermählet sich der Tod:
Lehrling schläft im Erdengrunde,
Meister bangt in Todesnoth. —

Meister muß die Schuld bezahlen,
Die der blut'ge Mord begehrt;
Doch in seines Todes Qualen
Ist ein Wunsch ihm noch gewährt:
Und bei seinem letzten Gange
Den er zum Schaffote wallt —
Nun mit ihrem ersten Klange
Mächtig seine Glocke schallt.

417.

Zum „Da hinab" in Augsburg.

Mündlich.

Als Luther bei seinem Aufenthalt in Augsburg 1518 für seine persönliche Sicherheit fürchtete, beschloß er auf den Rath seiner Freunde, vorab Langenmantels, Augsburg in aller Eile und Stille zu verlassen, brach also vor Tagesanbruch auf und gelangte bis zu dem St. Gallusgäßchen, wo er des Weges unkundig den Ausgang suchte. Da soll ihm der Böse in Langenmantels Gestalt mit dem Winke: „Da hinab" nach

dem Einlaß- oder Stephingerthörlein, das bereits geöffnet war, bedeutet haben. Daselbst soll auch ein Esel nebst einem Boten zur Flucht bereit gestanden sein.

418.

Die Spielkarten.

Von J. G. Seidl.

Vom Dome zu Augsburg dröhnt so bang
Der Armensünderglocke Klang!
Zum Richtplatz wogt die Menge fort,
Schon wartet der rothe Freimann dort.

Er wartet dort auf ein junges Blut,
Um das schier selber es leid ihm thut;
Ein junger Mörder fällt ihm anheim,
Der früh schon verkümmert des Lebens Keim.

Noch sitzt er im Thurme, da klingts hinein, —
Er fühlt, nun muß es verblutet sein:
Das Herz zerbricht ihm, er bittet um Rast,
Sinnt, weint und betet, und wird gefaßt.

Nur noch ein Spiel Karten verlangt er dann,
Sie geben's befremdet dem armen Mann.
Er aber entfaltet's vor ihnen still,
Und spricht: „Ihr begreift wohl nicht, was ich will!

Seht! diese Blätter, wie ich sie hier
Gleich wie zum Scherz aufschlage vor mir
So spiegeln sie treu mein Leben mir ab
Von meiner Wiege bis an mein Grab.

Hier Sieben! — Ich zählte sieben Jahr,
Als ich den Aeltern schon bleichte das Haar;
Ich war ein wüster, trotziger Bub',
Der Jedem gern eine Grube grub.

Hier Acht! — Acht Jahre zählte ich nur,
Da ward ich ertappt auf Diebesspur,
Hier Neun! — Neun Jahre zählte ich kaum,
Und nur mit Räubern raubt ich im Traum.

Hier Zehn! — O zehntes Lebensjahr,
Du ſtrahlſt allein mir hell und klar
In meines Daſeins Nacht hinein: —
O könnt' ich im zehnten Jahre noch ſein!

Da ſprengte befliſſener Lehrer Hand
Des kalten Buſens eiſiges Band,
Auftaute mein Herz, ich wuchs vom Neu'n,
Ich lernte beten, ich lernte bereu'n!

Hier Bube! — Ja — ja — die Buben, — nur ſie
Zerſtörten mir wieder die Harmonie;
Die Buben, die Freunde ſich fälſchlich genannt,
Sie haben das Herz mir wieder gewandt.

Sie riſſen zum Spiele mich täuſchend hin,
In dieſen Blättern verlor ſich mein Sinn!
Da können die Damen — die Damen ſeht,
Wie trefflich Alles zuſammen geht!

Die Damen mit ihrem Doppelgeſicht
Halb Höll', halb Himmel, ein Ganzes nur nicht,
Sie gruben künſtlich vom Körper aus
Den Geiſt mit ſeinen Wurzeln heraus.

Die Eiferſucht durchfuhr mir das Hirn,
So ſcharf wie mein Meſſer das Herz der Dirn,
Der Dame, die's wahrlich nicht verdient,
Daß nun mein Blut das ihrige ſühnt!

Und nun — herr König! Nun tret' ich bald
Vor ihn, den König in ſeine Gewalt,
Den ewigen, ſchrecklichen König der Welt,
Der die Tropfen der Reue hat gezählt.

Seht ihr das Aß, — o lächelt nicht!
Es iſt die Karte, die alle ſticht;
Das Aß ſei meiner Reue Bild,
Sie möge gelten, wenn nichts mehr gilt!

Nun werf' ich die Karten wieder zu Hauf;
Nun, Schergen, brecht zum Richtplatz auf!
Ein Blatt gilt ewig, es iſt die Reu'!
Auf, Schergen, auf! Gott ſteh' mir bei!"

419.

Kloster Oberschönenfeld.

Mitgeth. von K. A. Böhaimb.

Romantisch im freundlichen Schmutterthale, drei Stunden von Augsburg, liegt das Kloster Oberschönenfeld, dessen Entstehung die Sage berichtet.

Graf Mangold von Wörth, Herr der Grafschaft Burgau, der auf einer stattlichen Burg zu Anhausen wohnte, verirrte sich auf der Jagd und traf in tiefer Wildniß einen Einsiedler, der in hölzerner Klause Gott diente. Graf Mangold forschte nach der Lebensgeschichte des Waldbruders und dieser erzählte, wie seine Frau Mutter durch des Vaters Jähzorn auf seinem Schlosse zu Anhausen schmählich ermordet worden, wie dann bald darauf sein Herr Vater gestorben und er demselben noch vor seinem Absterben zur Sühne dieser Schuld und zur Abbüßung eigener Jugendsünden eine Wallfahrt in das heilige Land gelobt habe, wie er diese angetreten und einem jüngern Bruder Hab und Gut hinterlassen, endlich seine Wallfahrt glücklich überstanden und in diese Wildniß zurückgekehrt sei, um Gott zu versöhnen. Wie erstaunte Mangold bei dieser Erzählung: der gute Waldbruder war kein Anderer, als sein todt geglaubter Ahnherr. Freudig und schmerzlich zugleich war dieß Erkennen, denn der fromme Mann hatte keine Lust, seine Klause je wieder zu verlassen. Oft noch hat ihn Mangold besucht und fromme Lehren von ihm empfangen, bis er einstmals seine Leiche traf. Da ließ Mangold auf seinem Grabhügel eine Kapelle bauen zum Oberhof, nun Weiherhof genannt; in dieser Kapelle haben zwei adeliche Kammerfräulein aus dem Geschlechte des Grafen Mangold mit noch drei Augsburgerinnen gelebt, und ein Klösterlein gegründet, deren Vorsteherin sie Meisterin nannten. Diese Frauen führten einen erbaulichen Lebenswandel, so daß Siboto, Bischof von Augsburg, sich ihrer annahm und durch seine Hilfe um 1168 das Kloster Oberschönenfeld entstand, welches sich nachmals durch verschiedene Schankungen vergrößerte und bis auf diesen Tag blüht.

420.

Unſers Herrn Ruh bei Friedberg.

Eine Viertelſtunde entfernt von Friedberg in Oberbayern liegt die Wallfahrtsſtätte „Unſers Herrn Ruhe“ mit dem ſtädtiſchen Friedhofe. Ein Friedberger Bürger hatte ſie in den Zeiten der Kreuzzüge zum Dank für ſeine Rettung aus türkiſcher Gefangenſchaft erbaut. In den Jahren 1496 und 1606 wurde die Kapelle erweitert.

Um das Jahr 1609 verbreiteten ſich Sagen von einer wunderbaren Erſcheinung. Viele Perſonen hörten nämlich während der ganzen heiligen Meſſe eine ſo liebliche Muſik, als wenn ſie mit vielen hundert Glöckchen und Inſtrumenten gemacht worden wäre. Einige der Anweſenden gingen vor die Kirche hinaus, um zu ſehen, ob nicht außen Muſik gemacht würde; allein da ſahen ſie weder Jemanden noch hörten ſie die Muſik.

Dieſelbe Muſik ſoll im Jahre 1720 vernommen worden ſein. Ein Jahr früher hatte der Münchener Raths- und Handelsherr, Anton Lechner, als er nächtlicher Weile zu Pferd auf der Straße nach Friedberg reiste, ein ſehr helles Licht aus den Kirchenfenſtern ſchimmern ſehen, auch eine herrliche Muſik vernommen. Als er in größter Verwunderung auf die Kirche zureiten wollte, wurde er von einem ſchnell entſtandenen heftigen Sturmwinde zurückgehalten.

421.

Marienbild zu Hof-Hegnenberg.

Zimmermann geiſtl. Kal. I., 257.

In dasiger ſchönen und großen Schloßkapelle raſtet ein gar altes, hölzernes Liebfrauenbildlein, darmit ſich Anno 1632 Folgendes begeben. Ein ſchwediſcher Reitertrupp kam nach Hegnenberg und kochte allda bei aufgemachtem Feuer genaubtes Geflügel. Da nahm einer von ihnen das Marienbildlein aus der Kapell und warf es in's Feuer. Weil aber ſolches, auch nachdem es drei Stund darin gelegen, gar nicht ſchwarz geworden, hat es einer mit läſterlichen Schmähworten herausgeriſſen und

auf den Boden geworfen, worauf ſich aber ein paniſcher Schrecken der Schweden bemächtiget, alſo daß ſie in Eile davon gezogen. Das Bildlein aber iſt an ſein voriges Ort gekommen.

422.

Mariaſtern in Tara.

Tara Ldg. Dachau. — Chur-Bayern I., 239. Zimmermann geiſtl. Kal. I., 189. Lexikon v. Bayern III., 461. Abraham a St. Clara Gack, Gack, Gack. München 1699.

In Tara war weiland ein Auguſtinerkloſter, Mariaſtern zugenannt. Das hat einen ſonderbaren Urſprung im Jahr 1618 genommen. Es begab ſich nämlich, daß eine Henne ein Ei auf einen Ziegelſtein legte. Selbes Ei war mit einem ſtrahlenden Stern gezeichnet, in deſſen Mitte ein gekröntes Frauenhaupt zu ſehen war. Der damalige Herr dieſes Ortes, Johann Baptiſt Hund, hielt dieſes für einen Fingerzeig von Oben, ließ daſelbſt ein Kirchlein zu Ehren der Muttergottes und zwar in Geſtalt eines Sterns bauen.

423.

Bruder Marholdus zu Inderſtorff.

Zimmermann geiſtl. Kal. I., 154.

In Inderſtorff im Kloſter lebte ums Jahr 1158 ein frommer Ordensbruder, Marholdus mit Namen. Dieſer hatte ein großes Mitleid mit den Armen, bevorab den Siechen zu Straßbach, (eine halbe Stunde von Inderſtorff), denen er Brod und Wein zutrug. Probſt Henricus, deſſen benachrichtet, ging einſtens heimlich in das zwiſchen Inderſtorff und Straßbach gelegene Wäldchen und begegnete dort dem Bruder Marholdus, der eben einen Krug Wein und Brod mit ſich trug. Als ihn der Probſt nun befragte, was er denn trage, antwortete der Bruder aus Einfalt und Schrecken: ich trage Laugen im Krug und Späns, mit dieſem die Lauge für die Siechen zu wärmen. Der Probſt nahm den Augen-

schein davon, und da er es also befunden, verwunderte er sich und sprach: Mein Sohn, so du hinaus gehst, bringe den Armen allezeit etwas.

Dieser Marholdus war sonst Kellerer im Kloster, und guter Werke überall sehr beflissen. Nun begab es sich, daß er einmal auf dem Wege von Straßbach zurück an das Ort kommen, wo jetzt die Martersäul steht; da berief ihn Gott zu sich, und er gab knieend mit aufgehobenen und gefalteten Händen den Geist auf. Da fingen die Glocken im Kloster von selbst an zu läuten, worauf man den Leichnam des Seligen in feierlichem Zuge abgeholt und in der Klosterkirche beigesetzt.

424.

Arnold der Massenhauser.

Aventin l. VII. c. 19. Hund metrop. II., 187. Hund Stammenb. I., 214. Oberb. Archiv IV, 405. Charitas 1848 S. 315.

Als man zählte nach Christi Geburt 1323 Jahr, war Herr Arnold Massenhauser zu Massenhausen, Pfleger zu Krandsberg, der Naslose genannt, weil ihm die Nase fehlte, dazu allerhand Mißgestalt des Leibes anhing. Der hatte eine fromme Frau, auf diese warf er Verdacht bösen Umganges mit einem seiner Knechte, ließ demnach schnell das Todesurtheil sprechen und beide am 5. Dezember 1323 zu Krandsberg auf dem Scheiterhaufen verbrennen. Das junge Weib betheuerte vergebens ihre Unschuld und bat wenigstens um des Knäbleins willen, das sie ihrem Herrn geboren, um Erbarmen. Als nun aber Alles vergebens war und schon die Flammen des Scheiterhaufens ihren Leib ergriffen, faßte sie ihre letzten Kräfte zusammen, und rief den verzweifelten Fluch: „Nie mehr soll einem Massenhauser ein Sohn geboren werden!“

Am andern Morgen hörte Arnold die Messe, da sah er, als der Priester wandelte, anstatt des Gottes-Leichnames eine schwörende Hand, zum Zeichen ihrer Unschuld, und von derselben Stunde hat er nie mehr beim Opfer der Messe den Leib des Herrn gesehen. Es ging aber der Fluch seines unschuldigen Weibes an ihm in Erfüllung. Denn obgleich er Kapellen bauen ließ und Kirchen und Klöster mit reichlichen Gaben bedachte, so wurden ihm doch von einer zweiten Frau nur Töchter geboren — seines Vetters Hiltprand Söhne und sein Bruder Heinrich starben

ohne Nachkommen — seine Brüder: Arnold der jüngere und Friedrich hatten nur Töchter; — und der eigene Sohn Wilhelm lebte schon viele Jahre in kinderloser Ehe mit Petrissa von Preysing, als Arnold im Jänner 1365 durch den Einsturz eines brennenden Hauses sein Leben verlor.

425.

Der Kirchenbrunnen zu Einspach.

Cos 1818, N. 64 S. 260.

Einen auffallenden Anblick gewährt in der Pfarrkirche zu Einspach nächst dem Hundtischen Schlosse Lauterbach im Landgerichte Dachau, ein Brunnen, welcher mitten in der Kirche, nur wenige Schritte vom Hochaltar außer dem Gitter befindlich, mit einem Eimer an einer langen Kette versehen ist, so daß er den Bewohnern des Dorfes Einspach zum gewöhnlichen Gebrauche zu dienen scheint. Diese seltsame Erscheinung wird durch eine uralte Sage erklärt, welche auf einem in der Kirche zu Einspach hängenden Gemälde — renovirt 1669 — bildlich dargestellt und durch darunter stehende Reime erläutert wird.

Als man Eintausend und vier zählt hat
Der Finger Gottes gross Wunder thut.
Es hielt sich auf in dem Schloß Lauterbach
Ein Mann der Vieh gefüttert zu Nacht und Tag.
Dieser wollte dem Gebot christlich auch nachleben,
Das die Kirch Gottes Oesterzeit thut geben;
Er also mit andern Hütern gangen
Das höchste Gut Willens zu empfangen,
Indessen gab ihm sein Einfalt ein,
Er soll diesen gottlieben Gast tragen heim,
Ihn als seinen Erlöser Gott und Herrn
In der Bewohnung lieben, loben und verehrn.
Mit dieser Beut er schnell nach Haus geeilt,
Auch hat er auf der Stüßl sich was verweilt,
Will die Hostie nehmen aus seinem Mund
Damit er's in ein reines Tüchlein wundt;
Da entwich ihm das heilige Sakrament
Und blieb an einem Spalten hangen;

—

Ist dieß Engelsbrod völlig zur Erd geflogen.
Nun hört Wunder, was hiebei geschehn
Was viel hundert Menschen mit Augen gesehn,
Kaum ist die Hostt zur Erde kommen.
Ist gleich klar Wasser hervorgesprungen,
Dem Armen voller Forcht und verzagt
Kommt die Reu der That, die sein Einfalt gewagt.
Aus Sorg bewegt lauft er von hinnen
Dem Pfarr dieß Wunder zu verkünden.
Derselbe mit sammt seinem Kaplan
Und vielen so ihm waren zugethan
Besucht mit grosser Andacht dieses Ort,
Zu erforschen, was gewirkt das göttliche Wort.
Da sahens mit höchster Verwunderung,
Daß Gott im neuen Brünnlein herumschwamm.
Als er ihn mit der Hand wollt erlangen,
Ist Jesus vor aller Augen entgangen,
Worauf solche Wunder geschehn waren,
Dergleichen nicht bekannt von vielen Jahren.
Daher dieser Brunn allen so angenehm,
Gleichwie der Fischteich zu Jerusalem.
Kommt dran Krank, Lam, und was presthaft ist,
Schöpft Heil aus dem Brunnen des Herrn Jesu Christ.
Amen.

426.

Sage von Ermordung eines Dachauer Grafen.

Oefele II., 713. Westenrieder Beitr. IV., 267. Lexicon v. Bayern I., 453.

Ein Graf Otto von Dachau soll in Sachsenheim, man weiß nicht aus welcher Ursache, ermordet worden sein. Da hat sein getreuer Hund die von den Mördern ihm abgehauene Hand fort nach Dachau getragen und zu den Füßen der Mutter des Grafen, Beatrix, niedergelegt. Diese erkannte an dem Ring, dessen die Hand nicht beraubt worden war, das Unglück ihres Sohnes und ließ an dem Orte, wo die Mordthat geschehen, das Jahr darauf (1128) eine Kapelle erbauen. Nachmals wurde

die Kapelle, weil ſie von der Straße entfernt und ungeſehen lag, auf den Platz, wo ſie jetzt ſteht, bei der Rotſchwaig, überſetzt, und die Ermordung auf dem Boden der Emporkirche bildlich vorgeſtellt.

427.

Thalkirchens Urſprung.

Thalkirchen bei München. — Erzählt von Hund im bayr. Stammenbuch. Adlzreiter P. II., l. 5., p. 100.

In der Vechde ſo Hertzog Stephan wider die Reichsſtädt geführt, ſonderlich wider Augſpurg, haben Herr Chriſtian und Herr Wilhalm die Fraunberger zum Hag, als deß Hertzogen Gehülffen auff ein Zeit vil Augſpurger erſchlagen, derhalb ſie weichen müſſen, und wie ſie an dem ort da jetzt Dalkürchen iſt an das Waſſer die Iſar oberhalb München kommen, (1388) und man ihnen nachgeeilt, haben ſie der Mutter Gottes verſprochen, der Orten ein Cloſter zu bawen, ſo ihnen vbergeholffen, wie beſchehen, darauf Herr Chriſtian dieſelb Capellu vom grundt auffbawet, und als er darnach Anno 1396 mit Pfalzgraf Ruprecht auch anderem Bayriſchen Adel, König Sigmundt von Vngeren wider die Türken zuzogen, ſoll er endtliches vorhabens geweſt ſein, auff ſein Widerkunft das Cloſter vollends zu bawen, derhalb auch etlich Gelt verordnet, aber er iſt daſelb ſammt vielen anderen vmbkommen (in der Schlacht bei Nicopolis, 26. September 1346).

428.

Das Kreuzbild von Forſtenried.

Meichelbeck II., 4.

Im Jahre 1229 begaben ſich zwei Ordensbrüder von Seeon, Berthold und Iſaak, von dem Schloſſe zu Andechs, wo ſie eine Zeit lang den Gottesdienſt beſorgt hatten, des verheerenden Krieges wegen mit einem ſchönen Kruzifixbilde auf die Flucht, das ſie den Händen der wilden Kriegs-

leute entreißen wollten. Als sie nun mit ihrem Heiligthum bis zu dem Dorfe Forstenried gekommen, war es ihnen nicht möglich, nur einen Schritt weiter zu thun, obwohl sie von der Reise gar nicht ermüdet waren. Sie betrachteten dieses als einen Fingerzeig von oben und wagten es nicht, mit Zurücklassung des Kreuzbildes des Weges zu ziehen. Also verblieben sie ihr Lebtag an selbem Ort in Verehrung des Gekreuzigten, dessen wunderbares Bild noch heute in der Pfarrkirche zu Forstenried aufbewahrt ist.

429.

Maria Eich.

Von F. A. [illegible] — Maria Eich, nächst Planegg bei München. — Dr. J. H. Wolf Allgem. bayer. Chronik V. 50.

Der Kurfürst eilt zu jagen
Hinaus in den grünen Wald.
Im Schatten grauer Eichen
Ertönt sein Jagdhorn bald.

Die edlen Hunde spüren
Manch schmuckes Wildpret auf,
Die Herren reiten und hetzen
Und schießen mit Lust darauf.

Vor allen aber strahlet
Ein Edelhirsch herfür,
Ein stolzer Zwanzigender
Die Krone vom Revier.

„Halt ein! laßt alle andern!
Dem Zwanzigender nach!
Sollt der uns heut entwischen,
Das bricht uns ew'ge Schmach."

Halloh! wie geht's von dannen
Hin über Stock und Stein!
Die wackern Rosse fliegen,
[illegible]

Sie hetzen gute Weile,
Schon sind die Hunde laß,
Der Hirsch mit jungen Kräften
Rennt windesschnell fürbaß.

Vor einer hohen Eiche
Da hält er plötzlich an
Und sieht mit ruhiger Miene
Die wilde Meute nah'n.

„Was ist in die tapfern Rüden
Auf einmal gefahren hinein?"
Sie stehen — o Wunder! — gebannet
Und keiner wagt sich drein.

Umkreisend der Eiche Schatten
Allsammen schweigend [illegible],
Und legen zuletzt sich nieder;
„Was da wohl werden will?"

Der Kurfürst schaut betroffen
Und fragend die Jäger an:
„Wie ist uns Allen geschehen!
Wer hat es uns angethan?"

Da [illegible] mit
Entblößten Hauptes hervor:
„Beugt eure Kniee, ihr Herren,
Auf heiliger Stätte hier!
Dieß ist Mariä [illegible]
[illegible]
Dort schauet Mutter und Kindlein
Geschnitzt von frommer Hand."

[illegible]
Sei frei und ohne Fährd',
Nachdem die Gottesmutter
Dir selber Schutz gewährt.
[illegible]
[illegible]
Einst möge [illegible]
Auch uns so gnädig sein!"

Da ward der Wald zum Tempel,
Die Eiche zum Altar;
Es sinket in die Kniee
Die ganze Jägerschaar.

Ein Kirchlein ward erbauet
Recht um den Stamm heran,
Er selber sollt' das Bildniß
Geradeso tragen fortan.

Die Pferde ohne Regung
Die Hunde ohne Laut;
Nur leise Lippenbewegung,
Die Seele tief erbaut.

Er ragt als Thurm darüber
Und trägt der Glockengetön,
Und drauf statt [illegible] Krone
Des Kreuzes Immergrün.

So knie'n sie eine Weile,
Drauf hebt sich der Fürst empor,
Er schaut verehrend das Bildniß,
Gerührt den Hirsch davor.

Nun ist der Wald ein Tempel,
Die Eiche ein Altar;
Statt Waidgethieres lagert
Dort manche Wallerschaar.

Und wo ein Hirsch gefunden
Einst Schutz vor Jägers Erz,
Da findet Hilf und Zuflucht
Manch müdgehetztes Herz.

430.

Ainpet, Gberpet und Firpet zu Leutstetten.

Leutstetten [illegible] dem Würmsee [illegible] Brunnen am Würmflusse bei Leutstetten 1817 S. 65 Panzer Beitrag S. 31.

Die drei betenden Schwestern sind aus den Ueberlieferungen des gemeinen Mannes noch bekannt, und heißen Ainpett, Gberpett und Firpett. Sie wanderten aus dem Westen, als der Völker [illegible] keine

Stätte gewährten. Gerade gegenüber vom Petersbrunnen bauten sie sich mit Hilfe einiger Gläubigen eine kleine Wohnung: Einbetl; Zelle und Eingang war für jede gesondert; denn jede wirkte für sich. Ihre Beschäftigung war Beschaulichkeit im Kämmerlein, Kunde und Befestigung der Lehre Christi unter dem Volk. Sie predigten muthig das Wort Gottes, und genügten sich an Wurzeln und Kräutern, und dem wenigen Brod, das die Milde zugebracht.

Auch durch That wirkten sie: Heilung der Kranken und ihre Pflege wird ihnen noch jetzt dankbar zugeschrieben. Die Mißhandlung der Einen durch umherschwärmende Kriegsleute verscheuchte sie, und bei der Kunde von den Dingen im Morgenlande verließen sie diese Stätte. Nichts, keine Spur mehr blieb, als das fromme Gedenken des dortigen Volkes. Auch die Kapelle, die statt ihrer Zelle zur stillen Achtung späterhin gesetzt wurde, ist seit einem Jahrzehnt nicht mehr, und nur noch ihre Abbildung in der Kirche zu Leutstetten.

431.

Der Bauernbursch auf 'n Karlsberg.

Von Franz v. Kobell.

Es is amal a' Bauernbursch
Auf 'n Karlsberg ganga Nußn [illegible]
Da begegnt ihm a' schöni Frau,
Natürli' is er dra' nit d'erschracka,
Und hat s' fei' 'grüßt und sagt dazua
„Mögts nit meini Nuß um a' Bußei tauschn?"
Es hätt' 'n halt g'freut, mit den schön'n Wei'
A' bißl scherzn und taandln und plauschn.
Zu seiner Verwund'rung sagt die oa'
„„Wann d' ma' willst vo Herzen drei Bussei'n geben,
„„So sollst dafür kriegn Geld und Gut,
„„Daß's woltern langt für dei' ganz's Lebn.""
„Ho ho!" sagt der Bua', „da bin i' dabei,
„Kunnt' ja koan' bessern Handel nit macha"
Und giebt ihr des erschti Bußt glei',
Und d'rauf thuat sie gar [illegible]

432.

Die alte Glocke zu Gilching.

Föringer im Oberb. Archiv I., 149.

In der Kirche des Pfarrdorfes Gilching, im königl. Landgericht Starnberg, befindet sich eine Glocke, welche zu den ältesten in ganz Bayern gehört. Von dieser geht die Sage, wie von mancher ihrer uralten Schwestern, daß sie aus dem Schooße der Erde ausgewühlt worden sei, und zwar aus dem Gründelberge bei Gilching, wo vor Zeiten ein Schloß gestanden haben soll. Heutzutage hat diese Glocke nur noch die Feierstunde anzukünden, Kinderleichen zu Grabe zu geleiten, an die Schlebung Christi zu erinnern, und das Frohnleichnamsfest mitzufeiern.

433.

Der Schloßberg bei Wolfratshausen.

Der Erzähler, ein Greis von achtundachtzig Jahren, wußte sich des Ortes, wo der Schloßberg steht, nicht mehr zu entsinnen. In der Nähe

von Wolfrathshausen, sagte er, ist ein Schloßberg, wo einst ein von drei Fräulein bewohntes Schloß stand, welches aber versunken ist. Da liegt ein Schatz verborgen, von welchem einst ein mächtiger Mann so viel nahm, als er tragen konnte. Das ging so zu: Zuerst beichtete er und nahm ein geweihtes Amulet unseres Herrgottes und der heiligen Mutter auf die Brust, damit ihm der Böse nicht schaden konnte. So nahte er sich dem Platze, wo vor der Höhle ein schwarzer Hund mit glühenden Augen saß, welcher ihm aber den Eingang nicht verwehrte. Er gelangte in ein Zimmer und erblickte drei Jungfrauen in drei Betten liegend. Eine von diesen Jungfrauen, oben weiß, unten schwarz, war wach; die beiden andern schliefen. Als der Mann das feine Bettzeug bewunderte, sagte ihm die halb schwarz, halb weiße Jungfrau, er solle es nur mit dem Finger befühlen; aber das Feuer war so mächtig, daß ihm gleich die Fingerspitze verbrannte. Er ließ sich aber dadurch nicht abschrecken, sondern ging auf die beiden mit Geld gefüllten Kisten hin. Auf einer Kiste lag eine Schlange, den Schlüssel im Maul, welchen sie sich willig nehmen ließ. Er öffnete die Kiste und die halb schwarz, halb weiße Jungfrau sagte ihm, er solle nur nicht mehr nehmen, als er tragen könne, was er auch befolgte. Heraus kam er ohne Plage; aber desto mehr hatte er im Hause einiges zu bestehen. Der Teufel erschien ihm in allerlei Gestalten und schlug auf ihn, bis er hatte Durst und es würde ihm Trank gebracht; aber er nahm nichts, denn es war nur ein Blendwerk, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Mit den drei Jungfrauen hatte es aber folgende Bewandtniß: Sie waren sehr reich und wollten ihr Gut theilen; zwei von ihnen waren blind und wurden von der bösen, halb schwarz, halb weißen Jungfrau betrogen. Sie maß nämlich das Geld mit dem Viertelmaaß. Bei ihrem Theile machte sie das Maaß immer ganz voll; wenn aber die Reihe an die blinden Schwestern kam, kehrte sie das Viertelmaaß um, bedeckte blos den Boden bis zum Rande mit Geld, und ließ die Schwestern mit den Händen darüber streichen, um zu erproben, daß das Maaß voll sei. Wegen dieses Betruges ist sie verdammt. Der Teufel peitscht sie mit Ruthen, bis die Fetzen von ihr hängen; dann wirft er sie Nachts um die zwölfte Stunde in ihr Bett, wo sie augenblicklich wieder ganz wird. Diese Strafe dauert fort, bis Alles fortgetragen ist.

Wie Benediktbeuern seinen Ursprung nahm.

Nach Andr. Presb. Chronik von Bayrn in Freyberg's Samml. II., 386. Bayer. Chronik [illegible] Ungedr. [illegible] p. 170. — Dieselbe Sage von Weihenbach bei Ranger, Beitrag S. 49, und von Beyrberg im Parnass. boic. VII., 5.

Zu den Zeiten Sankt Bonifazii sind gewesen drei fromme Männer [illegible] Landsitz, Waldram und Eliland, Schwesterkinder [illegible] Pipins und Karlmanns Vater, war. Die gingen eines Tages nach ihrer Gewohnheit auf der Jagd und unter den dicken Bäumen [illegible] und gedachten an die ewige Lustbarkeit des Paradieses und [illegible] bei dem Wasser Kolomanbach [illegible] und bauten ihnen da eine Wohnung und [illegible] Kirche. Nun aber [illegible] der Stelle [illegible] Wohlgefallen [illegible] offenbaret. Denn wann [illegible] Arbeiter [illegible] beim Hauen der Bäume [illegible] Schartern von [illegible] Statt, da nun ist der würdige Altar zu Beuern, [illegible] Gottes [illegible] göttlich Geschicht. Also von [illegible] stifteten sie [illegible] Kloster und [illegible] Klöster, Schlehdorf und Schlehdorf [illegible]

S' Ettaler Mannl.

S' Ettaler Mannl is schwaar und stark,
Hat in die Knocha a' hoarers Mark,
Kümmert si' nit um Wetter und Wind,
Is a wahrhaft's Felsenkind.

S' Ettaler Mannl schaugt weit in's Land,
Hat zun schaugn an' prächtinga Stand,
Was 's denn da draußen d'erschaug'n will,
Allewei' ernsthaft und allewei' still.

Ja wohl's Gut sag'n, es schaugt und stunkt,
Was der Bear für a' Leben führt.
Ob er no' brav, wie sunst, und guat,
Ob er 's no' hat sei' tapfer's Blugt,

Ob er no' treu sein' Herrn und Land,
Drum schaugt 's Mannl so [illegible],
Und wur 's anders, no' pfüt' di' Gott,
Nacha wohl kemmet a' großi Noth.

S' Ettaler Mannl, es steiget ra',
Werfet sein' graabn Mantel a',
Nacha wohl fechtet, es is a' Rief',
Wie gar nie vana gwesn is.

Und mit die stoanern Füß' und Arm'
Schlaget 's und hauset, daß Gott d'erbarm,
Hauset gar dos in ganzn Land,
Bin 's wieder sauber mit Schimpf und Schand.

S' Ettaler Mannl, no' steht's in Fried,
'S geht scho no' richti', es feit si' nit,
Laßts no' nit aus, seyd's brav und guat,
Daß si' dees Mannl nie rühr'n thuat.

436.

Die Entstehung des Passionsspiels zu Oberammergau.

Vat. Mag. v. Dr. Fr. Mayer II., 155.

Kurz nach dem dreißigjährigen Kriege wurde Bayern von der Pest verheert. Da versammelten sich die fleißigen und frommgesinnten Männer von Ammergau und beschlossen, daß Niemand über die Berge, welche das Thal vom übrigen Lande trennen, hereingelassen werden sollte, noch Jemand aus dem Thale selbst hinabginge über die Berge, um wiederzukehren, bei großer Strafe, damit nicht das Pestgift nach Oberammergau käme. Das Gebot wurde bis zum Kirchweihfeste treulich gehalten. Aber nun ging es einem von Ammergau, der seit Monaten als Taglöhner in Eschenlohe jenseits des Ettaler Berges arbeitete, schwer zu Herzen; er sehnte sich, die

Feiertage bei seiner Familie zuzubringen und versuchte es, ungeachtet des strengen Verbots, sich bei der Nacht auf verborgenen Wegen über das Gebirg zu schleichen. Unglücklicherweise gelang ihm dieß, aber er trug die Krankheit zurück in seine Hütte und starb schon am dritten Tag; das Pestübel aber fing im Thale zu wüthen an. Die Ammergauer wendeten sich in solcher Trübsal zum himmlischen Arzt, empfahlen ihm ihre Seelen und Leiber in gläubiger Zuversicht und thaten das Gelübde, alle zehn Jahre mit großer Feierlichkeit und Andacht die Leidensgeschichte des Erlösers bildlich darzustellen, wofern das Pestübel von ihnen genommen würde. Ihr Gebet wurde erhört, und dem Sterben wie durch ein Wunder Einhalt gethan, so daß bald fröhliches Leben auf den Stätte des Todes zurückkehrte. In ihrer Freude vergaßen jedoch die Ammergauer das Gelübde nicht und stellten schon im nächsten Jahr auf einem großen Theater die Passionsgeschichte nach der Weise der alten Mysterienspiele unter großem Zudrang von Fremden aller benachbarten Länder dar. Das fromme Schauspiel wurde seitdem fleißig widerholt und zog mit den vielen Zuschauern auch viel Geld in das Thal, denn die Fremden kauften dabei von den künstlich verfertigten Waaren, um den Ihrigen ein Andenken mit nach Hause zu bringen.

437.

Kloster Ettals Entstehung.

Freyberg [illegible] II., 296. Adlzreiter P. II., p. 41 u. f.

Als Kaiser Ludwig der Bayer zur Krönung in Rom war und eines Tages betrübt über die Verzögerung derselben und sonstiges Ungemach in seinem Zimmer sich befand, trat durch die verschlossene Thür zu ihm ein Mann in Gestalt eines Benediktinermönches und verkündete ihm zuletzt einen glücklichen Ausgang seines Anliegens. Dabei gab er ihm ein wohlgeschnitztes Muttergottesbild von weißem Stein und befahl ihm, wenn er heimkehren würde, bei dem Ort Ammergau oder Ammergau ein Kloster unter Sanct Benedikts Regel zu bauen, das Bild aber daselbst zu hinterlassen. Als der Kaiser im Jahre 1330 heimzog, ließ er sich von seinem Oberjägermeister nach Ammergau führen und wählte eine Stelle zur Gründung

eines Gotteshauses, das nun von Holz erbaut wurde, und schmückte es mit dem wunderbaren Bilde. Bald erstand statt der hölzernen Kirche eine schöne steinerne mit einem Kloster. Der Name dieses Klosters „Ettal" stammt wahrscheinlich von seiner Lage im „öden Thal" ab.*) Es wurde dasselbe erst nach des Kaisers Tod vollständig ausgeführt.

438.

Ettals Stiftung.

Von F. G. v. Pocci.

Aus Roma kehrt der Kaiser
Zurück in's Bayerland,
Geschmückt mit gold'ner Krone,
Den Scepter in der Hand.

Er ziehet durch die Wälder,
Er zieht durch die Au'n,
Und grüßet deutschen Boden
Mit frommem Gottvertrau'n.

„Du gabst, o Herr, die Krone
„Und kaiserliche Macht,
„Verleih mir auch den Segen
„Zu meines Reiches Wacht."

Und da er also betet
In gläubig frommem Sinn,
Da fällt sein Rößlein dreimal
Vor einer Tanne hin.

Er schauet im Gesichte
Ein Kloster dort ersteh'n,
In dem der Mönche Schaaren
Für seine Wohlfahrt fleh'n.

Ein Engel hält in Händen
Das Bild der Jungfrau hold,
Die unsern Herrn geboren,
Weil Gott es so gewollt.

„So will ich denn erbauen
„Wie mir's erschienen ist,
„Ein Kloster, weit und prächtig,
„Hier, wo der Bergstrom fließt."

„Es sollen zu den Mönchen
„Zu Frommen und Erbau'n
„Zwölf Ritter sich gesellen
„Mit ihren lieben Frau'n."

„Sie sollen täglich beten,
„Wenn Glockenklang erschallt,
„Sie dürfen fröhlich jagen
„Im grünen Tannenwald."

Und, wie er es gelobet,
So hat er's auch vollbracht,
Gezimmert und gemauert
Ward emsig Tag und Nacht.

*) Nach Andern „[illegible]".

Und als der Bau vollendet,
Schmückt bald den Hochaltar
Der Mutter Gottes Bildniß,
Wie es erschienen war.

[illegible]
Nach mancher Müh und Noth
Die Ritter und die Frauen,
Die Mönche — sie sind todt.

Die Kunde aber lebet
Von Ludwigs Frömmigkeit,
Erzählt, was er gestiftet
In längst vergang'ner Zeit.

439.

Unser Liebefrau von Ettal und Kaiser Ludwig der Bayer.

Mitgeth. v. Hormayr im Taschenb. 1848, S. 7.

Nach Christi Ankunfft in dise Welt,
Als man Tausent drey hundert zehlt,
Siben und zwantzig noch darzu,
Den Anfang ich hie machen thu;
Umb dises jetzt vermelte Jahr
Ein hoher Fürst in Bayern war,
Mit Namen Ludwig, diser Held,
Römischer Kayser war erwählt.
Darauff er sich bald nach Rom begab
Mit großer Macht vnd reicher Haab,
Daß er die Kayserliche Kron,
Vnd Göttlich Benedicton,
Allda empfangen wie bräuchig ist,
Der böse Feind braucht seine List.
Ein Anderer strebt nach der Kron,
Der hätts wohl besser bleiben lohn,
Die sach verweilet sich so lang,
Daß sie dem Kayser machte bang,
Der war unmässig hoch beschwert,
Weil sich der Vnkost häuffig mehrt,
Vnd niemandts war der sagen kundt,
Wie es noch vmb den Handel stund?
Der Kummer hauffet sich so fast,
Daß der gut Kayser anderer Last,
Kleinmütig vnd zerschlagen war,
Sucht Hilff bey Gott, in diser Gfahr,
Geht hin vnd sperrt sich selber ein,
In einer Kirchen blib allein.
Weil er damit jhm selbst tractiert,
Eins vnd das ander z' hertzen führt,
Auch sein Gebett zu Gott außgieß,
Daß jhm [illegible]
Da kam zu jhm in Münchs Gestalt
Ein Mann, der aller graw vnd alt,
Der sprach zum Kayser: Folgst du mir,
Einen guten Rath den gib ich dir,
Vnd mach dich aller Sorgen frey,
Sag was dein Will vnd Mainung sey.
Der Kaiser sagt jhm, wann dein Rath,
Nichts wider Gottes willen hat,
Da folg ich dir willig vnd gern,
Der Münch sprach: Kayser, das sey fern,
Daß ich soll rathen wider Gott,
Noch seine herzlige Gebott,
Durch mein Rath wirdt Gott hoch geehrt,
Wie auch seine liebe Mutter werth.
Darauff der Kayser Ludwig sprach:
Sag lieber mir, was ist die Sach:
Der Alt besinnt sich da nit lang,
Vnd nennt ein Orth, heißt Ampferang,
Diß sprach er ligt in deinem Land,
[illegible]

Ein Kloster [illegible] Orth,
Alldo [illegible] geschach grossen Mord,
Weil es ein [illegible] und finsterer Wald,
Das Kloster solt du bawen bald
Mit München und S. Benedict,
Die fromb, andächtig und geschickt.
Die Kirchen [illegible] solst du bawen,
Zu Gottes Ehr und unser Frawen,
Die wird daselbst Patronin sein,
Ihr Fest man da wird stellen ein.
Die Schidung und die Himmelfahrt,
Zog darnach heraus von schöner Art,
Ein zart Marien Bild, schneeweiß,
Befahls dem Kayser da mit Fleiß,
Daß er es wohl verwahren wolt,
Kein andern Namen geben solt,
Als Stiffterin am selben Orth.
Der Kayser merckt alle Wort
Und kam jhm billich seltzam für,
Weil er verschlossen alle Thür,
Wie doch der Alt mein kommen sey,
Vermeldt auch und bekennet frey,
Daß er [illegible] Amphering dem Orth,
Sein Lebentag nichts hab gehört,
Darumb es jhm dann nie bekandt,
Daß es soll ligen in seinem Land.
Der groste Zweiffel diser war,
Weil er selb steckte in Gefahr,
An Geld entblößt, mit Schulden beschwert
Warumb er das von jhm begert,
Ob er mit Schulden, Brieff und Schrifften,
Soll raisen, bawen Klöster, stifften,
Der Alt jhm bald entgegen kam,
Gantz allen Zweiffel jhm benam:
Was ich dir sag, da zweiffel nicht,
Sey darob, daß es alles werd verricht.
Gott und Maria solst du danken,
An seiner Gnad mit nichten wanken,
[illegible] hat den [illegible] Handel [illegible],
Das [illegible] ist jhm [illegible],
Dann wem ers geben will der hats,
Bedarff da keines Menschen Raths,
Er setzt ein auff den andern ab,
Sein ist der höchste Richterstab.

Wie was er will, so muß es fort,
Du wirst gekrönt an diesem Orth,
Mit Frewden und mit grosser Ehr,
All Welsche Fürsten kommen her,
Wie auch vil andere grosse Herrn,
Die sich bei dir erzaigen werden.
Dich werdens gleichwol uberschütten,
Mit Reichthumb und umb Lehen bitten,
Das wirst du sehen ohn verzug.
Der Kayser seine Knie da bug,
Und wolt dem Alten Ehr erzaigen,
Weil er sich also thäte naigen,
Vor seinen Augen er verschwand,
Darauß der Kayser bald empfand,
Wie gnädig Gott mit jhme handlet,
Sein Trawrigkeit in Frewd verwandlet,
Der Kayser zu den seinen kam,
Erzehlet jhnen allessam,
Was sich nach längs mit jhm begeben,
Zaigt jhn das weisse Bild darneben.
Die Sach bald wait und brait außkam,
Der Bapst auch selber diß vernahm,
In Summa was der Alt erzehlt,
War alles gleich ins Werck gestelt,
So bald er nun die Kron empfangen,
Kamen die Fürsten mit verlangen,
Verehrten jhn mit reichem werth,
Ein jeder Lehenschafft begert.
Weil sich dann alles so verloffen,
Und auff den Nagel zugetroffen,
Da hat der Kayser bald erkannt
Daß der [illegible] verschwand
Kein Mensch, sondern ein Engel war,
Von Gott gesandt zu jhme dar;
Wolt er sich länger saumen nicht,
Sonder bald auff die Raise richt,
Damit wann er käm in sein Land,
Alles verrichten möchten zu hand,
Was jhm der Engel [illegible],
Macht sich derhalben auff die Fahrt,
Das weisse Bild unser lieben Frawen,
Wolt er keim Menschen nit vertrawen,
Behielt dasselbig allzeit bey sich,
Erfrewt sich dessen [illegible].

Als er wider in Bayrn kam,
Das erst, daß er da für sich nam,
Ward, wie das Kloster wurd gebawt
Darumb er selb zur sachen schawt.
Fragt erstlich nach dem wilden Orth,
Wie er vom Engel zu Rom gehört,
Ein Jäger der Hainrich Bennd,
Der zaigt dem Kayser Orth vnd End,
Das Orth war finster, schlecht vnd wild,
Alsbald befalch der Kayser mild,
Man soll den gantzen Wald vmbhawen,
Dahin wol er das Kloster bawen,
Tausent, dreyhundert, dreyssig Jahr,
Damaln die Zahl nach Christi war,
Den acht vnd zwantzigsten Tag,
In dem Aprillen, wie ich sag,
Da hat der Kayser an dem Baw,
Zu Gottes Ehr vnd vnser Fraw,
Selber den ersten Stain gelegt,
Der ligt noch steiff vnd vnbewegt.
Nach dem der gantze Baw vollendt,
Reichlich begabt mit Gült und Rennt,
Nennt man das Kloster Ethal,
Den Namen behält es noch zumal,
Weil es vor war ein ödes Orth,
Vnd wildes Thal, wie vor gehört;
Der Kayser, Gott im Himmel dankt
Sein liebes Bild dem Kloster schanckt,
Da ist es noch auff disen Tag,
Ein jeder solches sehen mag,
Nicht alles ich anzaigen kann,
Wie jeder selbst erachten kan,
Der Augenschein bewehrt die Sach,
Viel tausent Menschen, gesund vnd schwach,
Besuchen noch auff dise Stund,
Die schöne Kirch, so Cirkel rund,
Das Bild steht in dem Haupt Altar
Nun mehr in die dreyhundert Jahr,
Vil Armer kommen da zusamm,
Behafft mit Krankheit, Krump vnd Lahm,
Gott jhnen große Hilff da thut,
Durch Fürbitt seiner Mutter gut.
Bey diser schönen Wundergeschicht,
Ist niemands, der nit mit Augen sicht,
Was Gottes Mutter für ein Lieb,
Gegen disem Land erzaig vnd üb,
Die Fürsten bleiben in jhrem Schutz,
Bieten dem bösen Feind den Trutz,
So lang die Mutter bey vns bleibt:
Schaw der auff, der sich an sie reibt.

440.

Wie Polling seinen Ursprung nahm.

P. F. Hueber Unsterbliches Gedächtniß ꝛc. Ingolstadt 1670, S. 161. Hund metrop. III, 113. Falkenstein bayer. Gesch. II., 502. Zimmermann geistl. Kal. I., 161.

Eines Tages ergötzte sich Herzog Tassel II. auf der Jagd. Da geschah es, daß die Rüden der Spur eines Wildes folgten, welches unversehens verschwand. Es hatte die Erde aufgescharrt und sich in eine Höhle verkrochen. Als nun der Herzog mit seinem Gefolge auf dem Platze erschien, befahl er, sogleich nachgraben zu lassen. Da fand man drei große Kreuze nebst vielen Reliquien. Darnach beschloß der Fürst ein Kloster zu bauen, wie solches geschehen ist.

441.

Die Märtyrer auf dem Kreuzberg.

Weilheimer Wochenblatt 1839, N. 33.

Als die wilden und grausamen Hunnen im neunten Jahrhundert Deutschland heimsuchten, kamen sie auch nach Oberbayern, wo sie in den damals zahlreichen Klöstern raubten und mordeten. Als der Abt Thiereto von Wessobrunn Nachricht von der Ankunft dieser Barbaren bekam, stellte er seinen Brüdern frei, ob sie sich durch die Flucht retten, oder auf ihrem Posten den Tod für Jesus erwarten wollten. Nun blieben sechs Ordensmänner bei dem heiligen Abte, welcher sich mit ihnen, als die Hunnen naheten, auf einen Hügel begab, wo sie mit christlicher Hingebung sich zum Tode bereiteten. Wirklich jagten ihnen die Barbaren nach, da sie das Kloster leer fanden, und ermordeten dieselben Alle auf Einem Stein. Die Einwohner von Wessobrunn begruben nachher die christlichen Helden auf dem Platze ihres Todes und pflanzten zum Gedächtnisse ein Kreuz auf die Grabstätte, daher der Name „Kreuzberg" gekommen. Später wurde eine Kapelle von Holz erbaut und im Jahre 1591 ein Kirchlein von Stein, aber die Reliquien der Heiligen versetzte man in die Kirche des nahegelegenen Klosters.

442.

Gründung des Klosters Wessobrunn.

Von F. G. v Pocci. — Andr. Presb. in Freyberg, Samml. II, 393. Arnpekh II., c. 33. Hund metr. III., 485. Brunner ann. p. 179. Falkenstein bayer. Gesch. II., 511. Leutner [illegible] Zimmermann geistl. Kal. I., 205.

Herr Tassilo besteigt das Roß,
Zu reiten in den Wald,
Will jagen dort mit seinem Troß,
Dieweil das Hörnlein schallt.

Er ziehet durch den grünen Hag
Und über Wiesen hin,
Und pürschet froh den ganzen Tag,
Die Thierlein alle flieh'n.

Das Rößlein schnaubet müd und matt
Und mäßigt seinen Trab,
Herr Tassilo des Jagens satt
Steigt von dem Sattel ab.

Knecht Wesso laßt den Gäulen Luft,
Laß weiden sie im Thau,
Will rasten hier in Waldesduft
Und schau'n in's Himmelsblau.

Die Sonne ſenket ihren Lauf
Es nahet ſich die Nacht,
Dort ſteigt der Mond am Himmel auf
Und zeiget ſeine Prächt.

Herr Taſſilo ruht mit dem Knecht
Auf grünem ſammtnen Moos,
Und wahrlich ſchlummert er nicht ſchlecht
In dunkler Waldung Schoos;

Ein ſchöner Traum erquicket ihn,
Er ſieht der Englein viel
Auf Himmelsleitern her und hin
Bewegen ſich im Spiel.

Er ſieht ſie zieh'n an einen Quell
Und ſchöpfen wohl daraus,
Das Waſſer iſt ſo rein und hell,
Die Englein trinken draus.

O gebt ein Tröpflein nur auch mir,
Mich dürſtet allzuſehr,
Kredenzet Himmelslabung hier,
O höret mein Begehr'.

So träumt' Herr Taſſil und erwacht:
Knecht Weſſo, ſahſt du's nicht?
Ich hatte in der heutgen Nacht
Ein wunderbar Geſicht.

Und flöß der Quell, den ich geſehn,
Auch in dem fernen Land,
Ich wollte gerne zu ihm gehn,
Zum Trunk aus hohler Hand.

Da rauſcht es plötzlich aus dem Stein
Und ſprudelt durch das Moos:
Fürwahr ein Bächlein muß es ſein,
Das geſtern noch nicht floß!

Welch heiliger Morgentrunk, wohlan,
Knecht Weſſo, ſchöpfe nun!
Du ſchöpfſt daraus der erſte Mann?
Der Quell ſei „Weſſobrunn."

Der Knecht, er ſchöpft' — der Herzog trank
Labt ſich, als ſei es Wein,
Und ſpricht: Hier bau' ich Gott zum Dank
Ein fromines Klöſterlein.

Gelobt, gethan, bald füget Stein
An Stein zum Bau man,
Die Mönche ruft das Glöckelein,
Und das war wohlgethan.

443.

Thierhauptens Urſprung.

Mündlich.

Taſſilo, Herzog in Bayern, befand ſich in der waldreichen Umgegend Thierhauptens auf der Jagd. Da er nun einem Wilde nachjagte, und ſich dabei verirrte, machte er das Gelübde, wann er wieder zu den Seinigen gelangen ſollte, wollte er Sankt Benedikten ein Kloſter erbauen. Dieß geſchah und das Kloſter führte davon ein Bild im Wappen.

444.

Kuniſſa von Dieſſen.

Weilheimer Wochenbl. 1846. Nr. 40.

Kuniſſa, oder Kunigunda, Kaiſers Otto des Großen Enkelin, wurde von ihren Eltern, die zu Oeningen am Bodenſee wohnten, an Friedrich den Zweiten, Grafen von Andechs, vermählt. Dieſer zog nach dem heiligen Lande und endete ſein Leben daſelbſt. Kuniſſa faßte den Entſchluß, ihr Hab und Gut zu dem Dienſte der Religion zu weihen, nur das Nöthige zum Lebensunterhalt behielt ſie zurück. Alſo erhob ſich zur Zeit Kaiſer Heinrichs des Heiligen an dem Flecken Dieſſen das Gotteshaus St. Stephan mit einem Kloſter auf Kuniſſa's Geheiß und Koſten.

In dieſem Gotteshauſe ließ die Stifterin gegen Niedergang der Sonne eine kleine Zelle für ſich errichten, um daſelbſt dem Gottesdienſte beiwohnen, und ſich der Andacht ungeſtört überlaſſen zu können.

So oft nun die Chorherren am früheſten Morgen die Mette ſangen, kam auch die fromme Kuniſſa von ihrem ob dem Walde gelegenen Schloſſe Wengau, in Begleitung einer Magd zur Kirche herab. Es pflegte ſich die Thüre jedesmal von ſelbſt zu öffnen. Einmal machte ſie ſich bei regneriſchem Wetter auf den Weg. Das Bächlein, über welches ſie zu gehen hatte, war angeſchwollen. Da zog Kuniſſa einen Pfahl aus der Umzäunung eines Grundſtückes, um über den Bach zu ſetzen. Als ſie darauf an das Gotteshaus gelangte, fand ſie wieder Erwarten die Thüre geſchloſſen. Sogleich kam ihr in den Sinn, dieß ſei des Himmels Strafe, weil ſie fremdes Gut angerührt habe. Da trug ſie den Pfahl dahin zurück, wo ſie ihn genommen hatte, worauf ſie die Pforte der Kirche wie ſonſt geöffnet fand.

445.

Mechthildenbrünnlein bei Dieſſen.

Von J. Braun.

Nächtlich Dunkel hat zur Ruh
Längſt die Menſchen eingewieget,
Alles ſchloß die Augen zu
Von des Schlummers Macht beſieget;
Alle Lichter ſind verglommen,
In der Kirche nur allein
Leuchtet zum Gebet der Frommen
Noch der ew'gen Lampe Schein.

Bei dem Klang der Mitternacht
Tönet von dem Chor die Mette;
Denn die Schaar der Nonnen hoch
Knieend dorten im Gebete.
Sieh! da öffnen sich die Thore,
Eingehüllt in dunkles Kleid
Naht andächtlich sich dem Chore
Eine demuthsvolle Maid.

Sankt Mechthildis ist's, die leis
Kommt vom Schlosse hergegangen;
Ganz allein, kein Mensch es weiß,
Ohne Bangen, ohne Bangen.
Denn das nächtlich düstre Grauen
Wird erhellt von Liebesglut;
Und das fromme Gottvertrauen
Haucht in's zarte Herz den Muth.

Gott, der kennt der Seele Drang,
Sah auch dieses fromme Regen,
Und er gab dem nächt'gen Gang
Seinen hehren Wunderſegen;
Sandte ihr zum Schutz und Horte
Einen Engel unſichtbar,
Die verſchloſſne Kirchenpforte
Leis von ihm geöffnet war.

Und es kam die Nacht heran
Düſter, voller Grauen wieder,
Auf Mechthildens ſtille Bahn
Schien kein klares Sternlein nieder;
Denn von Wolken iſt umzogen
Rings das weite Himmelszelt,
Und das Brünnlein ward zu Wogen
Von dem Regen angeſchwellt.

Dennoch zog zur Kirche hin
Sankt Mechthildis ohne Zagen;
Denn für himmliſchen Gewinn
Wollte gern ſie Mühſal tragen.
Aber ſieh! der wilde Regen
Weitete des Brünnleins Lauf,
Und er hält auf ihren Wegen
Nun die fromme Jungfrau auf.

Vor dem Waſſer ſteht ſie da.
Soll ſie zu dem Schloſſe kehren?
Doch die Kirche iſt ſo nah;
Nichts kann ſie dem Herzen wehren.
Da gewahren ihre Blicke
Pfähle an dem Wieſenhang;
Eilends baut ſie eine Brücke
Nun darüber im Herzendrang.

Schreitet raſch darüber her,
Eilet hin zum heil'gen Orte;
Aber ach! nicht öffnet mehr
Selber ſich die Kirchenpforte.
Da durchzuckt ihre Seele
Plötzlich eine Schmerzensgluth,
Und ſie denket an die Pfähle
Die ſie nahm vom fremden Gut.

Demuthsvoll die Stirn geſenkt,
Schlägt ans Herz ſie voller Reue,
Und die Schritte heimwärts lenkt
Sie im Schuldgefühl aufs Neue,
Und es ſind des Nächſten Habe
Sei ſie noch ſo arm und klein,
Ihr ſo heilig bis zum Grabe,
Gleich wie Gold und Edelſtein.

Jetzt noch, nach ſo manchem Jahr,
Das im Zeitengang entſchwunden,
Steht ihr Angedenken klar
In den Herzen unumwunden.
Und das Brünnlein in dem Grunde,
Das mit Pfählen ſie belegt,
Jetzt noch in des Volkes Munde
Sankt Mechthildens Namen trägt.

446.

Sage von Sandau bei Landsberg.

Oberbayern. — Fr. Panzer S. 52.

Eine halbe Stunde von Landsberg abwärts am rechtſeitigen Hochgeſtade des Lechfluſſes liegt ein mit tiefem Graben umſchloſſener Hügel, Sandau genannt. Hier wurde ehemals oft nach Schätzen gegraben. In dem Schloſſe wohnte ein Ritter mit Frau und zwei Töchtern. Als einſt der Herr abweſend war, wollte die Frau mit ihren beiden Töchtern in der Kutſche ausfahren, wie man oben in Landsberg zur Wandlung läutete. Der Kutſcher ſprang vom Bock, zog den Hut ab, machte das Kreuz und warf ſich auf die Kniee. Die vermeſſene Frau ſagte: „Fahre zu in Teufels Namen!“ Da verſanken Mutter und Töchter mit Wagen und Pferd; nur der Kutſcher, an dem Rande des Abgrundes knieend, blieb unverſehrt. Mit ihnen verſank das Schloß. Im Keller ſitzt eine weiße Frau, welche ſich zu heiligen Zeiten auf dem Platze, wo das Schloß verſunken iſt, ſehen läßt. Die Leute ſagen, in dem verſunkenen Schloß liege ein goldener Pflug.

447.

Urſprung des Nonnenkloſters zu Kaufbeuern.

Francisci Petri Suevia eccles. p. 455. Vgl. v. Raiſer die Wappen der Städte und Märkte des Oberdonaukreiſes S. 72.

Um das Jahr 893 lebte in der Gegend, wo nachmals Kaufbeuern entſtanden, eine reiche und adelige, dabei gottſelige Jungfrau, Anna vom Hof. Einſtmals ſaß ſie am Fenſter ihrer Burg, nachher die Bukättin genannt; da kam ihr der Gedanke, ein Kloſter auf der Stelle zu gründen, wo eine von ihr entlaſſene Taube ſich niederlaſſen würde. Alſo nahm die Jungfrau eine Taube zur Hand und ließ ſie fliegen. Die Taube aber flog auf das Dach eines ſchönen Landgutes, welches der reichen Jungfrau gehörte, worauf dieſe den Fingerzeig Gottes erkennend ihr Wort erfüllt und das nachmals berühmte Frauenkloſter zu Kaufbeuern errichtet hat.

448.

Heilig Kreuz bei Kempten.

Fr. A. Gratz in: Beiträge zur Geschichte des Bisthums Augsburg. Von A. Steichele. Augsburg 1850, I., 30.

Von der Stadt Kempten drei Viertelstunden entfernt, liegt in nordwestlicher Richtung das ehemalige Franziskanerkloster heilig Kreuz genannt. Der Name rührt von einem daselbst im Jahre 1691 errichteten hölzernen Kreuze zum Andenken an nachfolgende Begebenheit.

Eine Frau wendete eben das Heu auf der Wiese, als sie plötzlich an ihren entblößten Füßen helles, klares Blut bemerkte, das aus der Erde quellend dieselben netzte. Hierüber ganz betroffen, rief die Frau ihren Ehemann sammt zwei Dienstmägden und einem Nachbar herbei. Sämmtliche Herbeigerufene sahen mit höchster Verwunderung an fünf verschiedenen Stellen der Wiese klares Blut aus dem Boden wallen. Diese Aufwallung erreichte die Höhe eines halben Schuhes und wurde von diesen Leuten über eine Viertelstunde andauernd gesehen. Die geistliche Obrigkeit ordnete bald darauf eine Untersuchung an, ob das Ganze nicht von natürlichen Ursachen herrühre. Beim Nachgraben fand man nichts als schwarze Mooserde und verfaultes Holz. Indessen wurde nun ein hölzernes Kreuz errichtet, bei welchem das Volk der Andacht pflegte und mancherlei Wunder geschahen, worauf nachmals Kirche und Kloster der Franziskaner errichtet worden.

449.

Sankta Orilla.

Mansters Cosmogr. S. 789. J. W. Wolf deutsche M. u. S. 202.

Auf der Burg, welche zur Mittagsseite der Stadt Lindau im See neben der Schiffbrücke und dem Geräthhaus liegt, ruht der Leib einer heiligen Jungfrau, Sankta Orilla oder Aurelia genannt; so geht die gemeine Sage. Die soll zu einer Zeit der Durchächtung in einem Schritt von Fußach, welches Dorf jenseits des Sees auf eine Meile Abstand gelegen, davon den Namen empfing, bis nach Lindau auf gemeldete Burg geschritten sein. Man zeiget ihr Grab noch heute.

450.

Der Pestitanz zu Immenstadt.

A. C Cammerer Naturwunder, S. 151.

Als zu den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, besonders zwischen 1632 und 1639, durch Raub und Verheerungen der Schweden unter ihrem General Grafen Mansfeld, in den friedlichen Thälern des Gebietes von Immenstadt eine gräßliche Hungersnoth, und in deren Gefolge die menschenfressende Pest wüthete; da alle Freude verstummt, auf allen Gesichtern nur Todesschrecken zu lesen war, und selbst bei der allmähligen Verringerung der Sterblichkeit überall nur todte Trauer und stumpfe Betäubung herrschte: gab ein Priester den Rath, öffentlich Volksbelustigungen und Tänze anzustellen und die in Trauer und Schrecken versunkenen Gemüther wieder mit Lebensfreude aufzuregen. Der Rath ward angenommen, und alsbald in's Werk gesetzt. Man zog mit Musik in versammelten Scharen auf den Marktplatz, hielt öffentliche Umzüge, Tänze, Vermummungen, und fand allgemein an den neuen derben Possen Vergnügen und — die ersehnte Hilfe. Darum hält man dahier noch jetzt fast alle Jahre zum bleibenden Andenken an jene höchst betrübten Zeiten auf dem Marktplatze und in den vornehmsten Straßen öffentliche Umzüge und Volksbelustigungen, von Einheimischen und Fremden recht gerne gesehen, und nach dem Ursprung der Pestitanz genannt.

451.

Der Schäfflertanz zu München.

Von F. G. Pocci. — A. Baumgartner der Schäfflertanz in München, München 1830. Westenrieder Beitr. VII., 281. Lipowsky Urgesch. II., 185. J. H. Wolf Geschichtsjahrbücher V., 88. Förster, Panzer, Marggraff u. A.

Zu München im Land Bayern
Ist eine schwere Zeit,
Man hört kein Freudenwörtlein
Und trauert weit und breit.

Die Häuser sind geschlossen,
Die Straßen öd und leer,
Kein froher Sang erschallet
Und still ist's ringsumher.

Geh nicht zu deinem Nachbar,
Schließ dich in's Kämmerlein,
Laß reichen dir mit Zangen
Das Brod durch's Fenster ein.

Und wär' dein Bruder draußen
Und auch dein eigen Kind,
Laß unberührt sie stehen
Und fliehe nur geschwind!

Man betet in den Kirchen
Man hält kein frohes Mahl,
Die Pest ist's die mit Grausen
Durchzieht das Isarthal.

Die Reichen wie die Armen
Sie sterben alle hin,
Es müssen Jung und Alte
Schnell aus dem Leben ziehn.

Und wer will sie bestatten,
Die so gestorben sind? —
Kaum daß ein Todtengräber
Sich für die Leichen find't.

Da solch' ein gift'ger Odem
Durch alle Straßen weht,
Bedarf's wohl kühnen Muthes
Wenn man in's Freie geht.

Da wagten denn die Schäffler —
Die ersten — den Versuch,
Und dachten: Gott wird helfen,
Der Trauer war genug! —

Es kleideten sich festlich
Mit rothen Wämsen an,
Es schmückten sich mit Kränzen
Wohl an die dreißig Mann.

Sie zogen durch die Straßen
Mit Saitenspiel und Sang
Ein Schalksnarr an der Spitze
Oft ganze Tage lang.

Und vor den Häusern hielten
Sie einen lust'gen Tanz
Und schwenkten Gläslein Weines
Auf grün umwundnem Kranz.

Da lockten sie die Bangen
Bald an die Fenster vor
Zu treten wagten Viele
Herunter bis ans Thor

Wohl gar auch auf die Straßen
Zu schau'n der Schäffler Tanz,
Es wich auch Angst und Sorge
Verschwunden endlich ganz.

Da hört der Bayern Herzog,
Ein edler frommer Mann,
Auf was die Schaar der Schäffler
Zu Trost und Kurzweil sann.

Er ließ sie zu sich bieten,
Um ihren Tanz zu schau'n
Und hatte Wohlgefallen
An ihrem Gottvertrau'n.

Da sprach er: Hört ihr Leute,
Da ihr so wacker seid
Soll euer Schäfflerreihen
Bestehn für alle Zeit.

Und alle sieben Jahre
Soll sich der Tanz erneun,
Und alle gute Münchner
Die Kurzweil hoch erfreu'n.

So tanzen denn die Schäffler,
Getreu wie's damals war,
Zu München auf den Straßen
Noch alle sieben Jahr.

Das Schurzfell um die Lenden
Sammt-Käpplein auf dem Haupt,
Schwingen sie die leichte Reife
Und Kränze grünumlaubt.

Sie zieh'n nach alter Sitte
Aus ihrer Herberg aus
Und machen ihre Sprünge
Auch vor des Königs Haus.

In Ehren soll'n wir halten
Was alter Brauch uns bringt,
Drum ist's daß auch mein Liedlein
Den Schäfflertanz besingt.

452.

Das Wurmeck zu München.

Mündlich, u. C. F. Münchner Hundert und Eins I., 22.

Auf dem Eckhause der Weinstraße gegen den Schrannenplatz zu befindet sich ein Bild, welches einen Lindwurm vorstellt, daher der Name „Wurmeck." Dieses greifenähnliche Ungethüm war einst über München hingeschwebt und hatte es mit seinem Pesthauch vergiftet. Die Zeit der Begebenheit wird nicht näher angegeben, aber wahrscheinlich ist es in dem fünfzehnten Jahrhundert geschehen, als der „schwarze Tod" die Stadt entvölkerte. Eine spätere Sage fügte noch hinzu, daß jener Lindwurm auf dem Schrannenplatze sich niedergelassen und von einer an der Hauptwache stehenden Kanone getödtet worden sei.

453.

Der Balken von der Frauenkirche in München.

Mitgeth. von M. Körner.

Auf dem Boden des Dachgerüstes der Kirche von Unser lieben Frau in München, ist noch heut zu Tage ein Balken (Trum) zu sehen, den der Zimmermeister zum bleibenden Wahrzeichen seiner Meisterschaft dort zurückgelassen hat. Die Sache verhält sich damit also: Nachdem der Meister das Gerüst vollendet und aufgerichtet hatte, nahm er einen Balken heraus und legte denselben auf den Boden hin. Nun soll ihm, wer da wolle, kommen und sagen, wo ein Balken im Gerüste fehle, oder wo der herausgenommene füglich hineingehöre. Das hat aber noch Niemand seit des Zimmermeisters Tode, der doch schon vor einigen hundert Jahren erfolgt ist, ausfindig gemacht, und so wird der Balken ewig das „Wahrzeichen" der unübertrefflichen Kunst dieses Meisters bleiben.

454.

Luther zu München.

Hormayr goldene Chronik S. 470.

Auch zu München ließ eine alte Volkssage den Reformator gewesen sein. Am Schrannenplatz unter den Bögen, unweit des alterthümlichen Wurm-Eck, war ein altes Ebenbild „Luthers und seiner Katherl" und in der Sendlinger-Gasse wies man das Haus beim Koch in der Hölle, wo der flüchtige Luther schnell den Durst gelöscht haben, die Wurst aber vor lauter Eile schuldig geblieben sein soll. Der Pöbelwitz ließ ihn auf unzähligen Bildern mit der Bratwurst auf einer Sau davon galoppiren.

455.

Der Teufel holt einen Spieler aus der Kirche.

A. Crammer, dritte verb. Aufl. des teutschen Roms. München 1794. S. 59.

In der Kirche der Väter Franziskaner zu München war ehemals ein rundes, großes Mauerloch zu sehen, durch welches der Teufel einen verruchten Spieler, der das Bildniß des gekreuzigten Heilandes mit gotteslästerlicher Zunge und ausgespieenem Speichel gröblichst verunehret, soll hinausgerissen haben.

456.

Die zwölf Apostel zu München.

S. Münchner Hundert und Eins. Von C. F. München 1840. I, 8.

Zwölf Männer in schwarzen Kutten mit weißen Halskrausen und mittelalterlichen Hüten wandeln paarweise an den Quatembertagen von dem Heiliggeistspital nach der Frauenkirche, um dort, einer uralten Stiftung

gemäh, zu heben. Als zu Anfange dieses Jahrhunderts manches Altehrwürdige von gefühllosen Händen beseitigt wurde und wohl auch die Münchner Apostelschaar in Gefahr der Auflösung schwebte, ging zu München die Sage, daß jene zwölf Spittelleute um Mitternacht ihren Kirchgang hielten und die Thüre des Domes von selbst sich öffnete und hinter ihnen wieder schloß. Viele Bewohner wollten sie damals durchaus gesehen haben.

457.

Münchner Bierbeschau.

Von G. Görres.

Schon ziemlich lange mag es sein
Man zählte just das Jahr,
Als noch die alte Redlichkeit
In Deutschland üblich war.

Da damals galt in München auch
Ein hergebrachtes Recht,
Wie man das neue Bier beschaut;
Der Brauch war gar nicht schlecht.

Drei Männer sandte aus dem Rath
Die Münchner Bürgerschaft,
Zum Bräuer, ob das junge Bier
Geerbt des alten Kraft.

Ihr meint, die Herren aus dem Rath
Die tranken nun aus Pflicht,
Das mag die Sitte jetzo sein,
Doch damals war sie's nicht.

Sie gossen's auf die Bank fein aus.
Und setzten darauf sich frei,
Und kleben mußte dann die Bank,
Erhoben sich die drei.

Sie gingen darauf mit selber Bank
Vom Tische bis zur Thür
Und hing die Bank nicht fest und fest,
Verrufen war das Bier.

Doch wie hier unterm Mondenschein
Auch gar nichts kann bestehn
Und sich die Welt nur immerfort
Im Kreise pflegt zu drehn,

Es kam die aufgeklärte Zeit
Und die war dünn und karg
Und mit der deutschen Redlichkeit
War's lang nicht mehr so arg.

Und matt und dünn und aufgeklärt
Ward da das Bier halt auch
Und sonnt nahm ein Ende dann
Der alte schöne Brauch.

Vielleicht daß Gerst und Hopfen man
Zu wenig heute pflegt,
Vielleicht auch, daß vom Pfennigkraut
Zu viel hinein man legt.

Doch wird noch von der Bürgerschaft
Der alte Brauch geehrt
Nur hat sie ihn wie anders auch,
In's Gegentheil gekehrt.

Am Tische klebt die Bank nicht mehr,
Drum heben sie an ihr,
Und sitzen drauf wie angepicht,
Als wär's das alte Vieh.

Und wer den Krug zum Munde führt,
Der setzt ihn nicht mehr ab,
Bis er den letzten Tropfen hat
Gebracht in's sichre Grab.

458.

Der Menschenfuß zu Freising.

Mündlich, und: Lexikon v. Bayern I., 634. Reise durch den bayr. Kreis. Salzburg u. Leipzig 1789, S. 79.

Auf der obern Gallerie der Domkirche zu Freising rechter Hand steht ein dem heil. Sigismund geweihter Altar. Daneben hängt in einem Glaskästchen das unterste Gelenk eines Menschenfußes. Diese Reliquie unterscheidet sich von allen übrigen dadurch, daß sie nicht von einem Heiligen, sondern von einem Gotteslästerer herstammt. Die Bauern des Dorfes Manching an der Vils unweit Landau kamen alljährlich am zweiten Pfingsttage in Prozession zu dem heiligen Sigismund nach Freising gezogen. Einst da sie schon in feierlichem Zuge aus dem Dorfe wallfahrteten, sahen sie einen der Nachbarn auf dem Kirschbaum sitzen und Früchte brechen. Da fragten sie ihn, warum er nicht mit ihnen nach Freising wallfahrten ginge? „Ich möchte nicht, daß ein Fuß von mir dort stünde," rief der gottlose Bauer vom Baume herab, und siehe da, in demselben Augenblicke löste sich ein Fußgelenke vom Leibe des Frevlers und fiel zur Erde. Da lag aber des Bauers Hofhund, der faßte den herabgefallenen Fuß und trug ihn, neben den Wallfahrern herlaufend, in die Domkirche nach Freising und legte ihn dort auf dem Altare des heiligen Sigismund nieder.

459.

Legende vom h. Corbinian.

Arnpekh l. 2. c. 17 u. 18. Brunner P. I. l. 5 p. 163. Freiberger vita S. Corb. in Deutinger's Beitr. I., 31 f. A.

Die Anhöhe bei Freising, auf welcher nachmals St. Stephanskloster sich erhob, war ein Lieblingsaufenthalt des heil. Corbinian und seiner Gefährten. Es gebrach aber dem Orte an Wasser, so daß man Mühe hatte, es von Weitem herbeizuschleppen. Da verrichtete der Gottesmann ein Gebet, ergriff seinen Stab und schlug auf den Felsen, worauf alsobald eine Quelle des reinsten Wassers hervorquoll. Als der Heilige starb, versiegte die Quelle und kam erst 50 Jahre später, da Corbinians Leichnam nach Freising gebracht worden war, auf's Neue zum Vorschein.

460.

Der Bär des h. Corbinian.

Meichelbeck Hist. Frising. I., 10. Falkenstein antiqq. Nordgav. I., 227 f. A.

Sanct Corbinian wird gemeiniglich mit einem Bären abgebildet, der Gepäck auf dem Rücken trägt. Davon geht die Sage: Als der heilige Bischof Corbinian auf seiner Reise nach Rom durchs Vintschgau kam und einmal in dichter Waldung Rast hielt, wurde eines seiner weidenden Saumrosse von einem grimmigen Bären zerrissen. Wie das der Diener Anserius, des Bischofs Gefährte, ersah, schrie er voll Furcht und rief den Heiligen zu Hilfe. Corbinian aber gebot ihm im Vertrauen auf den Herrn, alsogleich den Bären zu peitschen und mit dem Gepäcke des Rößlins zu beladen. Nicht ohne Zagen gehorchte der Bruder und siehe, das wilde Thier ward zur Stelle gehorsam nach des Heiligen Willen.

461.

Das Bild des heil. Ulrich zu Thann.

Bei Zolling in Oberbayern. — Wening Beschr. III., 103.

Dieſes Bildniß hing vor Alters an einem Eichenaſt. Der Bauer Hans Stöttner, welcher den Platz, worauf der Baum ſtand, in einen Acker umwandeln wollte, nahm das Bild herunter und trug es in die Pfarrkirche nach Zolling, allein bald darauf war das Bild wieder an ſeinem Platze. Das geſchah zu wiederholten Malen, da ward der Bauer unwillig und beſchloß den Baum umzuhauen. Doch kaum war die That verübt, ſo war der Bauer ſtockblind und konnte nicht mehr den Weg nach Hauſe finden. Als er nun länger ausblieb und ſein Weib ausging, ihn zu ſuchen, fand ſie den Armen in Jammer und Verzweiflung, des Augenlichtes beraubt. Reuevoll bat der Geſchlagene den heiligen Biſchof um Verzeihung und gelobte, über das Bildniß eine Strohhütte zu bauen, wenn er ſein Augenlicht wieder erhielte. Da ward ſeine Bitte erhört und die Blindheit hinweggenommen. Darnach ſetzte der Bauer das Bildniß auf einen Stock des Eichenſtammes und baute die Strohhütte darüber, welche nachmals Heinrich von Plutzing in eine ſteinerne Kirche verwandelt hat.

462.

Die Kirchen in Tollbath und Weiſſendorf bei Ingolſtadt.

Fr. Panzer S. 243 in Oberbayr. Archiv Bd. V. H. 3.

In der Mauer der ſehr alten Kirche zu Tollbath bei Ingolſtadt, iſt eine männliche Figur in Stein ausgehauen, welche nur einen Fuß hat. Von dieſer geht folgende Sage: Vor vielen hundert Jahren lebten in dieſer Gegend zwei Rieſen, welche Baumeiſter waren, und miteinander übereinkamen, daß jeder eine Kirche, der eine in Tollbath, der andere in dem eine Stunde entfernten Dorfe Weißendorf, aber in äußerſt kurzer Friſt erbauen ſollte. Dabei machten ſie zur Bedingung, daß derjenige,

welcher seinen Bau später als der andere beendigen würde, nicht nur sein Vermögen, sondern auch seine Freiheit verlieren sollte, so daß er sein ganzes künftiges Leben hindurch dem anderen als Sklave dienen müßte. Der Anfang mit den Bauten wurde gemacht, und das Werk beiderseits mit der größten Thätigkeit betrieben. Da aber der Riese in Weißendorf wahrnahm, daß der Riese in Tollbath seinen Bau eher beendigen werde, als er, so wurde er um so mehr hierüber ergrimmt, als sein Werk wegen allerlei Hindernissen weniger rasch von Statten ging. Wie er erst sah, daß sein Gegner eines Tages gänzlich mit seinem Bau fertig werden, bei ihm es aber noch einen Tag länger dauern werde, kehrte sich sein Zorn in Wuth; er schleuderte von Weißendorf große Steine nach Tollbath, und, da dieses nicht helfen wollte, warf er in dem Augenblick, wo den letzte Stein gelegt, und der letzte Hammerschlag gemacht werden sollte, seinen großen Hammer mit solcher Kraft hinüber, daß dadurch das linke Bein des Riesen in Tollbath hinweggerissen wurde, und dieser das Leben einbüßte. Zum Andenken sei der Riese in Stein ausgehauen, und dieser in die Kirche eingemauert worden.

463.

Marienbild zu Ingolstadt.

J. A. Zimmermann Chur-bayr. geistl. Kal. I., 88.

In der jetzigen Franziskaner- früher Augustinerkirche, sieht man an der Decke ein Gemälde, dessen Vorstellung der Inhalt einer Volkssage ist. Als die Juden von Ingolstadt vertrieben wurden, wurde an die Stelle ihrer Synagoge eine Kirche erbaut, worin sich ein gnadenreiches Marienbild befindet. Dieses Bild ward der Volkssage gemäß nach Abhauung des Kopfes von den Juden in die Donau geworfen, woraus es in die Schutter schwamm und bei dem Kloster ankam.

464.

Die Kapelle des heiligen Bauers bei Bohburg.

Bei Schwaig unweit Bohburg, in Oberb. — Zimmermann, Chur-bayr. geistl. Kal. 1, 103. Lexikon v. Baiern III., 515. A. Müller v. obere Donau S. 50.

In der Nähe von Schwaig gegen Geisenfeld zu im Holze befindet sich die kleine Kapelle des in der ganzen Gegend bekannten „heiligen Bauers." Dieser lebte vor nahezu dreihundert Jahren, war ein reicher, gottseliger Mann, verkaufte seinen Hof bei Bohburg und lebte als Einsiedler in stiller Klause. Er that den Armen viel Gutes und war ein Freund seiner Nebenmenschen. Endlich wird er von Bösewichtern geplündert und aufgehängt, hierauf wegen Verdachtes des Selbstmordes unter den Bohburger Galgen gehängt, nachgehends aber, als seine Unschuld an den Tag gekommen, zu Bohburg in der Kirche begraben.

465.

Histori vom Ursprung des Gotteshauß Salvators zu Bettbrunn.

Von Georg Prantel. — Bettbrunn Pfarrdorf, 4 St. von Ingolstadt. Sanct Salvator zu Bettbrunn [illegible] Durch [illegible]. Ingolstatt 1584. Chur. Baiern I., 143. Lexikon v. Baiern I., 366. L. Kornmesser Wallfahrtbüchlein S. 37. Zimmermann geistl. Kal. 2., 131.

Als man gezählt Eylffhundert Jar
Und fünfunzweyntzig, das ist war,
Geschach ein Wunderzeychen bald
Mit einem Hirten in dem Walt,
Der lebt zu österlicher Zeit,
Wie ander fromme Christen Leut:
Nam Christum unser Brodts Gestalt,
Nach brauch der christlich Kirchen alt.
Als er solchs in sein Mundt empfieng,
Von stundan er vom Prieger gieng:
Ein wenig nur von dannen kam,
Die Hostt auß dem Mundt er nam,
Legts in ein saubers Schächtelein:
Diß Himmel Brodt sein Schatz solt seyn:
Dasselb er täglich mit ihm nam,
Weyl selten er gen Kirchen kam:
Grub auß alßbald ein Hirten Stab,
Wie ichs zuvor beschrieben hab.
Dann kam der klar Sonnen Schein,
Steckt er den Stab ins Erdreich nein,
Setzt drauff das heilig Sacrament,
Kniet nider, und hub auff sein Händ,
Bett solches an mit Andacht sein,
Daß ihm Gott wöll genädig seyn,
Verzeyhen seine Missethat
Und Sünd, die er begangen hat.
Einsmals er ohn gefährd ersicht,
Daß sich sein Viech zum Schaden richt,

Alßbaldt er auffsteht von der Erdt,
Vergißt also der Hostie werd,
Und wirfft sampt diser seinen Steckn
Nach seinem Viech nein in die Heckn.
Dahin fiel auch das Himmel Brodt,
Leib und Blut Christi, Mensch und Gott:
Deßhalben er groß Schrecken nam,
Und inn sehr großes Trawren kam:
Griff gleichwol nach dem Sacrament,
Aufheben wolts mit seiner Händt,
Möchts aber nicht zuwegen bringn:
Darumb laufft er vor allen Dingn
Zu seynem Pfarrher eylendts dar,
Ihm das Geschicht macht offenbar:
Der Pfarrher sich nicht sammet lang,
Von stundan mit dem Hirten gang,
Das Sakrament erheben wolt,
Vielleicht solchs nicht geschehen solt.
Dieweyl, so offt er griff darnach,
Es weytter von jhm wich gemach,
Dadurch er kundt erkennen klar,
Daß es von Gott geordnet war,
Sein Bischoff er berichtet das,
So eben da zu Regnspurg was.
Der Bischoff und die Clerisey,
So diese Zeit jhm wohnten bey,
Mit Wunder zogen in der Eyl
Dahin bis in die sieben Meyl,
Bald kamen an das Ort und End,
Da lag das heilig Sakrament:
Ein herrlich Bittfart richten an,
Darzu kam Jung, Alt, Fraw und Mann.
All fielen nider auff die Erdt,
Und betten an die Hosti werd,
Und rufften Gott von Himmel an,
Daß er jhm wolt sein Beystandt than,
Verlobten Christo auch darnebn,
Wann solch der Bischoff köndt erhebn,
Sie wolten an das Ort daher
Ein Kirchl in Sanct Salvators Ehr,
Erbawen, welchs geschehen ist,
Verbrunnen doch in kurtzer Frist.
Drumb haben fromme Mann und Frawn
Auß Andacht wider lassen bawn
Diß herrlich schön Gottshauß allhie,
Mit viel Unkost und großer Müh,
Dahin kompt offt der Bilger Schar,
Und bringt jhr Gab und Opffer dar,
Daß jhr Gebet woll Gott erhörn,
Sein Gnad bei jhnen reichlich mehrn:
Allda durch Gottes Macht und Sterck
Geschehn viel Tausend Wunderwerck.
O Mensch bedencks mit gantzem Fleyß,
Und sag Gott Danck, Lob, Ehr und Preyß.

466.

Fritz von Randeck.

Von J. A. Pangkofer. — Randeck im Altmühlthale.

Der Raubgraf Fritz von Randeck warb
Um Fräulein Adelheide,
Und's schöne, reiche Fräulein ward
Des Grafen Liebesweide.
Er führt als froher Ehgenoß
Sie heim auf's ritterliche Schloß,
Verschwelgt mit seiner Blonden
Sechs hochbeglückte Monden.
Einst war er in den Forst hinaus
Auf Eberjagd geritten
Zur Gräfin, die allein zu Haus
Kömmt da ein Weib geschritten,
Gar schön, doch bleich — an hoher Brust
Ein Kindlein hälts mit Mutterlust
Und spricht mit sanftem Weinen:
„Verzeihet mein Erscheinen!“

„Wohl seid ihr fromm, wohl seid ihr gut,
Dürft doch nicht glücklich bleiben;
Des Grafen schnöde Liebesglut
Nur Spiel mit Euch will treiben.
Wie ihr, so ich ward am Altar
Ihm angetraut; kaum sind's zwei Jahr,
Und schon bin ich verlassen;
Sein Lieben ward zum Hassen."

Der Gräfin bricht das Herz, das Knie,
Die Frucht regt sich im Leibe,
Und laut aufschluchzend senket sie
An's Herz dem bleichen Weibe.
„O lehre große Dulderin
Zu meiner Schmach mich hohen Sinn!"
Fleht aus betäubtem Leide
Erwachend Adelheide.

Schon war es Nacht, da stellte sich
Ein Knappe vor die Frauen.
Hu, hu, dem war recht schauerlich
In's blasse Antlitz schauen;
Und gräßlich, wie sein Angesicht
Vom Schreck verzerrt, war sein Bericht
Von dem, was sich beim Jagen
Im Forste zugetragen.

„Die Jagd ist aus! Es fuhr der Graf
Mit Roß und Hund zur Hölle.
Wohl kämpft er lang, wohl kämpft er brav
An fels'ger Waldesstelle,
Doch stärker war in Saugestalt
Des Teufels tückische Gewalt,
Er riß ihn vor uns Allen
Hinab mit wüth'gen Krallen."

Die Frauen das vernommen han,
Da sinken sie zur Erden,
Und beten für den argen Mann,
Als könnt' ihm Heil noch werden.
„Wer schnöd nur solche Frauen minnt,
Der hat die Hölle wohlverdient.
Wollt' nimmer für ihn beten,
Ihn hat der Herr zertreten."

467.

D' Nix und da Zweag.

Von J. A. Pangkofer. — Sage aus dem Schambachthal zwischen Riedenburg und Schamhaupten.

An da Schaama drunten
Af da greana Wies'
Han i Bleamel g'funden
Wiar im Paradies,
Rötha net und gelba
Als duat bei dee Felba,
Niagat's so schö blob
Find' stas' af und ob.

Feuri san s' und blitzat,
Denn die Nix hat s' g'macht,
Still am Wassa' sitzat
In da Moschei-Nacht:
Do voar ihra G'sichtel,
Wael da Zweag'nwichtel
Drei voliebt is goar,
Halt s'en Nebelschloar.

Duach dee Felſenklüftel
Schlupft glei aus ſein Beag,
Spüat a d' Abendlüftel,
Da voliabte Zweag;
Af da Silbaſchwigel,
Ueber Thal und Hügel
Blast a hi ſei Liad,
Wiad im Klog'n net müad.

Wann da Mo vofunka,
Wann ſi üban Wald,
Wo der Steau vofunka,
Falbt da Himmel bald,
Eh' dee Wulkan brenna,
Si vom Himmel trenna
Schwoaz dee Felſenriff,
Thuat a' n letzten Pfiff,

Aus da Höh' und Tiafen,
Foppt en überall,
In da Grab und Schiafen
Luſ', da Widahall;
D' Feuamanna hupfa
Spottet uma, ſchlupfa
Zwiſchen Felb und Tal
Um dees klogat Heal.

Gehat thuat a greiffa
Jatz an's blutat Heaz
Nach dem letzten Pfeiffa,
Den aushaucht ſei Schmeatz;
Und vo hoaße Zahra,
Wo dee Nix in ſchwara
Wehmuath loant buat bloach,
Wiad da Waſen woach.

Na, da Zweag und d' Schaama,
Wos hülft ſ' Liab und Gunſt,
Kemma niamal z'ſamma
Als im Klang und Dunſt;
Drum beim Moſchei ſchauri
Und ſo weh und trauri
Is 's halt allemal
Drunt im Schaamathal.

468.

Die Burgfrau von Laber.

Mündlich.

Die Frau eines Herrn von Laber hatte, während ihr Gemahl im Kriege abweſend war, großartige Bauten am Schloſſe zu Laber begonnen, unter andern den Plan gefaßt, den Laberfluß um die Burg zu leiten. Schon hatte ſie große Summen verſchwendet, als ſie unvermuthet von der Rückkehr ihres Gatten benachrichtiget wurde. Da fürchtete ſie ſeine Vorwürfe wegen der Summen, welche ſie mit dem Baue vergeudet hatte, und ſtürzte ſich in Verzweiflung von dem höchſten Thurme des Schloſſes herab.

469.

Die Wallfahrtskirche Rehberg bei Beratzhausen.

J. A. v. Reisach hist.-top. Beschr. des Herzogthums Neuburg S. 142.

Ein gewisser Graf und Herr zu Ehrenfels begab sich eines Tages (im Jahre 801) nahe bei Beratzhausen auf die Jagd. Einer seiner Jagdhunde verfolgte ein Reh bis zu einem Baume. Als der Graf herbeikam, fand er das verfolgte Thier an dem Baum auf seinen hinteren Läufen sitzend, mit den vordern sich an den Baum hinauf wendend. Hierüber wunderte sich der Graf, sah gegen den Baum empor und erblickte, o Wunder! in den Zweigen des Baumes das Gnadenbild der heiligen Maria. Dem Rehe wurde nun das Leben geschenkt, und am Fuße des Berges, auf welchem der Baum stand, eine Kirche zu bauen begonnen. — Allein der Bau gerieth bald in's Stocken, denn die Rehe trugen immer bei Nacht die Balken und Steine hinweg und den Berg hinauf zu dem Wunderbaume, daher man endlich bewogen wurde, die Kirche auf den Berg zu versetzen.

Diese Sage ist in der Kirche selbst auf einem Gemälde der Decke verewigt.

470.

Die Wallfahrt zu Habsberg.

Vrg. Parsberg. — Mündlich.

Ein abgebrannter Bauer zu Unter-Wiesenacker suchte überall Hilfe, fand aber keine. In seiner höchsten Noth nahm er einen Strick und begab sich damit in den Wald bei Habsberg des Willens, sich aufzuhenken. Als er dort ankam, begab er sich vorher in die Kapelle, kniete vor das Muttergottesbild nieder und betete: Ich habe überall umsonst gesucht; weil ich so nicht mehr leben kann, will ich meinem Leben ein Ende machen! Nach diesen Worten ging er zur Kapelle hinaus und war schon daran, sich zu erhenken, als ihm die Mutter Gottes in Gestalt des Gnadenbildes erschien, eine derbe Maulschelle gab, den Strick zerriß und zu ihm sagte, er solle nur weiter gehen und werde Hilfe finden. Dieses

geſchah. Auf die Kunde des Vorfalls mehrten ſich die Beſucher der Wallfahrt, ſo daß ein neues Kirchlein erbaut werden konnte. Der Strick ſoll zum Andenken noch in der Kirche hängen.

471.

Die drei ſteinernen Jungfrauen bei Velburg.

Denkwürdigkeiten aus Bayern. Sulzbach 1847, S. 87. Vaterl. Mag. 1840, S. 240.

In der Mitte des Colomanniberges bei Velburg ſieht man drei mannshohe nebeneinander ſtehende Felſen, genannt die ſteinernen Jungfrauen. Ein halbzerriſſenes Blatt im Stadtarchive auf dem Rathhauſe zu Velburg meldet davon: Die drey Töchter eines Ritters uff Velburg ſeynd von etlich flichtigen Buem davon geführt worten. Der Vater, als er den Raub von weitem noch zuegeſehen, iſt entbrunnen, und hat über die Metzen geſluegt, ſo, das die Weibsperſon ſeynd zu ſtain geworten, und haben Müeſſen ſten bleim.

472.

Die Jungfrau von Hochenfels.

Zimmermann Churbayr. geiſtl. Kal. V., 175.

An der Burg von Hochenfels ragt ein ſteiler Felſen empor, an deſſen Abhang vor Zeiten ein hölzernes Kreuz aufgerichtet worden. Zur Zeit des Schwedenkrieges war ein Fräulein von Hochenfels auf der Burg, durch Schönheit und Tugend ausgezeichnet. Da kam ein ſchwediſcher Offizier in die Gegend, der ſah die Jungfrau und entbrannte von Begierde nach ihr. Ueberall ſtellte er ihr nach, doch vergebens; ſie widerſtand mit männlichem Muthe ſeinen gottloſen Anträgen. Eines Tages verfolgte er ſie im Freien mit der Abſicht, ihr Gewalt anzuthun. So trieb er die Arme bis auf den Vorſprung des jähen Felſens, der zum Schloſſe emporragt. Hinter ſich den Verführer, vor ſich den Abgrund:

was ſollte die Verfolgte beginnen? Die Wahl währte nicht lange. Mit Einem Sprunge lag ſie zerſchmettert im Abgrund. Zum Gedächtniſſe der heldenmüthigen That iſt hienach ein hölzernes Kreuzbild errichtet worden.

473.

Der Berg bei Hohenburg.

Mündlich.

Im Jahre 1335 begaben ſich etliche zwanzig Bürger von Amberg in einen hohlen Berg bei Hohenburg und gingen 900 Klafter tief hinein. Sie ſahen darin, doch Alles nur im Finſtern, viel ſeltſame Sachen, als Paläſte, Bilderwerk, Plätze, rauſchende Waſſer, fließende Brunnen, große Rieſengebeine und unverweſte Leichname. Einer von ihnen kehrte aus Furcht zurück, und kam halb todt wieder an's Tageslicht. Ein Anderer wurde von einem Weibe mit einem Stein geworfen, wodurch er beinahe blind wurde. Nach acht Stunden, als ſie nicht weiter kommen konnten, kehrten ſie um und erblickten todtenbleich das erſehnte Tageslicht wieder.

Inhalt des erſten Bandes.

		Seite
Einleitung		V
1.	Die Sage vom Untersberg	1
2.	Der Kaiſer im Untersberg	3
3.	Karl der Große im Untersberg	4
4.	Friedrich der Rothbart im Untersberg	5
5.	Ein Wanderer in den Untersberg	5
6.	Das Schloß der Zwerge	9
7.	Vom Hans Gruber und der goldenen Kette	11
8.	Des Hirten Stab	12
9.	Goldſand, Goldkohlen und Goldzacken vom Untersberg	12
10.	Die wilden Frauen	14
11.	Das Bergmännlein auf der Hochzeit	15
12.	Der Jäger im Untersberg	16
13.	Der Birnbaum auf dem Walſerfeld	17
14.	Die letzte Schlacht	18
15.	Friedrich der Rothbart zu Kaiſerslautern	19
16.	Barbaroſſa	20
17.	Die Fahrt der Todten zu Kaiſerslautern	20
18.	Der Roßkauf	21
19.	Der Kaiſer im Guckenberg	21
20.	Karl der Große im Karlsberg bei Fürth	22
21.	Karl der Große im tiefen Bronnen zu Nürnberg	23
22.	Wie Karl der Große geboren ward auf der Reismühle am Würmſee	24
23.	Karl der Große auf der Salzburg	26
24.	Feuchtwangens Urſprung	26
25.	Der Altmühlfluß und die Fossa Carolina	27
26.	Heidenſchlacht Karls des Großen vor Regensburg	28
27.	Des Gotteshauſes Metten Urſprung	29
28.	Der Hahnenkampf zu Kempten	29
29.	Hildegardis und Taland	30
30.	Wie Sancimon und Celebrand das Kloſter zu Kempten gebauet	32

		Seite
31.	Heinrich Findelkind von Kempten	33
32.	Sankt Mang, des Allgäu's Apoſtel	35
33.	Sankt Mang zu Kempten und Roßhaupten	35
34.	Sankt Mang und die Bären	36
35.	Der Mangenſprung bei Füſſen	37
36.	Das Kirchlein des Auerbergs	37
37.	Der Schatz am Kienberg	38
38.	Die wilden Männer	39
39.	Das Aelplein bei Wertach	40
40.	Nehmet die Goggeler nicht mit	41
41.	Die Iſenbrechen	41
42.	Schwank von Balderſchwang	42
43.	Die „Halden" zu Ketterſhauſen	42
44.	Der betrogene Geiger	43
45.	Der Hüllenweber	44
46.	Die Schlacht auf dem Lechfeld	44
47.	Der Schuſter zu Lauingen	45
48.	Der Mohrenkopf im Lauinger Wappen	46
49.	Urſprung des Pferdemarktes zu München und Keferlohe	47
50.	Vom heiligen Ulrich dem Lechfeldhelden	48
51.	Der heilige Ulrich mit dem Fiſch	48
52.	Was ein Vater unſer werth iſt	49
53.	Radiana zu Wellenburg	51
54.	Otto Seemoſer, der Thorwart zu Freiſing	52
55.	Das Brod des heil. Kaſtulus	52
56.	Der verſteinerte Ritter	53
57.	Der Jungfernſprung bei Dahn	54
58.	Die ſtoaner' Agnes bei Reichenhall	55
59.	Die drei Jungfrauen auf dem Kirnberg bei Berchtesgaden	56
60.	Die ſtoanern Jager	57
61.	Das Waldwieſenweiblein bei Reichenhall	58
62.	Spuckſagen von der Wegſcheid bei Reichenhall	59
63.	Das Edelweiß	61
64.	Der König Wazmann	63
65.	Der Ritter von Marquardſtein	64
66.	Adalbert und Otkar, die Gründer von Tegernſee	67
67.	Der Traam	69
68.	Die übergoßn' Alm	70
69.	Weihenlindens Urſprung	71
70.	Wie die Kirche zu Ebersberg ihren Anfang genommen	73
71.	Richardis von Ebersberg	74
72.	Die Münchner Sauerbäcken	74
73.	Diez Swinburg	75

		Seite
74.	Der Teufel und der Wind	76
75.	Was von der Frauenkirche gesagt wird	77
76.	Von Barbara, Herzog Albert III in Bayern Tochter	77
77.	Herzog Christophs Stein	78
78.	Herzog Christophs Stein	79
79.	Turnier zu Landshut	79
80.	Teufel in der Bierschenke	80
81.	Herzog Otto's Liebe auf der Gretlmühl bei Wolfstein	81
82.	Sattlern bei Vilsbiburg	82
83.	Der Ratternberg	82
84.	Die Braut von Fürstenstein	83
85.	Schneiderburg	85
86.	Handlab	85
87.	Der Schatz auf dem Hohenbogen	85
88.	Die Riesengeis auf dem Hohenbogen	88
89.	A Mährlein von der Rusel	89
90.	Die Lichtenegger	90
91.	Herkommen des Pfingstritts zu Köpting	91
92.	Sagen von Chameregg	92
93.	Der Drachenstich zu Furth im Walde	93
94.	Der Hirschenritt	95
95.	Der Notthafte Herkunft	96
96.	Zum Brünnlein bei Roding	97
97.	Burg Steffling im Bayerwalde	98
98.	Der Frauenstein bei Bogen	98
99.	Ludmilla von Bogen	99
100.	Ludmilla von Bogen	100
101.	Peter Ecker von Eck	102
102.	Aelteste Sage von Regensburg	104
103.	Sankt Emmeram	105
104.	Emmeramskapelle bei Helfendorf	106
105.	Das Evangelienbuch von St. Emmeram	107
106.	Hans Dollinger	108
107.	Der Dollinger	109
108.	Der Dollinger	110
109.	Wie Gunthar Bischof von Regensburg ward	110
110.	Kaiser Heinrichs Traumgesicht	111
111.	Heinrich der Heilige	112
112.	Heinrichs des Heiligen Stuhl zu Regensburg	113
113.	Die Regensburger Brücke	113
114.	Das Männlein am Dome zu Regensburg	114
115.	Der Bienenkorb am Dome zu Regensburg	115
116.	Was weiter vom Dome zu Regensburg gesagt wird	115

		Seite
117.	Die drei Scharfrichter zu Regensburg	116
118.	Graf Babo von Abensberg	117
119.	Die Töchter des Abensbergers	120
120.	Die Templer zu Altmühlmünster	121
121.	D' Wallfoarth	121
122.	Das Marienbild zu Ingolstadt	122
123.	Die Teufelsmauer	123
124.	Die Teufelsmauer, der wilde Jäger und Frau Holla	124
125.	Der wilde Jäger in Heidenheim	125
126.	Das wilde Heer zu Eichstädt	125
127.	Teufelsbündler zu Ostendorf	126
128.	Das Auernweiblein	127
129.	Die Gründung der Wülzburg	127
130.	Marienburg	128
131.	Gründung des Klosters Heilbrunn	130
132.	St. Sebaldus zu Nürnberg	131
133.	Wie St Sebaldus über die Donau geht	131
134.	Wie St. Sebaldus begraben worden	132
135.	Wie St. Sebaldus nach seinem Tode einen Zweifler besiegt	132
136.	Burglinde zu Nürnberg	133
137.	Kaiser Rudolph und der Freihart zu Nürnberg	134
138.	Henricus Rumel	135
139.	Paul Cruz zu Nürnberg	137
140.	Weißer Geist zu Nürnberg	138
141.	Wie Kaiser Ludwig Pillenreuth errichtet	139
142.	Sankt Hiltegund zu Münchaurach	139
143.	Das Quackenschloß	141
144.	Der Streitberger Ende	144
145.	Burggeist zu Heilsberg	145
146.	Das Kreuz	145
147.	Der goldene Fuchs zu Rothenbühl	146
148.	Die Riesenburg	148
149.	Epple von Geilingen	150
150.	Eppelin von Gailingen	151
151.	Eppelein von Gailingen	154
152.	Eppelins Roß	157
153.	Die Mistelgauer	159
154.	Die Wunderquelle bei Weidenberg	159
155.	Die Königsheide	160
156.	Die Sage von den goldsuchenden Venedigern u. Wahlen im Fichtelgebirg	160
157.	Die Geisterkirche auf dem Ochsenkopf	164
158.	Die Geisterkirche auf dem Ochsenkopf	165
159.	Das Brautpaar	166

		Seite
160.	Der goldne Ziegelſtein	167
161.	Goldſagen vom Epprechtſtein	167
162.	Die Goldkapelle am Epprechtſtein	168
163.	Das Goldlaiblein	169
164.	Das Schloß der Spieler	170
165.	Der Nußhard	171
166.	Der ewige Schmied im Fichtelgebirg	172
167.	Den Bergmönch ſehen	174
168.	Sigmund aus Wunſiedel	174
169.	Wie ein Bauer das Alexanderbad entdeckt hat	175
170.	Die Zerſtörung der Lurburg	175
171.	Der Teufel auf der Köſſein	176
172.	Die Geiſta' in Zaitlmuos	177
173.	Zeitelmoos	178
174.	Der Weiher ohne Fröſche	179
175.	Sagen vom Waldſtein	180
176.	Von den zwei Kaufleuten auf dem Waldſtein	180
177.	Der Teufelstiſch	181
178.	s' Keesbrickla	182
179.	Der Fellenhauer von Weißdorf	182
180.	Die Feuerglocke zu Hof	183
181.	Der lange Zecher	184
182.	Der lange Mann in der Mordgaſſe zu Hof	185
183.	Wie ein Hirtenknabe wohlfeile Zeit macht	186
184.	Das Zwergloch bei Marlesreuth	186
185.	Die Gräfin Beatrix v. Orlamünde, od. die weiße Frau von Plaſſenburg	188
186.	Die weiße Frau	189
187.	Die Gräfin von Orlamünde	189
188.	Volkslied von der Herzogin von Orlamünde	191
189.	Marienweiher	192
190.	Der Geiſt zu Lichtenfels	193
191.	Alberada zu Banz	193
192.	Alberada's Born	194
193.	Das Irrglöcklein von Seßlach	195
194.	Die lichten Steine	196
195.	Das Schneidersloch	196
196.	Die Fickmühle	197
197.	Wüſtung Ebrechtshauſen	197
198.	Die Altenſteiner	198
199.	Der Haß im Grabe	199
200.	Der alte Fuhrmann	200
201.	Der Dombau zu Bamberg	200
202.	Die Schale der heiligen Kunigund	201

		Seite
203.	Der Hahn im Dom zu Bamberg	202
204.	Domkröten zu Bamberg	202
205.	Adalbert von Babenberg	203
206.	Die Feuerprobe der heiligen Kunigund	204
207.	Der Gang nach dem Kalkofen	204
208.	Der Truppacher Fluch	205
209.	Bamberger Wage	205
210.	Bamberger Wage	206
211.	Die Jungfrau an der Fürstenthüre des Domes zu Bamberg	206
212.	Der Meßner zu Bamberg	207
213.	Ursprung der Kirche zum heiligen Grab in Bamberg	208
214.	Der Fürstenstreit	209
215	Der Schäfer von Haid	213
216.	Des Bischofs Jagd	213
217.	Der wandelnde Prior	214
218.	Vom Götzen Lollus in Franken	215
219.	Die Jungfrauen der Petersstirn	215
220.	Die goldgekrönte Schlange	216
221.	Ausgehackte Frösche	217
222.	Auferstandene Frau	217
223.	Die langen Schranken	219
224	Wolfsgasse und Wolfsbrunnen	219
225.	Die Alte mit dem Krüglein	220
226.	Die drei Wasserfrauen	221
227.	Das wilde Heer bei Wipfeld	221
228.	Der Lindwurm in Volkach	222
229.	Huya	223
230.	Steinklopfer bei Dettelbach	223
231.	Wie Kitzingen seinen Ursprung nahm	224
232.	Kitzingen	224
233.	Die Gründung der Stadt Kitzingen	225
234.	Schatz bei Kitzingen am Main	227
235.	Die drei Wasserjungfrauen im Gründlesloch	227
236.	Die Nymphen von Kastell	229
237.	Der Commandanten-Pöpel zu Aub	230
238.	Eibelstadt	232
239.	Von der Franken Ankunft im Frankenland	233
240.	Sankt Kilian	234
241.	Vom Bischof Braun (Bruno) zu Würzburg	236
242.	Das Cyriakus-Panier zu Würzburg	237
243.	Wer das Glück hat, führt die Braut heim	237
244.	Gustav Adolph in Würzburg	238
245.	Bischof Conrads Mainfahrt	239

		Seite
246.	Biſchof und Marſchall	241
247.	Der heilige Macarius zu Würzburg	242
248.	Das Grab im neuen Münſter zu Würzburg	243
249.	Des Minneſängers Vermächtniß	244
250.	Des Malers Rache	245
251.	Stift Haug	246
252.	Das Teufelsthor zu Würzburg	247
253.	Die Reſidenz zu Würzburg	248
254.	Das Kreuz in Neumünſter	248
255.	Der Schornſteinfeger am Fiſchmarkt	249
256.	Der Blutſtein auf Marienberg	249
257.	Die Geiſter auf Marienberg	250
258.	Der Schenkthurm bei Würzburg	250
259.	Die verſunkene Mühle	251
260.	Die eingemauerte Nonne	253
261.	Bilhildis zu Veitshöchheim	253
262.	Maria zu Retzbach im Grünen Thal	256
263.	St. Johannisnacht auf der Karlsburg	256
264.	Das Kreuz bei Reußenberg	257
265.	Seyfriedsburg	258
266.	Das Schloß der Thüringerfürſtin	259
267.	Der heilige Salzfluß	261
268.	Die Schlacht am Salzfluſſe	261
269.	Die Saalnixe	262
270.	Des Dörfchens Name	263
271.	Die Ellingsburg bei Kiſſingen	264
272.	Jud Schwed in Kiſſingen	264
273.	Wie Kiſſingen vor den Schweden gerettet ward	265
274.	Schloß Hubnberg	266
275.	Botenlauben	267
276.	Frauenroda	268
277.	Die luſtige Brücke	268
278.	Sterneckerſchloß bei Roth nächſt Kiſſingen	269
279.	Von der Burg Steineck	270
280.	Der Todtemannsberg	271
281.	Verwünſchtes Schloß Dreiſtelz	272
282.	Schatz bei Wolfsmünſter	273
283.	Mariabuchen bei Lohr	274
284.	Die Geiſterjagd im Neuſtadter Forſt	274
285.	Der Bildſtock bei Rothenfels	275
286.	Die Wettenburg	276
287.	Der Siebener Tanz zu Kreuzwerthheim	277
288.	Engelſtadt bei Prozelten	278

		Seite
289.	Der Geisfuß	279
290.	Die Herren von Rüdt	279
291.	Rieſenſäulen bei Miltenberg	280
292.	Das Kloſter auf dem Engelsberge	281
293.	Das Lisbethchen von Mönchberg	281
294.	Das Glöckchen der Stromfei	285
295.	Die Kapelle im Haßlocher Thal	286
296.	Die Frau Hulle	286
297.	Das Bannkraut	290
298.	Der Schatz auf der Karlshöhe	292
299.	Wie ein Bauer Niedernberg rettet	293
300.	Das Wunderkreuz	293
301.	Die verſunkene Glocke	294
302.	Die verlornen Heiligenbilder	295
303.	Der Rieſenpflug im Schloſſe zu Aſchaffenburg	296
304.	Der geſpenſtige Küfer	300
305.	Aſchaffenburgs Retter	300
306.	Finnberg bei Aſchaffenburg	301
307.	Die Hölle	301
308.	Der Löwe im Pfälzer Wappen	302
309.	Richard Löwenherz und Blondel	304
310.	Der Harfner auf dem Trifels	305
311.	Rietburg	306
312.	Der verrufene Poſten zu Landau	308
313.	Das fromme Knäblein zu Speyer	310
314.	Warum die Kaiſer im Dom zu Speyer beſtattet worden	310
315.	Die Glocken zu Speyer	312
316.	Das Marienbild im Dom zu Speyer	313
317.	Teuffel, die ſich für Münch außgeben	313
318.	Wo die Sage den Namen: Pfalz herleitet	315
319.	Das Nonnenthal bei Neuſtadt a. d. Hardt	316
320.	Schloß Hambach	316
321.	Die Weinprobe zu Wachenheim	318
322.	Kaſpar von Spangenberg	320
323.	Die lederne Brücke	321
324.	Des Spangenbergers Liebe	322
325.	Der Käs-König zu Dürkheim	322
326.	Ein Grabſtein in der St. Johanniskirche zu Dürkheim	323
327.	Die Kloſterruine zu Seebach	324
328.	Der Nonnenfelſen	325
329.	Der Mönchskopf auf Hartenburg	326
330.	Siegfried der Drachentödter	327
331.	Der Waldmann	330

		Seite
332.	Die Heidenmauer	333
333.	Kehrdichannichts, Murmelnichtviel, Schaudichnichtum	333
334.	Limburgs Entſtehung	334
335.	Der Teufelsſtein	334
336.	Hans Warſch, der Hirt von Oggersheim	335
337.	Der Hirt von Oggersheim	336
338.	Der Lindenſchmidt	337
339.	Eberhard von Randeck	340
340.	Das ſteinerne Kreuz	341
341.	„Melchior, wie du willt!“	342
342.	Der Raugraf von Altenbaumberg	342
343.	Die Heidenburg	346
344.	Sage von Kaiſerslautern	348
345.	Sickingen	348
346.	Sickingens Würfel	349
347.	Sickingen	350
348.	Der letzte Ritter	351
349.	Der Rupertsfelſen	351
350.	Die Entführung	352
351.	Das graue Männchen	354
352.	Das wüthende Heer bei Pirmaſenz	354
353.	Der Teufelstiſch	355
354.	Der Einaug	356
355.	Die Jungfrau auf der Wegelburg	358
356.	Wilde Jagd auf der Teufelsmauer	359
357.	Die Teufelsſtraße bei Ried	359
358.	Die Wichtlein der Bubenrother Mühle bei Eichſtädt	360
359.	Hermansſtein	360
360.	Geiſt im Römerthurme zu Wellheim	362
361.	Der Feuerhund im Schloſſe zu Hüting	362
362.	Der ſteinerne Mann	363
363.	Pfalzgraf Philipp Wilhelm zu Neuburg	363
364.	Altenburg bei Neuburg a. D.	364
365.	Drei Fräulein zu Unterhauſen bei Neuburg a. d. D.	364
366.	Niederſchönenfelds Entſtehung	365
367.	Die Stadtmauer zu Wemding	366
368.	Die Schlüſſeljungfrau im Schloß zu Möhren	366
369.	Das Kreuz im Altmühlthale	369
370.	Der dreibeinige Haſe in der Gottmannshöhle am Heſſelberg	371
371.	Die Jungfrau im Oſelberg	371
372.	Ehmannsſchlegel zu Mosbach	372
373.	Die jungen Grafen von Rothenburg	373
374.	Die zwei Thürme zu Rothenburg	374

		Seite
375.	Der beleidigte Storch	375
376.	Die arme Seele zu Rothenburg	375
377.	Des Teufels Heirath	376
378.	Das Freudengäßle zu Rothenburg	377
379.	Die Kniebrechen bei Rothenburg	377
380.	Serpentina von Dinkelsbühl	378
381.	Der Schlößlesberg bei Mauren	382
382.	Die Templer zu Deiningen	382
383.	Ehrensache und Satisfaction zu Günzburg	383
384.	Die Geisterfahrt zu Günzburg	384
385.	Der Möringer	385
386.	Stiftung des Klosters Wettenhausen	392
387.	Ursprung des Krumbades	392
388.	Der Kettenträger zu Gundelfingen	393
389.	Das Lorettokirchlein bei Burgau	395
390.	Die St. Leonhardskirche bei Lauingen	397
391.	Der Rasch	398
392.	Der große Schimmel zu Lauingen	399
393.	Das Herrgotts-Ruh-Klösterle	400
394.	Der seltsame Gast	408
395.	Das Fluchhaus zu Lauingen	409
396.	Albertus Magnus von Lauingen	410
397.	Wie Albertus Magnus gelehrt und wieder dumm geworden	414
398.	Wie Albertus Magnus einen Neugierigen strafte	415
399.	Albertus Magnus rettet den Papst	416
400.	Das seltsame Gastmahl	417
401.	Die Freundesprobe	420
402.	Die feindlichen Brüder	422
403.	Die verzauberte Kanne	425
404.	Jungfer Kümmerniß	426
405.	Die Mühle zu Steinheim	427
406.	Blindheims Name	429
407.	Der Holmann und das wilde Gejäg um Wertingen	430
408.	Die gerettete Unschuld	431
409.	Das Kreuzbild zu Biberbach	433
410.	Die heilige Afra zu Augsburg	434
411.	Die Hexe des Attila	435
412.	Else Rehlinger	436
413.	Ulrich Schwarz, Bürgermeister von Augsburg	438
414.	Jakobe Lauber	439
415.	Der Glockengießer zu Augsburg	440
416.	Der Glockengießer zu Augsburg	440
417.	Zum „Da hinab" in Augsburg	441

		Seite
418.	Die Spielkarten	442
419.	Kloſter Oberſchönenfeld	444
420.	Unſers Herrn Ruh bei Friedberg	445
421.	Marienbild zu Hof-Hegnenberg	445
422.	Mariaſtern in Tara	446
423.	Bruder Marholdus zu Inderſtorff	446
424.	Arnold der Maſſenhauſer	447
425.	Der Kirchenbrunnen zu Einſpach	448
426.	Sage von der Ermordung eines Dachauer Grafen	449
427.	Thalkirchens Urſprung	450
428.	Das Kreuzbild bei Forſtenried	450
429.	Maria Eich	451
430.	Ainpet, Oberpet und Firpet zu Leutſtetten	452
431.	Der Bauernburſch auf 'n Karlsberg	453
432.	Die alte Glocke zu Gilching	454
433.	Der Schloßberg bei Wolfrathshauſen	454
434.	Wie Benediktbeuern ſeinen Urſprung nahm	456
435.	S' Ettaler Mannl	456
436.	Die Entſtehung des Paſſionsſpiels zu Oberammergau	457
437.	Kloſter Ettals Entſtehung	458
438.	Ettals Stiftung	459
439.	Unſer Liebefrau von Ettal und Kaiſer Ludwig der Bayer	460
440.	Wie Polling ſeinen Urſprung nahm	462
441.	Die Märtyrer auf dem Kreuzberg	463
442.	Gründung des Kloſters Weſſobrunn	463
443.	Thierhauptens Urſprung	464
444.	Kuniſſa von Dieſſen	465
445.	Mechtildenbrünnlein bei Dieſſen	465
446.	Sage von Sandau bei Landsberg	467
447.	Urſprung des Nonnenkloſters zu Kaufbeuern	467
448.	Heilig Kreuz bei Kempten	468
449.	Sankta Orilla	468
450.	Der Peſttanz zu Immenſtadt	469
451.	Der Schäfflertanz zu München	469
452.	Das Wurmeck zu München	471
453.	Der Balken von der Frauenkirche in München	471
454.	Luther zu München	472
455.	Der Teufel holt einen Spieler aus der Kirche	472
456.	Die zwölf Apoſtel zu München	472
457.	Münchner Bierbeſchau	473
458.	Der Menſchenfuß zu Freiſing	474
459.	Legende vom h. Corbinian	475
460.	Der Bär des h. Corbinian	475

		Seite
461.	Das Bild des heil. Ulrich zu Thann	476
462.	Die Kirchen in Tollbath und Weiſſendorf bei Ingolſtadt	476
463.	Marienbild zu Ingolſtadt	477
464.	Die Kapelle des heiligen Bauers bei Vohburg	478
465.	Hiſtori vom Urſprung des Gotteshauß Salvators zu Bettbrunn	478
466.	Fritz von Randeck	479
467.	D' Nix und da Zweag	480
468.	Die Burgfrau von Laber	481
469.	Die Wallfahrtskirche Rehberg bei Beratzhauſen	482
470.	Die Wallfahrt zu Habsberg	482
471.	Die drei ſteinernen Jungfrauen	483
472.	Die Jungfrau von Hochenfels	483
473.	Der Berg bei Hohenburg	484

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.

Das Sagenbuch der bayerischen Lande, die Frucht vieljährigen Sammelfleißes verdankt sein Entstehen allerhuldvollster Förderung Seiner Majestät des höchstseligen Königs Maximilians II. von Bayern.

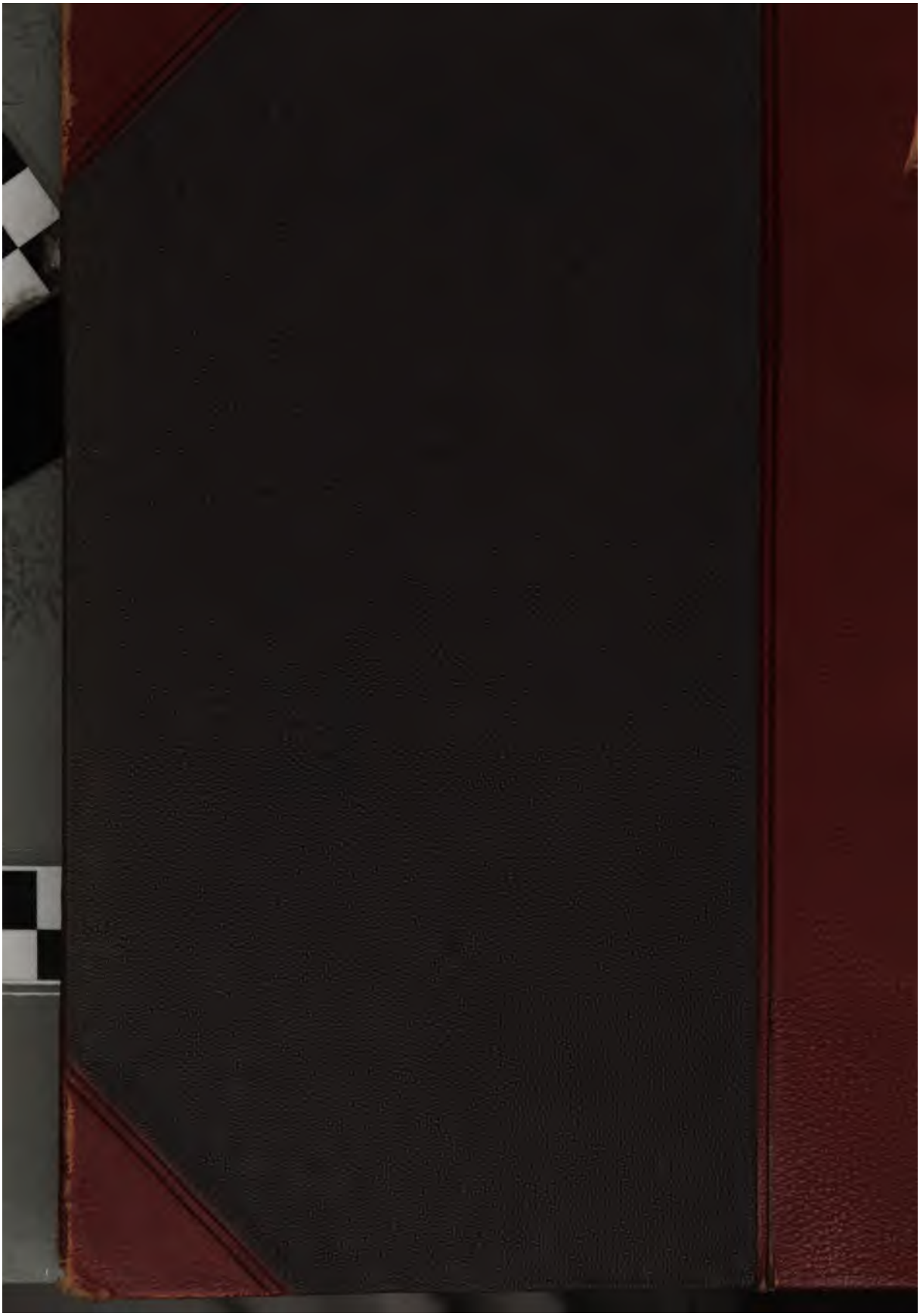
Es ist insofern ein unentbehrliches Supplement zu allen Werken über bayerische Geschichte, als es außer der Masse von Lokalsagen die **geschichtlichen Sagen des bayerischen Regentenhauses und Landes**, ferner die **Sagen der adligen Geschlechter** und ihrer Stammburgen, sowie die **sagenhaften Legenden der Gotteshäuser** enthält.

Es wird somit ein großartiges vaterländisches Lesebuch geboten, das einerseits als Supplement der Geschichte, anderseits als reichhaltige Muster-Sammlung vaterländischer Dichter für Volk und Schule eine Fülle neuer Anschauungen und Stoffe mittheilt.

Die Sagen eines Ortes sind nicht zumal und zusammen geliefert, vielmehr werden die Leser auf einer Reihe von Wanderungen nach und nach durch die sagenreichen Berge und Thäler des ganzen Vaterlandes geleitet. Die Gründe dafür gibt die Einleitung Seite XIV. Ausführliche Sach- und Namen-Register erleichtern den Gebrauch des Werkes nach allen Seiten.

Wir haben, um dies vaterländische Werk nicht nur einzelnen Ständen, sondern allen Klassen der Bewohner des bayerischen Vaterlandes zugänglich zu machen, den Preis dieser Volks-Ausgabe deßhalb so billig gestellt.

Das Werk möge eine große Verbreitung finden und so recht in's Volk dringen, und erwarten wir von der Vaterlandsliebe des bayerischen Volkes, welchem Geschichte und Tradition seiner Heimath so theuer, eine recht zahlreiche Betheiligung.

Die Verlagsbuchhandlung.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg